Neuer
Schauplatz der Natur
Sechster Band
N bis Q.

Neuer
Schauplatz der Natur

nach den

richtigsten Beobachtungen und Versuchen

in

alphabetischer Ordnung

durch eine

Gesellschaft von Gelehrten

Sechster Band

Leipzig

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1778.

Vorbericht
zum sechsten Bande.

Nachdem nunmehr, in einer ununterbrochenen Reihe, von diesem Schauplatze der Natur halbjährig ein Band ist geliefert worden, und das Werk sich ziemlich dem Ende nahet: so rechnen es sich die Verfasser aus verschiedentlichen Ursachen beynahe zur Pflicht, sich den Lesern bekannt zu machen. Denn einmal haben sie in manchen öffentlichen Blättern dieserwegen ganz unrechte Muthmaßungen gelesen, worinnen auch wohl die Einrichtung der Ausgabe unrichtig

ist angegeben worden. Nachgehends halten sie die Bekanntmachung ihrer Namen anitzt auch dieserwegen nützlich, damit alle Leser und Beurtheiler wissen, an wen sie sich, der unterschiedlichen Artikel wegen, zu halten haben. So, wie daher in der Vorrede zum ersten Bande, eine kurze Nachricht von dem ganzen Plane dieses Werkes, und dessen itziger Einschränkung Nachricht gegeben worden ist: so wird gegenwärtig eine gleichmäßige von der Verbindung und den Arbeiten der Verfasser selbst mitgetheilet. Anfänglich hatten sich zu Ausführung des, in gedachter ersten Vorrede erwähnten, weitläuftigen Entwurfes bloß die vier hiesigen Herausgeber der Londoner philosophischen Transactionen, nämlich Hr. D. Langguth, Hr. D. Böhmer, Hr Prof. Titius und Hr. D. Zeiher vereiniget. Sie arbeiteten auch schon einige Zeit an der nähern Berichtigung ihres Entwurfs und machten die Vorberei-

bereitungen zum Werke selbst; ja sie setzten dem Werke schon unter sich diejenigen engern Schranken der bloßen Naturgeschichte, welche in der Vorrede zum ersten Bande angezeiget worden, und in welchen es zeither geblieben ist. Es schien aber bald im Anfange einer und der andere dieser vorgedachten Mitarbeiter, für seine übrigen Geschäffte, noch zu viel Gegenstände in seiner Abtheilung zu haben, die ihm bey Fortsetzung der Artikel zu stark anwachsen und dem Drucke Hinderniß in Weg legen möchten. Hierzu kam, daß Herr D. Zeiher, seiner andern Geschäffte und seines Amtes in Dresden halber, öfters geraume Zeit abwesend seyn mußte, und dadurch an Ausführung der übernommenen Gegenstände von Mineralien und Insecten merklich gehindert wurde. Diese Ursachen bewogen die andern Mitarbeiter sich annoch mit etlichen wenigen Freunden zu verbinden, und die Arbeiten

solchergestalt unter sich zu theilen: damit jeglicher, auf alle Fälle, zu Leistung dessen, was er auf sich genommen, Zeit und Lust haben möchte. Demnach traten noch Herr Prof. Ebert allhier, und Herr D. Nürnberger, Bibliothekarius bey hiesiger Universitätsbibliothek, Herr Bergrath Pörner in Meißen, und Herr Prof. Müller in Erlangen, der Herausgeber des Linnäischen deutschen Thiersystems, zu den vorigen Mitarbeitern; und nun ward die Arbeit mehr vertheilet. Herr D. Langguth übernahm die Bearbeitung der Artikel von Fischen; Herr D. Böhmer das ganze Pflanzensystem und alles was dahin gehöret; aus einer ihm eigenen durch sehr viele Jahre her erworbenen Kenntniß. Herr Prof. Titius behielt unter den Thieren nur die Beschreibungen der Vögel. Herr Prof. Ebert nahm die vierfüßigen Thiere und die ganze allgemeine Physik, und Herr D.

Nürnberger die allgemeine Beschreibung der Theile im menschlichen und thierischen Körper. Herr Bergrath Pörner beliebte, seiner besondern Erfahrung wegen von dergleichen Sachen, die gesammten mineralischen Aufsätze; und endlich Herr Prof. Müller wählete sich die Insecten, Würmer und Conchylien. In dieser Vertheilung blieben die Verfasser während des ersten Bandes. Gleich beym Anfange des zweyten starb Hr. Prof. Müller, und die beyden hiesigen Freunde, Hr. D. Böhmer und Herr Prof. Ebert sahen sich genöthiget, ersterer die Würmer, Muscheln und Schnecken, dieser die Insecten, zur fernern Beschreibung in dem Werke, auf sich zu nehmen. Sie entschlossen sich, unerachtet ihre Abtheilung dadurch, zumal bey den vielfältigen Amts- und andern gelehrten Arbeiten, ungemein anwuchs, um so viel geneigter dazu, weil der

verstorbene Hr. Prof. Müller entweder den hiesigen Plan nicht genugsam vor Augen, oder keine Zeit zu dieser Arbeit hatte. Denn seine Artikel fielen so kurz und unvollständig aus, daß die übrigen Verfasser bereits selbst darüber kein Gefallen bezeugeten; gleichwohl sich anfänglich nicht getraueten, diese Aufsätze zu ergänzen, oder sogleich umzuarbeiten. Hiernächst blieb bey solcher Vertheilung die ganze Ausgabe und der Druck des Werkes unter den Augen fast aller Verfasser und an einem Orte; welches bey so vielen unterschiedlichen Namen von Personen und Sachen, allerdings nöthig schien. Auf solche Weise haben die benannten Verfasser bisher das Werk fortgesetzet, und hier zu Wittenberg die Richtigkeit des Druckes besorget. Es ist daher niemand unter ihnen Director desselben, sondern die Aufsätze werden gemeinschaftlich zur Druckerey hingegeben, und

von

von den Verfassern selbst im Drucke berichtiget. Diese kurze Anzeige von den sämmtlichen Mitarbeitern an dem Werke, davon bereits das Nöthige im 38sten Stücke des hiesigen Wochenblattes vom vorigen Jahre, dem Publico ist bekannt gemachet worden, kann vermuthlich den Titel des Werkes rechtfertigen, welches wirklich von einer Gesellschaft gelehrter Freunde geschrieben wird. Sie kann auch dem Leser dasjenige sattsam bestätigen, was vor dem ersten Bande von Ausarbeitung der Sachen, von dem Fleiße der Verfasser, von ihrer genugsamen Kenntniß und guten Auswahl der Gegenstände, von den gehörigen Schranken des Vortrags, u. s. w. ist gesaget worden.

So weit es zur Zeit das Ansehen hat, sind die mehresten Leser und Beurtheiler mit den Aufsätzen der Verfasser und der ganzen Einrichtung zufrieden gewesen. Diesen letztern kann es daher

nicht

nicht anders, als zum besondern Vergnügen gereichen, wenn sie solchergestalt ihre Absicht möglichst erreichet haben. Sie haben sich dabey zugleich angelegen seyn lassen, auch denjenigen Erinnerungen möglichst nachzukommen, welche einige auswärtige Freunde in ihre Beurtheilungen eingestreuet hatten. Einige derselben glaubten anfänglich, die Artikel dürften hin und wieder das Maas überschreiten; weil sich in den erstern Buchstaben einige etwas lange Aufsätze befanden. Aber man wird in der Folge gefunden haben, daß durch diese ausführlichen Artikel vieles zum Voraus ist mitgenommen und behandelt worden, welches in der Fortsetzung unterschiedliche andere ganze Aufsätze erfordert hätte: da man Gegentheils sich nunmehr auf einen solchen längern Artikel hat beziehen, und mehrere andere hat ersparen können. Wir wollten im Gegentheil behaupten,

haupten, die sämmtlichen Sachen wären eher kürzer, als weitläuftiger beschrieben worden. Denn die Verfasser sind an sich keine Freunde vom Weitschweifigen. Deswegen haben sie sich gleich anfangs aller Anführungen, und aller Entlehnungen ganzer Beschreibungen aus andern Schriftstellern begeben. Einige wenige allgemeine Begriffe von höhern Abtheilungen und Ordnungen der Dinge haben freylich länger als andere ausfallen müssen, wenn sie gleich nur in den engsten Schranken sind vorgestellet worden. Dahin gehören die Artikel Fisch, Pflanze, u. a. m. Andere Freunde haben bey dem Werke Kupfer gewünschet; den Verfassern ein etwas seltsamer Wunsch! Von welcher Sache hätte man denn Kupfer und Abbildungen geben sollen? Von den bekannten und gemeinen? So wäre ihrer eine für Käufer und Verleger lästige Menge geworden.

Von

Von seltenen Stücken? Wer will über die zur Abbildung erforderliche Seltenheit genugsam Richter seyn? Und wie vielen ist denn bloß mit dem Seltenen gedienet? indem vieles davon mehr speculativ, als nützlich ist. Indessen haben die Verfasser schon bey der ersten Grundlage des Werkes an einige Kupfer gedacht, und sind der Meynung gewesen: es würden sich am Ende, wenn die sämmtlichen Sachen abgehandelt sind, von etlichen durchaus nützlichen, besonders der Wirthschaft vortheilhaften, Gegenständen und ganzen Klassen, Kupfer beyfügen lassen, wenn es die Leser verlangen möchten. Solches wären z. B. die richtigen Abbildungen von den gesammten Futterkräutern; die Zeichnungen von giftigen und schädlichen Pflanzen; die wahrgenommenen Verbesserungen bey einem und dem andern Geschöpfe oder natürlichen Producte, wo die bisherigen

rigen Erklärungen und Vorstellungen bey den Autoren nicht gehörige Genüge leisten, u. s. w. Alsdenn würde sich auch näher über die Seltenheit der vorzufallenden Sachen urtheilen lassen. Noch andere Leser haben Sachen vermissen wollen, wenn sie selbige nicht gleich im Anfange eines Artikels, der in ein anderes Reich, als die gesuchte Sache gehörete, erblicket haben. Sie finden indessen Dinge gleiches Namens jederzeit unter einem Artikel, nur in verschiedentlichen Absätzen. Sollte indessen in einem Stücke etwas übergangen, oder nachher wichtige neue Entdeckungen vorgefallen seyn, so könnte dieses irgend in einem Supplementbande nachgehohlet werden.

Bisher ist nun, wie bekannt, alle halbe Jahre ein Band geliefert worden. Diesmal müssen wir die Leser bitten, ein Jahr in Geduld zu seyn, ehe der nächste siebente Band erscheint. Unvermeidliche Hindernisse, die sich in den Aem-

tern

tern und Arbeiten der Verfasser den gegenwärti-
gen Sommer hindurch ereignen, sind Ursache, daß
sie an die Fertigung eines Bandes zur Michael-
messe nicht wohl Hand anlegen können. Zu
Ostern des folgenden Jahres wird dagegen der
nächste Band unausbleiblich erscheinen, dem die
wenigen übrigen, bis zum Ende des Werkes, wie
bisher, sicherlich jedes halbe Jahr folgen sollen.
So viel wir voraus sehen, dürften ohnedem nur
noch drey oder höchstens vier Bände übrig seyn.
Und gleichwie wir unsern Lesern für zeitherigen
Beyfall, Aufmerksamkeit, zum Theil auch geneig-
te Nachsicht, allen billigen Dank schuldig sind, so
lassen wir es uns eifrigst angelegen seyn, gleiche Ge-
fälligkeit auch bey den künftigen Bänden zu ver-
dienen und zu erlangen. Geschrieben zu Witten-
berg, den 4 May 1778.

Nabel.

N.

Nabel.

Vmbilicus. Man versteht eigentlich hierunter diejenige Erhöhung, welche in der Gestalt einer ziemlich ansehnlichen Narbe oder Warze auf der Mitte des Unterleibes zum Vorscheine kömmt, und gleichsam den Mittelpunct desselben ausmachet. Sie entsteht nämlich von der nach der Geburt erfolgten Ablösung der Nabelschnur, es mag selbige entweder mit einem schneidenden Werkzeuge, wie bey den Menschen, oder durch das Abbeißen, wie bey den Thieren geschehen, worauf denn sowohl sämmtliche Nabelgefäße, als die auswendige Scheide oder Bedeckung derselben, mit den allgemeinen Decken und Fleischfasern der Unterbauchsmuskeln in eins zusammenverwachsen und auf solche Art diese narbichte Erhöhung hervorbringen. Im weitläuftigen Verstande wird auch hierunter die, um diesen Mittelpunct beynahe zween Querfinger breit rings herum befindliche, Gegend begriffen, und darum besonders die Nabelgegend, regio vmbilicalis, genannt.

Nabelkräusel.

S. Kräusel.

Nabelkraut.

S. Becherkraut, Durchwachs und Frauenflachs.

Nabelsaamen.

S. Klebkraut.

Nabelsaamenkraut.

Omphalodes Tourn. Hr. v. Linné hat dieses Geschlecht mit der Hundszunge vereiniget, und in

in der Blume kommen beyde mit einander überein, auch die vier Saamen sind in beyden nicht füglich als nackend anzunehmen, indem selbige noch eine besondere Schale bedecket; diese aber ist bey den Hundszungensaamen platt und rauh, bey unsern Pflanzen aber umgiebt den Saamen ein großer, glatter, nabelförmig ausgehöhlter und gefranzter Rand, als ob ein besonderes Näpfchen damit verwachsen wäre; daher auch Herr Ludwig dieses Geschlecht besonders beybehalten und von Heistern Vmbilicaria genannt worden. Es sind zwo oder drey Arten davon bekannt.

1) Das kriechende breitblätterichte Nabelsaamenkraut, Omphalodes symphyti folio. Cynoglossum omphalodes Linn. wächst in Portugall, auch in Crain. Die zäserichte, schwarze Wurzel treibt zuerst niedrige, aufgerichtete Stängel und nachher auch kriechende Ranken; diese schlagen häufig Wurzeln, blühen aber nicht, da hingegen jene im März und April häufige Blumen treiben. Die Blätter sind mit steifen Haaren besetzet, gestielt, mehr ey- als herzförmig, zugespitzet, am Rande ganz. Die Wurzelblätter sind von denen am Stängel nicht unterschieden, nur ist ihr Stiel länger. Der blühende Stängel wird ohngefähr einen halben Fuß hoch, und treibt aus dem Blätterwinkel am Ende lange, in einige Zweige abgetheilte Blüthstiele, daher die Blumen einen kleinen Strauß vorstellen. Das Blumenblatt ist schön blau gefärbet und in der Mitte mit einem weißen Sternchen bezeichnet. Dieses Pflänzchen ist im Frühjahre eine Zierde in den Gärten, es dauert ohne Wartung im Freyen und wuchert mit seinen Ausläufern in einem guten Boden häufig. Da aber die Wurzeln sich in einander verwirren und dabey endlich eingehen, soll man solche alle zween oder drey Jahre umpflanzen und aus einander reißen. Saamen haben wir nicht erhalten. Die Blumen können zwar den Bienen wenig Ausbeuthe geben, sind ihnen aber wegen Mangel anderer zu der Zeit angenehm.

2) Schmalblätterichtes wollichtes Nabelsaamenkraut, Omphalodes lini folio glabro. Cynoglossum linifolium Linn. wächst auch in Portugall, ist aber nur ein Sommergewächse. Das Pflänzchen ist mit einem dichten, aber dünnen wollichten Wesen bedecket, silberfärbig und glänzend. Die zäserichte Wurzel treibt einen aufgerichteten, und mit vielen Zweigen versehenen, einen Fuß hohen Stängel. Die Blätter stehen wechselsweise, sitzen platt auf, sind nicht gleich breit und lanzetförmig, wie Herr von Linné annimmt,

nimmt, sondern länglicht, und nur die obern gehen etwas spitzig zu, da hingegen die untern sich ganz stumpf endigen. Die ästigen und fast nackenden Blüthstiele treiben aus dem Blätterwinkel und die weißen Blumen öffnen sich im Brach- und Heumonathe. Man säet den Saamen im Frühjahre, und nicht, wie Miller verlanget, im Herbste in das freye Land, und wenn die Pflanzen nur vom Unkraute rein gehalten und zuweilen begossen werden, erhält man gewiß wieder reifen Saamen.

3) Schmalblätterichtes rauhes Nabelsaamenkraut, Cynoglossum lusitanicum Linn. ist der zwoten Art ähnlich und vielleicht nur eine Abänderung davon. Die Stöckchen sind höher und nicht wollicht und weich, sondern rauh anzufühlen; auch die Wartung ist nicht verschieden.

Nabelschnur und Nabelstrang.

S. Nachgeburt.

Nachenkraut.

Nachenkraut ist die Uebersetzung von Cymbaria Linn. Hr. Messerschmid hat die Beschreibung dieser Pflanze, welche in Daurien wächst, und Herr Gmelin die Abzeichnung Herrn Ammannen mitgetheilet. Es hat solche viel ähnliches mit dem Löwenmaule. Die dauernde, seitwärts kriechende Wurzel treibt einige schwache, selten über einen halben Fuß hohe, wollichte Stängel, an welchem wechselsweise schmale, spitzige, dem Frauenflachse ähnliche, aber kleinere und wollichte Blätter sitzen. Aus dem Blätterwinkel entstehen kurze einblümichte Stiele. Der Kelch giebt das Hauptunterscheidungszeichen. Es ist solcher in zwölf Einschnitte getheilet, davon zween einander gegen über gestellet, ausgebreitet und stärker, die übrigen zehne aber aufgerichtet und schmäler sind. Des großen Blumenblattes weite Röhre theilet sich in zwo stumpfe Lippen und die obere rückwärts gebogene in zween, die untere in drey Einschnitte. Es ist solches gelb und innerlich roth geflecket. Zween längere und zween kürzere Staubfäden sitzen an der Blumenröhre. Der Griffel ist am Ende umgebogen, und mit dem stumpfen Staubwege besetzet. Das eyförmige Saamenbehältniß wird von dem Kelche bedecket, öffnet sich mit zween nachenförmigen Klappen, und enthält in einem Fache viele eckichte Saamen.

Nachgeburt.

After, Secundae, Secundinae. Man begreift unter dieser Benennung eigentlich dasjenige besondere Werkzeug, vermittelst welchem die junge Frucht sowohl bey dem Menschen, als bey einem jeden

den lebendig gebährenden Thiere mit der Mutter in Mutterleibe zusammenhängt oder in Verbindung steht, worinnen selbige selbst eingeschlossen liegt, und welches allemal nach erfolgter Geburt entweder zugleich mit der Frucht zum Vorscheine kömmt, oder wenigstens, sobald die Frucht davon abgelöset worden, manchmal durch besondere Handgriffe herbeygeschaffet und hervorgezogen werden muß. Eigentlich rechnet man zur Nachgeburt drey wesentliche Stücke, nämlich die Fruchthäute, membranae, den Mutterkuchen, placenta vterina, und die Nabelschnur samt ihren Gefäßen, funiculus vmbilicalis. Erstere, oder die Fruchthäute sind besondere dünne Blasen, welche die Frucht im Mutterleibe auf gleiche Weise in sich fassen, als ohngefähr die Schale am Ey das Küchlein enthält.

Die äußerliche dieser Fruchthäute, oder das so genannte Lederhäutchen, chorion, s. membrana reticularis, ist vor der folgenden dick, schwammicht, wollicht, ganz voll Adern, und besteht aus zwo unterschiedenen Schichten, wovon die inwendige zwar mit der auswendigen feste zusammenhängt, diese aber an einem Orte von jener ganz abgeht und theils die hintere Fläche des Mutterkuchens überzieht, theils mit ihren vorragenden, zottichten Fäden sich in die Höhlen der Mutter selbst einsetzet, mit der es auch sonst noch durch die Gefäße auf eben diese Art in zusammenhängender Verbindung steht. Man findet diese äußerliche Fruchthaut überhaupt in allen vierfüßigen Thieren und selbst in denjenigen, welchen man schwerlich einen Mutterkuchen zugestehen kann, z. E. im Schweine und dergleichen. Wenn in der Gebährmutter zween oder mehrere Früchte vorhanden sind, so pfleget diese erste Fruchthaut mit der folgenden in eins zusammen zu laufen und gleichsam eine Art von Scheidewand zu machen. Doch findet man auch bey Thieren, welche zugleich viele Jungen zur Welt bringen, daß jede Frucht diese erste Fruchthaut ganz eigen und besonders besitzt. Es folget auf diese eine zwote innerliche Fruchthaut, oder das so genannte Schafhäutchen, amnios, welches sich von jenem darinnen unterscheidet, daß es dünner, dem Ansehen nach fast ganz ohne Gefäße und gleichsam durchsichtig ist. In derselben befindet sich die bekannte Amnionsflüßigkeit, welche eine klebrichte, durchsichtige und gallertartige Feuchtigkeit vorstellet, von welcher sich nicht einmal bestimmen läßt, woher sie eigentlich entstehe, ob sie durch die Schweißlöcher der Haut ausdünste, oder ob sie sonst durch die feinern Gefäße der erstern

Haut

Haut allmählig durchschwitze und sich darinnen sammle. Eben so wenig ist der bestimmte Nutzen dieser Feuchtigkeit bekannt, ob selbige der Frucht im Mutterleibe in den letztern Monathen zu einer Nahrung diene, oder ob sie bloß die engen Wege, durch welche die Frucht durchgehen muß, erschlaffe und schlüpfrig mache, und auf solche Art die Geburt erleichtern helfe? Man trifft die zwote Fruchthaut bey allen vierfüßigen Thieren von kalten Blute an, und es haben auch die Insecten dergleichen, doch ist diese Bekleidung bey ihnen gemeiniglich härter und die Flüßigkeit darinnen nicht so deutlich. Uebrigens richtet sich auch diese Haut nach der Anzahl der Frucht, sowohl bey den Menschen, als bey den Thieren, und nur alsdenn ist das Schaafhäutchen nicht vielfach, sondern einfach vorhanden, wenn die Früchte widernatürlicher Weise zusammengewachsen sind. Es scheint, als ob die erstere Fruchthaut außerdem, daß sie die Nabelgefäße unterstützet, etwas von demjenigen Safte, welcher die Nahrung der Frucht bewerkstelliget, aus der Mutter einsauge, so wie diese zwote die Amnionsfeuchtigkeit in sich fasset, und das ganze Ey um und um einschließt. Außer diesen findet man auch noch bey den meisten vierfüßigen Thieren eine dergleichen dritte, nämlich die so genannte Harnhaut, Alantois, s. membrana farciminalis, welche ungemein groß, gemeiniglich sehr lang, beynahe walzenförmig, aber von ungleicher Breite, in zwey Hörner diſſeits und jenseits ausgebreitet, und übrigens mit einem gelben, salzichten, oder auch wohl stinkenden Safte erfüllet ist. Man muß sie gemeiniglich zwischen der ersten und zwoten Fruchthaut suchen, und da dieselbe sich nicht nur bis zur Blasenschnur erstrecket, und vermittelst derselben mit der Blase selbst zusammenhängt, sondern da man auch wahrnehmen können, daß eingesprützte Feuchtigkeiten und die eingeblasene Luft einen freyen Durchgang durch diese Haut bis zur Blase selbst gehabt, so läßt sich aus diesem allen mit größter Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß diese Harnhaut ein besonderer Sammelkasten des angehäuften und aufgesammelten Urins im Mutterleibe seyn möge. So sehr auch einige berühmte Zergliederer für die Gegenwart des Harnhäutchens bey den Menschen gestritten, so wenig haben es andere durch das mühsamste Nachforschen ausfündig machen können, weswegen man denn bey so mangelhaften Erfahrungen bewährter Augenzeugen es denselben bis jetzo noch abspricht.

Den zweeten Theil der Nachgeburt machet der Mutterkuchen,

Placenta vterina, aus, welcher einen runden, acht bis neun Zoll breiten und zween Zoll dicken Kuchen vorstellet, dessen eine hintere Fläche ein wenig gebogen und erhaben, uneben, mit allerhand Furchen und Erhöhungen besetzet, gegen die Mutter zu gerichtet, die andere vordere Fläche aber, welche eigentlich die Frucht in sich fasset, und aus welcher die Nabelschnur entspringt, etwas hohl, voller großer und ins Auge fallender Gefäße und mit den Fruchthäuten überzogen ist.

Die Anzahl dieses besondern Eingeweides richtet sich bey den Menschen nach der Menge der Früchte, daher es einfach bey einzelnen Früchten, und gedoppelt bey Zwillingen angetroffen wird, nämlich im letztern Falle also, daß beyde Kuchen zwar zusammengewachsen sind, in Ansehung der Gefäße aber eigentlich in keiner Gemeinschaft unter einander stehen. Ohnerachtet einige, durch besondere wahrgenommene Wasserbläschen verführt, den Bau des Mutterkuchens durchaus für drüsenhaft haben ausgeben wollen, so scheint selbiges doch mehr ein lockeres schwammichtes Gewebe von unzählichen kleinen Gefäßen auszumachen, welche als eben so viele zarte Zerästelungen von den Nabelpuls- und Blutadern herzuleiten sind. Die letztern Endungen dieser blut- und pulsaderichten Gefäße, welche als besondere kleine Haargefäße an der hintern Fläche des Mutterkuchens hervorragen und das zottichte und flockichte Wesen derselben ausmachen, stecken wie kleine Würzelchen in den Grübchen und hohlen Schweißlöchern der inwendigen Fläche der Mutter selbst, doch ist der eigentliche Verbindungsort sehr ungewiß und unbestimmt, da der Mutterkuchen bald hier, bald da, am gewöhnlichsten aber hinten am Obertheile oder Grunde mit der Gebährmutter zusammenhängt. Man findet diesen Kuchen auch bey den vierfüßigen Thieren, ingleichen bey solchen Amphibien oder kaltblütigen Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen, so wie bey den Fischen solcher Art. Dahingegen fehlet solcher allen Eyerlegenden und scheint die Natur den Mangel dieses ansehnlichen Theils, z. E. bey den Vögeln, durch den Dotter ersetzet zu haben. Diejenigen, welche dem Pferde und dem Schweine keinen Mutterkuchen haben zugestehen wollen, scheinen dadurch verstöhret worden zu seyn, daß sie diese Untersuchungen allzufrühe, nämlich in den erstern Entstehungszeiten der Frucht angestellet, wo freylich bloß das Lederhäutchen mit der Gebährmutter anhängend, der Mutterkuchen aber nicht so deutlich wahrzunehmen ist, als welcher sich erst nach

und nach, nämlich bey zunehmenden Wachsthume der jungen Frucht deutlicher entwickelt. Gleichwie bey den gras- und fleischfressenden Thieren der Thierkuchen eben so, wie bey den Menschen, ein einfaches und durchaus gleichartiges Stück ausmachet, so blühen hingegen bey dem wiederkäuenden und gehörnten Viehe aus der äußerlichen Fruchthaut unzehliche kleine erhabene Hügelchen oder Taschendrüsen, Cotyledones, hervor, die alle unter einander zusammenhängen, und gleichsam eben so viele einzelne Thierkuchen auszumachen scheinen. Schon aus dem genauen Zusammenhange des Mutterkuchens mit der Gebährmutter und der eingeschlossenen Frucht läßt sich sehr wahrscheinlich vermuthen, daß vermittelst desselben ein wechselseitiger Kreislauf des Blutes und des Nahrungssaftes zwischen der jungen Frucht und der Mutter unterhalten werde. Noch mehr aber bestätigen solches gewisse seltsame Wahrnehmungen, vermöge welchen man nach einem erfolgten unglücklichen Falle einer schwangern Frauensperson und daraus entstandenen Verletzung eines ansehnlichen Blutgefäßes im Unterleibe und tödtlichen Verblutung, nach dem Tode derselben, den Mutterkuchen an der Gebährmutter zwar noch anhängend, die todte Frucht aber ganz vom Blute erschöpft, und dessen Herz und Gefäße ausgeleeret ersehen. Ein andermal erfolgte auf die glückliche Geburt des Erstlings eines Zwillings plötzlich eine tödtliche Verblutung, und man fand nach dem Tode der Mutter die andere Zwillingsfrucht zwar noch in ihren Häuten eingewickelt, durch den Mutterkuchen mit der Gebährmutter annoch genau vereiniget, übrigens aber todt und ganz ohne Blut, das wahrscheinlicherweise durch den vom Abgange des erstern Mutterkuchens entblößten Orte herausgeflossen seyn mochte. Da aber außerdem die im Mutterleibe enthaltene Frucht, weder Athem holet, noch sonst zu den Lungen desselben Blut gelanget, so möchte man fast muthmaßen, als ob der Mutterkuchen an die Stelle der Lungen trete, und als ob derselbe unterdessen das Werkzeug der Blutmachung abgebe, wozu selbiger um so viel mehr geschickt ist, da das Blut sich durch die kleinen Haargefäße so mühsam hindurchdrängen muß, und dadurch eine vollkommene und genauere Mischung erhält.

Das dritte Stück der ganzen Nachgeburth machet endlich die Nabelschnur, oder der sogenannte Nabelstrang, funiculus vmbilicalis, aus, welcher unter der sonderbaren Gestalt, einer aus kleineren Fäden zusammengewundenen

denen Schnur oder gedreheten Strickes erscheint, und eben daher diese Benennung erhalten hat. Es besteht selbige nämlich aus zwo besondern Nabelpulsadern, einer Nabelblutader und der sogenannten Nebenblase oder Blasenschnur, welche Theile besonders übereinander gewunden und gedrehet, und äußerlich mit einer gemeinschaftlichen dicken, übrigens aber ziemlich schwammichten und lockern Haut überzogen, und darinnen eingeschlossen sind, zwischen deren Zellgewebe immer ein klebrichter Saft befindlich ist. Diese Nabelschnur nimmt in der inwendigen Fläche des Mutterkuchens ihren Anfang, und endiget sich äußerlich am Nabel der jungen Frucht. Außerdem, daß selbige ziemlich einen starken Finger oder Daumen dicke ist, so erstrecket sich ihre Länge meistentheils von zwo, drey bis vier Spannen. Die Natur scheint bey dieser Einrichtung eine doppelte Absicht zu verrathen, damit nämlich theils die Frucht im Mutterleibe sich desto freyer bewegen könne, ohne daß dadurch der Mutterkuchen von der Mutter selbst abgerissen werde; theils auch, damit nicht sogleich eine tödtliche Verblutung sich ereigne, wenn etwa, nachdem die Frucht zur Welt gebohren worden, die Unterbindung der Nabelschnur nicht alsobald veranstaltet werden können. Mit den eigentlichen Hauptbestandtheilen der Nabelschnur hat es denn nun folgende Bewandniß: es entspringen nämlich erstlich entweder aus der großen Pulsader, oder aus den Unterbauchs- oder Beckenschlagadern auf beyden Seiten die beyden Nabelpulsadern, arteriae vmbilicales duae, welche sich seitwärts an der Harnblase hinschleichen, sich bis zu der Oeffnung des Nabels erstrecken, und von da sich durch die ganze Länge der Nabelschnur also verlängern, daß sie sich beyde übereinander in schneckenförmigen Krümmungen winden, bis sie endlich in der Oberfläche des Mutterkuchens, woselbst sie sich in unendlich kleine und zarte Aeste zertheilen, und die ganze Substanz desselben durchweben, ihr Ende gewinnen. Man bemerket an ihnen hin und wieder besondere knollichte Absätze oder Knoten, welche, wenn man die Nabelschnur ausdehnet, oder die Adern selbst aufbläßt, verschwinden. Die Anzahl derselben ist eigentlich für beständig zweyfach, und beyde gemeiniglich gleich groß, ohnerachtet man bisweilen eine vor der andern ein wenig größer wahrnimmt, auch wohl eben nicht gar so selten nur eine einzige antrifft. Bey den vierfüßigen Thieren findet sich außer diesen gewöhnlichen beyden, noch wohl gar manchmal eine

beitte ein, welche aus der Gekrösepulsader entsteht, und darum die Nabelgekrösepulsader genannt werden könnte, die man nichts desto weniger auch bey den Menschen, obschon überaus klein, und daß sie sich gegen den Nabel selbst mit einigen Zweigen unvermerket verloren, wahrgenommen hat. Bey den Vögeln giebt es drey Schlagadern, welche man mit den Nabelschlagadern vergleichen könnte, und welche fast eben in einer solchen Scheide aus dem Körper der Frucht in die Nachgeburth laufen. Die Dotterschlagader entsteht aus der Gekröseschlagader, und ihre Aeste sind die überaus schönen Gefäße, welche im Anfange der Brütung auf der Haut des Dotters liegen. Diese hat mit der Nabelgekröseader eine Aehnlichkeit. Die linke Nabelschlagader ist ein Fortsatz der linken Beckenschlagader, welche aus diesem Grunde viel breiter als die rechte ist, und welche sich dann mit ihren zarten Aestchen über die ganze Fläche der inwendigen Dotterhaut verbreitet; die rechte hat zwar einige Aehnlichkeit mit der vorigen, ist aber nur übrigens kleiner, und dehnet sich kaum über die Nabelscheide hinaus. Zweytens befindet sich unter diesen beyden Nabelschlagadern gewöhnlichermaaßen die Nabelblutader, Vena vmbilicalis, welche zweymal dicker ist, als jene. Es entspringt selbige mit einer unzähligen Menge kleiner, zarter Gefäße aus der Substanz des Mutterkuchens, welche aber außer demselben bald in einen einzigen Stamm zusammenlaufen, der also einfach durch die ganze Nabelschnur scheint, und äußerlich von beyden Nabelschlagadern umwunden, fortläuft. Sie geht eigentlich viel gerader durch das schwammichte Wesen der Nabelschnurscheide, und ist darum viel kürzer als die Nabelschlagadern, ohnerachtet sie ebenfalls bisweilen besondere Krümmungen und abgesetzte Knoten machet, welche aber verschwinden, sobald die Ader selbst aufgeblasen, oder ausgedehnet wird. Nachdem sie endlich am Nabel der Frucht ihre Scheide verlassen, und sich seitwärts gegen die Leber derselben zugewendet, so gewinnet sie eines Theils in dem hohlen Sacke der Pfortader ihr Ende, theils breitet sie sich mit kleinern Zerästelungen, welche mit den Pfortadergefäßchen zugleich fortlaufen, durch die ganze Substanz der Leber aus. Es gehöret unter die seltenen Fälle, daß man die Nabelblutader bey den Menschen doppelt, wiewohl öfterer gespalten antreffen sollte, da hingegen die vierfüßigen Thiere allemal zwo Nabelblutadern haben, welche durch die ganze Nabelschnur von einander unterschieden sind, und erst bey dem Nabel in eins zu-

zusammenlaufen. Auch findet man bey den meisten derselben eine Nabelgekröseader, welche von der Pfortader entsteht, wenigstens am Hunde, an der Katze, am Löwen, am Kaninichen, auch bisweilen am Menschen. Die Vögel besitzen ihrer ebenfalls zwo, wovon die eine, welche aus dem Dotter entspringt, sich in die Leberader einsetzet, die andere aber unterhalb dem Herzen sich in die Hohlader einpflanzet. Gleichwie nun durch die Nabelblutadern das Blut und die eigentliche Nahrung vermittelst des Mutterkuchens von der Mutter selbst eingesogen, und so bis zur Leber hingeschaffet wird, von dannen es durch einen besondern blutaderichten Gang, canalis venosus, unmittelbar zur Hohlader gelanget, also wird das zurückfließende und übriggebliebene Geblüte durch die beyden Nabelschlagadern von der Frucht abgeleitet, und der Mutter wiederum überliefert, und es scheint, als ob die Natur darum Vorzugsweise gewöhnlichermaaßen zwo solche Schlagadern vor einer Blutader hier veranstaltet, um einer tödtlichen Verblutung vorzubauen, wenn etwa ja durch einen ungefähren Zufall der Nabelstrang selbst zerrissen werden sollte, oder wenn derselbe sonst nach erfolgter Geburth nicht alsobald unterbunden werden könnte. Endlich enthält auch noch der Nabelstrang die sogenannte Blasenschnur, vrachus. Es stellet diese bey den Thieren einen besondern hohlen Canal vor, welcher sich von dem Grunde der Urinblase an, und zwar aus dem Mittelpuncte derselben, längst durch die ganze Nabelschnur, bis zur Harnhaut erstrecket. Sie ist auch bey den Menschen anzutreffen, nur daß sie bey diesen überaus enge und dünne, nichts desto weniger aber ebenfalls hohl und offen ist, und wahrscheinlicher Weise sich entweder an der inwendigen Fruchthaut des Mutterkuchens verliert, oder sich nach den Wahrnehmungen einiger berühmter Zergliederer mit einem Bläschen, welches darum für die Harnfruchthaut bey den Menschen gehalten wird, endigen soll. Und diese Blasenschnur sowohl, als die Harnhaut werden, da sie beyde in einer so genauen Verbindung stehen, für das Behältniß angesehen, worinnen sich der Urin während der Zeit, da die junge Frucht sich noch im Mutterleibe befindet, allmählich sammlet. Es vertrocknen endlich nach und nach sowohl die Nabelblutader, als beyde Nabelschlagadern, und die Blasenschnur, in so ferne sie nämlich inwendig im Unterleibe der jungen Frucht befindlich sind, und verwandeln sich in bloße Bänder. Diese Nabelschnur nun scheint ein so unentbehrliches Stück einer jeden jungen Frucht zu seyn,

daß

daß sie darum bey allen vierfüßigen Thieren, bey den Zwitterthieren oder Amphibien, und selbst bey den Fischen anzutreffen ist. Die Vögel haben statt derselben eine ähnliche Scheide, welche aus den Decken des Unterleibes besteht, und in welcher sich die Dottergefäße, die Gefäße der Adermembranen, und der Gang des Dotters befindet; ja man könnte sogar bey den Pflanzen Theile anführen, welche mit der Nabelschnur einige Aehnlichkeit haben. Es ist selbige auch darum einer der ersten Theile einer Frucht, und sie erscheint an dem Hühnchen noch eher als das Herz und die rothe Farbe, und enthält bereits wirkliches Blut in der vierzigsten Stunde. Fast eben so zeitig, und sobald man nur Spuhren einer, selbst der kleinsten Frucht entdecken kann, offenbahret sie sich auch bey den Menschen, vierfüßigen und übrigen Thieren, und nimmt nach und nach sowohl an ihrer Länge, als in ihrem Umfange zu. Bey den Menschen wird die Nabelschnur, sobald die Frucht aus Mutterleibe heraus, doppelt unterbunden, und zwischen diesem doppelten Bande abgelöset, bey den Thieren aber pfleget sie die Mutter selbst aus einem angebohrnen Instinkt mit den Zähnen abzubeißen.

Nachtblume.

S. Jasmin.

Nachtfisch.

Nachtfisch, in der Lucernersee, Albula Caerulea des Gesners, S. 187. b. Salmo Albula, L. gen. 178. sp. 6. Trutta Edentula, 1. des Kleins, eine Art der Fohren. s. auch unsere Artikel, Baal, Th. I. S. 465. und Forelle, Th. III. S. 178.

Nachtigall.

Luscinia. Dieser bekannte und vorzüglich schön singende Vogel gehöret unter die weitläuftige Zahl der kleinen Vögel, die vorne mit drey Zähen und einem hinten versehen sind. Der Schnabel ist dünne, lang und stumpf an den Schneiden, die Nägel an den Füßen sind kurz, und einander gleich, der hinterste Zähe ohne Sporn. Klein setzet die Nachtigall unter das Obergeschlecht der Fliegenstecher, und machet den Namen derselben zum allgemeinen Namen, der mit der Grasmücke einerley ist: unerachtet die Arten der Vögel, die diesen Namen führen, verschieden sind. Von der äußern Farbe zu urtheilen, so zeichnet sich selbiger gar nicht aus. Kopf, Hals, Rücken, bis auf den Schwanz hellbraun, und die ganze obere Grundfarbe grau, mit wenig Ziegelfarbe vermischet. Kehle, Brust und Bauch schmutzigweiß, Bürtzel und Schwanz röthlicht. Die Augen

groß

groß und scharfsehend, Füße hoch, zum Hüpfen sehr geschickt, und bräunlicht. Die wenigen Arten sind 1) die gemeine Nachtigall, große und kleine, Luscinia maior et minor, davon es zwo Gattungen geben soll: die eine den Rothvogel oder Tagschläger, weil er des Tages vorzüglich singt; die andere, den Sprosser, der etwas größer fällt, vornehmlich nur des Nachts singt, und davon Nachtschläger genannt wird. 2) schwarzbunte Nachtigall, Luscinia ex fusco et luteo varia. Schnabel schwarz, Kopf tief dunkelbraun mit schmalen weißen Linien über den Augen, Rücken schwarzbraun, mit feinen weißen Linien an den Spitzen der Federn, Bauch und Füße gelblicht 3) Bengalische Nachtigall am Kopfe zu den Seiten nebst unterm Leibe gelb, Rücken und Schwanz grün, Flügel schwarz, mit zwo Queerlinien, und vier langen schwarzen Linien gezeichnet. 4) Jamaikasche Nachtigall. Rücken, Flügel und Schwanz dunkelbraun, Unterleib goldgelb, Füße schwärzlicht. Männchen und Weibchen sind bey den Nachtigallen schwer zu unterscheiden. Sie nähren sich von allerley Würmern und Insecten, von Ameiseneyern, auch suchen sie die kleinen grünen Baumraupen gern für ihre Jungen auf. Sie brüten nur einmal im Jahr, machen ihr Nest in Gebüsche und Hecken, ganz auf dem Erdboden, unter andern Kräutern, gemeiniglich gegen die Morgensonne, damit sie über die Hälfte des Tages im Schatten bleiben; und zwar unweit einem fließenden Wasser oder einer Springquelle. Das Nest ist halbkugelförmig, aus Baumblättern und Graswurzeln verfertiget, auch inwendig mit dürrem und ganz weichem Grase bekleidet. Es ist dabey so versteckt, daß man es schwerlich finden und gewahr werden kann. Die Eyer sind dunkel olivenfarbig, und von sehr dünner Schale. Gewöhnlichermaaßen bringen sie vier bis fünf Jungen aus. Wo sich die Nachtigallen aufhalten, da leiden sie nicht viel ihres gleichen in der Nähe; und daher kömmts, daß man immer nur wenig Paare in den schattenreichsten, dicksten Gegenden findet. Sie sind übrigens im Frühjahr bey ihren Ständen leicht zu fangen, entweder aus Einfalt, oder aus Neugier: denn man machet meistens eine kleine Grube in den Erdboden, mit eingelegten Ameiseneyern, oder Würmern, und richtet darüber eine Falle oder Netz auf, welches zuschlägt, wenn der Vogel hineintritt. Man hält die Nachtigallen für Zugvögel, für solche, die sich früh bey uns verlieren, schon zu Ende des Augusts, wenn sie ausgebrütet haben,

den, und erst am Ende des Aprils wiederkommen. Sicherlich aber verbergen sie sich nur in die unwegsamsten Gegenden, wie andere kleine Vögel. Sie fangen mit dem Monath May zu singen an, setzen es Tag und Nacht fort, und halten damit, nach Beschaffenheit der guten Witterung, bis nach Johannis, in die Mitte des Junius aus.

Nachtkerze.

Wir verstehen hierunter Onogram Tourn. oder Oenotheram Linn. Gelber Weiderich ist zwar ein mehr bekannter Name; dieweil aber auch andere Geschlechter solchen führen, haben wir, um alle Verwirrung zu vermeiden, lieber jenen gewählet. Der Kelch steht auf dem Fruchtkeime, fällt ab, und besteht aus einer langen Röhre und vier spitzigen Einschnitten; wo diese ihren Ursprung nehmen, sitzen vier eben so lange, aber breitere, herzförmige, ausgebreitete Blumenblätter und am obern Theile der Röhre des Kelches acht kürzere, gekrümmte Staubfäden; der lange, walzenförmige Fruchtkeim trägt einen dünnen Griffel mit vier dickern, rückwärtsgebogenen Staubwegen. Das lange, viereckichte Saamenbehältniß öffnet sich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Saamen. Von dem Weiderichröslein, welches das nahverwandte Geschlecht ist, unterscheidet sich die Nachtkerze durch den Saamen, welche bey jenem mit einer wollichten Haarkrone besetzet, bey diesem aber blos oder nackend sind. Herr v. Linne hat zehen Arten bestimmet. Wir erwähnen davon

1) die zweyjährige Nachtkerze mit borstigem Stängel, Garten- oder französische Rapunzeln, Rübrapunzel, gelber Gartenweiderich, Weinblume, Rhapontica, Oenothera biennis. Ist ein zweyjähriges Virginisches Gewächse, welches sich durch den häufig ausfallenden Saamen dergestalt in hiesigen Gärten vermehret hat, daß es zu einem Unkraute geworden, und sogar an ungebauten Oertern und in dem Flugsande, wie die gemeine Königskerze, angetroffen wird. In den Gärten ist die Wurzel dicke, stark und fleischicht, und den ersten Sommer hindurch, auch den Winter über mit vielen langen, eyförmig zugespitzten, platten, und am Rande zart eingekerbten, weichhaarichten Blättern besetzet. Der im zweyten Jahre hervortreibende eckichte Stängel wird vier bis fünf Fuß hoch, und ist mit borstigen Haaren und vielen Zweigen besetzet. Die Blätter am Stängel sind den Wurzelblättern ähnlich, aber ungestielt. In dem Blattwinkel sitzen die Blumen einzeln, stellen aber gleichsam unter

sich

sich eine Aehre vor. Es brechen fast den ganzen Sommer hindurch immerfort neue hervor, und sie haben einen schwachen, doch angenehmen Geruch. Die Blumenblätter sind gelb, und fast kürzer als die haarichten Kelcheinschnitte; um den Boden des Kelches sitzen äußerlich vier gelbe Warzen. Der eine Staubweg ist länger als die drey übrigen, alle ganz mit dem Blumenstaube bedecket. Die Frucht ist walzenförmig, mit vier Furchen durchzogen. Man hat seit ohngefähr vierzig Jahren diese Pflanze in den Gärten erzogen, um die Wurzel als einen Sallat zu genießen. Diese schmecket roh ohngefähr wie Pasternack und wird wie der Sellerie zugerichtet. Es erfrieret solche nicht leicht im Winter; damit man aber auch bey starkem Froste dergleichen vorräthig haben möge, kann man sie gegen den Herbst ausheben, die Wurzelblätter behutsam abschneiden, und in den Keller einlegen. Wenn der Stängel hervorgetrieben, wird die Wurzel holzicht und tauget nicht zum Gebrauch; daher man die Aussaat jährlich vornehmen und nur einige wegen des Saamen bis in das zweyte Jahr stehen lassen soll. Es fallen diese zwar häufig aus; da aber selbige auch vor den Winter schon wieder aufgehen, und im folgenden Frühjahre hurtig in den Stängel treiben, ist es besser solchen im Frühjahre in guten, lockern Boden ordentlich auszusäen, und die Stöcke nach Belieben zu verpflanzen. Die Blumen tragen vieles zur Sammlung des rohen Wachses bey.

2) Die kleinblümichte Nachtkerze mit achttheilichter Frucht, Oenothera paruiflora L. Diese kömmt aus dem mitternächtlichen Amerika, und ist außer der Blüthe der vorigen Art ganz ähnlich; wie denn auch selbige mit der folgenden viele Gleichheit zeiget. Die Einschnitte des Kelches sind drey- auch viermal so kurz, als dessen Röhre, die Blumenblätter viel kleiner und schwefelgelb, und vorwärts ausgerändert; die Spitze des Saamenbehältnisses ist achttheilig. Die Haare, womit der Stängel besetzet ist, sind weich, nicht borstig, und ruhen auf keinen Erhebungen, wie bey der vorigen Art. Der Stängel, wie auch der Kelch sind röthlicht.

3) Die kleinblümige Nachtkerze mit viertheiliger Frucht, Oenothera muricata L. wächst in Canada, und ist der zwoten Art ganz ähnlich, unterscheidet sich aber davon, daß das blühende Ende des Stängels weit über die Seitenzweige hervorraget, die Einschnitte des Kelches nur um die Hälfte kürzer sind als die Röhre desselben, die Blumenblätter saffranfärbig und völlig herzförmig und an der Frucht nur vier Spitzen

Spitzen sind. Der Stängel ist rauh anzufühlen und mit rothen Düpfelchen besäet.

4) *Die weiche schmalblätterichte Nachtkerze*, Onagra bonarienſis Dill. Oenothera molliſſima Linn. Diese jährige Art wächst in Bonarien. Die Wurzel ist zäsericht, der Stängel ohngefähr eine Elle hoch, in einige Zweige zertheilet, unterwärts braun, oberwärts grünlicht und haaricht. Die Blätter sitzen wechselsweise platt auf, sind schmal, lang, lanzetförmig und am Rande etwas wellenförmig ausgebogen, weitläuftig und schwach ausgezahnt, und mit ganz weichen sammetartigen Haaren auf beyden Seiten besetzet. Die Blumen sitzen, wie bey den übrigen Arten, einzeln am Blätterwinkel. Der Kelch ist ganz haaricht, und die Einschnitte sind halb so lang als die Röhre desselben, die Blumenblätter anfangs gelblicht, verwandeln sich aber nachher ins saffranfärbige und werden zuletzt bräunlich. Wenn sie verwelken, schrumpfen sie zusammen und breiten sich fast niemals völlig aus, oder bleiben nur wenig ausgebreitet. Die Frucht zeiget vier gespaltene Spitzen.

Die zwote und dritte Art kann man, wie die erste, unterhalten. Sie dauern auch öfters länger als zwey Jahre; von den ausgefallenen Saamen wachsen selten neue Stöcke, und man muß daher solchen im Frühjahre lieber auf das Mistbeet aussäen. Die vierte Art blühet im ersten Jahre, und geht im Herbste ein, verlanget auch keine besondere Wartung. Wer einmal dergleichen im Mistbeete oder sonst auf einer Rabatte erzogen, wird auch wieder von selbst aufwachsende Pflanzen finden.

Nachtmensch.

S. Orang-Utang.

Nachtrabe.

Ardea varia, und Schwenkfelds nycticorax. ist der kleine bunte Reyger, oder Schildreyger, sonst auch Focke genannt. Außer den Charakteren der Reyger, hat er noch dies eigene: Schnabel und Füße blutroth; Kehle, Hals, Brust weiß. Unterleib gelblicht; Nacken und Rücken schwarzgrün; obere Seite der Flügel und Schwanz aschblau; vom Kopfe hängen drey Federn herab. Er hat die Größe eines Birkhahns ist in Schlesien und Ungarn vornehmlich zu finden. Von ihm ist das Sprichwort für einen leichtfertigen Menschen entstaaden: ein loser Focken, an dem nur drey Federn gut sind. Es giebt eine Art grüner Nachtraben, mit schwarzen Schnabel, Hals und Brust ziegelroth, Kopf und Rücken grün, Flügel dunkelgrün, Füße schwarzbraun.

Nachtschatten.

Nachtschatten ist der Name des Pflanzengeschlechtes, welches Solanum heißt und einen einblätterichten, in fünf spitzige Einschnitte getheilten Kelch; ein radförmiges, in fünf, nach und nach rückwärts gebogene Lappen zerschnittenes Blumenblatt; fünf kurze Staubfäden; dichte bey einander gestellte und fast verwachsene, oberwärts mit zwey Löcherchen versehene Staubbeutel und einen etwas längern Griffel mit einem stumpfen Staubwege und eine rundliche, zwofächerichte Beere mit vielen kleinen, auf dem fleischichten Saamenhalter befestigte Saamen zeiget. Herr von Linné und fast alle neuern Kräuterlehrer haben mit dem Solano Tourn. auch dessen Lycopersicum und Melongena vereiniget, und ob wir gleich beyde unter Liebesapfel und Eyerstaude besonders angeführet, müssen wir doch dieser Vereinigung beypflichten. Es ist aber dieses auf solche Weise eines der weitläuftigsten Geschlechter geworden und Herr von Linné hat davon fünf und dreyßig Arten verzeichnet. Wir wollen nur die bekanntesten und merkwürdigsten davon auslesen und solche unter zwo Abtheilungen bringen, nachdem die Pflanzen entweder Stacheln oder keine haben.

Zu den unbewehrten, oder welche keine Stacheln haben, gehören:

1) der gemeine Nachtschatten mit unterwärts hängenden weißen Blüthsträußern, Saukraut, Solanum offic. C. B. Solanum nigrum Linn. wächst überall, sonderlich um die Mististätte und in den Krautfeldern und ist in den Gärten ein beschwerliches Unkraut. Die fäserichte Wurzel dauert nur einen Sommer. Der grüne, rundliche, oder nur wenig gestreifte Stängel erreichet selten über zween Fuß Höhe, breitet sich durch die häufigen Zweige weit aus, und alles ist mit Blättern häufig besetzet. Diese sind lang gestielt, fangen breit an und laufen spitzig zu, mithin sind sie fast eyförmig und am Rande in spitzige Zacken ausgeschweifet. Gemeiniglich kommen zwey Blätter aus einem Orte und richten sich auf eine Seite, welcher Stand vielen Arten des Nachtschattens und auch andern damit verwandten Pflanzen eigen ist; wie denn auch der gemeinschaftliche nackende Blüthstiel nicht aus dem Blattwinkel, sondern aus den Zwischenräumen entspringt und sich in viele flach gestellte Zweige vertheilet, an welchen die Blumen zwar einzeln stehen, unter sich aber einen kleinen Strauß abbilden. Die Blumen hängen unterwärts. Das Blumenblatt ist klein und weiß, die Beere aber schwarz und etwas größer als eine gemeine Erbse. Es zeiget diese Art viele

Abänderungen und einige derselben sind so merklich unterschieden, daß man sie leicht für wirkliche Arten ansehen könnte. Außer der Farbe und Größe der Beeren, da selbige öfters roth oder gelb, auch von der Größe einer mittelmäßigen Kirsche sich zeigen, findet man vorzüglich an dem Stängel und den Blättern merkliche Verschiedenheiten. Dillenius im Elthamenser Garten hat daher mehrere Arten beschrieben, und obgleich Herr von Linné solche dafür nicht erkennen, sondern nur als Spielarten annehmen will, hat er doch solche durch eigene Beynamen unterschieden. Eine und die andere, welche bey uns im Garten unterhalten und jährlich aus Saamen erzogen worden, haben den, von Dillenius angemerkten Unterschied unverändert erhalten, und könnten daher wohl als wahre Arten angesehen werden. Wir wollen solche nach Hrn. v. Linné angeben. a) Gemeiner weitschweifiger Nachtschatten, Solanum nigrum patulum. Hort. Elth. fig. 355. Der Stängel ist glatt, wenig gestreifet, treibt viele Zweige, und diese verbreiten sich immer in neue, wodurch die Pflanze sich weit ausbreitet. Der vornehmste Unterschied aber ist in den Blättern, welche mehr länglicht und am Rande völlig ganz sind. b) Gemeiner raucher Nachtschatten, Solanum villosum. Dill. fig. 353. Die ganze Pflanze ist mit weichen Haaren besetzet, und die Enden der Zweige erscheinen fast wollicht und bläulicht; die Beeren sind gelblicht. c) Guineischer großbeerichter Nachtschatten, Solanum Guineense. Dill. fig. 354 Der Stängel wird zuweilen gegen zwo Ellen hoch, und zeiget merkliche Ecken, welche mit kurzen, stumpfen Erhebungen oder Stacheln besetzet sind. Die Blätter sind groß, an beyden Enden spitzig und meistens völlig ganz; das Blumenblatt fällt ins bläulichte; die Beeren sind schwarz und von der Größe einer Kirsche. d) Virginischer großeckichter Nachtschatten, Solanum virginicum Dill. 356. Die Blätter sind meistentheils tief eingeschnitten, die Blumen größer und mehr violetfärbicht, und die Stängel mit mehr vorragenden Ecken, und diese mit stachlichten Erhebungen besetzet, und die Beeren schwarz. Herr von Linné füget diesen noch bey e) den Judaischen Nachtschatten, Iudaicum, dessen Stängel und Zweige mit gekrümmten Stacheln besetzet sind. Alle diese kann man in den Gärten ohne Kunst jährlich aus den Saamen erziehen.

Unser Nachtschatten besitzt eine schmerzstillende oder einschläfernde, und wohl gar schädliche Eigen-

genschaft, und wird daher unter die Gifte gezählet. Die nahe Verwandschaft mit dem Dollkraute scheint dieses zu bestätigen, und daher hat man fast alle zu dieser Familie gehörigen Pflanzen, Solanaceas, für verdächtig ausgegeben. Wepfer giebt eine Nachricht von drey Kindern, welche davon vergiftet worden; Boerhaave hat auch wahrgenommen, wie der Genuß der Beeren bey Kindern Zuckungen und Krämpfe, und bey Hünern den Tod verursachet, und in dem Commerc. litt. Norib. 1731. liefet man, wie das Kraut statt der Melte, gekochet uud gegessen, giftige Wirkungen geäußert. Doch will Schwenkfeld versichern, daß die Beeren von den Landleuten an einigen Oertern ohne Schaden gegessen würden; und Dioscorides will sogar die Blätter unter die Küchengewächse zählen. Man geht aber am sichersten, wenn man den innerlichen Gebrauch gänzlich vermeidet, und nur die frischen Blätter, zerquetscht als einen Umschlag, oder den ausgepreßten Saft äußerlich bey Entzündung, schmerzhaften goldnen Ader, verhärteten Geschwülsten und krebsartigen Geschwüren, und überhaupt in solchen Fällen anwendet, wo das Tollkraut empfohlen worden. Doch wirket dieses gewiß durchgehends stärker, als unser Nachtschatten. Daher vermuthet auch Herr Spielmann sehr wahrscheinlich, daß gemeiniglich, wenn von den schädlichen Wirkungen des Nachtschatten die Rede ist, nicht sowohl dieses als das Tollkraut selbst verstanden werde. Den Aufguß auf funfzehen Gran Blätter, drey Quentchen Saft von den Blättern, und zwey Quentchen von dem Saft der Beeren, hat Spielmann ohne Schaden verschlucken lassen. Und Herr Gueur, in der Geschichte der giftigen Pflanzen in Elsaß, hat den Aufguß von funfzehen Gran Blättern selbst ohne bemerkte Wirkung getrunken, auch verschiedenen Kranken von dem ausgepreßten Safte ein halbes und ganzes, auch nach und nach bis zu zwey Quentchen, ohne allen Schaden, nehmen lassen. Herr Gataker hingegen empfiehlt behutsam damit umzugehen, von einem Grane anzufangen, diesen mit zwey Loth kochendem Wasser zu versetzen, nach und nach bis auf fünf bis sechs Gran zu steigen, und den Gebrauch gänzlich aufzuheben, wenn nicht entweder häufiger Schweiß oder Urin, oder Stuhlgang erfolget. Auf diese Weise hat derselbe den einseitigen Schlagfluß, auch die Wassersucht geheilet. Die Wurzel von dieser Art statt der Sassaparille zu gebrauchen, wird wohl niemanden im Ernste einkommen. Ganz anders verhält es sich mit der folgen-

genden. Die Beeren sollen Füchse und Wölfe gern fressen.

2) Strauchartiger kletternder Nachtschatten mit ganzen und dreyfachen Blättern, steigender Nachtschatten, Bittersüße, Hindschkraut, Alpranken, Alfranken, wild Je länger je lieber, Mäuseholz, wilde Stickwurz, Solanum scandens, Dulcamara C. B. Amara dulcis, Solanum Dulcamara Linn. Es wächst diese Art in Deutschland an den Gräben und Dämmen, in feuchten Gebüsche, auch wohl in guten Grunde, um die lebendigen Zäune, die Wurzel ist holzicht, in viele Aeste verbreitet, und mit Zäserchen besetzet. Sie treibt starke und holzichte, dauerhafte Stängel oder Ranken, welche mit ihren Zweigen an allen nebenstehenden Bäumen und Sträuchern hinaufklettern, und überall, wo sie auf feuchten Boden zu liegen kommen, Wurzeln fassen. Sie sind anfangs grün, und bekommen nach und nach eine aschfarbene, endlich schwarzgraue Rinde. Die langgestielten Blätter sind den Blumenstielen gegenüber gestellet, unterwärts an den Ranken völlig ganz, herzförmig zugespitzet, oberwärts aber in drey, auch nur in zween Lappen abgetheilet, und gleichsam spondongförmig. Der nackende, gemeinschaftliche Blüthstiel treibt seitwärts aus den jungen Zweigen, und theilet sich in kurze, gabelförmige Zweige, an welchen die Blumen büschelweise hangen. Die Blüthzeit ist vom Juli bis zum September. Die Einschnitte des Kelches sind kurz und braunroth; das Blumenblatt ist blau, violet oder auch weiß, und in der Mitte um die Staubfäden mit zehen hellgrünen Punkten gezieret. Herr Pollich fraget, ob dieses nicht für Honigbehältnisse zu halten, welches nicht geschehen kann, da solche immerfort trocken erscheinen. Die Beeren sind eyförmig, roth. Im Garten findet man außer der Spielart mit weißen Blumen, auch eine mit vergoldeten, und eine andere mit versilberten Blättern, welche man aber im Scherbel unterhalten, und den Winter über in ein gemeines Glashaus setzen muß, indem die Blätter im freyen Lande gar leicht die natürliche Grüne wieder annehmen. Es kann diese Pflanze auf mancherley Art nützlich seyn. Die Wurzeln gehen sehr tief unter sich, und es können solche bey Wasserdämmen, mit eingeleget werden. Sie dauren gut im Wasser, bewurzeln den Grund, und wachsen aus der größten Tiefe heraus und wieder herunter, und nehmen den Schlamm und die Erde zwischen sich auf. Das Holz von den Ranken ist gelblicht und zähe, und wird zu feinen Reifchen, auch zum Korbflechten gebrauchet.

Die Schale der Ranken hat im frischen Zustande einen widrigen Geruch, der den Kopf etwas einnimmt, und einen bittern Geschmack, der sich unter dem Kauen allmählich in eine unangenehme Süßigkeit verwandelt. Bey der trocknen Rinde verliert sich alles dieses unangenehme gänzlich. Wegen des widrigen Geruches heißt das Holz Mäuseholz, es vertreibet die frische Pflanze Ratten und Mäuse, und wird als eine Witterung gebrauchet. Die Blätterstiele, Stipites, wie Herr von Linné schreibt, oder vielmehr die jungen Zweige und die Rinde sind eine längst bekannte Arzeney wider das Keuchen der Pferde und des Rindviehes. Diese Krankheit wird an einigen Orten Hinsch genannt, und daher führet die Pflanze den Namen Hinschkraut. Gegen die Engbrüstigkeit und anfangende Lungensucht, Krätze, laufende Gicht und andere Gliederschmerzen, böse Geschwüre und die Liebesseuche; auch wider die Steinschmerzen sollen diese Stücke, nach den neuesten Erfahrungen der berühmtesten Aerzte, vortreffliche Dienste leisten. Der mit Wasser davon bereitete Trank soll alle Ausführungen, den Stuhlgang, Schweiß, monathliche Reinigung, Urin, u. s. f. befördern, und mit der Senecawurzel fast gleiche Kräfte zeigen. Herr von Linné fordert die Aerzte auf, zu untersuchen, was dieser Nachtschatten wider das Gift der einheimischen Schlangen, und bey Entzündungsfiebern vermögend seyn möchte; und zieht den Trank allen andern sogenannten blutreinigenden, von den ausländischen Hölzern bereiteten Tränken, weit vor. Boerhaave hat gleiches Urtheil gefället, auch den Gebrauch davon in einem Tranke wider das Seitenstechen empfohlen. Fuller will auch beobachtet haben, wie dadurch der Urin von dem aufgelößten Geblüthe eine ganz schwarze Farbe angenommen, und daher den Gebrauch des wässerichten Aufgusses bey Quetschungen, und überhaupt, wo geronnenes Geblüthe zugegen, ernstlich anrathen. In den Apotheken findet man nur die getrocknete, und durch die Länge der Zeit ganz unkräftig gewordene Wurzel, daher man wohl sagen könnte, daß diese kräftige Pflanze noch nicht recht mode, und auch vielleicht deswegen von Herr Spielmann in der Materia Medica nicht einmal erwähnet worden. Sie verdienet aber die Aufnahme billig, oder man kann lieber solche täglich frisch einsammlen, um sich desto sichere Rechnung auf ihre Wirkung machen zu können. Murray empfiehlt die Zweige im Frühjahre und Herbst zu sammlen, wenn solche ohne Blätter sind. Alle neuern Aerzte halten die Pflanze für un-

schädlich,

schädlich. Warum mag doch Herr Pollich derselben eine einschläfernde Wirkung zueignen? Es gilt nicht immer die Regel, daß Pflanzen von einem Geschlechte auch gleiche Wirkungen besitzen. Die Beeren purgieren; wenn aber davon dreyßig Stück einem Hunde oder andern Thiere gegeben werden, sollen in etlichen Stunden schwere Zufälle darauf erfolgen. Mithin verräth sich dadurch die allgemeine schädliche Eigenschaft der Nachtschatten, obgleich die andern Theile dieser Art unschädlich und höchst nützlich sind.

Man könnte mit dieser Pflanze, wie auch in England geschieht, Sommerlauben und schattichte Mauern überziehen, nur wächst sie im trocknen Boden sparsam, und die Ranken steigen nicht genug in die Höhe. Die Vermehrung kann aus den Saamen geschehen, leichter aber durch die Schößlinge und Zweige, welche, gleich den Weiden, in kurzer Zeit Wurzeln austreiben, wenn sie in das Wasser oder feuchten Boden gesetzet werden. Die buntblätterichten Spielarten kann man allein auf diese Art fortpflanzen.

3) Baumartiger immergrünender Nachtschatten mit lanzetförmigen ausgeschweiftē Blättern, Corallenbaum, Corallenkirschenbaum, Amomum Plinii, Solanum pseudocapsicum L. Dieses Bäumchen oder Strauch stammet aus Madera her, erreichet in unsern Gärten die Höhe von drey bis fünf Fuß, und ist auch den Winter über mit Blättern und den rothen Früchten besetzet. Der Stamm ist holzicht, die jungen Aeste aber und die Blätter sind schön grün. Die untern Blätter an den Aesten sind gemeiniglich kürzer, eyförmig und stumpf, die obern aber länger, lanzetförmig, und am Rande etwas wellenförmig ausgeschweifet. Die weißen Blumen stehen seitwärts öfters einzeln, zuweilen theilet sich der Stiel, und trägt zwo oder mehrere Blumen. Plattaufsitzende Dolden haben wir nicht gesehen, wie Herr von Linne angiebt. Die Kelcheinschnitte sind stumpf, der Länge nach mit einer erhabenen Linie besetzet. Die Staubbeutel äußerlich safranfärbig, und der Griffel raget ein wenig über solche hervor. Die Frucht ist anfangs grün, zuletzt zinnoberroth und glänzend, und erlanget die Gestalt und Größe einer Kirsche. Die alten Blätter fallen meistentheils im Frühjahre ab, es treiben aber alsbald wieder neue hervor. Die Vermehrung geschieht am besten durch den Saamen, welcher auf ein Mistbeet ausgestreuet wird. Die Stöcke hält man in Töpfen, bringt diese gegen den Winter in ein gemeines Glashaus, und setzet solche an einen Ort, wo sie der

freyen Luft zuweilen genießen können. Sind sie zu sehr eingesperret, oder stehen an einer feuchten Wand, verderben sie leichtlich. Alte Bäumchen sind sehr dauerhaft. Man kann sie auch, um mehrere Früchte zu erhalten, den Sommer über ins freye Land, und gegen den Herbst wieder in die Töpfe setzen. Im Sommer verlangen sie viel Wasser, auch bekömmt ihnen das öftere Versetzen recht wohl. Außer der Zierde, welche die lange aufsitzenden Früchte geben, hat man keinen Nutzen davon zu erwarten.

4) Bonarischer Nachtschatten mit ausgeschweiften zackichten Blättern, baumartiger Nachtschatten mit Cartoffelblumen, Solanum bonarienſe. Der holzichte Stängel wird einige Ellen hoch. An den jüngern Trieben stehen gemeiniglich einige Stacheln, welche aber bald vergehen. Die gestielten Blätter stehen wechselsweise, sind dem gemeinen Bilsenkraute fast ähnlich, etwas weniges haaricht, oberwärts dunkel, unterwärts blaßgrün, in der Mitte mit einem weißlichen Nerven durchzogen, länglicht oder keilförmig, stumpf ausgeschweifet und in große, stumpfe Lappen ausgezacket. An dem obern Theile des Stammes und der Aeste sitzen die Blumen büschelweise bey einander; der gemeinschaftliche Blumenstiel steht den Blättern gegenüber. Die Blumen hangen anfangs unterwärts, richten sich aber in die Höhe, wenn sie aufgeblühet. Das Blumenblatt ist groß, weiß, in der Mitte etwas gelblicht, die Einschnitte sind gefranzet und krause, die Staubbeutel saffranfärbig und etwas unterwärts gebogen. Die Frucht ist groß, kugelförmig, gelb. Herr von Linné merket an, wie viele Blüthen unfruchtbar wären. Wird aus den Saamen, auch Zweigen erzogen; die Stöcke können zwar den Sommer über in der freyen Luft stehen; wenn sie aber daselbst nicht einen guten Schutz haben, hält man sie lieber im Glashause; sie verlangen luftige Wärme und viel Wasser, auch öfters Verpflanzen.

5) Knollichter Nachtschatten mit gefiederten Blättern, Solanum tuberoſum L. Von dieser Art haben wir unter Erdäpfel gehandelt.

Stachlichte Arten sind

6) Campecher Nachtschatten mit herzförmig unordentlich ausgezackten Blättern und stachlichten Kelchen, Solanum Campechienſe Linn. Dillenius hat den Saamen aus Campeche erhalten. Die Pflanze ist jährig, und fast an allen Theilen stachlicht und zugleich mit wollichten Haaren besetzet. Der Stängel mit den Zweigen wird einen bis zween Fuß hoch, ist an der einen Seite grün,

grün, an der andern dunkelpurpurfärbig und mit vielen Stacheln besetzet. Die Blätter sind groß, verschiedentlich und ungleich eingeschnitten und die Einschnitte ausgezahnt, unterwärts mehr, als oberwärts stachlicht, und auf beyden Seiten zugleich mit sternförmigen weichen Haaren gezieret. Zwo oder drey Blumen sitzen an dem gemeinschaftlichen stachlichten Stiele, sie sind von mittlerer Größe und das Blumenblatt ist blaß violetfärbig, der Kelch besonders mit vielen Stacheln besetzet und die Beeren weiß. Oefters sind die Blumen nur männlichen oder weiblichen Geschlechts. Die Vermehrung muß aus den Saamen auf dem Mistbeete geschehen.

7) Virginischer Nachtschatten mit tief zerschnittenen lappichten Blättern und stachlichten Kelchen, Solanum americanum spinosissimum Dill. Solanum virginianum Linn. ist auch eine jährige Pflanze. Der Stängel wird ohngefähr anderthalb Fuß hoch, und ist bey dem Abgange der Zweige hin und her gebogen, dunkelroth und mit vielen weißen Stacheln bewaffnet. Die gestielten Blätter sind auf beyden Seiten, auch zuweilen am Rande, stachlicht, groß, breit, der Länge nach in ausgezackte, stumpfe Lappen tief eingeschnitten und mit weißlichten Adern durchzogen. Sechs oder sieben Blumen machen gleichsam eine kurze Aehre, gleichen dem Borretsch und sind violetfärbig. Die Staubbeutel sind weniger, als bey andern Arten, von einander abgesondert. Der Kelch ist auch stachlicht. Die Beeren sind anfangs grün und weißscheckicht. Die Vermehrung geschieht allein durch den Saamen.

8) Strauchartiger Nachtschatten mit ausgezackten, rauchlichten Blättern und unbewehrten Kelchen. Staudiger, ostindischer, stachlichter, äpfeltragender Nachtschatten mit blauen Boragenblumen, Solanum indicum Linn. flore boraginis Dill. wächst in beyden Indien. Der holzichte Stängel erreichet ohngefähr anderthalb Ellen Höhe und treibt von unten aus Zweige, welche mit Stacheln besetzet sind. Auf den Blättern stehen wenig Stacheln, und gemeiniglich sieht man einige auf den Adern. Die Blätter sind lang und breit, in ungleiche Zacken ausgeschweift, anfangs wollicht, zuletzt mehr borstig, doch läßt sich diese Rauhigkeit leichter fühlen als sehen. An den alten Aesten sind die Blätter und Blumen kleiner als an den jungen. Fünf bis sechs Blumen stehen auf einem gemeinschaftlichen Stiele und sind der vorherstehenden Art gleich, die Farbe des Blumenblattes fällt aus dem

Blauen ins Purpurfärbige, und die Einschnitte sind am Rande kraus. Der Kelch ist rauch. Die Blumenstiele sind bisweilen stachlicht. Die Frucht gleicht einem kleinen Apfel. Die Wartung wird mit der vierten Art übereinkommen.

9) Carolinischer Nachtschatten mit ausgeschweiften spitzigen Blättern und langen Blumenähren, Solanum carolinense Linn. et Dill. Dieser wächst in Carolina. Der Stängel scheint zwar strauchartig, dauert aber nur einen Sommer aus, erreichet einen bis zween Fuß Höhe, und treibt einige rauche, mit wenig Stacheln besetzte und an den Gelenken hin und her gebogene Aeste. Die Blätter sind fast dem Eichenlaube ähnlich, am Rande in ganze Lappen ausgeschweifet, auf beyden Flächen etwas rauch, und auf den mittelsten Nerven, nicht aber auf dessen Zweigen mit Stacheln besetzet. Die Blumen stellen eine lange einfache Aehre vor, hängen unterwärts und gleichen den vorherstehenden Arten. Das Blumenblatt zeiget öfters sechs Einschnitte und ist violet purpurfärbig. Der Kelch ist rauch, die Frucht klein und gelb; die Wurzel dauert den Winter über und treibt jährlich einen neuen Stängel.

10) Strauchartiger Nachtschatten mit federartig abgetheilten Blättern und stachlichten Kelchen, Solanum africanum nigricans boraginis flore Herm. Lugd. Solanum Sodomeum Linn. wächst in Afrika. Der Stängel ist holzicht, schwärzlich, einen bis zween Fuß hoch und mit Stacheln besetzet. Die immergrünenden Blätter sind länglicht, der Länge nach auf Art der gefiederten in stumpfe eingekerbte Lappen tief zerschnitten, auf den Nerven und dessen Zweigen mit Stacheln bewaffnet und dunkelgrün. Der Kelch führet auch Stacheln. Das Blumenblatt ist hellblau und die Beeren gelb oder schwärzlich. Die aus Saamen erzogenen Stöcke haben gemeiniglich den ersten Sommer geblühet und sind oft im Winter eingegangen. Im Glashause verlangen sie gute Aufsicht, damit sie der Schimmel nicht tödtet.

Diese fünf Arten haben viel Aehnlichkeit unter einander und lassen sich schwer durch eigene Merkmale unterscheiden. Wenn man solche bey einander hat, wird man durch angestellte Vergleichung den Unterschied gewisser bemerken können.

11) Bahamischer Nachtschatten mit ausgeschweiften Blättern und schmalen Blumeneinschnitten, Solanum Bahamense Linn. ist ein immergrünender Strauch, dessen Stängel ohngefähr zween Fuß Höhe erreichen

chen und wenig oder gar keine Zweige treiben; diese, wie auch die Blätter sind mit vielen Stacheln besetzet; an den Zweigen aber mangeln solche gemeiniglich, und selbige sind nur mit einer spreuartigen Wolle überzogen. Die Blätter sind länglicht, in kleine stumpfe Lappen ausgeschweifet, am Rande rückwärts gebogen und auf der untern Fläche gedüpfelt. Die Blumen stellen eine Aehre vor, das Blumenblatt ist klein, purpurfärbig, mit fünf schmalen jederzeit rückwärts gebogenen Einschnitten.

12) Stachlichter wollichter Nachtschatten, Solanum tomentosum Linn. wächst in Aethiopien und ist fast in allen Theilen mit einer weißgrauen Wolle überzogen und mit dünnen Stacheln besetzet. Der Stamm erreichet gegen vier Fuß Höhe. Die Blätter sind herzförmig, stumpf, ausgeschweist und gemeiniglich nur auf den mittelsten Nerven stachlicht. An den jungen Blättern ist der Rand mit einem violetnen Staube bestreuet. Die Wartung dieser und der vorherstehenden Art kömmt mit den übrigen ausländischen und ausdauernden überein.

13) Stachlichter wollichter und herzblätterichter Nachtschatten, Solanum mammosum Linn. Diese jährige Art kömmt aus Virginien und Barbados. Der krautartige Stängel ist mit Stacheln besetzet. Die Blätter sind fast so breit als lang, herzförmig, in tiefe Lappen getheilet, und auf beyden Flächen mit Stacheln und feinen, dicht an einander gewebten Haaren besetzet. Die Frucht ist goldgelb und gleicht der Gestalt und Größe nach einer kleinen umgekehrten Birne. Die Vermehrung geschieht durch Ausstreuung des Saamens auf das Mistbeet.

Nachtschatten, amerikanischer, S. Phytolacca.

Nachtschatten, brauner, schwarzer, weißer, S. Braunwurz.

Nachtschatten, kletternder, S. Basell.

Nachtschatten, rother, S. Judenkirsche.

Nachtschatten, Wald- S. Dollbeere.

Nachtschwalbe.

Nachtschwalbe ist die großbärtige Schwalbe, welche auch sonst unterm Namen des Milchsaugers, und der Hexe vorkömmt; davon oben bey diesen Artikeln zu sehen ist.

Nachtspinne.

Aranea nocturna Linn. Eine Spinne von mittelmäßiger Größe, welche hin und wieder in den eu-

ropäischen Wäldern gefunden wird. Sie hat auf dem schwarzen Hinterkörper zween weiße Puncte, und nahe bey dem Bruststücke einen weißen, halbmondförmigen Flecken. Sie pfleget den Tag über gemeiniglich zu ruhen und nur des Nachts herum zu laufen; welches zu der angeführten Benennung Anlaß gegeben hat.

Nachtviole.

Nachtviole kann man füglich das Geschlechte Hesperis nennen, obgleich nur zwo Arten mit diesem Namen beleget werden. Herr Planer hat davor Wendelblume gewählet. Der Kelch besteht aus vier aufgerichteten, oberwärts fast über einander liegenden, unterwärts von einander abstehenden Blättern, davon zwey am untern Ende höckericht sind. Die vier kreuzweis gestellten, schief gerichteten, gleichförmigen Blumenblätter bestehen aus dem dünnen Nagel, welcher mit dem Kelche gleiche Länge hat, und dem schiefen, etwas zurückgebogenem, Rande. Von den sechs Staubfäden sind vier längere und zween kürzere, und zwischen jedem kurzen und deren Fruchtkeime sitzt eine spitzige Honigdrüse; auf dem Fruchtkeime ruhet der unten gespaltene und oben wieder vereinigte Staubweg. Die Schale ist lang, platt, zwofächericht, und die beyden Klappen haben mit der Scheidewand gleiche Länge. Die Saamen sind klein und eyförmig. Herr v. Linne' hat sechs Arten angeführet.

1) Schöne wohlriechende Nachtviole mit spitzigen Blumenblättern. Frauenviole. Winterviole. Schotenviole. Matronenblume. Damaskenblume. Muscatenblume. Viola matronalis. Hesperis matronalis L. Diese, in den Gärten fast einheimisch gewordene, Pflanze stammet aus Italien her. Die fäserichte Wurzel ist zweyjährig. Der Stängel steiget zwar zween bis drey Fuß hoch gerade auf, treibt aber aus dem Blätterwinkel viele Zweige. Beyde sind mit vielen, etwas rauhen, lanzetförmigen, ausgezahnten Blättern besetzet. Jedes Zähnchen am Blatte ist an der Spitze mit einem kleinen Knöpfchen besetzet. Man muß sich wundern, wie in dem Theile, welcher von Geoffroi Materia medica nach dessem Tode erschienen, die Blüthe mit der Rauthe verglichen worden. Die Zweige endigen sich mit langen Blumenähren. Der Kelch ist theils roth, theils grünlicht und kürzer als die Blumenblätter; diese sind eingekerbet mit einer vorragenden Spitze. Herr Geoffroi zählet bey jedem kurzen Staubfaden zween, und bey jedem längern eine Drüse. Die Farbe der Blüthe, welche im May und Junius erfolget, ist

ist an den Stöcken verschieden. Die natürliche ist roth; man findet auch welche mit fleischfarbenen und ganz weißen Blumen. Um diese, so genannten einfachen, Stöcke zu erhalten, darf man den Saamen nicht besonders ausstreuen. Es werden von den im August reifen Schoten und daraus gefallenen Saamen genug Pflanzen von selbst hervorwachsen. Ganz anders verhält es sich mit den gefüllten Sorten. Man unterhält davon besonders zweyerley, die weiße und roth gefüllte; zuweilen findet man auch die dritte mit grünen ungestalteten Blüthen. Diese tragen keinen Saamen und die Vermehrung muß durch Theilung der Wurzel, oder, welches noch vortheilhafter ist, durch Zweige geschehen. Die weiße Sorte ist die schönste, indem die Blumen größer sind, in mehrerer Anzahl und dichter bey einander stehen, und öfters eine spannenlange Aehre abbilden. Der Geruch, welcher sich gegen Abend empfinden läßt, ist bey ungefüllten und weißen gefüllten Blumen am stärksten. Die Blätter an den Stängeln der weiß gefüllten Stöcke sind auch breiter. Die jungen gefüllten Stöcke blühen viel schöner als die ältern, und diese dauern länger als zwey Jahre, werden aber immer schlechter und öfters von einer Made getödtet. Diese setzet sich von außen in die Herzen der Pflanzen, und machet, daß die Blätter oben ganz zusammen kleben und verwelken, wenn man nicht bey Zeiten solche aufsuchet und zerstöhret, oder es dringet auch ein Wurm durch die Wurzel in den markichten Theil des Stängels, oder dieser wird von andern Ursachen schwarz, und die Stöcke vergehen, ehe man es vermuthen sollte. Man soll daher auch, wenn man die Zweige zur Verpflanzung abschneidet, das Mark betrachten, und diejenigen, worinnen solches schwarz angelaufen ist, nicht stecken, es wird sicher nichts daraus. Man schneidet die Zweige ab, wenn sie bald verblühet haben, sie mögen dicke oder dünne seyn, theilet solche in mehrere Stöcke, bricht die untern Blätter behutsam ab, stecket selbige tief und daß nur ohngefähr zwey Blätter über der Erde zu stehen kommen, auf ein Beet, welches Schatten, und eine mehr feste, leimichte, als lockere und fette Erde hat. Ueberhaupt gedeihen die Stöcke im leimichten Boden am besten, und dauern darinnen am längsten aus. Auf frisch gedüngten Erdreiche kommen sie gar nicht fort, und wollte man Holzerde untermengen, so muß diese ganz tief untergebracht werden, damit die Wurzel solche kaum berühre. Die jungen Stöcke pflanzet man in Töpfe oder ins freye Land, jedoch gleich an den Ort,

Ort, wo sie stehen bleiben sollen, indem sie das öftere Versetzen nicht gut vertragen. Die Stöcke mit grünen Blumen werden nicht geachtet, weil selbige gar keinen Geruch von sich geben. Es entstehen solche gleichsam von ohngefähr; manches Jahr findet man gar keine, zuweilen haben wir mehrere angetroffen, auch gesehen, daß auf einem Stocke einige weiße, andere grüne Blumen getragen. Herr von Haller nennt die grüne Blüthe eine Krankheit der weißen, und davor kann es wohl gehalten werden.

Die Sibirische Nachtviole, welche Herr von Linné ehedem als eine besondere Art angeführt, hält derselbe nunmehr für eine Abänderung der jetzt beschriebenen. Der Hauptunterschied besteht in den Blumenblättern, welche ganz stumpf und nicht eingekerbt sind.

2) Die schöne wohlriechende Nachtviole mit stumpfen Blumenblättern. Dieses ist Hesperis inodora Linn. und nach aller Vermuthung versteht Hr. v. Linné hierunter diejenige Art, welche Herr von Haller bey dem Rupp unter dem Namen Hesperis sylvestris inodora abzeichnen lassen, dieser auch in der Hist. stirp. Heluet. und Herr Cranz Fasc. I. beschrieben. Sie wächst in Oesterreich, in der Schweiz, auch in Deutschland, und ist nicht geruchlos, sondern ob sie gleich den Tag über gar nicht riecht, so duftet sie doch des Abends, wie Herr von Haller und Cranz versichern, einen angenehmen Geruch aus. Das äußerliche Ansehen kömmt mit der ersten Art gänzlich überein. Die Wurzel dauert ein, auch vielleicht zwey Jahre. Der Stängel ist ohngefähr eine Elle hoch, rauch, und die abgehenden Zweige biegen sich unterwärts. Die Blätter sind kurz gestielt, rauch, lanzetförmig, ziemlich tief und scharf ausgezahnt. Der Kelch ist weißgrünlicht; die Wurzel der blaßröthlichen Blumenblätter sind etwas länger und der eingekerbte Rand, nach Herrn von Hallers Beschreibung, mit einer Spitze, wie bey der ersten Art, versehen. Die Schote ist dicker und gleichsam durch Gelenke abgetheilet. In dem Garten sind die Blätter breit und fast herzförmig, und die Blumen meistens ganz weiß. Aus Herr Cranzens Wahrnehmungen bemerken wir noch, wie der Stängel, die Blätter und der Kelch mehr klebricht als rauch sind, die untern Blätter auf einem dicken Stiele ruhen, die obern aber ganz platt ansitzen, keine derselben eine spondonförmige, die obern aber eine herzförmige Gestalt haben, und mit dem vorragenden Lappen die Aeste umgeben. Den Rand der Blumenblätter beschreibt derselbe stumpf, und in der Class. cruciformi emendata setzt er noch hinzu,

zu, daß keine Spitze daran wahrzunehmen sey. Es giebt diese Pflanze ein Beyspiel, wie schwer es öfters sey, nahverwandte Arten von einander zu unterscheiden und die nach dem Geburtsorte veränderlichen Umstände mit einander zu vereinigen. Es soll diese Art auch zuweilen mit grünen Blumen spielen, und in der Onomatol. botan. wird auch die gefüllte Spielart angeführet und von deren Vermehrung gehandelt, welches aber vielleicht allein auf die erste Art passen dürfte.

3) Die traurige wohlriechende Nachtviole mit ungetheilten Schoten, Hesperis odoratissima. Hesperis tristis Linn. wächst in Ungarn und Oesterreich. Die zäserichte Wurzel ist zweyjährig, der Stängel ohngefähr einen Fuß lang, mehr gestreckt als aufgerichtet, in viele Zweige verbreitet und mit Borsten besetzet. Die Blätter sind blaßgrün, an der Wurzel und unten am Stängel kurz gestielt und eyförmig, die obern sitzen platt an und zeigen sich herzförmig. Die Blumen erscheinen im Junius in langen lockern Aehren, und die gleichsam verschlossenen, schmutzigen Blumenblätter sind mit dunkelvioletfärbigen Adern durchzogen. Der Geruch der Blüthe ist gegen Abend stark und angenehm. An den langen, platten Schoten scheint die Scheidewand über die Klappen hervorzuragen, oder der vordere Theil der Schote ist inwendig leer und stellet äußerlich einen verlängerten Fortsatz vor. Man kann diese allein aus dem Saamen erziehen, solchen auf ein Mistbeet, oder auch ins freye Land ausstreuen, und die jungen Pflanzen nach Belieben auf Rabatten versetzen. Sie blühen im zweyten Jahre, und gehen alsdenn gemeiniglich ein. Zuweilen haben sie auch drey Jahre ausgedauert. Der Geruch machet die Pflanze schätzbar, sonst hat sie ein schlechtes Ansehen.

4) Die wohlriechende Nachtviole mit dreyspitzigen Schoten. Herr von Linné nannte solche ehedem Cheiranthus lacerus, ist aber in der Murrayischen Ausgabe Hesperis lacera. Sie kömmt aus Portugall und ist ein Sommergewächse. Der gestreifte Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch und treibt wenig Zweige. Die untern Blätter sind fast dem gemeinen Löwenzahne ähnlich, lang, schmal, spitzig und der Länge nach in aufgeworfene Lappen zerschnitten, die obern, welche auch weniger oder gar nicht gestielt erscheinen, sind mehr lanzetförmig und scharf eingekerbt. Die Blüthen stehen in lockern Aehren. Der Kelch ist haaricht und die Blumen spielen aus dem gelben ins purpurfärbige. Die Schale ist knoticht und mit drey Spitzen geendiget. Die Blumen geben

des Abends einen angenehmen Geruch von sich. Die Vermehrung geschieht auf dem Mistbeete durch den Saamen.

Nachtvogel.

Phalaena. Diesen Namen giebt man allen Schmetterlingen, welche nur des Nachts herumfliegen. Sie haben bürstenartige Fühlhörner, die von der Wurzel bis zur Spitze nach und nach dünner werden. Die Flügel hängen, wenn sie sitzen, mehrentheils nieder. Man kennet schon über vierhundert Arten von diesem Geschlechte, von welchem unter dem Artikel Schmetterling nähere Nachricht folgen soll. Die meisten kleinern Arten pflegt man gemeiniglich Motten zu nennen. Der merkwürdigste unter allen Nachtvögeln ist der Seidenwurm, Phalaena mori Linn. welchem wir einen besondern Artikel widmen wollen.

Nacken.

Ceruix, Genicke. Mit diesem Namen wird eigentlich die hinterste Gegend am Halse oder derjenige Theil desselben beleget, welcher sich von dem Ende des Hinterhauptes an, einige Querfinger oder einer mäßigen Hand breit über die Halswirbelbeine herunter erstrecket. Die Seitentheile dieser Gegend führen keinen besondern Namen, die vordere aber, diesem gegenüberstehende stellet die Kehle vor. Das lateinische Wort ceruix wird manchmal auch im allgemeinen Verstande für den ganzen Hals überhaupt genommen, auch im figürlichen bisweilen einzelnen Theilen des Körpers beygeleget, wie z. E. ceruix vteri, der Mutterhals.

Nackende Erbse.

S. Bonduc.

Nackende Hure.

S. Zeitlose.

Nackende Jungfer.

Es giebt zwar viele Pflanzen, welche die Blumen ohne Blätter hervortreiben und in diesem Verstande nackend sind, daher auch eine dergleichen nackende Hure genannt worden. Da aber die Hurerey bey dem Gewächsreiche nicht statt findet, oder vielmehr eine ganz gewöhnliche Sache ist, wollen wir diese lieber unter Zeitlose anführen, nackende Jungfer aber das Geschlechte Bulbocodium nennen. Herr Planer giebt diesem den Namen Uchtblume. Es führen aber zwey verschiedene Geschlechter den Namen Bulbocodium. Dasjenige, welches Tournefort bestimmet, hat Hr. v. Linné ehedem mit dem Safran und zuletzt mit Ehrenschwerd vereiniget, das andere, welchem Herr von Linné diesen Namen zugeeignet, besteht nur aus einer Art, welche

che ehedem zu der Zeitlose gerechnet worden. Da nun diese von der Zeitlose getrennet werden muß und ein eigenes Geschlecht ausmachet, hat Herr von Linné selbigem obigen Tournefortischen, nunmehr leer ausgehenden Namen beygeleget. Hätte man nicht lieber, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, einen neuen wählen sollen? und wenn jemand das Bulbocodium Tourn. mit einem andern Geschlechte nicht vereinigen, sondern, wie auch Herr Ludwig gethan, ferner beybehalten wollen, müßte das Linnäische Geschlecht nothwendig einen andern erhalten. Herr Böhmer hat deswegen solches Celsia genannt, indem er die Celsiam Linn. mit der Königskerze vereiniget hat und dadurch des Schwedischen Gottesgelehrten, Olai Celsii, welcher, wegen einer gelehrten Abhandlung von den Pflanzen, so in der heiligen Schrift vorkommen, sich um Gewächskunde höchst verdient gemachet, Andenken beybehalten wollen. Diese Celsia Boehm. oder Bulbocodium L. ist demnach unsre nackende Jungfer, und obgleich die Blume von einigen Blättern umgeben wird, haben wir doch diesen Namen behalten, um dadurch zugleich die nahe Verwandtschaft mit der Zeitlose anzuzeigen. Die ältern Schriftsteller nannten selbige Colchicum vernum, und Herr Gleditsch spanischen frühen Mottensaffran. Sie wächst in Spanien. Die knollichte oder zwiebelartige und mit einer braunen Schale bedeckte Wurzel treibt einige ganz schmale lanzetförmige Blätter und zwischen diesen im März eine purpurfärbige Blume hervor. Es besteht selbige aus sechs Blumenblättern, deren lange Nägel eine trichterförmige Röhre abbilden und der aufrechtstehende Rand lanzetförmig und vertieft ist, sechs Staubfäden und einem Griffel mit drey ausgehöhlten Staubwegen. Das dreyeckichte, zugespitzte Saamenbehältniß enthält in drey Fächern viele Saamen. Die Vermehrung geschieht am besten durch die Bruth der Wurzel, welche alle drey Jahre aus der Erde genommen und etliche Wochen außer der Erde aufbewahrt, und übrigens, wie andere dergleichen Zwiebelgewächse, in leichten guten Boden gewartet wird.

Nadel.

S. Flügelnadel und Schnauzennadel.

Nadelblume.

Nadelblume nennet Herr Planer das neuerlich vom Herrn Linné bestimmte Pflanzengeschlecht, Vatica. Die Blume besteht aus dem einblätterichten, fünffach eingekerbten Kelche, fünf Blumen-

menblättern, funfzehen Staubfäden mit vierfächerichten Staubbeuteln, und einem fünffach gestreiften Griffel mit stumpfen Staubwege. Die Pflanze wächst in China, und ist zur Zeit wenig bekannt.

Nadelfisch.

Nadelfische nennet Müller das 141ste Thiergeschlecht des Ritters von Linné, Syngnathus, Fische, die keine Bauchfloßen haben, und deren Körper aus Gelenken zusammen gesetzet ist. s. unsern Artikel Fisch, Th. III. S. 70. Das griechische Wort bedeutet fest auf einander sitzende, und lange, enge Röhren vorstellende, Kiefern; und weil diese Art der Fische überhaupt dünne und lang sind, werden sie gar schicklich Nadelfische genennet, wiewohl sie deswegen mit den Meernadeln, einer eigentlichen Art Fische, nicht zu verwechseln, da der Ritter seine Syngnathus nur zu den schwimmenden Amphibien rechnet. Nach selbigem kommen denselben folgende Geschlechtszeichen zu: Ein in einen cylinderartigen Rüssel auslaufendes Maul, dessen Oeffnung mit einem, am Unterkiefer befestigten, Deckel zu verschließen; mit einem Deckel belegte Luftwege; ein in dem Nacken zum Athemholen bestimmtes Luftloch; ein aus Gelenken bestehender Körper, und am Bauche ermangelnde Floßen. Folgende sieben Arten werden von dem Ritter angeführet.

1) Syngnathus Typhle, L. nach Müllern der Blindfisch; nach dem Artedi, syn p. 1. sp. 2. Syngnathus, corpore medio hexagono, cauda pinnata. Solenostomus, 2. Kleinii, eine Röhrhohlschnauze; s. diesen Artikel, und unsern Artikel, Blindfisch, Th. V. S. 846. wo statt einer 7. eine 1. stehen sollte. Da Müller den Coluber Typhlus, Linn. gen. 125. sp. 22. das Kleinauge bereits benennet, so will er deswegen den gegenwärtigen Typhle auch Blindfisch nennen, ob ihn gleich die Franzosen Aiguille de Mer, und Trompette; die zu Marseille Gagnola; die Engländer Needle Fish, Hornfish und Garfish; und die Holländer Zeskantige Naald-Visch. heißen. Seine harte Haut besteht aus vielen, im Umfange herumgehenden, und mit einer erhabenen Nath gleichsam an einander gekettelen, sechseckicht gebogenen Flächen, oder Blättern, so, daß der Fisch am obern Körper einen sechseckichten, am untern einen viereckichten, und endlich am spitzigen Schwanze einen runden Umfang hat. Die Anzahl dieser Blätter oder gelenkenähnlichen Abtheilungen, ist am Körper achtzehen, und am Schwanze sechs und dreyßig; die Brust- After- und Schwanzfloßen sind strahlicht

und klein, aber nicht anders, als wenn sie im Wasser schwimmen, zu erkennen. Man entdecket auf diese Art in den Rückenfloßen, nach dem Linné, sechs und dreyßig, in den Brustfloßen vierzehen, in den Afterfloßen drey, und in der Schwanzfloße zehen Stralen; nach dem Gronov aber fanden sich in der Rückenfloße nur sieben Finnen; in der Brustfloße neun, am After gar keine, und in der Schwanzfloße zwölf Finnen, welche Art dem ungeachtet auch hieher gerechnet wird. Bey der Länge von einem Schuh ist der dickste Theil des Körpers nicht über einen Schwanenkiel dicke, und diese sind wohl, unter den gemeiniglich zu fangenden, die größten; doch werden auch zuweilen Ellen lange und Fingers dicke angeführet, so daß sie denn wohl einer Wassernatter ähnlichen, und den Namen Typhle marina verdienen. In der Ost- und Nordsee ist ihr Aufenthalt. Nach dem Klein gebiert er lebendige Junge; und seine harte Haut ist gleichsam bunt und schön ausgestochen. Sonst ist er auch Acus Aristotelis, oder Acus secunda species, des Bellons, Rondelets, und Gesners, S. 49. eine Art der Hornfische, oder Trommeter; Typhle marina antiqu. bey dem Bellonius, und Caecilia des Sittardi; s. des Gesners Nomencl. fol. 92. und von der Benennung Τύφλη, Τυφλῖνος, fol. 285. und Willughbey p. 158. Tab. I. fig. 25.

2) Syngnathus Acus, Linn. die Müllerische Spitznadel. Artedi, syn. p. 2. no. 3. Syngnathus, corpore medio heptagono, cauda pinnata. Solenostomus, 3. Klein. ein Röhr-Hohl-Schnauze. Dem Baue und der Haut nach der vorigen ähnlich, nur etwas länger; der obere Kiefer siebeneckicht; der untere fünfeckicht und der Schwanz viereckicht. (Nach dem vom Klein angeführten Artedi, ist der Fisch, vom After bis zum Schwanze viereckicht, nach dem Willughb. vom After bis zum Ende der Rückenfloße fünfeckicht, und unterwärts bis zur Schwanzfloße viereckicht.) Die Anzahl der Blätter oder Gelenke beläuft sich am Körper, nach dem Ritter, auf zwanzig, und am Schwanze auf drey und vierzig. Nach zween Exemplarien sind in der Rückenfloße sieben bis acht und dreyßig, in der Brustflöße zwölf, in der Afterfloße fünf, und in der Schwanzfloße zehn Finnen zu zählen. Die Weibchen haben, nach Müllern (aus dem Rondelet) hinter dem Nabel auswendig einen langen Sack oder Blase, (rimam, einen langen Spalt im Bauche) der mit Roggen wie Rübsaamen angefüllet ist, und in welchem sich die Jungen, (wie Rondelet und andere mit eigenen

genen Augen gesehen) schon entwickeln und Leben bekommen. Ihr Aufenthalt ist ebenfalls in der Nordsee und mittelländischem Meere. Sie kriechen gern im nassen und weißen Sande an den Stranden, wo man sie mit einem Spadel leicht ausgräbt, und dienen sie den Fischern zur Lockspeise. Eingesalzen werden sie als eine Delicatesse verspeiset. Ihre Größe ist zu ein bis zween Schuhen. Wir bekamen, setzet Müller hinzu, einmal ein Weibchen mit oberwähntem Sacke aus Curacao, welches anderthalb Schuh lang war. Nach dem Artedi und Willughb. S. 159 ist er Acus Aristotelis, Species altera maior; wie er denn auch wirklich größer ist als der vorhergehende; dennoch nennet ihn Gesner auch Typhle.

3) Syngnathus Pelagicus, Linn. nach Müllern der Corallensauger. Osbeck, itin. 105. hat ihm zuerst den Beynamen gegeben, dieser Fisch hält sich vorzüglich am Vorgebirge der guten Hoffnung in einer Meersgegend auf, die reich an Corallenmooß und feinen Horncorallen ist, und von den Holländern Kroos-Zee genennet wird. Hier hat ihn Osbeck gefunden, wo er vermuthlich seine Nahrung von den Corallenpolypen erhält; daher der Beyname Pelagicus, und der deutsche Corallensauger. Nach dem Ritter stehen die Brust- und Schwanzfloßen mit ihren Stralen ausgebreitet; der After hat gar keine Floße, und der Körper ist siebeneckicht. Die Gelenke des Körpers sind ebenfalls siebeneckicht, achtzehen an der Zahl, und des Schwanzes viereckicht, zwey und dreyßig an der Zahl. In der Rückenfloße werden ein und dreyßig, in der Brustfloße vierzehen, und in der Schwanzfloße zehen, Finnen gezählet. Von dem Dr. Garden hat doch der Ritter einmal eine Art aus Carolina erhalten, die am Körper fünf und zwanzig Gelenke; in der Rückenfloße drey und dreyßig Finnen, und an dem viereckichten Schwanze auch zwey und dreyßig, Finnen gehabt.

4) Syngnathus Aequoreus, Linn. die Müllerische Meernadel; welcher Art die Brust- und Afterfloßen mangeln, und die Rückenfloße dreyßig Finnen hat; die Schwanzfloße aber fächerförmig gestralet ist, und fünf Finnen führet. Der Körper ist gleichfalls eckicht. Müller stellet auf der Tab. X. fig. 5. Tom. III. eine Amboinische Meernadel vor, die aber Brustfloßen, und außer selbigen noch eine andere Art der Dorne oder Stacheln am Körper hat: auch nicht in einen spitzigen, sondern in eine, einer Lichtflamme ähnliche, Floße ausläuft.

5) Syngnathus Ophidion, Linn. die Müllerische Seenatter;

des

des Artedi, syn. 2. no. 4. Syngnathus teres, pinnis pectoralibus caudaeque carens. Suec. Haunal; nach Müllern Hafs-Nahl. Nach dem Willughbey p. 160. ist er Pisciculus, Acui Aristot. congener; Acus lumbriciformis, aut serpentinus, (nicht septimus) und nach dem Raius, Ophidion lumbriciforme. Bey dem Klein ist er Solenostomus, 18. auch wohl 15. eine Röhrhohlschnauze, der nach dem belobten Willughb. in Cornwall von den Kindern Sea-Adder, d. i. Vipera marina, eine Seenatter, genannt werde, und kaum die Größe einer Rabenfeder, selten einer Gänsefeder, erreiche. Zu den Benennungen hat, nach Müllern, die runde Gestalt des Körpers, und der Mangel an Brust- Bauch- After- und Schwanzflossen, wodurch er eine Schlangengestalt bekommen, Anlaß gegeben; jedoch sind von dem Artedi und Gronov in der Rückenfloße vier und dreyßig bis zwey und vierzig Finnen gezählet worden. Der Körper hat keine Schuppen, sondern ist, wie die Spuhlwürmer, gleichsam geringelt, gegen sechs Zoll lang und nicht dicker als eine Schreibefeder, der Rüssel ist kürzer, als an andern Nadelfischen; nach dem Klein und seiner Zeichnung, Miss. IV. Tab. V. fig. 4. sehr kurz, und mit einer ziemlich langen und schmalen Rückenfloße. Das von Müllern Tom. III. Tab. XII. fig. 5. gezeichnete Exemplar ist von dem Kleinischen gänzlich verschieden. Er ist auch ein Einwohner der Ost- und Nordsee.

6) Syngnathus Barbarus, L. der Müllerische Kahlschwanz unter seinen Nadelfischen; dessen Benennung, Barbarus, vermuthlich von seinem Aufenthalte an der Küste der Barbarey hergenommen; die Müllerische aber bezieht sich auf den spitzigen Schwanz, der, wie der Bauch und After, ohne Floßen ist. Sein Körper ist sechseckicht, und die Rückenfloße hat drey und vierzig und die Brustfloße zwey und zwanzig Finnen.

7) Syngnathus Hippocampus, Linn. Müllers Seepferdchen seiner Nadelfische. Er ist Kleinii Crayracion, 32. ein Kropffisch, welcher Artikel die ganze Geschichte dieses Fisches enthält und B. IV. S. 805. u. f. nachzusehen.

Wir fügen diesen Nadelfischen noch eine Gattung bey, die eine Art von Nadelfischen oder Spitzschwänzen, Acus aut Taenia, zu seyn scheint. Ruysch führet ihn in s. Th. Anim. unter seinen Amboinischen Fischen, Tab. IV. no. 17. auf, unter dem Namen de Ledenvisch, welchen man den Glieder- oder Gelenkfisch nennen könnte, weil er gleichsam ganz aus durch eine dünne Sehne zusam-

mengereiheten Gliedern bestehe; und also, was an ihm besonders angemerket zu werden verdiene, daß er nämlich noch einmal so lang, als er ist, ausgedehnet werden könne, dergestalt, daß alle Gelenke aus einander wichen, und der Fisch nur durch diese dünne Sehne noch zusammen hieng; würde er aber also ins Wasser geworfen, so zöge er sich alsbald zusammen und schwimme unbeschädigt in der Geschwindigkeit davon. Statt des Schwanzes habe er eine dünne, ziemlich lange, Borste, die nicht dicker, als ein leinener oder Zwirnfaden sey.

Belobter Ruysch führet eben daselbst, no. 18. einen Fisch, de Fluiter, an, den er aber selbst den Petimbuaba, oder Tabakpypvisch, alior. zu seyn erachtet; daher wir ihn unter diesem Artikel, wie auch unter des Kleins Röhr-Hohl-Schnauzen, Solenostomis no. 4. und 5. zu beschreiben uns vorbehalten, und indessen auf des Catesbey, Brasilianischen Petimbuabo, oder Tobacco pype Fish, p. et Tab. XVII. verweisen.

Nadelfisch, Acus, s. unsern Artikel Meernadel, Acus marina, Th. V. S. 526. und Mastaccembelus. 1. des Kleins, ein Wurfspieß.

Nadelfisch, großer und kleiner, mancherley Arten; Klein. Hieher gehört, nach Richtern, die Trompete, die Seeblindschleiche, die Seeotter, die Seehummel, die Tabackpfeife, das Hosen- oder Strumpfband; wovon unter jedes Namen s. angeführten Artikel.

Nadelhaber.
S. Federgras.

Nadelholz.
S. Baum.

Nadelkerbel.

Weil das Geschlechte Scandix mit dem Kerbel nahe verwandt, behalten wir diesen Namen. Von dieser Verwandtschaft und den Geschlechtskennzeichen haben wir bey dem Kerbel gehandelt, und wollen hier nur die bekanntesten von denjenigen Arten anmerken, welche Herr von Linné unter Scandix oder Nadelkerbel anführet.

1) Langgeschnäbelter glatter Nadelkerbel, Hechelkamm, Venusstiel, Schnabelmöhren, Scandix pecten veneris Linn. wächst in einigen Gegenden Deutschlands unter dem Getraide und ist ein Sommergewächse, welches auch in den Sommermonathen blühet. Der ästichte Stängel erreichet selten die Höhe eines Fußes. Die Blätter sind rauchlicht, lang, in Verhältniß schmal und verschiedentlich gefiedert, die Blättchen zart zerschnitten, und zuletzt in

zween

zween oder drey schmale, lanzetförmige Lappen getheilet. Die Dolde unterscheidet sich merklich von allen übrigen, und besteht aus wenigen, auch wohl nur zween Hauptstrahlen, und auch diese tragen wenig Blumen. Die allgemeine Hülle fehlet ganz, die besondere aber besteht aus fünf bis sieben breiten Blättchen. Die weißen Blumenblätter sind an den äußerlichen Blüthen ganz und einander gar nicht ähnlich, das äußerste davon ist viel größer; die innerlich gestellten Blumen zeigen mehr Aehnlichkeit, von welchen auch einige nur männliche sind. Die Frucht ist unterwärts etwas gestreift, im übrigen aber ganz glatt und mit einem vorzüglich langen Schnabel oder Fortsatze geendiget. Die ältern Aerzte bedienten sich dieser Pflanze als eines urintreibenden Mittels; kräftigere haben sie ganz außer Gebrauch gesetzet.

2) Wohlriechender gefurchter Nadelkerbel, Spanischer Kerbel, Anieskerbel, Myrrhis auch Cicutaria odorata. Scandix odorata Linn. wächst auf den Alpen in Italien und der Schweiz. Die ganze Pflanze giebt einen Geruch von sich, welcher dem Anis oder Fenchel gleicht. Die Wurzel ist lang und geht tief in die Erde. Die Blätter sind vielfach gefiedert und in Zweige abgetheilet, rauch, ganz weich anzufühlen und weißlicht; die letzten Blättchen oder Lappen derselben eyförmig und spitzig eingekerbet. Die allgemeine Hülle besteht gemeiniglich nur aus einem, die besondere aber aus fünf weißlichten, großen Blättern. Die Blumen zeigen sich den Sommer über, alle sind weiß, die äußerlichen Zwitter und an diesen die Blumenblätter herzförmig, das äußerste davon aber ist viel größer, die inwärts gestellten Blumen sind gemeiniglich männliche und ihre Blätter zwar auch eingekerbet, aber fast von einerley Größe. Die Saamen sind groß, schwarz, glänzend, mit drey erhabenen Linien und drey tiefen Furchen bezeichnet. Es läßt sich diese Pflanze füglich im Garten, im schattichten, lockern, feuchten Boden unterhalten, verträgt aber nicht viel Hitze. Die Vermehrung kann durch den Saamen und die Wurzel geschehen. Es ist solche nicht im Gebrauche. Herr Hofrath Gleditsch aber empfiehlt sie sowohl wegen der Arzneykräfte, als wegen der Eigenschaft, die sie hat, das Vieh zu nähren und die Milch stark zu vermehren, wie auch, daß selbige zeitig und schon im April bey der Stallfütterung genützet werden könnte. Die Bienen lieben die Blumen, wie den Fenchel. Wenn man die Blätter von dieser Pflanze mit der Gartenmelte kochet, erhält selbige einen viel angeneh-

 mern,

mern, der Dille fast ähnlichen Geschmack. Die Köche wissen davon guten Gebrauch zu machen.

3) Knotichter, rauher Nadelkerbel, Scandix nodosa Linn. Das eigentliche Vaterland dieser jährigen Pflanze ist Sicilien, selbige ist aber in den botanischen Gärten fast einheimisch geworden, und wächst häufig von dem ausgefallenen Saamen von selbst hervor. Der ästichte Stängel ist blaulicht angelaufen und mit borstigen Haaren besetzet und unter den Knoten stark aufgeschwollen. Die Blätter sind gefiedert; die Blättchen stehen weit aus einander und sind federartig zerschnitten und ausgezahnt. Den Blättern gegen über entstehen die Zweige, welche sich entweder in neue verlängern oder mit einer Dolde endigen. Die Hauptdolde ist dreyspaltig und mit keiner Hülle umgeben; die besondere besteht aus fünf bis acht Blüthen und ist mit eben so viel Blättern umgeben. Die lange Frucht ist an beyden Enden etwas dünne, borstig und gestreift.

4) Glattstänglichter Nadelkerbel mit borstigen Saamen. Scandix Anthriscus Linn. Caucalis fol. Chaerophylli Riu. Herr von Haller rechnet diese Art wegen des Saamens zu dem Klettenkerbel. Es findet sich dieses Sommergewächse auch in Deutschland. Der schwache Stängel erreichet einen, auch zween Fuß Höhe. Die Blattscheiden sind wollicht und die Blätter rauchlicht, dreyfach gefiedert und die letzten Lappen lanzetförmig, ganz, oder eingekerbet. Die Dolde ist klein, und die besondere besteht ohngefähr aus vier oder fünf Blüthen. Die allgemeine Hülle fehlet, die besondere besteht aus vier oder fünf lanzetförmigen Blättern. Alle Blumen sind Zwitter, die Blumenblätter einander nicht ähnlich und weiß, die Saamen geschnabelt und borstig.

Unter diesem Geschlechte führet Herr von Linné auch unsern Gartenkerbel mit Namen Scandix Cerefolium an, welchen wir beym Kerbel beschrieben haben.

Nadelschnecke.

Ehedem pflegte man alle diejenigen einschalichten Gehäuse, welche lang und schmal in die Höhe gewunden sind, Nadelschnecken, oder Schraubenschnecken, oder auch Hirschhörner zu nennen. Weil aber die Gestalt der Schale nach den neuesten Naturlehrern und vornehmlich nach Herrn von Linné Grundsätzen zu Bestimmung der Geschlechter nicht hinreichend ist, hat der Ritter diese alle nach ihren besondern Merkmalen unter andere Geschlechter vertheilet, und man findet bey demselben unter den Stachel- und Flügelschnecken, ingleichen unter den Kinkhörnern, Walzen und Mondschnecken

schnecken dergleichen, je nachdem solche in den übrigen Merkmalen mit diesen oder jenen übereinkommen. Da wir des Hrn. v. Linné Eintheilung bey den Conchylien bisher zur Richtschnur angenommen, müssen wir auch dabey bleiben, und können daher alle so genannte Spindeln nicht zugleich anführen, sondern bey den eigentlichen Geschlechtern, oder deren Unterabtheilungen erwähnen. So werden wir diejenigen, welche zu den Stachelschnecken gehören, unter Schnauzennadel, welche zu den Mondschnecken gerechnet worden, unter Schraube, und welche Flügelschnecken sind, unter Flügelnadel anführen, hier aber von den Kinkhörnern und Walzen diejenigen beschreiben, welche wegen der Gestalt Nadeln genannt werden.

Diejenigen Nadeln, deren Schale gewunden und am ersten Gewinde mehr bauchicht ist, und bey welchen die ovale Mündung an der rechten Seite in eine kurze rinnenartige, stumpfe und abgestutzte Spalte ausläuft und an der Spindel keine Falten zeigen, gehören zu den Kinkhörnern und machen beym Herrn von Linné die achte Abtheilung derselben aus, und werden von Herr Müllern überhaupt Nadeln genannt. Es sind zehn Arten davon angegeben.

1) Stricknadel, auch große Seenadel, die Pfrieme, das dicke Tiegerbein, von den Holländern Marlpriem, und beym Hrn. von Linné Buccinum maculatum. Die Schale ist dicke, schwer, lang und schmal, öfters einen halben Schuh lang, unten am dicksten Ende fast anderthalb Zoll breit und läuft pyramidenförmig aus. Die Farbe ist wie Elfenbein, die Gewinde aber, welche weder eingeschnitten, noch mit starken Absätzen versehen sind, gelb, und jedes oben mit einer Reihe großer, stahlblauer, brauner oder auch röthlicher Flecken umgeben, unter welcher sich eine andere Reihe kleiner Flecken herumzieht. Die Mündung ist mit einem dünnen kleinen Deckel, welcher das Thier kaum bedecken kann, verschlossen. Das Fleisch des Thieres ist weiß und zähe und tauget nicht zu essen. Es liegt auch, nach Rumphs Berichte, in dem Fleische ein giftiges Beinchen verborgen, dessen Stiche für tödtlich gehalten worden. Und eben so soll auch eine Verwundung mit der Schärfe, oder auch mit der Spitze der Schale große Schmerzen verursachen. Man erhält dergleichen aus beyden Indien.

2) Tiegernadel, heißt auch Pfrieme, oder das dünne, oder das gefleckte Tiegerbein, holländisch Tygerpen und beym Herrn von Linné Buccinum subulatum. Die Schale hat mit der vorherstehenden gleiche Bauart, wird aber unten

unten nicht so breit, sondern ist durchaus schmäler, auch leichter, übrigens mit niedlichen Reihen viereckichter, braunrother, in gleicher Entfernung stehender Flecken umgeben und gleichsam getiegert, davon eine Reihe am obern Theile eines jeden Gewindes, die andere aber in der Mitte, oder nach unten zu bis in die feine Spitze herunterläuft. Man findet weiße und röthliche, und die Flecken sind bald braun, bald roth, bald schwarz. Es giebt auch eine röthliche Art mit ganz weißen runden Flecken, welche den Rand der Gewinde umgeben. Man erhält dergleichen aus Indien öfters von der Länge eines halben Schuhes.

3) Die gekerbte Nadel, Buccinum crenulatum Linn. Diese unterscheidet sich von den vorherstehenden dadurch, daß der Rand der Gewinde an ihrem Umlaufe eingekerbet oder ringsherum mit stumpfen Zähnchen besetzet ist. Man findet weiße, gelblichte, auch hellbraune, und entweder mit dünnen Strichen, oder mit Reihen weit aus einander stehenden Puncten umgeben. Sie werden in Ostindien und Afrika gefunden.

4) Bandirte Nadel, Buccinum vittatum Linn. Diese Nadel ist kurz und dicke, weiß, und führet zur Scheidung der Gewinde, welche gedoppelt und gekerbet sind, eine doppelte Schnur, die sich bis zur Spitze herumzieht.

5) Gestriegelte Nadel, Buccinum strigilatum Linn. Sie ist klein und dünne, heißt daher auch die feine Nadel, Pickenier, auch das Einhorn und holländisch Naalde-Pen. Die Gewinde sind gedoppelt oder getheilet und schief gestreift. Ostindien.

6) Nähenadel, Buccinum duplicatum L. Sie ist auch sehr dünne und verhältnißmäßig lang, aber klein, auch die Gewinde sind getheilet, aber gerade gestreift. Ostindien.

7) Lanzennadel, Buccinum lanceatum Linn. hat mit no. 5. und 6. einerley Bauart, auf dem weißen Grunde aber stehen der Länge herab ziegelrothe Striche, welche nach einiger Einbildung Spieße oder Lanzen vorstellen sollen, daher wird sie auch holländisch Piekenier genannt. Sie ist sehr dünne und klein. Ostindien liefert dergleichen in einigen Verschiedenheiten.

8) Umwundene Nadel, Buccinum dimidiatum Linn. Die Holländer nennen alle diejenigen Nadeln omwonden Pennen, welche die Gewinde gleichsam durch ein schmales Band wieder übergewunden haben, wodurch sich denn dieselben als abgetheilet zeigen. Man erhält von der afrikanischen Küste dergleichen große und kleine, rothe, gelbe und weiße, braun oder schwarzgefleckte, oder bleyfärbig gestreifte. Es sind

sind solche auch nicht allemal zugespitzet, sondern zuweilen abgestutzet.

9) Gedruckte Nadel, Buccinum hecticum Linn. ist der achten Art ganz ähnlich, der Rand aber von den Gewinden eingedrücket und verdünnet. Die Farbe ist gemeiniglich gelbroth mit weißen Flammen besetzet. Ostindien.

10) Dornnadel, Buccinum murinum. Die Schale ist schwarz, oft am untern Theile der Gewinde weiß; die Gewinde sind einigermaßen eckicht. Die Schale zeiget drey dornichte Striche und ist an der Mündung bäuchicht. Die Afrikanische Küste.

Von den Walzen, welche spindelförmig gefaltet und an beyden Enden dünner sind, und welche Herr Müller daher Spindelwalzen genannt, erhalten auch einige den Namen Nadel, als:

1) Die rauhe Nadelwalze, Voluta scabricula L. holländisch ruuwe Penhooren. Die Schale ist weiß mit gelben Flecken, ausgerandet, spindelrund, gestreift, in die Quere gerunzelt, an der Spindel durchbohret, mit vier Runzeln besetzet und an der Lippe gekerbet; das erste Gewinde lang, die übrigen fünf bis acht Gewinde aber sind mit einander nicht länger, als das erste, und setzen immer kürzer ab. Ostindien.

2) Geribbte Nadelwalze, Voluta ruffina Linn. Die Schale ist der vorherstehenden ganz ähnlich, ausgerandet, spindelrund, in die Quere gerunzelt, an der Spindel mit Falten beleget, an der Lippe mit runden Wärzchen gekerbet, von Farbe aber gelb und mit niedlichen schwarzen oder braunen Strichflecken reihenweise in die Quere herum bezeichnet. Ostindien.

3) Staatenfahnennadel, Voluta sanguisuga L. Die Schale ist unten ausgerandet und die Länge herab mit Furchen und in der Quere mit tiefen Strichen überzogen, woraus eine Art Gitterwerk entsteht, welches oft mit weiß- und blauen Strichen schön bandiret, oder mit gelben oder rothen Puncten reihenweise besetzet ist; daher hat sie obigen Namen erhalten, wird aber auch von den Holländern Paternoster, und sonst die Corallenschnur, und das gekörnte Thürmchen genannt. Indien.

4) Braune Bandnadel, Voluta caffra Linn. Die Holländer nennen alle diejenigen, welche auf einem gleichfärbigen Grunde mit einem anders gefärbten Bande niedlich umgeben sind, Band-Pennen. An dieser braunen ist die Grundfarbe dunkelcastanienbraun und auf den Gewinden zieht sich ein gelblichtweißes Band von unten bis zur obersten Spitze herum. Sonst ist die Schale ausgerandet, spindelförmig rund und glatt; die Gewinde am Wirbel

 sind

sind faltenartig gestreifet und die Spindel hat vier Falten. Es giebt einige Verschiedenheiten mit gefaltenen Schalen. Asien.

5) Schwarze Bandnadel, Voluta morio Linn. Die Schale ist weniger ausgerandet, die Spindel hat nur drey Falten, die Grundfarbe ist schwarz und mit einem gelben Bande umgeben, wiewohl auch in dieser Absicht Verschiedenheiten statt haben. Sonst ist die Schale der vorherstehenden gleich.

6) Fuchsthurm, das Thürmchen, Voluta vulpecula Linn. Die Schale ist der vorigen fast ähnlich, aber etwas eckicht, ganz fuchsroth und in die Quere einigermaßen gestreifet; die Spindel hat vier Falten und die Lippe ist inwendig. Einige haben gar keine Bänder, andere sind bandirt, und die Farbe fällt sehr verschieden aus, gelb, braun, pomeranzenfärbig. Ueberhaupt spielen die Bandnadeln mit den Farben sehr, und die Zahl der Falten an der Spindel ist nicht füglich genau anzugeben. Vielleicht hat, wie Herr Müller erinnert, Herr von Linne die Arten ohne genugsamen Grund vervielfältiget. Alle kommen aus Ostindien.

7) Knotichte Bandnadel, Voluta plicaria Linn. Die Schale ist weiß mit einem breiten, pomeranzenfärbigen, gefleckten, auch zuweilen mit einem schwarzen, schmalen unterbrochenen Bande unterhalb dem breiten umgeben. Sonst ist die Schale eckicht gefalten, und die Falten endigen sich an den Gewinden in knotichte Erhöhungen; die Lippe ist inwendig glatt, an den Seiten gebogen, unten etwas ausgeschweifet und krumm. Die Holländer nennen diese Art auch geknobbelde Band-Pen. Indien.

Herr Geoffroi beschreibt eine besondere und von andern nicht angemerkte Schnecke unter dem Namen Turbo acutissimus, fragilis, oder l'Aiguillette. Die Nadel oder Senkel; das kleine Gehäuse ist lang, dünne, und so fein, als eine Nadel, weiß, zerbrechlich, und besteht aus sechs Gewinden. Sie wird um Paris an den alten Mauern unter dem Moose, gemeiniglich aber leer, angetroffen.

Nadeltwalch.
S. Federgras.

Nägel, wohlriechende.
S. Deckelschnecke.

Nägelein.
S. Nelken.

Nägelein, gelbe, S. Leucojen.

Nägelkraut.
S. Habichtkraut, Hungerblümlein und Tapetenkraut.

Näglein-

Nägleingras.

S. Riedgras und Schmielen.

Nägleinnuß.

S. Nelkennuß.

Nätsch.

S. Borstengras.

Nagaß.

Die Japaner kennen allerley Gattungen der Wallfische, welche sowohl der Benennung, als der Gestalt und Größe nach, von einander unterschieden sind. Der Nagaß hat gemeiniglich zwanzig bis dreyßig Klafter in die Länge. Er kann zwo bis drey Stunden unter dem Wasser aushalten; da hingegen andere Wallfische alle Augenblicke über das Wasser kommen und Odem holen müssen. S. A. Reisen, B. XI. S. 695.

Nagel.

Vnguis. Man versteht unter den Nägeln diejenigen breiten, dichten, durchsichtigen, weißen und hornartigen kleinen Tafeln oder Lagen, womit der äußerste und oberste Theil des letzten Fingergliedes und derer Fußzehen, also bedecket ist, daß die gewölbte Fläche aufwärts, die hohle aber unterwärts gekehret steht. Die Größe derselben ist der Größe der Finger- oder Fußzehenspitze, worauf dieselben sitzen, gemäß, und die Farbe richtet sich, da es, eigentlich durchsichtige Körper sind, nach der darunter befindlichen Hautschicht, und ihrer Beschaffenheit, je nachdem selbige blaßroth, oder bleich ausfällt. Man bemerket an einem jeden Nagel drey besondere Theile, nämlich den vordersten, äußersten, oder sogenannte Nagelspitze, apex vnguium, welche frey am Nagel vorsteht, ziemlich dicht und hart ist, und wenn sie abgeschnitten worden, nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kommt; ferner den mittleren Theil, welcher längst ausgewölbet, auf beyden Seiten abhängig, und übrigens mit der Oberhaut einfarbicht und genau verwachsen ist, und endlich die der Nagelspitze entgegen gesetzte Wurzel, radix vnguium, die dünner und weicher als jene, und entweder ganz, oder doch größtentheils unter einer Falte der Oberhaut verborgen ist. Es läßt sich an dieser Wurzel oberwärts ein besonderer weißer und hellglänzender Fleck unterscheiden, welchen man wegen der halbmondenförmigen Gestalt, die er an sich hat, mit der Benennung des Mondes lunula, beleget. Ein jeder Nagel besteht daher aus verschiedenen, über, aber dicht an und auf einander liegenden hornartigen durchsichtigen Schichten, welche zwar einerley Dichtigkeit, nicht aber einerley Länge haben, und wovon jede einzeln betrachtet, wiederum

derum aus neben und an einander hängenden, ebenfalls hornartigen Fasern zusammen gesetzet ist. Die äußere Schicht ist die längste, weil diese sich von der Nagelspitze an bis an die Wurzel erstrecket; die zwote ist schon etwas kürzer, weil nämlich selbige, von der Spitze an gerechnet, nur dicht bis an die Wurzel desselben reichet, und die darauf folgenden nehmen stufenweise ihrer Länge nach mehr und mehr ab, und erreichen zuletzt kaum noch den mittlern Theil des Nagels; daher es denn kommt, daß die Nagelspitze allemal am dichtesten und festesten ist, und je weiter der Nagel von da nach der Wurzel zugeht, allmählich immer dünner und weicher wird. Jede Schicht hat bey ihrem Anfange und an ihrer inwendigen Seite ganz kleine schieflaufende Vertiefungen, worinnen die nächsten Hautwärzchen stecken, und wodurch eben der Nagel mit seiner ganzen inwendigen Fläche auf der Oberhaut aufsitzet und feste mit ihr verbunden ist. Eben darum werden die Nägel von einigen für verhärtete Hautwarzen, von andern für einen bloßen Anhang oder Fortsatz des Oberhäutchens, auch wohl für hartgewordene Verlängerungen derer hier umherliegenden Nerven oder Sehnenhäute ausgegeben. Eine in der Zergliederungskunst sehr bekannte Erfahrung scheint denenjenigen zu einigem Grunde der Wahrscheinlichkeit zu dienen, welche die Nägel als bloße Fortsätze der Oberhaut ansehen. Man weis nämlich, daß, wenn der Finger eines todten Körpers lange genug im heißen Wasser gelegen, oder sonst schon einigermaaßen faul geworden, und man alsdenn die Oberhaut von demselben mit leichter Mühe abstreifen kann, der Nagel selbst von dem losen Oberhäutchen sich eben nicht trenne, sondern fest daran sitzen bleibe, und so zugleich mit demselben sich vom Finger ablösen, und herunterziehen lasse. Hiernächst läßt sich dieses noch mit einer zwoten Wahrnehmung unterstützen, weil nämlich diejenigen Stellen der Finger und Zehen, auf welchen eigentlich die Nägel sitzen, vom Oberhäutchen entblößet sind, als welches nur ein wenig über die Wurzel des Nagels herübergeht, und sich daselbst daran, so wie auch rund herum an dem ganzen untern Rande desselben befestiget. Da übrigens die äußerliche Bauart und Beschaffenheit der Nägel, mit derjenigen, welche dem Oberhäutchen eigen ist, keinesweges zu vergleichen, so kann man selbige auch füglich als besondere und ganz eigene Theile des Körpers annehmen und betrachten. Bisweilen geschieht es auch, obschon sehr selten, daß sich am Ende des zweyten Fingergliedes, wenn nämlich

lich das erste durch einen Zufall verloren gegangen, ein ganz neuer Nagel ansetzet und zum Vorschein kommt.

Man schließt inzwischen aus der Aehnlichkeit, daß eine eigene Materie, welche den Nägeln ihre Nahrung und Wachsthum verschaffet, ihnen durch eigenthümliche zuführende Nahrungsgefäße, eben sowohl, als den Hautwärzchen überliefert werden müsse, und daß vielleicht durch eben diese Gefäße die Nägel besonders mit dem Oberhäutchen in einiger Verbindung stehen mögen. Ob aber ein solcher Zufluß der Nahrungssäfte zu diesen Theilen besonders auch sogar nach dem Tode fortdauern, und die Nägel auch noch alsdenn sollten wachsen können, läßt sich schwer begreifen, ohnerachtet man, der allgemeinen Sage nach, solches als eine unläugbare und unumstößliche Wahrheit bisher immer behauptet, jedoch für falsch und ungegründet zu halten hat. Daß sie übrigens dem Körper keinen geringen Nutzen leisten, beweist der höchst empfindliche Schmerz, welchen man auszustehen hat, wenn sie ganz fehlen, oder man solche zu kurz oder knapp abgeschnitten hat, und woraus man sieht, daß sie eigentlich die äußersten Fingerspitzen als besondere Decken und Ueberzüge vor allerhand Unfällen und Ungemächlichkeiten, die ihnen von anßen zustoßen könnten, beschützen. Und wie wenig würden wir öfters im Stande seyn, feine und zarte Körper mit unsern Fingern genau anzufassen, wenn die Nägel uns hierzu nicht behülflich wären? So sind sie auch ebenfalls zuweilen die hülfreichen Werkzeuge, deren wir uns, von einem natürlichen innerlichen Triebe gedrungen, bedienen müssen, uns allerhand beschwerliche und unangenehme Empfindungen zu erleichtern, wenn wir nämlich bey Jucken und Fressen der Haut uns mit den Nägeln gelinde kratzen, oder auch sonst mit ihnen den äußerlich prickelnden Wust und Schmutz davon losmachen, abschaben und entfernen, und die Wilden, welche sie wachsen lassen, bedienen sich ihrer, die Haut der Thiere damit zu zerreißen; aber ob ihre Nägel gleich viel größer als die unsrigen sind, so kommen sie doch mit dem Horne oder Spornen der Thiere in keine Vergleichung. Endlich tragen diese Theile nicht wenig zu einem desto gewissern, leichtern und bequemern Gange bey, indem sie vorzüglich ein schmerzhaftes Anstoßen der äußersten Fußzehenspitzen gegen harte Körper, wodurch jene Handlung gar sehr gehindert werden müßte, verhüten. Es scheinen diese Theile ein so wesentliches Stück eines thierischen Körpers auszumachen, daß sie darum auch den übrigen Thieren

nicht

nicht mangeln, nur daß sie bey einigen in Ansehung der äusserlichen Gestalt, Größe und Farbe etwas anders ausfallen, ohnerachtet sie übrigens mit der ganzen Substanz, und andern Eigenschaften der Nägel völlig übereinkommen. Bey einigen vierfüßigen Thieren stellet dieses nämlich der Huf, vngula, vor, welcher ein ganzes großes, mehr oder weniger schwarzes oder weißliches, übrigens ziemlich dichtes und festes Hornstück ausmachet, das ebenfalls das vorderste, äusserste und letzte Glied der Füße bedecket, und welche hornichte Bedeckung ihnen gleichsam anstatt der Pantoffeln dienet, auf denen sie sicher treten, damit sie nicht so leicht die darunter liegenden weichen Theile durch Anstoßen an harte oder rauhe Körper verletzen können. Dergleichen behufte Thiere, animalia vngulata, aber haben entweder einen einfachen solchen Huf, oder es ist derselbe getheilet und gespalten, und es pflegen sogar einige Naturgeschichtschreiber von diesem Umstande den Grund zur besondern Eintheilung dieser Thiere zu entlehnen. Ist der Huf einfach, ganz und ungetheilet, so heißen es einklauichte Thiere, animalia solipedia, wohin z. E. das Pferd und der Esel, und das Zebra zu rechnen. Ist derselbe nur einmal gespalten, so nennet man solches zweyklauichte Thiere, animalia bisulca, dahin besonders alle gehörnte, und mit Geweihen versehene, auch von den ungehörnten Thieren die Schweine gehören. Man findet ferner den Huf zweymal gespalten, und dann heißen solches dreyklauichte, animalia trisulca, s. trichela, dergleichen das Nasenhorn, Rhinoceros; oder dreymal gespalten, welches die vierklauichten Thiere, animalia tetrachela, z. E. das Nilpferd, Hippopotamus, und endlich viermal gespalten, welches die fünfklauichten Thiere, animalia pentachela, sind, dergleichen der Elephant. Von allen diesen unterscheidet man die zehichte Thiere, animalia digitata s. vnguiculata, welche eine zwote und eigene Klasse ausmachen. Die Kennzeichen, welche diese von jenen absondern, bestehen darinnen, daß die letzten Fußspitzen, nicht, wie bey jenen um und um in dieser Horndecke eingefüttert verborgen liegen, sondern nacket und bloß unten hervorragen, und daß das erste Gelenke der Zehen allemal nur oberwärts mit einer schmalen, krumm gebogenen, und spitzigen Kralle, vnguis, welche weniger breit, als ein ordentlicher Nagel, versehen ist. Einige der zehichten Thiere bedienen sich dieser Kralle anstatt eines Hackens, um ihren Raub oder Beute damit zu erschnappen und anzufassen, z. E.

der

der Löwe, der Parder, der Tiger, der Bär, der Luchs u. s. w. andere anstatt einer Waffe, um sich damit gegen ihre Feinde zu vertheidigen, z. E. die Katzen, welche mit ihrer Kralle auf ihre Gegner losgehen, und sie kratzen; noch andere gleichsam als besonderer Klammern, welche an die Bäume einsetzen, wenn sie selbige ersteigen wollen, z. E. die Eichhörnchen, Katzen, und dergleichen. Auch sogar an den Schwimmfüßen der sogenannten Zwitterthiere oder Amphibien werden dergleichen Krallen angetroffen, so wie bey dem ganzen Vogelgeschlechte durchaus sich ebenfalls ihre Zehenspitzen mit einer mehr oder weniger stumpfen oder spitzigen Kralle endigen. Ohne diese Werkzeuge würden weder die meisten Vögel auf den Aesten der Bäume sitzen, von einem zu dem andern bequem und sicher klettern, oder sonst auf dürren Reisern und andern runden dünnen Stäben sich fest erhalten können, noch sonst die Raubvögel im Stande seyn, ihre Beute zu erhaschen, fest zu halten, und mit sich in der Luft fliegend fortzubringen. Endlich muß man die spitzigen Widerhacken, welche an den zarten Füßen mancher Insecten hervorragen, auch für solche Nägel nach dem verjüngten Maaßstabe ansehen; und vielleicht leisten wohl ebenfalls die Krebsscheeren diesen Thieren wenigstens einigermaaßen den Nutzen, welchen sonst andere Thiere von den Nägeln zu erwarten haben. Die Fische und Würmer scheinen übrigens die einzigen zu seyn, denen die Natur die Werkzeuge versaget hat.

Nagel, S. auch **Blumenblatt** und **Klippkleber**.

Nagelherz.

S. Herzmuschel.

Nagelkraut.

Diesen Namen führen einige Pflanzen, und besonders die beyden Geschlechter Illecebrum und Polycarpon. Wir verstehen hierunter das letzte, das erste wird unter Tapetenkraut beschrieben werden. Es ist davon nur eine Art bekannt, welche man das vierblätterichte Nagelkraut nennet, Polycarpon tetraphylum. Es wächst solches in Italien und in Languedoc. Die Wurzel ist jährig. Der ästichte Stängel wird kaum eine halbe Spanne hoch. Vier eyförmige, völlig ganze Blätter stehen wirtelförmig. Die kleinen Blümchen stehen auf gabelförmig getheilten Stielen; und zeigen fünf eyförmig zugespitzte, ausgehöhlte Kelch- und fünf ganz kurze, länglichte, eingekerbte Blumenblätter, drey kurze Staubfäden und drey noch kürzere Griffel mit stumpfen Staub-

Staubwegen. Die Frucht öffnet sich mit drey Klappen, und enthält viele Saamen. Die Kelch- und Blumenblätter fallen nicht ab.

Nagelmuschel.

S. Perlenmutter, Rinnendoublet und Waschbecken.

Nagelroche.

Nagelroche, der Rochen, nach Müllern: Raia clauata, Linn. gen. 130. sp. 8. Dasybatus clauatus, 6. Klein. ein Brumbeerschwanz. s. diesen unsern Artikel, Th. I. S. 993.

Nagmaul.

Nagmaul, in Beyern Schilus, sonst auch Nogemulus Germ. ein Sandbarsch, Xanti, Zander, Perca Lucioperca, Linn. gen. 168. sp. 2. Müllers Sandbarsch, seiner Bärschinge; Perca, 2. Kleinii, ein Parsch; s. diesen Artikel.

Nagor.

Unter diesem Namen beschreibt der Graf von Büffon ein afrikanisches, vierfüßiges Thier, aus dem Geschlechte der Gazellen oder Antilopen, welches von dem Hrn. Pallas Antilope redunca genannt wird. Es ist ohngefähr so groß, wie ein Reh, und hat über den ganzen Leib rothes Haar, aber keinen weißen Bauch, wie andere Gazellen. Die Hörner, welche noch nicht völlig sechs Zoll lang und beynahe ganz glatt sind, krümmen sich ein wenig vorwärts.

Nahrungssaft.

Nahrungsmilch, Chylus, Chymus. Diese beyden lateinischen Benennungen fassen nicht einen gleich bedeutenden Begriff in sich, sondern müssen genau von einander unterschieden werden. Man versteht nämlich unter dem einen den groben Nahrungssaft, Chymus, welcher zuerst entsteht, indem nämlich die durch das Kauen und durch die Beymischung des Speichels zermalmten und hinuntergeschluckten Speisen in den Magen, theils durch die peristaltische Bewegung desselben, theils durch die Beymischung des Nahrungssaftes in einen grauen Brey verwandelt worden, worinnen nicht nur die vielen ölichten, fettichten, schleimichten Theile derselben noch nicht gehörig aufgelöset, vielmehr mit den wässerichten annoch verbunden, sondern auch die nahrhaften und edlen Theile mit den unedlen und schlechten annoch vermischet, und folglich letztere von den erstern noch keinesweges abgeschieden sind. Auf diese erste Kochung erfolget eine zweyte, in welcher diese graue Breymasse, nachdem sie aus dem Magen in den Zwölffingerdarm gelanget, daselbst durch den Einfluß der Galle und des Gekrösedrüsen-

sedrüsensaftes, auch im ferneren Durchgang durch die folgenden Gedärme und deren fortgesetzte Bewegung in einen wirklichen weißen Milchsaft, Chylus, verwandelt wird. Dieser unterscheidet sich denn nun vom erstern sowohl durch die weiße Farbe, und dadurch, daß er fast in allen seinen Bestandtheilen und übrigen Eigenschaften mit der Natur einer ordentlichen Milch übereinkömmt, als auch, weil in demselben blos die nützlichsten, besten, der Mischung der übrigen Säfte ähnlichsten, und zur Nahrung geschicktesten Theile befindlich sind, nachdem nämlich jene unächte, gröbere und schlechte vorher davon abgesondert worden. Dieser Saft wird von den Milchgefäßen aus der Darmhöhle eingesogen, im Durchgange durch die Gekrösedrüsen von der zufließenden Lymphe theils verdünnet, theils noch mehr verbessert, ferner im Sammelkasten gesammlet, durch den Brustcanal in die Höhe geführet, und endlich in der linken Schlüsselblutader zuerst dem Blute beygemischet. Es hat diese Nahrungsmilch einigermaaßen eine saure Eigenschaft, vermöge welcher sie der natürlichen Neigung des Blutes zur Fäulniß auf gewisse Art Einhalt thut, da es sich alsbald in selbiges ergießt. Auch scheint einiger entferuter Nutzen desselben darinnen zu bestehen, daß es eben der Blutmasse eine Materie zuführet, von welcher alle übrigen Säfte des Körpers weiter ausgearbeitet und vollkommener gemachet werden, auch aller Verlust der festen Theile wieder ersetzet, und so der ganze Körper gehörig ernähret wird. S. oben Brustgang, ingleichen Gedärme und Milchgefäße.

Najade.

Herr von Linné nennet dieses Pflanzengeschlecht Najas und Michelli Fluuialis. Es ist davon nur eine Art bekannt. Es wächst solche in den europäischen Meeren, auch in Seen und stillstehenden Gewässern in Italien und der Schweiz. Die Wurzel ist seitwärts gerichtet, und durch Gelenke abgetheilet. Der grüne, krautartige Stängel rundlich, auch zuweilen mehr breit, hin und wieder mit einzeln Stacheln besetzet, und in Zweige abgetheilet; zwey auch drey und vier Blätter stehen beyeinander, sitzen platt auf und sind beynahe mit einander verwachsen, fast durchaus von gleicher Breite, am Rande ausgeschweifet und gezahnet. Aus dem Blätterwinkel treiben einzelne Stiele, auf welchen einzelne, nach Herr von Linné und Gouan in verschiedenen Pflanzen, nach Vaillant und Michelli aber nur an verschiedenen Orten einer

Pflanze, verschiedene Blumen stehen. Die männliche gestielte Blüthe zeiget einen walzenförmigen Kelch, welcher in zween rückwärts gebogene Einschnitte getheilet ist, und ein Blumenblatt, dessen Röhre mit dem Kelche einerley Länge hat, und sich in vier schmale, spitzige, rückwärts gewundene Lappen verlängert, nebst einem einzigen platt aufsitzenden Staubbeutel. Bey der weiblichen, platt ansitzenden Blume fehlet der Kelch und das Blumenblatt, und man sieht nur den eyförmigen Fruchtkeim mit dem Griffel und drey Staubwegen, welcher sich in ein Behältniß mit vielen Saamen verwandelt.

Nanger.

Diesen Namen führet, nach Hrn. Adansons Berichte, eine Gazelle in Senegal, welche sowohl in Ansehung der Gestalt des Körpers, als auch in Ansehung der Farbe, eine große Aehnlichkeit mit unserm Rehe hat, und von dem Herrn Pallas Antilope Dama genannt wird. Sie ist viertehalb Fuß lang und drittehalb hoch. Ihre Hörner, welche eben so wenig, wie die Hörner der übrigen Gazellen abfallen, sind schwarz, ohngefähr sechs bis sieben Zoll lang, und mit ihren Spitzen vorwärts gekrümmet. Diese Gazellen sind ungemein artige Thiere und lassen sich leicht zahm machen.

Napáa.

Wir behalten diesen Namen auch im Deutschen. Es ist dieses Geschlechte aus der Familie der Malven und dürfte nicht daraus verwiesen werden, wenn auch wirklich dem Geschlechte nach verschiedene Blumen auf zwo Pflanzen wohneten. Daher auch Herr von Linné solches lieber unter den Malven fernerhin lassen, als, wie in der Murrayschen Ausgabe geschehen, mit denjenigen vereinigen sollen, welche männliche und weibliche Blumen auf zween Stöcken tragen, zumal es noch nicht ausgemachet scheint, ob dieses sich wirklich also verhalte. Die Blume zeiget nur einen Kelch, es bestehet solcher aus einem Blatte, ist gleichsam krugförmig gestaltet, und fünffach eingeschnitten. Die fünf Blumenblätter bestehen aus schmalen, dünnen, unterwärts mit einander vereinigten Nägeln, und dem rundlichten, ausgehöhlten, ausgebreiteten Rande. Die vielen Staubfäden sind unterwärts in ein Säulchen verwachsen, und der Griffel theilet sich in viele, meistentheils zehen Staubwege. Die Frucht ist tellerförmig, zeiget zehen Fächer, und in jedem liegt ein Saame. Bey den Blumen, welche man für männliche oder weibliche ausgiebt, sind alle diese Theile zugegen, nur erfolget bey einigen keine Frucht, deswe-

deswegen hält man diese für männliche, und bey den sogenannten weiblichen erscheinen die Staubbeutel unvollkommen. Es sind zwo Arten bekannt. Beyde wachsen in Virginien.

1) Die glatte Napäa, Napaea hermaphrodita oder laeuis L. Die Pflanze ist in allen Theilen glatt anzufühlen. Die daurende Wurzel ist zäsericht. Der Stängel erreichet die Höhe von sechs und mehr Fuß, treibt viele Zweige, und vertrocknet im Herbste. Die Blätter stehen wechselsweise, sind kurz gestielet, mit zwo Blattansätzen versehen, die untern in fünf, die obern in drey spitzige, und ungleich ausgezahnte Lappen abgetheilet. Aus den Blätterwinkeln treiben lange, und in drey oder vier Zweige verbreitete, nackende Blüthstiele. Die Blüthe ist weiß, größer als bey der folgenden Art, und der Rand der Blumenblätter unordentlich eingekerbet oder zerrissen.

2) Die rauche Napäa, Napaea dioica oder scabra Linn. Diese Pflanze ist rauch anzufühlen. Die Wurzel ist auch dauerhaft und zäsericht. Der Stängel erreichet fast gleiche Höhe, treibt viele Zweige, und ist gestreifet. Die Wurzelblätter sind sehr lang gestielet und scheinen schildförmig, sind aber nur tief in neun Lappen zerschnitten; der mittelste ist der größte, und alle sind ungleich ausgeschweifet und ausgezacket. Auf der untern Fläche erscheinen neun dicke Nerven und wenig rauches. Die Blattansätze an den Stängelblättern sind breiter, am Rande haaricht; die Blätter gleichfalls bis an den Stiel in Lappen zerschnitten, deren Anzahl sich nach und nach vermindert, so daß die obersten nur drey behalten. Die Blumen erscheinen im Juli, sind kleiner, und es stehen auf dem ästichten und eckichten Stiele, welcher mit Deckblättern besetzet ist, mehrere bey einander. Herr von Haller bemerket, wie öfters viele Blumen gefüllet, und alsdenn die Staubbeutel unvollkommen wären, deswegen man vielleicht solche für weibliche angesehen. Wir haben öfters am Kelche sieben Einschnitte und sieben Blumenblätter wahrgenommen, und die letztern waren schneckenförmig gewunden. Die Staubfädensäule war fast durchaus ganz, und die Staubbeutel vollkommen und weiß, auch der Fruchtkeim mit dem Griffel zugegen; letzterer ließ sich leicht bis auf den Boden in fünf auch sieben ganze Griffel abtheilen. Den Saamen muß man aus Virginien erhalten, indem dergleichen in hiesigen Gärten selten oder gar nicht reif wird; doch kann man die starken Stöcke theilen, und solche ohne Wartung das ganze Jahr hindurch im freyen Lande unter-

unterhalten. In schattichter Lage wachsen sie stärker und höher, als in sonnenreichen Oertern.

Napellenkraut.

S. Eisenhüttlein.

Napfschnecke.

S. Klippkleber.

Napfsteine.

Alveolen, Alucoli, sind, wie Wallerius Mineral. S. 493. anmerket, schalenförmige Steine, auf einer Seite ausgehöhlet, auf der andern erhaben. Es vermuthet derselbe, daß sie in den abgetheilten Kammern der Orthoceratiten erzeuget werden.

Naphtha.

S. Bergbalsam.

Narbe.

S. Staubweg.

Narbenkraut.

S. Schwarzkümmel.

Narcisse.

Dieses bekannte Pflanzengeschlecht zeiget bey der Blume eine lange, plattgedrückte, der Länge nach sich öffnende und verwelkende Kelchscheide. Sechs eyförmige, spitzige, platte, sternförmig ausgebreitete Blumenblätter sitzen an und um das stehende trichter- oder walzenförmige Blatt, in dessen Röhre drey kürzere und drey etwas längere Staubfäden angeheftet sind. Der stumpfe, dreyeckichte Fruchtkeim sitzet unter den Blumenblättern, und trägt einen Griffel mit dreyspaltigen Staubwege. Das rundlichte, dreyeckichte Saamenbehältniß öffnet sich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern einige kugelförmige Saamen. Herr von Linné nimmt das stehende mittelste Blumenblatt für ein Honigbehältniß an, da hingegen Herr Ludwig solches mit den andern vereiniget, und die Pflanze zu den einblätterichten Blumen gerechnet hat. Herr von Haller und Gouan scheinen gleiche Meynung zu hegen. Herr von Linné führet vierzehen Arten an. Wegen der großen Aehnlichkeit der meisten Arten, der vielen Spielarten und unbestimmten Namen der Gärtner lassen sich solche schwer bestimmen. Wir wollen die bekanntesten, mehr botanisch, als gärtnermäßig, angeben.

1) Einblümichte weiße Narcisse mit kurzen eingekerbten Honigbehältnisse, weiße Narcisse, weißer Stern, Josephsstefft, Narcissus albus circulo purpureo C. B. Narcissus poeticus L. Sie wächst auf bergichten Wiesen in Italien und Languedoc wild. Die Zwiebel ist mehr kugelförmig, als lang. Die Wurzelblätter sind, soweit sie aus der Erde stehen, ohngefähr einen

Fuß

Fuß lang, platt, durchaus von gleicher Breite, welche ohngefähr einen halben Zoll beträgt. Der eckichte, oder zusammengedrückte, auf den beyden Seiten scharfe und nackende Stängel ist nicht viel höher, und endiget sich mit einer seitwärts, oder unterwärts gerichteten Blume. Die sechs Randblättchen sind weiß; das Honigbehältniß ist ganz kurz, fast radförmig, eingekerbet, oder ausgefranzet, mehr trocken als saftig, und am Rande röthlicht. Die Blüthzeit fällt insgemein in den May. Man findet diese Art in den Gärten häufig mit gefüllter Blume, bey welcher entweder nur die äußerlichen Blätter sich vermehren, oder auch das Honigbehältniß vielfach erscheint.

Die Wurzel dieser und anderer Arten von Narcissen erreget Erbrechen, und Boerhaave rechnet solche zu den Giften. Mit Honig, oder Oel abgerieben wird selbige bey Brandschäden zum äußerlichen Gebrauche empfohlen; man giebt sogar vor, daß dadurch die zerrissenen Flechsen und Nerven wieder zusammen geheilet würden. In neuern Zeiten machet man davon keinen Gebrauch in der Arzneykunst, und unterhält die Pflanze nur wegen des angenehmen Geruches in den Gärten.

2) Einblümichte ganz gelbe Narcisse mit langen glockenförmigen Honigbehältnisse, gelbe Narcisse, Hornungsblume, Märzblume, Märzbecher, gelber Stern, gelber Jacobsstab, Narcissus luteus, Narcissus pseudonarcissus L. Diese wächst in den Wäldern in Frankreich, Italien und der Schweiz. Ehe sie blühet, kann man sie von der ersten Art kaum unterscheiden; die Blume aber bricht zeitiger, und bey uns im März und April hervor, und ist in allen Theilen größer, auch durchaus gelb gefärbet. Der Becher oder Honigbehältniß ist überaus groß, weit und ganz offen; die Länge desselben kommt mit den Blumenblättern fast überein, und zeiget einen krausen, aber nicht umgeschlagenen Rand. Die Blume hat keinen oder ganz schwachen Geruch. Die gelbe Farbe ist bald dunkler, bald blässer, und die gefüllten Blumen sind auch zweyerley, indem entweder das Honigbehältniß sich zugleich mit den andern Blättern vermehret, oder diese nur allein sich vervielfältigen. Herr Hofrath Gleditsch merket an, wie der Honig, wenn diese Blume länger und häufiger blühete, weder der Sammlung, noch den Bienen zuträglich seyn dürfte.

3) Einblümichte weiß und gelbe Narcisse mit langen glockenförmigen Honigbehältnisse, Narcissus albus, calice flavo C. B. Narcissus bicolor Linn.

 wächst

wächst in dem mittägichten Europa, und ist der zwoten Art ganz ähnlich; die sechs Blumenblätter aber sind weiß, und der Becher ist dunkelgelb, mit einem mehr krausen und gefranzten Rande.

4) **Einblümichte ganz gelbe Narcisse mit langen, sechsspaltigen Honigbehältnisse, kleine gelbe spanische Narcisse,** Narcissus minor. Spanien ist das Vaterland, und zeiget auch viele Aehnlichkeit mit der zwoten Art. Es ist aber solche, wie Herr von Linne angiebt, in allen Theilen viel kleiner, der Stängel nicht gestreifet, die Blüthscheide grün, die Blume mehr abhangend, und der Rand des Bechers wellenförmig krause, und sechsfach gespalten.

5) **Einblümichte Narcisse mit langen walzenförmigen abgestutzten Honigbehältnisse,** Narcissus moschatus Linn. wächst auch in Spanien. Der Rand des Bechers ist nicht krause oder gefranzt, sondern abgestutzet. Die Blume riecht nach Biesam, und ist gelb oder weiß.

6) **Einblümichte weiße Narcisse mit kurzen Honigbehältnisse und drey Staubbeuteln,** Narcissus albus oblongo calice C. B. Narcissus triandrus Linn. wächst auf den pyrenäischen Gebirgen. Ist der ersten Art fast ähnlich; die Wurzelblätter aber sind viel schmäler, und ausgefurchet; die Blume ist durchaus weiß; der glockenförmige Becher halb so lang als die Blumenblätter, und dessen Rand aufgerichtet und eingekerbet. Gemeiniglich zählet man nur drey, doch auch zuweilen sechs Staubfäden. Zuweilen sitzen auch zwo Blumen auf einem Stängel.

7) **Einblümichte Narcisse mit langen gewundenen Honigbehältnisse,** Narcissus flore fimbriato C. B. Narcissus bulbocodium L. wächst in Portugall. Der gewundene Becher ist so lang als die Blumenblätter, und die Staubfäden nebst dem Griffel sind unterwärts gebogen.

8) **Vielblümichte Narcisse mit kurzen abgestutzten gefaltenen Honigbehältnisse, Tazette,** Narcissus luteus polyanthos, Narcissus Tazetta Linn. wächst in Portugall und Spanien an der See. Die Wurzelblätter sind platt und spitzig. Viele Blumen sitzen auf einem Stängel; sie haben einen angenehmen Geruch; der Becher ist fast dreymal kürzer, als die Blumenblätter, glockenförmig, abgestutzet; dieser zeiget bald eine weiße, bald gelbe Farbe, da hingegen die sechs Blätter allemal weiß erscheinen.

9) **Vielblümichte Narcisse mit langen eingekerbten Honigbehältnisse,** Narcissus calathinus L. wächst im Oriente und dem mittägigen Europa. Ist der achten Art fast ähnlich; die sechs

sechs Blumenblätter aber sind grösser und spitziger, und der Becher hat mit diesen gleiche Länge. Herr von Haller beschreibt diese Pflanze, wie er solche im Geburtsorte gefunden, in manchen Stücken anders. Man kann die Beschreibung no. 1251. in dessen Historie der Schweizerischen Pflanzen damit vergleichen.

10) Vielblümichte Narcisse mit kurzen Honigbehältnisse und pfriemenartigen Blättern, Jonquillien, Narcissus iuncifolius, Narcissus Ionquilla L. wächst im Oriente und Spanien. Die Blätter sind lang, zart, fast halb walzenförmig, zugespitzet, und daher pfriemenartig. Der Stängel ist nicht viel höher, und aus der Kelchscheide brechen zwo auch mehrere, doch auch zuweilen in dem Garten nur eine kleine, angenehm riechende gelbe Blumen hervor. Der Becher ist kleiner als die Blumenblätter, und glockenförmig. In den Gärten unterhält man auch die Spielart mit gefüllten Blumen.

Wir erinnern noch, wie sowohl diese verzeichneten Arten vielerley andere lateinische Beynamen erhalten, als auch ganz davon verschiedene Pflanzen mit dem allgemeinen Namen Narcissen beleget werden. In dem sechsten Bande der Onomatologia botanica sind gegen dreyßig Colonnen mit dergleichen Namen angefüllet, von welchen die wenigsten verständlich sind. Die drey und vierzig Sorten, welche Grotian in den Sommerbelustigungen 2 Theil 267. und folgenden Seiten anführet, und aus dem Miller meistentheils abgeschrieben sind, wird nicht leicht jemand gehörig unterscheiden können.

Der Anbau und die Wartung aller Narcissen ist nicht besonders. Die Vermehrung kann durch den Saamen und die häufige Wurzelbruth geschehen. Das erste wird nur derjenige unternehmen, welcher gerne was neues zu haben wünschet, indem zuweilen neue Abänderungen erfolgen, wenn man von den schönsten und einigermaßen gefüllten Blumen den recht reifen und schwarzen Saamen einsammelt, solchen im August auf wohl zubereitetes Land aussäet, den Winter über das Beet mit Stroh bedecket und die jungen Zwiebelchen im folgenden Sommer aushebt, einige Wochen außer der Erde unterhält, und nachher wieder in die Erde einleget. Auf diese Art erzeugte Zwiebeln aber werden erst im vierten oder fünften Jahre blühen, auch die ersten Blumen schlecht ausfallen, mithin muß man die zwote Blüthe abwarten, um zu erkennen, was Schönes und Neues erlanget worden. Die alten Zwiebeln soll man alle zwey oder drey Jahre im Junius oder Julius umlegen,

legen, die Bruth abnehmen, gleichfalls einige Wochen außer der Erde behalten, und nachher gegen den Herbst in lockere Erde, vier bis fünf Zoll weit von einander und wenigstens eben so tief wieder einsetzen. Wegen des Frostes darf man bey alten Zwiebeln nichts besorgen. Die gefüllten Jonquillen und Tazetten verlangen jedoch einigen Schutz, wenigstens soll man diese an solche Oerter legen, wo sie im Frühjahre zeitig Sonne genießen und von dem Eise oder Froste eher befreyet werden können, deswegen auch die Gärtner öfters diese Arten, sonderlich die Tazetten in Scherbel pflanzen, und diese den Winter in der Stube unterhalten, da sie denn auch zugleich das Vergnügen haben, die Blumen im Winter zu sehen. Bey der weißen Narcisse, oder der ersten Art, möchte vielleicht das Gegentheil statt finden, wenigstens haben wir wahrgenommen, daß diejenigen Zwiebeln nicht leicht ohne Blüthstängel geblieben, auch die Blüthe davon sich gemeiniglich geöffnet, welche im Schatten ihren Platz hatten. Warum verwelken aber so viele Blüthen von diesen Narcissen und täuschen unsere Hoffnung? Ist es gegründet, daß durch öfteres Wetterleuchten das Aufblühen derselben verhindert werde? Der Fehler liegt gewiß nicht an der Wurzel, oder an der Erde, die Witterung kann allein daran Schuld seyn. Alle Narcissen können, wie die Hyacinthen und Tulipanen, auch durch das Wasser zur Flor gebracht werden. Man wählet dazu sonderlich die Jonquillen und Tazetten, und setzet die Wurzel auf schickliche, mit Wasser gefüllte Gläser, und diese in der Stube hinter die Fenster, wo möglich gegen Mittag, da denn nach der verschiedenen Zeit, wenn dieses Aufsetzen geschehen, die Blumen nach und nach hervortreiben. Die Abhandlung des Herrn von Brocken, welche aus den Berlinischen Anzeigen in Hrn. Zinkens Leipziger Sammlungen XV. Band 739 S. eingerücket worden, führet zwar den Titel von dem Narcissenbaue, betrifft aber gar nicht diese, sondern allein die Amaryllis.

Narden, celtischer.

S. Baldrian.

Narden, wilder, S. Haselwurz.

Nardenbaldrian.

S. Baldrian.

Nardengras.

S. Borstengras.

Nardenkraut.

S. Schwarzkümmel.

Nardenwurzel.

S. Benedictkraut.

Narivari.

Nariuari pinima, ein Brasilianischer, vom Marcgrav S. 175. beschriebener Fisch, der von den Holländern Pylsteert genaññt wird. Raia Pastinaca, Lin. gen. 130. sp. 7. der Müllerische Pfeilschwanz, s. Rochen; Leiobatus, 3. Klein. ein Glattray, s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 435.

Narka.

Narka, eine Art von Lachsen oder Salmen in Kamtschadalen, wo es noch vier, von diesem verschiedene, Arten giebt, nämlich: 1) Tschawitscha, 3) Keta, 4) Gorbusche, 5) Piscis albus; welche alle die Farbe zu verändern pflegen. Der 2) Narka soll ein und zwanzig Zoll in der Länge, einen kleinen Kopf, eine kurze Schnauze, einen gabelförmigen Schwanz und große runde Schuppen, haben. Kraschenninikow in der Beschreibung von Kamtschatki. s. von diesen Fischen unsere Artikel, Caibo, wo lin. 2. Narka, oder Niarka zu lesen. B. II. S. 10. Keta, B. IV. S. 458 und Belaja Niba, B. I. S. 657. Er ist ohnfehlbar der bald vorkommende Niarka.

Narrenheil.

S. Gauchheil.

Narrenkappe.

S. Dragonermütze, Eisenhütlein, Fischweiberhaube und Ochsenherz.

Narvhal.

Narwhal ist entweder ein Einzahn oder Zweyzahn, Monodon, Diodon, it. Vnicornu, Bicornu, Grönländisch Towach, beyde Arten wieder entweder gekrümmet oder gestreift, oder gekrümmet und ausgehöhlet. Richter nach dem Klein, s. unsern Artikel, Einhorn, B. II. S. 511.

Nase.

Es ist dieses derjenige, in der Mitte des Gesichts hervorragende und fast pyramidenförmige oder dreyeckichte Theil, welcher sich von der Stirn an, zwischen beyden Augen, bis zum Anfange der Oberlippe des Mundes in senkrechter Richtung dergestalt und also erstrecket, daß selbiges dadurch in zwo gleiche Hälften abgeschieden wird. Man kann an der auswendigen Nase noch besonders die Nasenwurzel, radix nasi, welches der oberste und der Stirn am nächsten gelegene Ort, den Rücken, dorsum, s. spina, oder oberste scharfe Ecke, die Nasenspitze, apex, beyde Seitenflächen, woran die so genannten Nasenflügel, alae, s. pinnae, befindlich, und endlich die Scheidewand, septum, woher die vorderste doppelte Oeffnung entsteht, unterscheiden. Aus diesen Theilen zu-

sammengenommen, entsteht die verschiedene Größe und das ungleiche Verhältniß der Nase bey verschiedenen Menschen, und je nachdem der Rücken oder scharfe Ecke derselben entweder höckericht, oder gebogen, oder mehr eingedrücket, oder auch die Spitze mehr oder weniger aufgestülpt ist, nennt man solches eine römische, nasus Ciceronis, oder eine Habichts-aquilinus, oder Stumpfnase, nasus simus, s. depressus, obtusus, wodurch sich sogar ganze Völker von andern auszeichnen. Was nun aber eigentlich den Bau der Nase betrifft, so besteht selbiger theils aus Knochen, theils aus Knorpeln, theils aus weichern, häutichten und fleischichten Theilen. Und obschon die äußerliche Bildung derselben vorzüglich dem so genannten eigentlichen beyden Nasenknochen, ossa nasi, zuzuschreiben ist, welche als zwey einander vollkommen gleiche und neben einander gelegte Knochen oben mit der Stirn durch eine falsche Nath genau verbunden sind, und folglich den Grund zum ganzen Nasengewölbe legen, so tragen doch auch noch andere, als das Stirnbein, die beyden obern Kinnbackenbeine, das siebförmige, und Keilbein, die Thränenknochen, Gaumenknochen, die untern schwammichten Knochen, und der Pflugschaar, vermöge ihrer Nachbarschaft, hierzu vieles mit bey. s. den Artikel Kinnbacken. Den größten und vordersten Theil der Nase machen die Knorpel aus, daher es denn kömmt, daß, weil selbige in einem Skelett fehlen, solcher daran eben nicht sonderlich in die Augen fällt. Außer verschiedenen kleinern Knorpeln, kann man die Anzahl der übrigen größern, welche eigentlich zur Nase gehören, auf fünf dergleichen bringen. Unter allen diesen scheint der mittlere der vornehmste zu seyn, indem selbiger sich nicht nur von der vorstehenden Spitze des Keilknochens und dem vordersten scharfen Rande des Siebknochens und Pflugschaarknochens an, bis zu der höckerichten Linie beyder an einander kommender oberen Kinnbackenknochen oder dem so genannten Nasenstachel, erstrecket, und an allen diesen Theilen seinen vornehmsten Haltpunct gewinnt, sondern indem auch diesem Knorpel fast die ganze Scheidung der Nase zuzuschreiben ist. Die übrigen sind die vier sogenannten Seitenknorpel, deren sich zween auf jeder Seite antreffen lassen, und welche sowohl die Nasenspitze durch ihre krumm zusammenlaufenden Flächen, als auch überhaupt die Seitenflügel der Nase ausmachen. Alle diese theils größern, theils kleinern Knorpel hängen unter einander durch häutichte Bänder aufs genaueste zusammen. Uebrigens ist dieser, aus Knochen und

Knorpeln

Knorpeln zusamengesetzte, pyramidenförmige Theil noch äußerlich mit den allgemeinen Decken überzogen, worunter sich außer den allgewöhnlichen Gefäßen, den allgemeinen Hautdrüsen und dem Fette, annoch besondere und eigene Muskeln befinden, die der Erweiterung oder Verengerung der beyden vordersten Mündungen gewidmet sind.

Aus dieser künstlichen Bauart entsteht denn nun die inwendige große Nasenhöhle, cauitas narium, welche mit den Höhlen des Stirnbeins, des Keilknochens und des obern Kinnbackenknochens, ingleichen mit den Fächern des Siebknochens in Gemeinschaft steht, und von dem mitten hindurch gehenden Pflugschaar und knorplichten Ansatze in zwo gleiche und besondere Kammern abgetheilet ist. In beyden, nämlich sowohl in der rechten als linken Nasenhöhle, ist der leere Raum mit den schwammichten Knochen erfüllet, welche mit ihren gewundenen Spitzen oberwärts in derselben hervorragen. Das vorzüglichste, was man hier antrifft, ist die Schleimhaut, membrana pituitaria, welche die ganze Nase inwendig, folglich alle dahin gehörigen Flächen aller Knochen und Knorpel überkleidet, ferner in alle mit der Nase in Gemeinschaft stehenden Höhlen, Fächer und Kammern selbst eindringt und diese ebenfalls überzieht, und sich sogar hinterwärts bis in den Schlund erstrecket, und sich endlich in den allgemeinen Decken des inwendigen Mundes verliert. Sie besteht aus zwo besondern Hauptschichten, welche durch ein dazwischen liegendes flockichtes Zellgewebe von einander abstehen, nämlich einer untern, innerlichen, membrana subpituitaria, die unmittelbar auf die Knochen- und Knorpelflächen angränzet, und einer obern auswendigen, welche nicht überall einerley Dicke und Dichtigkeit an sich hat, sondern hin und wieder dünner, auch an manchen Stellen von schwammichter Substanz oder gleichsam wollicht und sammetartig ausfällt. Zwischen diesen beyden Hauptschichten und also in dem daselbst vorkommenden Zellgewebe ist eine ziemlich ansehnliche Menge kleiner einfacher Schleimdrüsen zerstreuet, deren Ausführungsgänge an der äußerlichen Fläche der auswendigen Hautschicht der Schleimhaut mit kleinen Mündungen zum Vorschein kommen, und daselbst den abgesonderten Schleim absetzen. Man hat also diese Schleimhaut, welche ihrem Erfinder zu Ehren auch die Schneiderische Haut genannt wird, theils als das Absonderungswerkzeug des Nasenschleims, theils aber auch, weil sie aus einem zarten Gewebe feiner Nervenfäden, die besonders von den

Geruch-

Geruchnerven herkommen, zusammengeflochten ist, und welche auf der äußern Hautschicht unter der Gestalt kleiner Nervenwärzchen wahrgenommen werden, als das eigentliche Geruchswerkzeug anzusehen. Den Geruch selbst verursachen nämlich aus andern Körpern duftende, flüchtige Salze und ätherische Oele, welche, sobald sie zur Nase gelangen, sich auf den Nervenwärzchen der Schneiderischen Schleimhaut ausbreiten und von diesen auf eine besondere Art empfunden werden. Ohnerachtet nun also der hier abgesonderte Schleim ein unnützer und zur Ausführung bestimmter Saft ist, so leistet er doch dem Geruche darinnen einen ganz besondern Dienst, daß indem er die Nervenwärzchen immer befeuchtet und schlüpfrig machet, selbige zugleich zu diesem Sinne beständig geschickt und tüchtig erhält, welches, wenn sie von der umgebenden Luft immer ausgetrocknet würden, unmöglich geschehen könnte. Die genaueste und äußerste Empfindlichkeit dieser Nervenwärzchen, welche von diesem benetzenden Schleime herrühret, machet daher auch, daß das von scharfen und reizbaren Körpern, welche sie berühren, gar bald ein gewaltsames Ein- und Ausathmen, oder das Niesen, erfolget. Außer den Oeffnungen, welche zu den erwähnten verschiedenen Schleimhöhlen führen, öffnen sich auch in der Nasenhöhle auf beyden Seiten theils oberwärts die Thränengänge, theils unterwärts die Gaumengänge, welche letztere im Grunde derselben befindlich, hinter den Schneidezähnen sich in das vordere Gaumenloch endigen, die zwar im Skelett offen, hingegen im natürlichen Zustande von der Gaumenhaut gänzlich verschlossen sind.

Endlich sind auch noch hieher die eigentlichen Ausgänge der Nasenhöhle zu rechnen, nämlich zween vordere oder äußerliche Nasenlöcher, welche sich vorne in dem Gesichte endigen, und sowohl dem abgesonderten Schleime seinen Ausgang, als auch der Luft und riechbaren Körpern den Eingang zur Nasenhöhle verstatten, und zwo hintere oder inwendige, welche sich hinterwärts im Gaumen öffnen, und wodurch der Durchgang der Luft zur Luftröhre erfolgen kann. Es befördert daher auch die Nase sowohl das Athemholen, als selbst die Stimme, das Reden und andere ähnliche Handlungen, welche durch Hülfe der einathmenden und ausathmenden Luft geschehen müssen. Und da die Thränen zur Befeuchtung des Auges immer, folglich häufiger abgesondert, als verzehret werden, so ergießt sich der Ueberfluß derselben durch die beyden Thränenpuncte in den Thränensack, welcher in der Nasenhöhle herabhängt, und

und welcher daher gleichsam den Sammelkasten dieser Feuchtigkeit abgeben muß, bis selbige zuletzt mit dem Nasenschleime zugleich durch die eigentlichen Nasenöffnungen abgeführet und ausgeschnaubet wird. Endlich ist auch nicht zu läugnen, daß die Anmuth und Schönheit des Gesichts von diesem Theile um gar vieles erhoben werde, und daß die verschiedene Gestalt der Nase in die eigentliche Bildung desselben den größten Einfluß habe, ohnerachtet man nicht sagen kann, daß sie zur Physiognomie oder den Gesichtszügen etwas besonderes beytrage, weil sie eben keiner so gar augenscheinlichen Bewegung als die Lippen und Augen unterworfen ist. Gewisse barbarische Völker glauben dadurch sogar die natürliche Schönheit des Gesichts zu erhöhen, daß sie noch besondere Ringe in den Nasenlöcherknorpeln tragen. Ihre Gestalt und ihre mehr hervorragende Stellung scheint darum auch nur ein besonderes eigenthümliches Vorrecht des Menschen zu seyn, da die meisten übrigen Thiere bloße Nasenlöcher mit einer Scheidewand, keinesweges aber eine erhaben hervorragende Nase besitzen. Selbst die Affen haben so zu reden nur bloße Nasenlöcher, oder es ist doch wenigstens ihre Nase, welche bloß mit der menschlichen einerley Stellung hat, so platt und kurz, daß sie kaum als ein ähnlicher Theil betrachtet werden kann. Bey den übrigen vierfüßigen Thieren findet man ebenfalls gleichsam nur Spuren einer ordentlichen Nase, welche nämlich oberwärts aus zwey platten Nasenlöchern, und vorwärts ebenfalls aus platten knorplichten Nasenlöchern besteht. Die scharfe Spur, welche man bey einigen Raubthieren wahrnimmt, scheint von den mehrern Wendungen und Krümmungen der schwammichten Knochen herzukommen, als in welcher die riechbaren Theilchen sich länger verweilen können. Diese knorplichten Ansätze fehlen so gar den Vögeln, bey denen die Nasenlöcher nur zwo Oeffnungen oder Gänge sind, welche den hornichten Schnabel hinterwärts durchbohren und ihnen zum Luftschöpfen und Riechen dienen. Bey den meisten Fischen trifft man vorne vor den Augen gedoppelte Nasenlöcher an, nämlich auf jeder Seite zwey, welche durch eine kleine Haut von einander abgetheilet sind, und welche vielleicht ebenfalls bey ihnen nur die bloßen Geruchswerkzeuge abgeben.

Nasen.

Nasus, ein schlechter Weißfisch, ein Schneiderfisch, wird von dem Linne unter die Karpfen, Cyprinus nasus, gen. 189 sp. 21. der Müllerische Nasenfisch, und vom

Klein unter die Schwaale, Leuciscus, 6. gerechnet, s. unsere Artikel, Karpfe, B. IV. S. 410. und Schwaal.

Nasenbeine.

S. Kinnbacken und Nase.

Nasenfrett.

Diesen Namen giebt der deutsche Herausgeber des Linnäischen Natursystems demjenigen amerikanischen vierfüßigen Thiere aus dem Geschlechte der Coati oder Halbfüchse, welches von dem Ritter von Linné Viuerra Nasua genannt wird, weil es sich von andern Halbfüchsen vornehmlich durch die lange, hervorragende, bewegliche Nase unterscheidet, wie bereits unter dem Artikel Coati, wo wir eine Beschreibung von diesem Thiere gegeben haben, angemerkt worden ist.

Nasenlöcher. S. Nase.

Nasenrümpfer.

Der Nasenrümpfer ist nach Müllern ein Hornfisch, Balistes Ringens, Lin. gen. 135 sp. 8 sonst auch von den Holländern Gryn-zeert genannt, s. unsern Artikel, Hornfisch, B. IV. S. 118. no. 8.

Nashorn.

Rhinoceros. Diesen Namen giebt man einem großen vierfüßigen Thiere, welches beym Klein in der dritten Familie der ersten Ordnung, nämlich unter den dreyhufigen Thieren, beym Linnäus aber in der sechsten Ordnung, nämlich unter den Thieren mit Pferdegebiß steht, die von ihm belluae genannt werden. Die Kennzeichen dieses Geschlechts sind, nach dem Schwedischen Naturforscher, zween stumpfe, weit von einander stehende Schneidezähne in beyden Kiefern, und ein dichtes kegelförmiges Horn auf der Nase, welches zu der angeführten Benennung Anlaß gegeben hat. In jedem Kiefer stehen auf jeder Seite sechs Backenzähne; und da die Kiefer eine viereckichte Gestalt haben, so sind die Schneidezähne überall an die Ecken gestellet, welche die vörderste Fläche einem jeden Kiefer giebt. Die Länge des Nashorns beträgt von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes zum wenigsten zwölf Schuh und die Höhe sechs bis sieben Schuh. Der Kopf ist an den Seiten platt und auf dem Scheitel in Gestalt eines Buckels erhaben. Auf diesem Buckel befinden sich die langen, zugespitzten Ohren, welche in die Höhe stehen und mit Haaren oder vielmehr Borsten besetzet sind. Die Augen sind sehr klein und niemals über die Hälfte geöffnet. Die Oberlefze raget über die untere hervor und endiget sich in eine bewegliche Spitze, die sich auf sechs bis

sieben Zoll verlängern läßt. Die Haut hat keine Haare, sondern rauhe Ritze und Striche, als wenn sie übers Kreuz und in die Quere mit einem Messer gekerbet wäre. Sie liegt an verschiedenen Orten, als hinter dem Halse, an den Schultern, und bey den Hüften fast eine Hand breit über einander geschoben, und hängt wieder bey den Füßen als eine Decke herunter, so daß es aussieht, als wenn das Thier gepanzert wäre. Sie ist über einen Zoll dicke und so hart, daß weder Lanzen noch Flintenkugeln durchdringen können. Die Farbe ist gemeiniglich schwärzlich, oder schmutzig aschgrau, unter den Falten aber röthlich. Die Beine sind verhältnißmäßig ziemlich kurz, aber dicke, und die breiten Füße mit drey großen Nägeln bewaffnet. Der Schwanz ist kurz und am Ende mit steifen Haaren besetzet. Man findet diese Thiere nicht nur in Afrika, sondern auch in dem Reiche des großen Moguls und in einigen andern Gegenden von Asien. Der Ritter von Linne nimmt zwo Arten an, die sich aber nur in Ansehung des auf der Nase befindlichen Horns von einander unterscheiden. Nämlich einige Thiere dieser Gattung haben nur ein einziges Horn auf der Nase, wodurch ohne Zweifel die mit vielen Fabeln vermischte Erzählung der Alten von dem Einhorne veranlaßt worden ist; bey andern aber findet man zwey Hörner, die gleich hinter einander sitzen. Das hinterste ist gemeiniglich kleiner als das vorderste, welches bisweilen eine Länge von mehr als zween Schuhen erreichet. Die Farbe ist nach dem Alter verschieden; es giebt weiße, braune und schwarze Hörner. Einige Schriftsteller sind der Meynung, daß die verschiedene Anzahl der Hörner nicht zwo verschiedene Arten anzeige; sie halten das Nashorn mit zwey Hörnern für das Männchen, und das mit einem einzigen Horne für das Weibchen. Mit dieser Meynung aber streiten die Nachrichten verschiedener glaubwürdiger Personen, welche sich lange Zeit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo das Nashorn keine Seltenheit ist, aufgehalten haben. Diese versichern, daß sie daselbst keine andere als zweyhörnige Nashörner gesehen. Die Meynung des Herrn Kleins, welcher zwo Abänderungen von dieser Gattung annimmt, und dafür hält, daß die asiatischen Nashörner nur ein einziges, die afrikanischen aber zwey Hörner haben, scheint daher der Wahrheit viel näher zu kommen; ob es gleich noch nicht ausgemachet ist, daß außer dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in allen übrigen Gegenden von Afrika nur zweyhörnige Nashörner wohnen; denn es fehlet in der That nicht

an Schriftstellern, welche das Gegentheil behaupten, und ihre Meynung durch das Zeugniß verschiedener Reisenden unterstützen. Es giebt, sagen sie, in Afrika sowohl einhörnige als zweyhörnige Nashörner; es würden aber selten beyde Hörner von der Jagd zurückgebracht, weil man das kurze Horn nicht achte, sondern wegwerfe.

Ohngeachtet das Nashorn weder fleischfressend, noch sonst grimmig oder außerordentlich wild ist; so läßt es sich doch nicht zähmen. Es ist, wie der Graf von Büffon mit Recht erinnert, im Großen das, was das Schwein im Kleinen ist, ungestühm auffahrend und auf eine plumpe Art dumm, ohne Einsicht, ohne Gelehrigkeit. Es findet eben so, wie das Schwein, ein großes Vergnügen darinnen, wenn es sich im Schlamm und Kothe herumwälzen kann; daher es sich auch gern an den Ufern der Flüsse und in morastigen Gegenden aufhält. Es soll gegen fünf und zwanzig Jahr wachsen und sein Alter auf hundert und funfzig Jahr, auch bisweilen noch höher bringen. Doch ist von allen diesen Umständen, so wie auch von seiner Begattung nicht viel zuverläßiges bekannt. Die vornehmste Nahrung dieses Thieres besteht vorzüglich in großen hartblätterichten Gewächsen, in Disteln und dornichten Sträuchern, die es dem weichsten Grase und zartesten Kräutern vorzieht. Es ist auch sehr begierig auf Zuckerrohr, und frißt alle Arten von Getraide; daher es oft sehr großen Schaden in besäten Feldern anrichtet. Wenn es weder Sträucher noch Getraide zu seiner Nahrung antrifft, pfleget es vermittelst seines Horns, die Bäume mit der Wurzel heraus zu reißen, um theils die Wurzeln, theils die Krone und übrigen Zweige der Bäume zu fressen. Da es keinen Geschmack am Fleische findet, so geht es weder auf Thiere noch Menschen los, wofern es nicht zum Zorn gereizet wird; in welchem Falle es seinem Gegner sehr gefährlich wird. Es reden zwar einige Schriftsteller sehr viel von der Feindschaft dieser Thiere gegen die Elephanten; allein die besten Nachrichten der neuern Reisenden widersprechen diesen Erzählungen. Das Nashorn läßt sich nur alsdenn mit dem Elephanten in ein Gefecht ein, wenn es dazu gezwungen wird; in welchem Falle es nicht selten den Sieg vermittelst seines starken, spitzigen Horns und undurchdringlicher Haut davon getragen hat. Es kostet überhaupt viele Mühe, ein solches Thier zu erlegen. Die einzigen Stellen, wo man es leicht verwunden kann, sind der Bauch, die Augen und die Gegend um

die Ohren. Das Fleisch des Nashorns ist für die Indianer eine angenehme Speise. Auch Kolbe versichert, daß er nicht selten, und zwar allemal mit großem Vergnügen davon gegessen habe. Die Haut dieses Thieres giebt das härteste Leder, das nur in der Welt zu finden ist. Das Horn wird von den Indianern für ein vortreffliches Gegengift gehalten. Vorzüglich werden die weißen, als die seltensten von ihnen sehr geschätzet. Ueberhaupt schreiben sie allen Theilen dieses Thieres, auch sogar dem Harne und den Excrementen, große Heilkräfte zu; welche aber wahrscheinlicherweise ihren Grund bloß in der Einbildung der Indianer haben mögen.

Nashornkäfer.

Diesen Namen giebt man verschiedenen Arten von Käfern, welche, wie das Nashorn, vorn auf dem Kopfe ein Horn führen. Außer denjenigen Arten, welche wir bereits unter dem Artikel Einhornkäfer angeführet haben, sind noch vorzüglich folgende drey merkwürdig, wovon man aber nur eine Art in Europa antrifft.

Der europäische Nashornkäfer, Scarabaeus nasicornis Linn. welcher auch von einigen Schriftstellern das fliegende Nashorn genannt wird, ist ohngefähr anderthalb Zoll lang, bisweilen auch noch etwas größer, hat glatte, castanienbraune Flügeldecken, und ein mit drey spitzigen Hervorragungen versehenes Bruststück. Das Horn, welches sich aber nur bey dem Männchen befindet, sitzt ganz vorn auf dem Kopfe und hat eine einfache, etwas hinterwärts gebogene Spitze. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen nicht nur durch den Mangel des Horns, sondern auch durch die kleinern zackichten Hervorragungen des Bruststücks. Es pfleget nach der Begattung gern seine Eyer in Gerberlohe und Mistbeete zu legen, wo die Jüngen eine für sie schickliche Nahrung finden. Die Würmer, welche aus dergleichen Eyern hervorkommen, die eine weiße Farbe und ohngefähr die Größe des Rettigsaamen haben, erreichen nach und nach eine Größe von zween bis drittehalb Zoll und haben einen weißgelblichen Körper mit vierzehn Ringen, einen großen braunen Kopf, sechs Füße, und auf jeder Seite neun bohnenförmige Luftlöcher. Wenn die Zeit ihrer Verwandlung herannahet, kriechen sie tiefer in die Erde, und machen sich hierzu eine runde, glatte Höhle. Ausführlichere Nachrichten von diesem Käfer, nebst einer richtigen Abbildung, findet man im zweeten Theile der Röselischen Insectenbelustigungen.

Der ostindische Nashornkäfer, Scarabaeus Rhinoceros L.

kömmt in Ansehung seines Körpers und Horns größtentheils mit der europäischen Art überein, nur ist er noch einmal so groß, und hat schwarze, bisweilen in das blaue spielende Flügeldecken. Das Weibchen hat ein ausgehöhltes Brustſtück.

Der carolinische Nashornkäfer, Scarabaeus Carolinus Linn. ist bucklicht und hat ein kurzes, gerade stehendes Horn, einen schwarzen Körper, und höckerichte, mit punctirten Strichen besetzte Flügeldecken, die etwas kürzer sind, als der Körper.

Nassauer.

Nassauer ist eine ungenabelte Mondschnecke und Turbo petholatus Linn. Die Schale ist auswendig ganz glatt und mit unterschiedenen Farben bezeichnet, wie ohngefähr eine gewisse Malleiische Kleidung, die man Pethola nennt, oder wie die große Schlange Oelar Pethola. Die Holländer nennen sie auch Petoolbooren. Die Schale ist ohngefähr von der Größe einer Wallnuß, in der Hauptfarbe schön braunroth, aber auf verschiedene Art marmorirt, grün, gelb, schwarz bandirt und sonst mannichfaltig gesprenkelt. Alle werden unter die seltenen Schnecken gerechnet, diejenige, welche grüne und dunkelbraune Flecken hat, wird für die schönste gehalten. Der Deckel ist von der schönsten Art ganz rund, an der einen Seite platt, mit einem Schnirkel, an der andern erhaben und glänzend grün. Nach dem Rumph ist solcher größtentheils schwarz und an den Seiten grün und röthlich. Man erhält dergleichen aus Ostindien und den Inseln Barbados.

Natrum.

Natrum, s. Nitrum veterum. Unter dieser Benennung scheinen die Alten nichts anders, als das alkalische Erdsalz verstanden zu haben, welches in den Morgenländern als ein, mit Erde und Sand vermischtes, alkalisches Salz aus der Erde gegraben, oder als ausgewittert in beträchtlicher Menge auf weiten öden Feldern gesammelt, und zur Bereitung der Seife und des Glases gebrauchet wird. S. Alkali mineralisches.

Natter. S. Schlange.

Natteraal.

Dieser Natteraal ist, nach Müllern, eine Art der Aalschlangen, Anguis Colubrina, Linn. gen. 126. sp. 4.

Natterblume.

S. Creuzblume.

Natterkraut.

S. Otterkopf.

Natterwendel.

Natterhals, Iynx, Torquilla, ist der unterm Namen Drehhals bekannte Vogel, welcher unter die Spechtarten gehöret. Von ihm ist bereits das Nöthige unter Drehhals gesaget worden.

Natterwurzel.

Mit diesem Namen beleget man im Deutschen die Bistorta. Tournefort und auch Herr von Linné erkannten solche für ein eigenes Geschlecht, doch ist solches endlich nicht allein von Linnäus, sondern auch fast von allen für überflüßig erkannt, und mit dem Wegetritte vereiniget worden. Von diesem, durch Beygesellung anderer Geschlechter, als dem Flöhkraute, Heidekorne und der Natterwurzel, weitläuftigem Geschlechte handeln wir an seinem Orte, bemerken aber auch hier, wie bey der Natterwurzel die Blumen eine dichte Aehre abbilden; der fünffach eingeschnittene blaßröthlich gefärbte Kelch gemeiniglich acht Staubfäden, zween Griffel, und zuletzt einen dreyeckichten Saamen umgebe, und die Wurzel knollicht und verschiedentlich gekrümmet sey. Es sind nur zwo Arten von der so genannten Natterwurzel bekannt, als:

1) die große, breitblätterichte Natterwurzel, Krebswurzel, Schlangenwurzel, Schlangenmord, Schlippenwurzel, Gänseampfer, Bistorta maior. Polygonum Bistorta Linn. wächst auf torfichten und moorichten Wiesen, auch um die Waldungen häufig, und blühet vom May an viele Wochen; die Blüthe kömmt auch zuweilen spät gegen den Herbst wieder. Die dauernde, knollichte, braune Wurzel wird bey dem fernern Wachsthume verschiedentlich krumm gebogen, und dieweil diese Krümmung nach Verschiedenheit des Bodens, worinnen solche liegt, und des Alters derselben, sehr verschieden ist, haben einige Schriftsteller daraus besondere Arten machen wollen. Aus der Wurzel treiben im Frühjahre lang gestielte, oberwärts glatte, dunkelgrüne, unterwärts mehr weißlichte und einigermaßen wollichte, eyförmig zugespitzte, am Rande völlig ganze, oder auch etwas wellenförmige Blätter, welche sich durch den Stiel selbst verlängern, und wodurch dieser geflügelt scheint. Der einfache Stängel wird zween bis drey Fuß hoch, ist wechselsweise mit ähnlichen, aber platt aufsitzenden, oder vielmehr in eine lange Scheide, welche den Stängel unter dem Knoten umgiebt, verlängerten Blättern besetzet und mit einer dichten langen Blumenähre geendiget. Zwischen den Blumen stehen silberfarbige, lanzetförmige Deckblätter. Die Blumen sind ge-

gestielt, und geben einen schwachen, nicht unangenehmen Geruch von sich. Nach Herr Pollichs Anmerkung kommen zwo Blüthen aus einem gemeinschaftlichen Puncte, davon eine gestielt, die andere ungestielt ist, und eben so ist das eine Deckblatt stumpf, das andere mit einer Granne geendiget. Der Kelch ist rosenfärbig und in fünf, sechs, auch nur vier eyförmige Einschnitte getheilet, welche zuweilen einander nicht völlig gleich sind. Die Zahl der Staubfäden steigt zuweilen bis auf zehne. Die Wurzel wird zwar in den Apotheken aufbehalten; da aber selbige sowohl im Pulver, als im wässerichten Aufgusse und Extracte eine starke zusammenziehende Eigenschaft besitzt, und dadurch leicht auf eine schädliche Art wirken kann, haben die neuern Aerzte den innerlichen Gebrauch gänzlich widerrathen. Aeußerlich kann selbige zu Befestigung der Zähne dienen. Die gestoßene Wurzel mit Mehl vermischet und daraus Brod gebacken, soll dem Brode einen angenehmen Geschmack geben, dieses auch mehr gesund, als schädlich seyn, wie Herr Kalm angemerket. In Kamtschatka soll die Wurzel weniger herbe und zusammenziehend, vielmehr süßlicht seyn und frisch oder getrocknet gegessen werden. Steller hat ganze Tage über damit sich beholfen und den Hunger gestillet, wie Gmelin berichtet. Die Wurzel kann, nach Hofrath Gleditschens Vorschlage, zum Lohgerben gebrauchet werden. Das Vieh frißt das Kraut auf den Wiesen, doch sollen es, wie Schreber angiebt, die Pferde unberührt lassen. Die Blumen geben Wachs und Honig.

2) **Kleine schmalblätterichte Natterwurzel**, Bistorta alpina. Polygonum viuiparum Linn. Diese Art wächst auf den Alpen und ist in allen Theilen kleiner. Die Wurzel ist auch ausdauernd und verschiedentlich gewunden. Die Wurzelblätter sind gestielet, steif, kürzer als die Stängelblätter und mehr lanzet- als eyförmig, am Rande mit starken Adern durchzogen und nach unsern Wahrnehmungen am Rande rückwärts geschlagen, und ganz zart eingekerbet. Der einfache Stängel ist ohngefähr eine Spanne hoch, mit ähnlichen, nur etwas schmälern und längern Blättern und mit einer kürzern Blumenähre besetzet. Die Stängelblätter sitzen mittelst eines kurzen Stiels an der langen Scheide, welche den Stängel von einem Knoten bis zum andern umgiebt. Zwischen den Blumen stehen lanzetförmige Deckblätter. Die Blumen sitzen platt an; das Blumenblatt ist mehr weiß, und statt acht Staubfäden zählet man zuweilen nur sechse. Ueberhaupt sind die Blumen selten im vollkommenen Zustande

stande anzutreffen und selten folgen wirkliche Saamen, welche auch, wenn sie zugegen, nicht dreyeckicht, sondern mehr kugelförmig sind. Dergleichen Saamen und Blumen findet man auch nur an dem obern Theile der Aehre, an dem untern Theile stehen statt der Blumen viele kleine rundliche, platt ansitzende Knöllchen, welche sich nach und nach vergrößern, spitziger werden, zwey kleine, gleichsam gestielte, eyförmige Blättchen ausbleiben und endlich abfallen. So bald diese die Erde berühren, schlagen sie einige Fasern, befestigen sich dadurch und erhalten nach und nach die eigentliche Gestalt der Wurzel. Auf diese Weise allein hat sich die Pflanze in hiesigen Gärten entweder selbst vermehret oder vermehren lassen, wenn man die zweyblätterichten Knöllchen in die Erde gesetzet. Auch in dem Blätterwinkel, aber selten, haben wir dergleichen Knöllchen gefunden; an der Blüthähre hingegen mangeln solche niemals, und es ist dieser Pflanze besonders eigen, dergleichen an diesem Orte hervorzubringen. Daher geschieht es vielleicht auch, daß die darüber stehenden Blumen unvollkommen bleiben und keinen tüchtigen Saamen geben.

Die Wurzel dieser Art hat mit der vorigen gleiche Eigenschaften. Die Samojeten essen solche mit dem Rennthierfleische; in Norwegen wird selbige häufig von den Bauern gespeiset, oder auch Brod daraus gebacken, und in Sibirien in Mehl gestoßen und daraus mit Milch Suppe und Brey bereitet.

Die letztere Art unterhalten wir im Garten im freyen Lande, sie hält allen Frost aus und verlanget keine besondere Wartung, nur muß man sie nach etlichen Jahren umsetzen, sonst blühet sie schwach. Die keimenden und mit Blättern besetzten Knöllchen auf der Blüthähre geben der Pflanze ein besonderes Ansehen, und deswegen halten wir auch dergleichen im Scherbel, welche auch den Winter über grünen, wenn man sie in einem gemeinen Glashause unterhält.

Natterwurzel, S. auch Aron und Scorzonere.

Natterzüngleinkraut.

Natterzüngleinkraut wird auch Schlangenzunge, Speerkraut, Einblatt genannt. Ophioglossum Tourn. und Linn. Es gehöret dieses Geschlecht zu den Farnkräutern, und obgleich die andern von dieser Familie mancherley Schicksale und Veränderungen erlitten, ist dieses doch von allen unverändert beybehalten worden. Herr von Linné hat sieben Arten angeführet, davon nur eine bey uns einheimisch ist, und weil von den übrigen keine in den Gärten vorkommen dürfte, beschrei-

schreiben wir auch nur Ophioglossum vulgatum Linn. Es wächst selbige in den Wald- und andern trockenen Wiesen, und blühet im May und Junius. Die schwärzliche, fäserichte Wurzel treibt einen schwachen Stängel, welcher untenher nackend ist und seitwärts ein einziges Blatt trägt, welches aufgerichtet steht, glatt, etwas dicke oder fleischicht, vollkommen ganz, oder doch sehr selten ausgeschweifet ist, und von dem mittlern breiten Theile nach und nach sich in ein schmales Ende verlängert, und beynahe gar keine Adern zeiget. Ueber dem Orte, wo das Blatt ansitzt, steiget der Stängel nackend in die Höhe und verwandelt sich in den gemeinschaftlichen Blüthstiel oder lange Aehre, welche gerade in die Höhe geht, nach und nach dünner wird, sich spitzig endiget und einige Aehnlichkeit mit der Zunge einer Schlange zeigen soll. Der Blüthstiel und die Aehre sind ziemlich lang, und zuweilen zwey- auch dreymal länger als das Blatt. Der Stiel trägt gemeiniglich nur eine Aehre, zuweilen spaltet sich selbiger, und es erscheinen zwo, auch wohl gar drey Aehren. Die Aehre ist anfangs grünlicht, ganz dünne und besteht aus vielen, dicht an und gleichsam über einander liegenden und in zwo Reihen gestellten Gelenken, nach und nach wird sie etwas dicker, röthlich, die Gelenke sondern sich mehr von einander ab, und der mitten durch laufende Stiel scheint auf beyden Seiten gleichsam kammartig eingeschnitten zu seyn. Jeder Zahn oder Gelenke sitzt auf einer besondern vertieften Erhebung und stellet ein häutichtes Saamenbehältniß vor, welches sich querdurch von einander theilet und unzählich viele kleine Saamen enthält. Die Größe dieses Pflänzchen ist sehr verschieden, öfters kaum einen Finger, zuweilen einer Spanne lang. In ältern Zeiten wurde solches hoch geschätzet. Daß es Schlangenbisse und Brüche heilen könne, glaubt jetzo niemand mehr, und mit der wundheilenden Kraft steht es auch sehr mißlich aus.

Natur.

Unter diesem Worte suchen manche einen gar vielfachen Begriff, und dehnen ihn dabey dergestalt ins Weite aus, daß man beynahe schüchtern wird zu gestehen: es sey der Begriff des Wortes Natur, natura, eben so einfach, als die Natur es in ihren Werken überall ist. Man versteht aber dadurch überhaupt die Kraft der Dinge und ihre daraus folgenden Wirkungen. Da inzwischen diese Kraft der Dinge nicht anders erkannt werden mag, als in sofern man sie aus den Erfolgen bey den Dingen selbst wahrnimmt: so ersieht man gar leicht, daß sich die

Natur im genauen Verstande nur auf diejenigen Dinge erstrecket, welche mit den Sinnen empfunden werden können. Und dieses sind die materiellen Gegenstände. Daher nimmt man in dieser Betrachtung die Natur für die materielle Kraft, aus welcher sowohl der thätige, als der leidende Zustand aller Körper, folglich alle ihre Veränderungen, herkommen. Die Kraft und das Wesen der Körper enthalten alles in sich, was man von ihnen sagen und denken kann. Und diese zwey Stücke sind es auch, mit welchen sich die Betrachtung der körperlichen Dinge in der Welt beschäfftiget, deren wissenschaftliche Kenntniß die Naturlehre heißt. Alles was nun in dem Wesen und den Kräften der körperlichen Dinge enthalten ist, oder durch sie geleistet werden kann, ist natürlich. Ihre Wirkungen sowohl, als Verbindungen unter einander, werden eben deswegen natürliche Wirkungen und Verbindungen genannt. Dieses nun zusammengenommen, die Körper selbst, ihre Wirkungen, Eigenschaften, Veränderungen und Verhältnisse zu einander, kurz, der ganze Inbegriff der körperlichen Schöpfung wird gar oft mit dem Namen Natur beleget, und man kann dergleichen Begriff, der sich aus dem ersten entwickeln läßt, gar wohl gelten lassen. Denn die Kräfte der Dinge und ihre Wirkungen zu erkennen, muß man sich billig mit den Dingen selbst bekannt machen; man muß ihr Wesen oder die Art ihrer Zusammensetzung und Entstehung, ihre Eigenschaften, ihre Verbindung, ihre Wirkungen erforschen: zuerst nach lauter Beobachtungen und durch den Weg der Erfahrung; nachgehends durch Vernunftschlüsse, die aus den Erfahrungen gezogen werden. Der erste Weg ist den meisten Menschen bequemer und angemessener, weil man darinnen nur mit lauter Kennbegriffen zu thun hat, und theils auf die natürlichen Dinge, theils auf ihre Begebenheiten, Achtung giebt. Und daraus entsteht denn eine richtige und ordentliche Kenntniß der Naturbegebenheiten, das heißt eine geschichtliche Kenntniß der natürlichen Dinge, wie sie sich, in welcher Ordnung, und mit welchem Unterschiede sie sich zutragen. Ungemein wird diese Erkenntniß erleichtert, ja zu einem gewissen Grade der Richtigkeit gebracht, wenn man auf die Ordnung und auf den Unterschied der Dinge in der Natur Achtung giebt; wenn man sie, ihren wesentlichen Characteren nach, in gewisse Klassen bringt, in welche sie die Natur bereits gesetzet zu haben scheint. So bald man dieses thun will, merket man gar wohl, daß man sich mehrentheils mit den körperlichen Dingen auf unserm Erdboden zu be-

beschäfftigen habe. Denn die größern Weltkörper, außerhalb unserer Erde, finden, ihrer Entfernung wegen, nur eine allgemeine Eintheilung, und die menschliche Wahrnehmung kann sich bey ihnen lange nicht auf so viel Besonderes einlassen, als bey den nahen und allen Sinnen unterworfenen Geschöpfen unserer Erdkugel. Aus dieser Ursache geschieht es vielmals, daß die Schriftsteller und Beobachter den Begriff der Natur nur nach dem gedachten Gegenstande einschränken, und ihn lediglich auf die materiellen Geschöpfe unserer Erde, auf die bloßen Erdkörper, ziehen. Und auch hier ist er noch weitläuftig genug, und würde nicht füglich können bearbeitet werden, wenn nicht eine allgemeine und besondere, den Dingen gemäße, Eintheilung gleich anfangs zum Grunde geleget würde. Man gelangt dazu durch genaue Beobachtung der Naturkörper selbst, als welche wiederum von den großen, festbleibenden und unbewegbaren Theilen des Erdbodens, dem eigentlichen Gegenstande der physischen Geographie, unterschieden sind. Unter den gesammten Naturkörpern finden sich erstlich, rohe, unorganische, ungebaute, äußerlich mehrentheils unordentlich gebildete Stoffe, die nicht weiter in zusammengesetzte Werkzeuge zerleget werden können. Alle diese Dinge lassen sich am schicklichsten mit dem Namen der rohen Materien, oder der Materialien, belegen; und sie begreifen alles unter sich, was auf dem Erdboden von dergleichen flüßigen und festen Körpern ohne bekannte Organisation und ohne bestimmte Bildung vorkömmt. Nächst ihnen, und gleichsam an ihnen angränzend, sind organische, bestimmt gebildete, wachsbare Maschinen vorhanden, die aber an einem Orte auf dem Erdboden fest stehen bleiben nnd daraus ihre Nahrung ziehen. Dieses sind die eigentlichen Gewächse oder Pflanzen. Auf diese folgen andere Erdkörper, die durch sich beweglich, ein organisches, wachsbares Röhrengebäude, wie die Pflanzen haben, aber darneben noch aus vielen andern Hebe- und Bandzeugen bestehen. Sie erhalten den Namen der Thiere. Solchergestalt hat man drey Hauptklassen, deren jede von solcher Weitläuftigkeit ist, daß man sie dieserwegen billig Reiche zu nennen, und die körperlichen Dinge des Erdbodens gemeiniglich in diese drey Reiche, das Materialien- (bey andern Stein- und Mineralreich) das Pflanzen- und das Thierreich, einzutheilen pfleget. Nach dieser allgemeinen Hauptidee werden auch alle Gegenstände im gegenwärtigen Werke behandelt; woraus die Leser die Gränzen des Buches selbst zu übersehen im

Stande

Stande sind, wenn sie sich aus dem vorher angeführten dabey erinnern, daß alle auf dem Erdboden vorhandene Körper, daß ferner im allgemeinsten Verstande die großen Weltkörper außerhalb der Erde, kurz die ganze körperliche Schöpfung, die Benennung Natur vor sich habe. In die Unterabtheilungen der vorangezeigten Hauptklassen, auch in die verschiedenen Arten die gesammten natürlichen Dinge zu betrachten und davon zu handeln, will ich mich gegenwärtig nicht einlassen. Denn ich habe hier weder eine Klassification der Naturkörper zu machen, als welches bey jeder Hauptordnung derselben, in jeglichem dahin gehörigen Artikel dieses Werkes ohnedem vorkömmt; noch auch die mancherley Lehrbegriffe über die Natur und über natürliche Dinge zu erklären: sondern lediglich anzuzeigen, was man kürzlich mit dem Worte Natur andeuten will.

Naus.

Eine Art von Seewölfen in Canada; s. unsern Artikel, Dickkopf, B. II. S. 322. und S. A. Reisen, B. XVII. S. 236.

Nautiliten.

Versteinerte Seegler oder Schiffskuttel, Nautiliti, sind versteinerte Meerschnecken, welche einem Fahrzeuge mit erhöhetem und eingebognem Vordertheile gleichen. Wallerius Mineral. S. 471.

Nautilus.

Dieser, auch im Deutschen gebräuchliche, und fast durchgehends angenommene Name begreift ein ganz besonderes Conchyliengeschlecht, und deutet sowohl auf die Beschaffenheit der Schale, als des Thieres. Die Schale stellet gleichsam ein Schiff mit runden Kiele vor, und das Thier ist der Schiffer; daher auch diese Schnecken auf holländisch Schippers, gewöhnlicher aber auch in Holland Nautili genennet werden. Die Nautili aber sind von zweyerley Art; bey einigen besteht die Schale aus vielen Kammern, bey andern nur aus einer; daher, auch wegen anderer, von einander abweichenden Umstände Herr von Linné zwey Geschlechter bestimmet, und eines Nautilus, das andere Argonauta genennet. Wir wollen beyde hier zugleich beschreiben, und das erste schlechtweg Nautilus, oder dicker Nautilus, das andere dünner oder Papiernautilus nennen.

Des Nautili Einwohner ist ein, nach der Schale gebildeter Vielfuß, oder vielfußartiger Klumpen nach schneckenartiger Beschaffenheit, runzlicht, knorplicht, röthlicht oder hellbraun, mit einigen schwarzen Flecken. Wenn das Thier sich zusammenzieht, füllet

solches die Schale nicht ganz aus. Der hintere Theil des Körpers ist etwas ausgehöhlet, und steht der Windung gerade gegenüber. Der untere Theil, welcher an dem Kiel ansteht, und der, wenn das Thier kriecht, oben zu stehen kommt, ist zwar knorplicht, doch etwas weicher, als der obere Theil, und mit vielen Warzen besetzet. Zwischen beyden sieht man am vördern Theile einen Klumpen mit unzählichen Füßchen, die mit verschiedenen Lappen übereinander gesetzet sind, und auf beyden Seiten den Mund bedecken. Der größte oder äußere Lappe geht in zwanzig Füßchen aus, deren jedes einen halben Finger lang, einen Strohhalm dicke, rund, doch vorwärts etwas breit, glatt, und ohne Warzen ist, welche man nur an dem Barte des Vielfußes wahrnimmt. Unter diesem Lappen liegt der zweete und dritte, die in sechs Füßchen abgetheilet sind, und darunter kommen noch kleinere mit kurzen Füßchen zum Vorscheine, bis an den Mund zu. Alle diese Füßchen können von dem Thiere ausgestrecket und eingezogen werden, und dienen ihm nicht allein statt der Füße, um damit fortzukriechen, sondern auch statt der Hände, um die Nahrung damit zu fassen und nach dem Munde zu bringen. Der Mund ist wie der Schnabel eines Vogels gestaltet; der obere Theil groß und krumm, an den Seiten etwas eingekerbet, der untere Theil klein, und liegt in dem obern verborgen. Der ganze Mund ist beinhart, schwarz, und etwas bläulicht, hinterwärts mit einem weißen fleischichten Ringe umgeben, worunter noch ein ander Fell liegt, welches fast den ganzen Schnabel bedecket; wie denn auch dieser unter einem Schleime und unter den Füßchen verborgen liegt, so, daß man nichts davon sehen kann, bis man sie von einander zieht. Unter dem Schnabel steht eine halbrunde, zusammengerollte Pfeiffe, die aus einem weißen Fleische besteht, und worinnen etwas liegt, das einer Zunge ähnlich ist. Die Augen stehen seitwärts, doch etwas mehr nach dem Kiele hin, sind so groß wie ein Nabel, haben keine merkliche Augäpfel, statt deren aber sieht man ein Loch, und inwendig sind sie mit einem schwarzbraunen Blute erfüllet. Von dem hintersten Theile des Leibes, welcher gegen die erste Scheidewand des Gehäuses anliegt, geht eine Schnur oder Senne durch alle Löcher aller Scheidewände, oder durch eine unterbrochene Röhre durch alle Kammern bis in den Mittelpunct, und dieser Punct ist der einzige Ort, wo das Thier in der Schale fest sitzet, und welcher leicht abreißt, wenn man das Thier gewaltsam herauszieht.

Die

Die Schale besteht aus vielen Kammern, davon jede Scheidewand einen Fortsatz der bemerkten Röhre hat. Man findet aber der äußerlichen Gestalt nach zweyerley Sorten, als einige die spiral- oder schneckenartig gewunden und rund, andere aber, welche fast gerade sind. Zu den ersten gehöret:

1) der Perlenmutternautilus. Dieses ist die bekannteste und größte Art, und unter dem Namen Nautilus überall bekannt, wird jedoch auch von einigen das Schiffsboot, oder Schiffküttel, Perlenmutterschnecke, und holländisch Paarlemoer-Hoorn genennet. Die Griechen nennten diesen, oder den Papiernautilus, Pompilos, daher auch diese Art beym Herrn von Linné Nautilus pompilius heißt. Der Einwohner dieser Art ist eben der vorhin beschriebene Vielfuß. Die Schale ist in sich selbst spiral gewunden, ohne daß man äußerlich die Gewinde wahrnehmen kann, einen dünnen Messerrücken dicke, äußerlich mit einer dünnen, gelben und mit braunen gebogenen Wellen, die sich vom Mittelpuncte bis zum Umfange erweitern, gezierten Haut umgeben, die sich aber leicht durch eine saure Feuchtigkeit abziehen läßt, worauf die Schale selbst bloß erscheint; es ist solche alsdenn auf der Oberfläche vollkommen perlenmutterartig, und mit einem silberfärbigen, bald ins rothe, violetfärbige, oder grüne spielenden Glanze. Die Mündung ist weit und herzförmig, woselbst sich der Klumpen des Thieres aufhält, von schiffförmiger Gestalt, mit einem glatten und runden Kiel. Der Kiel ist nach Rumphs Beschreibung ohngefähr sechs bis sieben Zoll von vorne bis nach hintenzu lang und vier bis fünf Querfinger breit. Innerlich besteht die Schale aus vielen, dreyßig bis vierzig, auch wohl noch mehrern gewölbten Mittelwänden, welche soviel Kammern machen, zu welchen allen aber kein anderer Zugang ist, als vermittelst einer Oeffnung, die bey großen Schalen einen dünnen Federkiel einläßt, und in jeder Kammer setzet jede Oeffnung mit einem Anschnitte einer Röhre fort. Durch diese Röhrchen lauft eine Senne von dem Hintertheile des Thieres bis zum Mittelpunkte. Da die Anzahl der Kammern nach der Größe der Schale verschieden ist, kann man füglich jede Kammer für einen neuen Anwuchs annehmen. Man findet in dem Indianischen und Afrikanischen Meere Schalen von der Größe eines Viergroschenstückes an, bis über einen Schuh im Durchmesser. Es liegen solche leer am Strande, nachdem das Thier von seinen Feinden herausgefressen worden, da denn aber

gemeiniglich der Rand der Mündung beschädiget ist. Durch Abschleifen kann solche leicht glatt und eben gemachet werden, daß man den Fehler kaum merket. Wenn die Mündung völlig ganz ist, muß man die runde Oeffnung, die mit einem Röhrchen in die erste Kammer führet, nicht sehen können; wenn man solche aber sehen kann, ist es ein Zeichen, daß der Rand der Schale abgenommen ist.

Wenn die Schnecke auf dem Wasser schwimmt, strecket sie den Kopf mit allen Bärten hervor, und breitet selbige über dem Wasser aus, so daß die hintere Windung allezeit über dem Wasser hervorraget. Wenn das Thier aber auf dem Grunde kriecht, so ist es umgewendet, steht mit dem Boote in die Höhe, und mit dem Kopfe, oder mit den Bärten auf dem Grunde, und kriecht ziemlich schnell vor sich. Es hält sich diese Schnecke mehrentheils auf dem Boden des Meeres auf, und kriecht zuweilen in die Fischkörbe. Nach einem Sturme sieht man sie haufenweise auf dem Wasser schwimmen, doch schwimmen sie nicht lange, sondern ziehen ihre Bärte bald wieder ein, kehren das Gehäuse um, und sinken zu Boden.

Der Inwohner kann zur Speise dienen, doch ist solcher hart und schwer zu verdauen. Aus der Schale wird gemeiniglich eine Art Trinkgeschirr bereitet. Man wählet hierzu die größten und glattesten, und welche seitwärts keine Löcher haben. Dergleichen bemerket man an vielen, indem sie öfters von andern Seethieren durchlöchert werden. Die Schale wird hierzu an dem hintern Theile dergestalt durchgeschnitten, daß die vier oder fünf hintersten Kammern durchsichtig werden, hierauf schneidet man die drey oder vier folgenden Kammern gar heraus, und schnitzelt an der innersten Windung einen offenen Helm, auswendig aber schneidet man allerhand Figuren hinein, und bereibet sie mit Kohlenstaub, so mit Wachs oder Oel vermischet ist, damit die Figuren schwarz hervorscheinen. Die Indianer pflegen auch, wenn sie solche nicht rein machen wollen, den untern Boden dergestalt auszuschneiden, daß ein großer Löffel, wie ein Schiffchen daraus wird, und dieser Löffel dienet ihnen unter andern auch dazu, um den Papeda, oder den nämlichen Vielfuß daraus zu essen. Daher hat auch dieser Nautilus den Namen Papedaschnecke erhalten. Von diesem gewöhnlichen Nautilo, an welchem äußerlich keine Gewinde zu sehen sind, kann man noch zwo seltene Nebenarten bemerken: als

a) eine, bey welcher in der Mitte die Gewinde in ein paar blosliegenden und perspectivisch

sich

sich vertiefenden Schnirkeln sichtbar sind. Und diese wird deswegen der Nautilus vmbilicatus, oder der Nabel- auch Perspectivnautilus genennet.

b) eine kleinere, woran die Gewinde durchbohret, oder mit einem Nabelloche versehen sind, und dieser heißt der durchbohrte Nautilus.

Außer dieser grossen Art führet Herr von Linné noch sechzehen Nautilos an, als:

2) der Sporn, Nautilus calcar L. In dem Sande bey Rimini finden sich unter vielen andern Schnecken auch verschiedene Nautili; einige erhalten die Größe einer Linse, und man kann ihre Gewinde äußerlich an der Schale, wie bey manchen Ammonshörnern, abzählen. Da aber etliche Gewinde auswendig vorragende Spitzen haben, hat man diese Art den Sporn genennet. Die Mündung ist enge und gerade, die Gewinde sind aneinander gefüget und die Gelenke stehen erhaben.

3) Körnernautilus, Nautilus crispus L. Ist gleichfalls eine ungemein kleine, Riminische gelbe Schnecke, deren Müudung halb herzförmig ist, die Gewinde aber gegeneinander angefüget und gleichsam körnicht sind.

4) Ammonshorn, Nautilus beccarii L. Ohngefähr in sechs Unzen Riminischen Seesande hat Plancus 6700. dergleichen überaus kleine Schnecken gezählet. Die Mündung ist queroval. Die Gewinde sind gegeneinander angefüget und knoticht. Die Oberfläche zeiget einen Perlenmutterglanz. Diese findet man nur versteinert in dem Sande. S. Ammonshorn.

5) Runzelnautilus, Nautilus rugosus Linn. Ist gleichfalls sehr klein, wird aber in dem südlichen Ocean gefunden. Die Mündung ist enge, gerade. Die Gewinde liegen gegeneinander an. Die Schale ist weiß, zusammengedrücket, und hat einen dicken Rand. Die Runzeln entstehen durch die Abtheilungen der Kammern.

6) Der Nabel, Nautilus vmbilicatus L. Es ist gleichfalls eine kleine, schneeweiße Art, welche bey Livorno gefunden wird. Sie zeiget eine schmale gerade Mündung, zusammengedrückte, und aneinander liegende Windungen, und in der Mitte einen eingedrückten Nabel.

7) Das Posthorn, das Scheer- oder Zieherhorn, Nautilus spirula L. Von dieser schneeweißen, sehr dünnen, ostindischen Schnecke sind die größten so dicke, wie ein Federkiel, zwey- bis dreymal eingerollet, und belegen im Umfange ein zwey Groschenstück. Die Mündung ist rund, und die Gewinde liegen nicht aneinan-

einander an, sondern frey und von einander getrennet. Das besondere hierbey ist, daß sich das Thier mit der Mündung an den Klippen fest ansauget, und die Röhre, welche durch die Kammern läuft, theils ganz nahe an dem innern Umfange liegt, theils aber nicht unterbrochen, sondern in einem Stücke durch alle Kammern fortgeht. Gemeiniglich ist die Mündung abgebrochen.

8) Halbe Posaune, Nautilus semilituus L. Der deutsche Name deutet auf die holländische Benennung Halv-Bazuin. Herr Martini wählet dafür kleiner unächter Bischoffsstab, worauf sich auch Herrn von Linné Beyname bezieht, indem die Bischoffsstäbe, Litui, heißen. Diese kleine, bey Livorno befindliche Schale lauft ganz gerade, und ist nur an der Spitze ein wenig umgebogen; die Gewinde stehen aneinander und nicht frey.

Diese acht Arten sind spiral gewunden oder rund, die folgenden aber mehr länglicht oder fast gerade.

9) Krummhorn, Nautilus obliquus. Sowohl der Seesand des mittelländischen Meeres, als auch das adriatische Meer enthält dergleichen weiße, auch schwarze, vielkammerichte Schalen, von der Größe eines Salatsaamens, welche gerade, aber etwas krumm gebogen, und an den Gewinden schief gestreifet ist.

10) Die wilde Senfschote, Nautilus raphanistrus L. Die Schale ist gerade, fast rollrund, von der Größe eines Nagels, an der Spitze nicht viel dünner als vorne, an den Kammern aufgetrieben, und mit zwölf erhabenen Strichen versehen. Das mittelländische Meer.

11) Rettigschote, Nautilus raphanus L. Die ganz kleine, gerade Schale wird allmählich dünner. Die Kammern sind aufgetrieben, und machen sechzehen erhabene Striche, woran man die Kammern erkennet; die Röhre aber, welche durch selbige geht, liegt an der Seite etwas schief. Man findet einige, die wie das Rohr, an den Kammern knoticht und an der Spitze stumpf sind. Das mittelländische und adriatische Meer.

12) Das Korn, Nautilus granum L. Dieses ist vielleicht nur eine Abänderung der vorigen Art.. Die Schale ist gerade, länglicht, eyrund, und hat aufgetriebene Kammern, mit acht unterbrochenen, erhabenen Streifen. Die Röhre liegt ebenfalls schief.

13) Radiesschote, Nautilus radicula L. Diese seltene Art findet sich in dem Riminischen Sande. Die Schale ist gelb oder roth, gerade, länglicht, eyrund, mit

mit aufgetriebenen Kammern, aber glatt.

14) Ringelschote, Nautilus fascia L. Die Schale ist sehr klein und gerade, zeiget aber gestreifte Gelenke mit glatten Ringeln an den Kammern. Das adriatische Meer.

15) Die Erbsenschote, Nautilus legumen L. Diese Schale ist ebenfalls sehr klein, gerade und platt, zeiget aber an der einen Seite einen Rand. Die Röhre befindet sich an der Seite.

16) Die Spritze, Nautilus siphunculus L. Diese kleine, gerade Schale hält sich in den Corallengewächsen in der sicilianischen Meerenge auf. Die walzenförmigen Gelenke stehen weit von einander, und sind durch dünne, walzenförmige Stücke aneinander verbunden.

17) Bischoffsstab, Nautilus orthoceras L. Diese hat man zur Zeit nur im versteinerten Zustande gefunden, und man versteht darunter eine lange, walzenförmige Röhre, die nach dem Ende zu mit ein paar Schnirkeln umgebogen ist, mit freystehenden Gewinden und vielen Kammern, die ebenfalls ihre durchlaufende Röhre haben. S. auch Orthoceratiten.

Pallas in seiner Reisebeschreibung führet eine besondere Nautilusart an, welche zu den spiralgewundenen gehöret, und von demselben Nautilus complanatus, von Herr Müllern der platte Nautilus genennet worden. Diese seltene Art ist so groß, wie eine Handfläche, glatt, niedergedrücket, und zwar an der einen Seite ganz platt, an der andern aber bäuchicht; der Kiel machet einen scharfen, glatten Rand; die Nähte der Kammern sind gebogen wellenförmig, oder ästig. Die Schale wird versteinert am Wolga gefunden, und wenn sie abgerieben worden, ist sie glänzend, dünne, und fast durchsichtig. Aehnliche kleinere, ebenfalls versteinerte, hat Müller von Reval und Narva erhalten.

Das andere Nautilusgeschlecht nennet Herr von Linné Argonauta. Nach der Geschichtskunde fuhr Jason, um das goldne Vließ zu hohlen, nach Colchis auf dem Schiffe Argo, und seine Gefährten wurden daher Argonauten genennet. Weil nun der Einwohner dieser Schnecken auch auf der Oberfläche des Meeres in seiner Schale, die einem Schiffsboote ähnlich sieht, herumschwimmet, hat Herr von Linné obige Benennung angenommen. Aus dem Grunde heißt man auch diese Schnecken Fahrkuttel, Schiffskuttel, Schiffsboote, Segler und holländisch Zeilers, auch Nautilus, jedoch wegen der dünnen Schale, zum Unterschiede, Papiernautilus.

Der

Der Einwohner ist eine Art Vielfuß, und gehöret zu dem Geschlechte der Blackfische, solcher aber ist gar nicht mit der Schale verbunden, und man würde es kaum glauben, daß dieses Thier und die Schale zusammengehöre, wenn nicht so viele Augenzeugen diesen Vielfuß mit und in der Schale, als seinem Hause, schwimmen gesehen; daher es unbegreiflich, wie diese Schale von demselben erbauet werde. Die Schale ist flach gewunden, sehr dünne, und hat nur eine Kammer; wodurch sich dieses Geschlecht von dem ersten deutlich unterscheidet. Herr von Linné führet nur zwo Arten an, von der ersten aber findet man einige Verschiedenheit.

1) Argonauta argo L. Herr Müller nennet diese Art Papiernautilus, indem derselbe Schiffsboot zum Geschlechtsnamen gewählet. Nach der Linnäischen Benennung könnte man solche die Chalupe nennen. Herr Martini wählet den Namen Galeere und die Holländer nennen sie Doekehuif, welches soviel als Kammertuchshaube bedeutet, daher sie auch von einigen holländische Haube genennet wird. Dieser, und nicht der vorige Nautilus scheint derjenige zu seyn, welcher den Alten bekannt gewesen. Die Schale sieht gänzlich einer Galeere ähnlich, indem sie einen schmalen Kiel, zwo hoch aufgehende, und oberwärts weit von einander abstehende Wände, und hinten eine kleine Windung oder Schnirkel hat. Man findet welche, die eine Spanne, und andere, die nur etliche Zoll lang sind. Die Schale ist sehr dünne, federleichte, halbdurchsichtig, schneeweiß, oder etwas gelblicht. Der Kiel ist kaum einen halben Finger breit, halbrund, mit Zähnen besetzet, aus welchen seitwärts einige Falten in die Höhe gehen. Der Kiel ist oben über der Windung schwarzbraun. Die Seiten sind nicht gekrümmet, sondern laufen nur schrege in die Höhe. Hinten bey der Windung zeiget sich eine ausstehende Ecke, wie ein Ohr. Der Einwohner hat vorwärts sechs kurze, weiße, warzichte Bärte oder Füße, welche sich beym Schwimmen ausbreiten, und hinterwärts zween viel längere, welche im Wasser hangen, und womit solcher die Schale lenket, diese sind auch silberfärbicht und warzicht, und rund, aber am Ende breit, wie die Platten an den Rudern. An diesen hat Rumph zwar kein dünnes Fell, dergleichen die Blackfische haben, wahrgenommen, jedoch bemerket, daß die Bärte in einem, aus einem Felle bestehenden Sacke, der am Kopfe hängt, stecken, welches das Thier mit den obersten Bärten ein wenig ausspannet. Daher auch Rumph

nicht

nicht zugeben will, daß der Einwohner durch Hülfe dieses Felles seegeln könne, sondern vielmehr vermuthet, daß dieses durch die Schale geschehe, indem er deren Vordertheil in die Höhe hebt, und den Wind hineinblasen läßt. Es soll das Thier im Seegeln die meiste Schwere seines Körpers in dem Hintertheile der Schale verbergen, und nur die zwey hintern Ruder ausstrecken, um sein Schiff zu regieren, bey der Windstille aber alle seine Bärte ausstrecken und den Vordertheil des Schiffes niedersinken lassen, und also fortrudern. Wenn das Thier einige Nachstellung bemerket, zieht es alle Bärte an sich, hebt den Hintertheil der Schale in die Höhe, daß sie Wasser schöpfe, und sinket zu Boden. Unter den Bärten ist am Bauche eine weite Röhre befindlich, wodurch das Thier das Wasser auspumpet, wenn es sich aus der Tiefe erheben will. Beym Aufsteigen aus dem Wasser kommt das Thier zuerst mit dem Kiele der Schale in die Höhe, wendet sich sodann schnell um und schöpfet das Wasser aus, damit es schwimmen könne. Die Augen bey demselben sind nicht hohl, wie bey dem ersten Nautilus, sondern ausgefüllet und durchsichtig. Weil das Thier nirgends an der Schale befestiget ist, kann es leicht aus der Schale herausgeschleudert werden, da denn die Schale allein auf dem Wasser schwimmet, aber leicht durch die Wellen an die Felsen geschmissen und zerschmettert wird.

Von diesem Papiernautilus findet man in Indien, an der afrikanischen Küste, und im mittelländischen Meere einige Verschiedenheiten, wovon Herr Müller drey anführet, als:

a) den schmalkielichten, welcher schneeweiß, zart und glänzend ist, bey den Windungen scharfe und spitzige, oder stumpfe Ohren hat, und bey großen Schalen, die wohl einen Schuh lang sind, einen flachen, von einem Strohhalme bis zu einem Finger breiten Kiel zeiget.

b) der breitkielichte Papiernautilus wird nicht so groß, hat aber einen viel breitern Kiel, auch breiter und weiter auseinander gehende Runzeln, und eine schmutzigweiße, oder gelblichte Farbe.

c) der Reisbreynautilus hat auch einen breiten Kiel, die Runzeln aber sind knoticht, und die Schale ist weiß. Bey allen drey Sorten endigen sich die Ribben oder Runzeln am Kiele jede mit einer Spitze, wodurch beyde Ränder des Kiels als gezacket erscheinen. Diese Zacken sind am Reisbreynautilus am längsten, und oft etwas schwärzlich.

Es giebt auch eine unförmliche kleine Art, welche Herr Martini die

die seltsame gewaffnete Galeere nennet.

2) Die zwote wahre Art nennet man den Kahn, Argonauta cymbium L. Diese ganz kleine, durch das Vergrößerungsglas zu betrachtende Art findet sich in dem mittelländischen Meere. Der Kiel ist runzlicht und hat keine Spitze. Herr Martini nennet solche die Galeere mit langem Verdecke, und bildet solche in natürlicher Größe, auch vergrößert ab.

Nautilus, blauer, S. Quallenboot.

Nawaga.

Nawega, wird von den Russen ein Fisch aus dem Geschlechte der Kabbeljaue oder Stockfische genennet, den Kölreuter für den Gadus des Artedi, syn. p. 35. sp. 4. und des Linnäi Gadus Callarias, gen. 154. sp. 2. gehalten wissen will; wornach er des Kleins Callarias, 5. barbatus, ein Pamuchel, seyn würde. s. unsere Artikel, Kabbeljaue, B. IV. S. 329. und Pamuchel. Kölreuter beschreibt und zeichnet ihn, in den Nou. Commentar. Petropolit. Tom. XIV. p. 484. tab. XII. überaus eigentlich und schön, doch, daß die Kleinische Zeichnung hier und da abgeht; besonders in Ansehung der hier nicht ausgedruckten Bartfaser, und des mehr rundlichten, in der Mitten gar zu wenig eingebogenen Schwanzes. Wir behalten uns vor, seiner in dem Artikel, Pamuchel, nochmals zu gedenken, und setzen nur noch hinzu, daß er Gadus Callarias, tripterygius, cirratus, varius, cauda integra, maxilla superiore longiore, sey, und daß er deutsch Dorsch, der Gaaper, Schwed. Torsk, genennet werde. s. unsern Artikel, Gaaper, B. III. S. 243.

Nebbeling.

Nebbeling, Holl. eine Art Aale, Muraena Anguilla, Linn. gen. 143. sp. 4. Müllers gemeiner Aal, Conger, 6. Klein. eine Aalschlang. s. unsern Artikel, Aal, B. I. S. 2.

Nebel.

S. Lufterscheinungen, unter dem Artikel Luft. S. 246. im 5 B.

Nebelstern.

So heißen bey den Sternkundigen diejenigen Sterne, welche sich den bloßen Augen als kleine blasse Wölkchen, oder schwach erleuchtete Stellen am Himmel zeigen, eigentlich aber, wie die Ferngläser lehren, aus einer Menge sehr kleiner, oder überaus entfernter Sterne bestehen. Dergleichen Nebelsterne findet man am Gürtel und Fuß der Andromeda, am

Schwanze

Schwanze des Schwans, am Kopfe der Cassiopesa, im Fuhrmanne über dem nordlichen Horn des Stiers, im Schwerdte des Orions, und in vielen andern Sternbildern, wovon der erste Band der, unter der Aufsicht der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegebenen Samml. astronom. Tafeln, ein genaues Verzeichnis enthält.

Nebenblase.

S. Nachgeburt.

Nebenblatt.

S. Blatt.

Nebenhode.

S. Zeugungsglieder.

Nebenniere.

S. Niere.

Nebensonne.

Nebenmond, S. Lufterscheinungen unter dem Artikel Luft, S. 245. im 5 B.

Nectarine.

S. Pferschenbaum.

Negerfisch.

Negerfisch, heißt auf der Goldküste der Königsfisch, sonst auch Seffer; s. unsern Artikel, Königsfisch, B. IV. S. 654.

Nelma.

Salmo Nelma, Linn. gen. 178. tab. 12. a. der Müllerische Nelma, der Truttarum oder buntfärbigen Lachsforellen. Er wird bey den Russen so genennet, ist der größte seiner Art, oft über zwo Ellen lang, silberfärbig, und mit großen Schuppen besetzet. Der Kopf ist unter allen Salmen am meisten verlängert, niedergedrücket, und der untere Kiefer viel länger. Das Maul ist ziemlich groß; die Schnurbartsfäden sind groß und breit; der Augapfel ist länglicht, nicht eckicht, und liegt in einem silberfärbigen Ringe. Die Kiemenhaut hat zehen, die Rückenfloße dreyzehen, die Afterfloße vierzehen Stralen; und der Schwanz ist gabelförmig. Er wohnet in den großen Flüssen Siciliens. s. Pallas Reisen.

Nelke.

Damit man unsere Feld- und Gartennelken mit den Gewürznelken nicht verwechseln möge, haben einige Grasblume zum Geschlechtsnamen gewählet. Weil aber daran nichts grasartiges zu finden, haben wir lieber Nelke behalten wollen. Bey den Gewürznelken bedienet man sich jederzeit des Beynamen, und schreibt auch Caryophyllus aromaticus, daher wir auch davon unter Gewürznelke gehandelt haben. Tournefort nennet dieses Geschlecht auch Caryophyllus, Dillenius und Herr von Haller Tunica, und

Herr von Linne' Dianthus. Der walzenförmige, fünffach ausgezahnte Kelch ist gemeiniglich unterwärts mit vier besondern Schuppen umgeben, deren zwo einander gegenüber gestellte, etwas höher, und die zwo andern etwas niedriger stehen. Die ordentliche Zahl der Blumenblätter ist fünfe, und selbige bestehen aus einem schmalen, an Länge dem Kelche gleichkommenden Nagel, und aus einer stumpfen, verschiedentlich eingekerbten Platte oder Rande. Zehn Staubfäden, welche ohngefähr die Höhe des Kelches erreichen, umgeben zween längere Griffel mit umgebogenen Staubwegen. Der Kelch umgiebt das walzenförmige Saamenbehältniß, welches sich oberwärts mit vier Spitzen öffnet, und innerlich auf dem viereckichten Saamenhalter viele rundlichte, platte Saamen zeiget. Alle Arten haben eine fäserichte Wurzel, und lange, völlig ganze, einander gegenüber gestellte, und den Stängel umfassende Blätter. Hr. von Linne' bestimmet zwanzig Arten; verschiedene davon wachsen bey uns wild, und andere werden in den Gärten unterhalten. Daher wir viele Arten anführen müssen.

1) Die büschlichte Bartcartheusernelke mit lanzetförmigen Blättern; Bartnelke, gewöhnliche Cartheusernelke, Buschnelke, wohlriechender Gartenwilhelm, Caryophyllus Carthusianorum, Dianthus barbatus Linn. Das eigentliche Vaterland ist unbekannt. Die Wurzel ist ausdauernd. Die Stängel werden gegen zween Fuß hoch, treiben keine Zweige, und sind an den Gelenken knoticht. Die Blätter sind untereinander verwachsen, hinterwärts haaricht, völlig ganz, zuweilen etwas wellenförmig, und bläulicht angelaufen. Nach Hr. Gouan sollen sie bey dieser Art auch dreynervicht seyn. Am Ende des Stängels stehen viele gestielte Blumen büschelweise beyeinander. Die Blüthzeit fällt in den Junius. Die Kelchschuppen sind eyförmig, und endigen sich mit einer Granne, welche so lang, auch wohl länger, als der Kelch ist. Die Blumenblätter sind zart eingekerbet. Die Stöcke wechseln mit den Blättern und Blumen. Diejenigen, woran die Blätter schmäler sind, pflegen die Gärtner den schönen Hans, und die mit breitern Blättern den schönen Wilhelm zu nennen. Die Blumenblätter sind einfärbicht, weiß oder rosenroth, auch bunt. Auch finden sich halb und ganz gefüllte Blumen. Man unterhält diese schönen Abänderungen zur Zierde in den Gärten, säet den Saamen im Frühlinge in eine leichte frische Erde, und verpflanzet die jungen Stöcke gegen den Herbst an Oerter, wo sie bleiben

ben sollen. Die Saamen soll man von den recht rundblümichten sammlen. Dieser giebt schönere Stöcke, als man durch die Theilung der Wurzel oder Ableger erhält; die ganz gefüllten Stöcke aber muß man auf die letzte Art vermehren. Auch nahe an der Wurzel im Juli abgeschnittene Zweige, wenn man die dicksten Knoten einen halben Zoll lang spaltet, von einander bieget, und an einem schattichten Orte in gutes lockeres Erdreich stecket, schlagen leicht Wurzel.

2) Büschlichte Bartcarthbeusernelke mit dreynervichten Blättern, Donnernäglein, Feldnelke, Steinnelke, Caryophyllus sylvestris latifolius C. B. Dianthus Carthusianorum Linn. wächst in Sicilien, Italien, auch hin und wieder in Deutschland an unfruchtbaren, sonnenreichen Oertern, auf den Feldhöhen und Hügeln, und um die Weinberge, blühet öfters schon im May, auch erst im Juni bis in die Mitte des Julius, und ist der vorherstehenden Art fast ganz ähnlich. Die Blätter sind um vieles schmäler, steifer und mit drey Nerven durchzogen; der Stängel ist nicht völlig glatt, sondern etwas rauh anzufühlen; die Blumenblätter stehen weiter aus einander, und sind oberwärts mehr haaricht als glatt, purpurfärbig, und die Griffel ragen mehr über den Kelch hervor. Die Deckblätter, welche nahe bey den Blumen stehen, sind groß und grannenförmig geendiget.

3) Büschlichte Bartnelke mit haarichten Kelchschuppen, wilde Carthenfernelke, Caryophyllus barbatus sylvestris C. B. Dianthus armeria L. wächst hin und wieder in unfruchtbaren Gegenden, und an dem Rande der Birkenwälder, und scheint nur ein Sommergewächse zu seyn. Der aufgerichtete Stängel erreichet einen Fuß Höhe. Die Blätter sind breit, weich, haaricht und grün, mit drey Nerven durchzogen. Oben zwischen den Blättern stehen die Blumen in Gestalt einer Dolde beyeinander. Der Kelch ist rauch, und die spitzigen Schuppen haben fast gleiche Länge mit demselben; die Blumenblätter sind klein, schmal, gegen die Mündung mit einigen Haaren besetzet, am Rande wenig eingekerbet, purpurfärbig, mit weiß gedüpfelt.

4) Büschlichte Bartnelke mit einer gemeinschaftlichen vierblätterichten Hülle, sprossende Nelke, Knopfnägelein, Dianthus prolifer L. blühet im August auf unfruchtbaren Weideplätzen. Der Stängel liegt mit dem untern Theile auf der Erde, und richtet sich nachher in die Höhe, erreichet ohngefähr einen Fuß Länge und treibt Zweige. Die Blätter

Blätter sind sehr schmal und grün. Auf den Spitzen der Zweige sitzet ein Blumenkopf, welcher von einer vierblätterichten Hülle umgeben ist. Die Kelchschuppen sind, nach Herr von Hallers Beschreibung, so lang als der Kelch selbst, lanzetförmig und ausgehöhlet, nach Herr von Linne' aber länger als der Kelch, eyförmig und stumpf. Herr Scopoli zählet nur zwo dergleichen lanzetförmige Kelchschuppen. Die Blume ist klein. Die Blumenblätter sind rosenfärbig, nicht eingekerbet, aber in zween Lappen gespalten. Die Blumen brechen nicht zugleich auf, eine folget der andern, und deswegen wird solche sprossend, prolifer, genennet, obgleich nicht eine Blume aus der andern hervorwächst. Diese Art ist jährig.

5) Einzeln blühende Nelke mit einer vierblätterichten Hülle, Caryophyllus prolifero affinis C. B. Dianthus diminutus L. Herr von Linne' selbst bemerket, wie diese mit der vorherstehenden viele Aehnlichkeit habe. Weil aber die Blumen nur einzeln auf den Zweigen stehen, und nicht viele derselben in einem Köpfchen vereiniget sind, hat er solche als eine besondere Art angenommen; Herr von Haller hingegen vereiniget beyde, indem er Stöcke gesehen, woran einige Zweige Blumenköpfe, andere einzelne Blumen getragen. Auch bey den letzten ist die vierblätterichte Hülle zugegen, und der Kelch von den vier andern Schuppen umgeben.

6) Die büschlichte Federnelke mit zerschnittenen glatten Blumenblättern, Buschnägelein, hohe Federnelke, Pflaumnägelein, Caryophyllus flore laciniato odoratissimo C. B. Dianthus superbus L. wächst an grasichten Oertern in den Heiden, sonderlich zwischen den Birken, und um dieselben auf den Triften, welche etwas feuchte sind. Die Wurzel ist ausdauernd. Der untere Theil des Stängels, welcher gegen zween Fuß lang und an den Gelenken knoticht ist, liegt auf der Erde, der obere aber steht aufgerichtet. Die Blätter sind verwachsen, gestreifet, und am mittleren Theile breiter. Am Ende des Stängels stehen einige gestielte Blumen beyeinander. Neben den Blumen stehen grannenförmige Deckblätter. Die vier Kelchschuppen sind kurz und zugespitzet. Wo sich der grünlichte Nagel des Blumenblattes in die bläulichte oder weiße Platte verbreitet, stehen einige dunkel- oder purpurfärbige Haare, und die Platte selbst ist verschiedentlich in viele zarte Einschnitte tief zerschnitten. Der Geruch der Blume ist zwar angenehm, aber mit den Gartennelken nicht zu vergleichen. Sie blühet den ganzen Sommer über bis in den Herbst.

Man

Man unterhält jedoch diese Art in den Gärten, indem die Farben bey den Blumen spielen, selbige auch gefüllt erscheinen. Die vornehmsten Spielarten werden von den Gärtnern Damascenernägelein, Fasanenauge, Altermannskopf und geschmückte Frau genennet. Die Vermehrung geschieht durch Saamen und Ableger. Die Stöcke lieben einen lockern, guten, erhabenen Wiesengrund, in welchem sich die Wurzeln recht ausbreiten können.

7) Die einzeln blühende Federnelke mit zerschnittenen haarichten Blumenblättern, Caryophyllus sylvestris lanuginosis floribus C. B. Dianthus plumarius L. wächst in dem unfruchtbaren Heidelande, und auf Sandhügeln. Der Stängel liegt zur Hälfte auf der Erde, erreichet ohngefähr einen Fuß Höhe, und trägt auf jedem Zweige eine, zwoe auch drey Blumen. Die Blätter sind bläulicht angelaufen und sehr spitzig. Die Kelchschuppen sind ganz kurz, das eine Paar derselben trägt eine kurze Granne. Die Blumenblätter sind schön purpurroth, vielfach zart zerschnitten, und an der Mündung mit einem röthlichten Büschel Haare besetzet, wodurch man diese Art von der vorherstehenden, mit welcher man solche öfters verwechselt, am besten unterscheiden kann. Auch diese Art spielet mit der Farbe, und giebt gefüllte Blumen, welche die Strenge des Winters ausstehen, und leicht durch Ableger vermehret werden können.

8) Einblümichte Federnelke mit zerschnittenen haarichten Blumenblättern, Sandnägelein, Bergfedernelke, Caryophyllus humilis flore vnico C. B. Dianthus arenarius L. wächst in dem aller unfruchtbarsten Heideboden, und selbst in dem Flugsande. Die Blumen dauern den Sommer über lange. Aus der daurenden, holzichten, tief eindringenden Wurzel treiben viele, schmale, gleichbreite Blätter. Der Stängel ist öfters nicht über einen Finger lang, und nur mit einem Paare Blätter und einer einzigen Blume besetzet. Die Kelchschuppen sind stumpf; die weißen Blumenblätter nicht sowohl eingekerbet, als vielmehr zart zerschnitten. Deswegen und weil auch bey der Mündung purpurfärbige Haare stehen, diese Art mit der siebenden viele Aehnlichkeit zeiget. Wenn man diese Art in den Garten unterhält, und Ableger davon machet, verschönert sich selbige merklich.

9) Die kriechende Nelke mit zween lanzetförmigen Kelchschuppen, kleine kriechende Grasnelke, kriechendes Feldnägelein, Caryophyllus minor repens, Dianthus deltoides L. findet sich häufig auf hohen Wiesen und Triften

Triften, und blühet vom Juni bis in den September. Der Stängel ist gestrecket, und ein wenig rauch. Die Blätter sind bald glatt, bald haaricht. An den Spitzen des Stängels und der Zweige stehen die Blumen einzeln. Die Blumenblätter sind purpurfärbig, eingekerbet, an der Mündung mit dunklern Zähnchen und weißen Düpfelchen gezieret, aus welchen zarte Härchen entspringen.

10) Die Chinesernelke mit vier langen Kelchschuppen, Dianthus Sinensis Linn. Sina ist das Vaterland und wird daher unrecht von einigen die Genuesernelke genannt. Die Wurzel dauert bey uns zwey auch mehrere Jahre. Der Stängel wird nicht über anderthalb Spannen hoch, und leget sich nieder, wenn solcher nicht gestützet wird. Die Blätter sind am Rande scharf oder rauh anzufühlen und die Blumenblätter groß und scheckicht. In den Gärten unterhält man viel Spielarten, mit gefüllten und einfachen, verschiedentlich gefärbten Blumen, als röthliche, violetne und weiße; mehrentheils sind sie am Rande mit artigen schwarz gedüpfelten Cirkeln eingefasset. Diese alle haben keinen Geruch. Man kann zwar die Stöcke einige Jahre in den Töpfen, auch den Winter über in dem Lande erhalten, es werden aber die neuen, aus Saamen erzogenen, schönere Blumen geben. Sie blühen im erstern Jahre.

11) Die Mittagsnelke mit zwo herzförmigen Kelchschuppen, Dianthus pomeridianus Linn. wächst um Constantinopel und in dem gelobten Lande. Hr. v. Linné giebt davon folgende Beschreibung. Das Laub ist der Gartennelke gleich. Die dauernde Wurzel vermehret sich nicht häufig. Der Stängel treibt drey bis vier lange, einfache Zweige, deren jeder eine Blume trägt. Den Kelch umgeben nur zwo ganz kurze herzförmige Schuppen. Die Blumenblätter sind gelblicht, unterwärts grünlicht weiß, an den Seiten aufgerollet und nicht ausgebreitet, kürzer als der Kelch, stumpf, und ganz wenig eingekerbet. Das merkwürdigste ist, daß die Blumen sich Mittags halb ein Uhr öffnen und Abends um zehn Uhr wieder schließen.

12) Die spielende Gartennelke mit vier kurzen Kelchschuppen, Nägelein, holländische Filitten, Caryophyllus coronarius. Dianthus Caryophyllus Linn. Die Italiänischen und Schweizer Alpen sollen das eigentliche Vaterland seyn. Herr von Haller beschreibt die wildwachsende Pflanze also: die große holzichte Wurzel ist in viele Zweige abgetheilet. Der Stängel, welcher nach der Gärtner Sprache bey dieser Nelke die Spindel genannt wird, erreichet

reichet einen, auch zween Fuß Höhe, liegt mit dem untern Theile auf der Erde und bieget sich mit dem obern unterwärts. Die Blätter sind blaulicht angelaufen, durchaus von gleicher Breite, welche eine Linie beträgt. Die Aeste endigen sich mit einer, zwo, auch drey Blumen. Die Kelchschuppen sind kurz, breit, grannenförmig geendiget, zuweilen fehlen solche ganz. Der Nagel des Blumenblattes ist grün und lang, die Platte halbzirkelförmig, scharf eingekerbet, rosenfärbig und die Mündung mit Haaren nicht besetzet. Der Geruch der Blüthe ist zwar angenehm, aber noch weit von den Gartennelken entfernet; daher auch einige solche als Geruchlose beschreiben. Daß diese Art in unsern Gärten auf eine mannichfaltige Weise in Ansehung der Farbe, Größe und Anzahl der Blumenblätter spiele, ist jedem Gartenliebhaber bekannt; unter allen Abänderungen verdienet diejenige besonders angemerket zu werden, ob sie gleich am wenigsten schön scheint, an welcher die vier Kelchschuppen sich außerordentlich vermehren, der Länge nach über einander liegen und gleichsam eine schuppichte Aehre vorstellen; man nennt daher auch diese die Kornährennelke. Die Blumenblätter sind alsdenn unansehnlicher, gemeiniglich roth, auch nicht in vieler Zahl zugegen. Man vermehret diese Spielart wie die übrigen. Wir haben dergleichen zuweilen mit andern Spielarten aus dem Saamen erhalten. Die übrigen Sorten wollen und können wir nicht angeben, indem alle Jahre neue entstehen, auch die Abwechselungen nicht mit Worten anzugeben sind. Die Gärtner bringen alle unter gewisse Klassen oder Abtheilungen und geben jeder ihren Namen. Flammirte oder Funken nennen sie diejenigen, welche zweyerley Farben und Striefen haben, so ganz durch die Blumenblätter gehen. Bisarten, deren Blumen drey bis vier verschiedene Farben haben und gestreift oder schattiret sind. Picoten, welche zweyerley Farben haben und gemeiniglich auf einem weißen Grunde scharlach, purpurrothe, oder anders gefärbte Flecke und Düpfelchen zeigen. Picotbisarten sind Bisarbnelken, deren Farben sich nicht in langen breiten Striefen, sondern in kleinen Strichlein oder Düpfelchen darstellen, als wenn sie darauf gesprützet wären. Dubletten sind zweyfärbige Nelken, auf welchen die eine Farbe mit langen breiten Streifen oder Flammen erscheint. Concordien, welche außer zweyerley Roth keine andere Farben zeigen. Geschminkte Frauen oder Princessinnen oder Fameuse, welche oberwärts rothe oder violetne, unterwärts aber ganz wei-

ße Blumenblätter haben. Es giebt auch Nelken, welche mitten in der aufgeblüheten Blume noch eine grüne Blumenknospe zeigen, aus welcher gleichsam eine zwote Blume aufblühen will. Diese grüne Blüthknospe nennt man eine Pipelnelke. Da die Hauptnelke von dieser ungestalt gemacht wird, pfleget man solche entweder heraus zu nehmen, oder den grünen Kelch auf eine schickliche Art zu öffnen, oder ganz wegzunehmen, da denn die darinnen steckenden Blumenblätter sich gleichfalls färben und ausbreiten. Alle andere Namen sind willkührlich, und jeder Gärtner wählet sich dergleichen und machet neue, wenn er neue Spielarten erlanget; dergleichen kann man in den Verzeichnissen der Blumisten mehr als einhundert finden, dienen aber weiter zu nichts, als damit diese Sorten zu bezeichnen und nach dieser Benennung solche von den Gärtnern zu verschreiben. Einerley Blumen haben öfters von verschiedenen Gärtnern auch verschiedene Namen erhalten. Außer der Farbe und dem Geruche hält man diejenigen vorzüglich für schön, welche lange, breite, steife und sich gleichförmig oder in einer völligen Rundung ausbreitende Blumenblätter haben, wenn solche mit mehrern Farben und durchgehends gleich gezeichnet sind; wenn die mittelsten Blumenblätter nicht über die andern hervorragen; wenn die Blume recht voll von Blättern ist, und der Kelch mehr lang als rund, und nicht seitwärts aufgeplatzet ist. Diese letztern nennt man Platznelken. Von schönen Nelken sind die raren zu unterscheiden, welche öfters unansehnlich sind, und nichts schönes haben, aber doch höher geachtet werden, weil sie etwa eine rare Farbe oder Zeichnung zeigen, oder noch nicht in vielen Gärten angetroffen werden; dahin gehören sonderlich die aschgrauen und kupferfärbigen. Eine hellblaue würde gewiß sehr theuer bezahlet, wenn solche gleich klein und ungestaltet wäre, bloß deswegen, weil zur Zeit dergleichen nirgends zu finden.

Der Anbau und die Vermehrung dieser Gartennelken kann sowohl durch Saamen, als Ableger und Oculiren geschehen. Wer nur seine vorräthigen Sorten beybehalten und vermehren will, muß die letztern Wege erwählen; wer aber neue Spielarten zu haben wünschet, muß die Aussaat vornehmen. Diese erfordert eben nicht besondere Umstände. Im Monath April, will man dem Gärtnerglauben folgen, im Vollmond, streuet man den Saamen entweder in Scherbel oder Kästen, oder aufs Mistbeet, oder ins freye Land, in eine lockere, mit kurzem faulem Miste gedüngte, und überhaupt

haupt fruchtbare Erde, lieber dünne als dicke, aus, damit die jungen Pflänzchen auch Platz genug haben, und sich selbst im Wachsthume nicht hindern. Die ausgestreueten Saamen bedecket man ohngefähr einer Schreibfeder dicke, entweder mit guter Erde, oder auch wohl verwesetem Miste, und begießt solche. Das Begießen ist so oft in den Mittagsstunden zu wiederholen, als die Erde oben her trocken scheint. Die Saat zur Nachtzeit im April zu bedecken, ist nicht nöthig, indem der Saame nicht leicht schaden leidet. Weil diese Aussaat erst im folgenden Jahre Blumen liefert, hat man auch dergleichen im Februar vorzunehmen angerathen, damit man noch im Herbste davon Blüthen erlangen möchte. Das letzte aber ist ungewiß, und wer im Februar kein frisches Mistbeet hat, kann dergleichen frühe Aussaat gar nicht unternehmen; überdieß sind diese auf dem Mistbeete erzogenen Stöcke allemal weicher und zärter, und wenn man sie gleich den Sommer ins Land verpflanzet, werden sie doch den Winter daselbst nicht aushalten, sondern müssen in Töpfe gesetzet und in Gebäuden aufbehalten werden; da hingegen die Stöcke von der späten Saat den Winter über im freyen Lande sicher aushalten, auch weiter keine Wartung und Mühe erfodern. Diese verpflanzet man im Junius oder auch Julius und setzet die Stöcke, wenn man Platz genug hat, einen Schuh weit aus einander, auch im Nothfalle näher zusammen. Um guten und vielen Saamen zu erhalten, soll man wissen, wie junge Stöcke, so aus Saamen erzogen worden, nach der ersten Blüthe mehr Saamen geben, als diejenigen, so man durchs Ablegen erhalten hat; wie man von einfachen vielen, von gefüllten viel weniger oder gar keinen Saamen erhalten, und wie der von einfachen Blumen gesammlete Saamen fast lauter Stöcke mit einfachen Blumen, hingegen der von gefüllten Blumen fast lauter gefüllte Blumen gebe; ingleichen wie der Regen, wenn solcher in die Blüthe fällt, das Saamenbehältniß leicht verderbe, und deswegen die Stöcke mit einer Bedeckung davor verwahren solle. Wegen der Farbe ist es ungewiß. Oefters wird man die Farbe, so der Saamenstock gehabt, in den jungen Pflanzen wieder finden, doch wird die Zeichnung nicht immer einerley seyn, und aus Bisarten werden Picoten und Dubletten fallen, da hingegen Saamen von rothen nicht leicht Stöcke mit gelben Blumen und umgekehrt Saamen von gelben oder aschgrauen nicht leicht Stöcke mit rothen Blumen liefern werden. Doch findet nach unsern Erfahrungen dieses nicht allemal statt. Wo

wäre denn die erste gelbe Nelke entstanden, da zuvor dergleichen nirgends gesehen worden? Und wer wollte zweifeln, daß nicht noch mit der Zeit eine schöne himmelblaue Nelke zum Vorschein kommen möchte, obgleich dergleichen jetzo noch nicht gesehen worden? Da gemeiniglich vielerley Sorten Blumen neben einander stehen, kann leicht eine von der andern befruchtet und daraus neue Farbenmischung hervorgebracht werden. Der Saame wird nicht zu gleicher Zeit reif. Von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Octobers soll man fleißig nachsehen, ob sich reife Saamenbehältnisse finden; man erkennt solches, wenn sich dieses oberwärts zu öffnen beginnt; doch findet man auch in ganz verschlossenen zuweilen reifen Saamen; reif ist selbiger, wenn er schwarz ist, und hat er diese Farbe nicht, so taugt er auch nicht. Das öftere Nachsehen ist auch deswegen gut, weil der sogenannte Ohrwurm nicht allein bey der Blüthe die Blätter unten anfrißt und solche vernichtet, sondern auch öfters in das Saamenbehältniß kriecht und solches ganz leer machet. Guter Nelkensaamen tauget auch nach drey Jahren zur Aussaat, wenn solcher in einem kühlen luftigen Orte aufbehalten worden; doch ist der frische dem ältern allemal vorzuziehen. Bey dem Auskeimen des Saamens erscheinen gemeiniglich zwey Blättchen, zuweilen aber auch drey, und wohl mehrere; von den letztern hoffet man gewiß gefüllte, und von den erstern glaubt man nur einfache Stöcke zu erhalten; es ist aber dieses Zeichen sehr betrüglich.

Wer weder Gelegenheit, noch Belieben hat neue Spielarten zu erziehen, und sich begnüget seine vorhandenen zu erhalten und zu vermehren, bedienet sich des Ablegens. In der Mitte des Junius läßt sich bereits abnehmen, welche Sprossen spindeln, oder in den Stängel aufschießen und blühen möchten, daher man schon zu dieser Zeit diejenigen, welche nicht spindeln werden, ableget, oder auch diese Vermehrung später, und wenn die Blüthen aufgebrochen, vornehmen kann. Je eher man es unternimmt, je eher kann man die Ableger abnehmen. Spät gemachte Absenker müssen öfters den Winter über am Stocke stehen bleiben, und sind den Winter über mehrerer Gefahr ausgesetzt. Wie das Ablegen zu veranstalten haben wir zwar an seinem Orte eine allgemeine Anweisung gegeben, jedoch hier noch einige besondere Umstände anmerken wollen. Von den nicht blühenden Zweigen nimmt man die untersten Blätter ganz weg, und spaltet solche mit einem scharfen Federmesserchen der Länge nach, von einem Knoten bis

zu dem andern, solchergestalt, daß man das Messer in den untersten Knoten einsetzet, und den Schnitt oder die Spaltung bis in den darüberstehenden fortführt. An der eingeschnittenen Sprosse werden die Blätter etwas verkürzet, das Erdreich um selbige aufgelockert, und solche mit dem Schnitte darein geleget, wobey Acht zu haben, daß der Schnitt fein offen bleibe und die Erde dazwischen zu liegen komme; worauf solcher durch ein kleines, aus Reisholze verfertigtes Häckchen in der Erde befestigt wird. Ableger oder Senker, welche in Blumentöpfen gemacht werden, wurzeln gemeiniglich, wo nicht stärker, doch geschwinder, als die im Lande gemachten. Den Ablegern bekömmt es wohl, wenn sie mit Begießen gut gewartet werden. Stöcke, welche der Sonne sehr ausgesetzet sind, muß man täglich wohl zweymal begießen, indessen ist es doch gut, wenn die Scherbel mit Senkern viel Sonnenschein genießen, indem durch mehrere Sonne und Wasser die Anwurzelung der Senker ungemein befördert wird.

Man hat auch durch abgeschnittene Zweige die Nelkenstöcke vermehren wollen; es wird auch zuweilen gelingen, es ist solches aber eben so wenig, als das Oculiren anzurathen oder zu unternehmen, wenn man Senker machen kann.

Die aus Saamen erzogenen Nelkenstöcke unterhält man das ganze Jahr hindurch im freyen Lande. Diejenigen aber, so man von Senkern erhalten, wie auch die jungen abgeschnittenen Senker selbst pflegen einige Gartenliebhaber, sowohl im Lande, als auch in Scherbeln zu unterhalten. Im letzten Falle stellet man die Scherbel auf Stellagen oder Postamente, und versieht diese mit einem Dache, damit zur Blüthzeit sowohl der Regen, als auch die anhaltende Sonnenwärme davon abgehalten werden könne. Diese doppelte Vorsicht ist nicht unnütze, denn obgleich der heiße Sonnenschein den Stöcken nicht schädlich ist, so wird doch die Flor der Nelken dadurch sehr verkürzet, hingegen gar merklich verlängert, wenn sie mehr Schatten und Kühlung genießen. Anhaltender Regen und überhaupt überflüßige Nässe ist den Stöcken überaus nachtheilig. Rost, Läuse und Fäulniß sind gemeiniglich die Folgen davon, worauf man auch in Ansehung der Erde, womit man die Scherbel füllet, vorzüglich zu sehen hat. Wie diese Erde beschaffen seyn soll, findet man vielerley Vorschläge. Wohl verfaulter und von allem beygemischten Strohe gereinigter Kuhmist, feiner Bachsand und fruchtbare Erde aus den Küchengärten unter einander gemischet, werden die beste Erde da-

zu abgeben. Ueberhaupt kann man diejenige Erde auch zu den Nelken wählen, worinnen die Orangerie gutes Gedeihen hat. Andre und mehr gekünstelte Mengsel von Erde sind unnöthig, vielleicht auch öfters mehr schädlich, und gedeihet der Nelkenstock im freyen Lande im gemeinen Boden gut, warum sollte es nicht auch im Scherbel geschehen? schwere und fette Erde ist demselben höchst nachtheilig. Herr Rammelt empfiehlt sonderlich die Erde von alten Mauern, womit die Bauern ihre Höfe und Gärten umgeben, welche aber nicht aus Thon oder Leimen, sondern von ordentlicher Erde gemachet worden. Will man in die Scherbel auf den Boden etwas klare Hornspähne legen, so wird man dadurch die Fäulniß sicher abhalten, wie denn auch hier höchstnöthig ist, die Löcher an den Scherbeln offen zu erhalten, damit das Wasser gehörig ablaufen könne; auch soll man lieber schwach als hart gebrannte Scherbel wählen, damit sich die überflüßige Feuchtigkeit darein ziehen und die Erde eher austrocknen könne. Alte Nelkenstöcke, oder auch die Ableger, welche man den Winter über in Töpfen unterhalten will, können bis zu dem November im Garten stehen bleiben, indem die Reife und schwachen Nachtfröste solche nicht beschädigen; hernach kann man sie auf einen luftigen Saal bringen und daselbst wohl austrocknen lassen, welches höchst nöthig ist, wenn man sie im Keller aufbehalten will. Im December kann man sie in Keller tragen, welcher trocken seyn muß, daselbst entweder auf den Boden oder auf hölzerne Postamente setzen, und die ganze Zeit, als sie daselbst sind, nicht begießen, den Keller aber vor eindringendem Froste verwahren. Mit Frühlings Anfang schaffet man die Töpfe wieder aus dem Keller, setzet solche anfangs wieder an einen bedeckten luftigen Ort, begießt sie sparsam, wiederholet dieses so oft die Erde obenher trocken ist, und unterhält sie so lange an diesem Orte, bis die Nachtfröste aufhören und die Bäume anfangen auszuschlagen, da sie denn in den freyen Garten gesetzet und besseres Wachsthums wegen umgesetzet, an den Wurzeln beschnitten, und die Töpfe mit frischer wohl zugerichteter Erde erfüllet werden. Senker, wenn sie vom alten Stocke abgenommen werden, werden auf diese Weise nicht füglich den Winter über aushalten; hätte man aber keine andere Gelegenheit zur Auswinterung, soll man solche nicht abschneiden, sondern an den Stöcken stehen lassen und beyde zugleich mit einander in den Keller bringen. Da aber dieser Weg allemal unsicher, auch beschwerlich ist, kann man lieber die Absenker

von

von dem Stocke lösen, diese in den freyen Garten pflanzen, und daselbst auch den Winter über stehen lassen; man wird solche im Frühjahre in dem besten Zustande wieder finden und daraus stärkere Stöcke erhalten, als wenn sie im Gewächshause oder einer temperirten Kammer in Töpfen oder Kästen überwintert worden. Man darf auch wegen des Ortes im Garten keine besondere Wahl treffen; der Schnee, welcher in schattichten Oertern länger liegen bleibt, wird ihnen mehr zum Schutze gereichen, als daß daraus Schaden entstehen möchte. Nur tief gelegene Beete, wo sich das Wasser sammeln kann, sind dazu nicht geschickt. Stöcke, welche im Lande unterhalten werden, haben auch noch dieses voraus, daß sie nicht rostig und von keinen Läusen angestecket werden. Im Frühjahre wird an diesen Pflanzen öfters die Wurzel mehr, als nöthig und nützlich ist, außer der Erde stehen, oder von dem Froste in die Höhe gehoben worden seyn, da denn die Wurzel mit Erde zu bedecken und an den Boden anzudrucken ist. Wie lange diese überwinterten Stöcke im Lande zu lassen, ist willkührlich. Je länger sie daselbst stehen, je stärker werden die Stöcke, und je gesünder erhalten sie sich; wenn sie aber zu spindeln anfangen, soll man mit der Versetzung nicht länger verweilen, man müßte sie denn auch bey der Flor daselbst wollen stehen lassen. Die Auswinterung im freyen Lande hat Herr Grotian auf das beste empfohlen, und unsere Erfahrungen stimmen damit völlig überein. Indessen haben wir doch in einem Winter, als strenge Kälte ohne Schnee eingefallen, vielen Verlust erlitten, daher wir immer unsere Senker theilen und einen Theil ins Land pflanzen, den andern in Kästen setzen, und diese den Winter über im temperirten Glashause unterhalten.

Wer an einer schönen Nelkenflor Vergnügen findet, wird solche durch eigenen Fleiß zu verschönern bemühet seyn. Er wird die Spindeln gehörig an die beygesetzten Stäbe befestigen, die überflüßigen Blüthen bey Zeiten wegnehmen, den Kelch an einigen Orten öffnen, solchen auch nach Befinden größtentheils wegschneiden, um das regelmäßige Ausbreiten der Blumenblätter zu befördern; unter die Blumenblätter um den Kelch ein rund geschnittenes Papier oder Kartenblatt legen, und dadurch die Blumenblätter ausgebreitet erhalten; dieß Ausbreiten der Blätter durch einige Hülfe mit den Fingern befördern; über die Blüthen, um solche länger zu erhalten, ein blechernes Hütchen oder eine gläserne Bedeckung, dergleichen Miller beschrieben, anbringen,

gen, und vorzüglich zu verhindern suchen, damit weder der Stock noch die Blume durch Gewürme beschädiget werden. Die bereits erwähnten Ohrwürmer finden sich häufig bey den Blumen ein, kriechen in selbige, fressen die Blumenblätter unten an, worauf selbige in kurzer Zeit alle ausfallen. Man verhindert diesen Besuch, wenn man lockere Baumwolle um die Nelkenstängel herumwindet, über welche der Wurm nicht wegkriechen kann, ist aber diese Wolle vom Regen naß geworden, so kann sie nicht ferner schützen. Wenn kleine Tuten von Papier an die Stäbchen geheftet werden, setzen sich die Ohrwürmer darein, und man kann sie auf solche Art fangen. Noch sicherer ist es, jeden Scherbel in ein Näpfchen, worinnen Wasser ist, zu stellen, indem die Würmer nicht über das Wasser kriechen können. Die kleinen grünen Läuse sind noch weit schlimmere Gäste. Der ganze Stock ist in Gefahr einzugehen und ein Stock stecket den andern leicht an. Die Gelegenheit dazu giebt theils die Erde, wenn sie zu gekünstelt, zu fett, schwer und naß ist, theils das überflüßige Begießen, theils die Schwäche des Stockes und vielleicht noch andere Ursachen. Die noch neue Weidenerde enthält viel Stoff zu Würmern. Das beste Mittel ist, dergleichen Stock aus dem Scherbel in das Land zu pflanzen, da sich die Läuse bald verlieren, und die Stöcke erholen werden. Andere Mittel schlagen öfters fehl. Dergleichen sind: die Stöcke, wenn noch der Thau darauf liegt, mit Tabacksasche zu bestreuen; die Blätter mit einem Wasser, worinnen bittere Kräuter abgekochet worden, zu bestreichen; mit angezündeten Schwefel zu beräuchern, vielleicht auch mit zart gestoßenen Schwefel zu bestreuen. Der Schwefeldampf verändert die meisten Farben der Blumen, daher solches nicht in der Blüthzeit statt findet.

Obgleich die Stammmutter aller unserer Gartennelken keinen Geruch hat, so findet man doch viele Stöcke in den Gärten, deren Blüthen dergleichen und zuweilen einen starken und angenehmen von sich geben. Die am wenigsten von Nelkenliebhabern geachteten, sonderlich die dunkelrothen einfärbigen, übertreffen darinnen alle andern, und ihr Geruch kömt den Gewürznelken fast gleich, und diese sind es auch, welche man in der Arzneykunst zu gebrauchen pfleget. Man hält sie mit Recht für ein stärkendes Mittel, wodurch zugleich die unmerkliche Ausdünstung befördert wird. Da aber die Blumenblätter bey den Trocknen viel verlieren, verfertiget man daraus einen Syrup, Essig und Tinctur; die beyden letzten sind auch wegen der Säu-

re

re ein vortreffliches Mittel bey hitzigen Krankheiten.

Nelke, indianische, S. Stundenblume.

Nelke, Königs- oder Mutternelke, S. Gewürznelke.

Nelke, See- oder Meer- S. Wiesenkraut.

Nelke, spanische, S. Pfauenschwanz.

Nelkenbaum.

S. Kleinia.

Nelkenkraut.

S. Nägelkraut.

Nelken- oder Nägelnuß.

Nägleinnuß, Nuß aus Madagascar, Nux caryophyllata, ist eine Nuß, von Größe der Muscatennuß, aber runder und bräuner, und anbey leichter; sie riecht und schmecket wie Nelken, jedoch nicht so stark, und enthält einen kleinen Saamen. Sie wird aus Madagascar gebracht, und ist die Frucht eines Baumes, welcher daselbst Ravendsara genannt wird.

Nelkenrinde.

Nelkenrinde oder Nelkenzimmt, Cassia caryophyllata offic. ist eine dünne, röthliche, oder röthlich braune Rinde, welche in länglicht runde Röhren gerollet ist, und einen Nelkengeruch und starken gewürzhaften Geschmack hat; dieser scheint zwar anfänglich aus Zimmt und Nelken vermischet zu seyn, jener aber verliert sich gar bald und der Nelkengeschmack bleibt allein übrig, wodurch die Zunge stark angegriffen wird. Es kömmt diese Rinde mehrentheils über Lissabon, und der Baum, von welchem selbige genommen wird, wächst in Brasilien, Madagascar, auf der Insel Cuba, u. s. f. Man hält davor, daß selbiger der vielblümichte Nelkenmyrtus, Myrtus caryophyllata Linn. sey, welchen wir bereits an seinem Orte beschrieben haben. Die Nelkenrinde hat mit den Gewürznelken einerley Eigenschaft, es wird auch öfters das Pulver davon unter die gestoßenen Nelken gemischet; die Gewürznelken aber sind viel theurer, auch viel kräftiger als diese Rinde, obgleich Herr Lewis daraus ein viel stärkeres wesentliches Oel erhalten haben will. Cartheuser hat aus einem Pfund Rinde nur einige Tropfen Oel, und zwar auf dem Wasser schwimmend erhalten, da hingegen das Nelkenöl im Wasser untersinket.

Nelkensteine.

Caryophyllus lapideus, sind versteinerte Glieder eines Meerinsects, welche von einigen für versteinerte Stacheln einer gewissen

Art Meersterne, andere für versteinerte Stacheln des Seeigels halten. S. Vogel Mineralsyst. S. 234. und Lehmans Mineral. S. 103.

Nelkenwurzel.
S. Benedictkraut.

Nepheleum.

Dieses, vom Herrn von Linné bestimmte Pflanzengeschlechte nennt Herr Planer Striegel, vermuthlich wegen des Beynamens lappaceum, welcher dieser Pflanze gegeben worden. Sie wächst in Ostindien und zeiget an dem holzichten Stängel gefiederte Blätter, welche aus zwey Paar eyförmigen Blättchen bestehen. Männliche und weibliche Blumen stehen getrennet, jedoch auf einer Pflanze. Beyde haben kein Blumenblatt; die männlichen bestehen aus dem fünffach eingekerbten Kelche und fünf Staubfäden, bey den weiblichen ist der Kelch nur vierfach eingeschnitten und umgiebt zween Fruchtkeime, jeden mit zween Griffeln besetzet. Es folgen zwo trockene, borstige Steinfrüchte.

Nept. S. Katzenmünze.

Neptunusdose.
S. Joppedoublet.

Auch zwo Arten von Corallen haben vom Neptunus ihre Benennung erhalten. Die eine gehört zu den Punctcorallen, und heißt Neptunusmanschette oder auch Spitzencoralle, Madrepora cellulosa Linn. Es ist selbige nicht dicker, als stark Papier, blätterricht gebogen und gekräuselt gewachsen, röthlicht oder gelblicht, mit länglichten Löcherchen ganz durchbrochen, trichterförmig gebogen und auf verschiedene Art durch einander gewachsen. Die Löcherchen stehen eins um das andere, und einigermaßen reihenweise bey einander. Zwischen den Löcherchen ist die Oberfläche noch mit fast unsichtbaren Poris durchstochen, welche die Röhrchen seyn sollen, worinnen die Polypen wohnen. In dem adriatischen Meere befinden sich dergleichen über einen halben Schuh Höhe; weil diese aber leicht zerbrechlich sind, wird man in den Cabinettern nur Stücke von zween bis drey Zoll finden. Müller hat in dem Linnäischen System eine Abbildung davon gegeben

Die andere ist von dem Geschlechte der Sterncorallen und heißt die

Neptunusmütze oder polnische **Mütze**, Madrepora pileus Linn. Nach des Hrn. v. Linné Beschreibung stellet solche einen einfachen, länglichten, erhabenen Stern vor, der gleichsam aus kurzen, zusammengehäuften Blätterchen besteht, an der untern Seite hohlrund ist und keinen Stiel hat.

Nach

Nach Herrn Pallas Beschreibung ist selbige wie eine Glocke gestaltet, rund oder länglichtrund, und öfters einen Schuh im Durchmesser groß. Die Blätterchen, welche die Strahlen machen, sind stark gezacket, eines um das andere groß und klein und unterbrochen, um in den Gruben neue Strahlen zu fortgesetzten Sternen abzugeben. Inwendig haben sie Gruben und Körner mit einigen stumpfen Spitzen. Indien, auch das rothe Meer, liefert dergleichen.

Als eine Nebenart verbindet Herr Müller damit die Sternschnecke, Madrepora limax. Dieses ist ein schmaler und langer sternförmiger Seeschwamm und fast wie der Seemaulwurf beschaffen. Man findet dergleichen am Strande der Insel Amboina.

Neptunusmanschette.

S. Granatapfel unter den Purpurschnecken.

Neptunusschaft.

S. Gießkanne.

Nereis.

S. Seetausendbein.

Neriten.

Nereis bedeutet nach der Fabelgeschichte die Seenymphen, welche für die Töchter des Nereus und der Doris ausgegeben wurden. Herr von Linné bedienet sich dieser Benennung bey den Würmern auf zweyerley Art, und nennet das eine Geschlechte Nereis, das andere Neriten, nach Herr Müllern aber heißt jenes Seetausendbein und dieses Schwimmschnecke. Wir werden auch unter diesem deutschen Namen davon handeln. Erinnern hier nur, wie die Herren von Linné und Geoffroi in Bestimmung des letztern Geschlechts oder der Neriten mit einander nicht übereinstimmen; indem der Ritter nach dem durchgehends angenommenen Satze nur auf die Schale sieht, und diejenigen Neriten nennt, welche einfach gewunden, bäuchicht, und unten platt sind, und deren Mündung nur in einem halben Kreise besteht, und mit einem halbmondförmigen Deckel versehen sind. Nach Hr. Geoffroi aber sind alle diejenigen Neriten, in deren einfachen, beynahe kegelförmig gewundenen und mit einem Deckel versehenen Gehäuse eine Schnecke wohnet, die zween Fühlhörner hat, an deren äußern Seite unterwärts die Augen sitzen.

Nerititen.

Nerititi, sind eine Art versteinerter Meerschnecken, welche sich nicht in eine Spitze schließen, sondern rund sind und eine halbrunde platte Oeffnung haben. Wallerius Mineral. S. 472.

Nerve.

Neruus. Bey den Alten wird dieses Wort in einem sehr weitläuftigen Verstande genommen und werden von ihnen darunter nicht nur die eigentlichen Sehnen und Bänder, sondern auch sogar die Muskeln begriffen. Nach dem jetzigen Sprachgebrauche aber versteht man hierunter kleine, weißliche, jedoch eben nicht glänzende und runde Schnüre, welche vom Gehirne herabkommen, vornehmlich einer außerordentlichen Empfindung fähig und übrigens an sehr vielen Orten im Körper anzutreffen sind. Sie sind ein so wesentliches Stück eines thierischen Körpers, daß sie eben den eigentlichen Theil abzugeben scheinen, wodurch alle Gegenstände dieses ganzen Reichs sich von den übrigen, besonders den Pflanzen und vegetabilischen Körpern unterscheiden. Man findet sie daher auch in allen denjenigen Thieren, die ein Gehirn und Rückenmark haben, wie auch in den zartesten Insecten und Schaalwürmern. Seitdem man nach neuern Erfahrungen und bestätigten Gründen die Polypen und andere Pflanzenthierchen in das Thierreich aufgenommen, kann man selbigen auch unmöglich diesen wichtigen Theil absprechen und darum nicht füglich von ihnen den Unterschied entbehren, der sie von den vegetabilischen Körpern trennen sollte, ob man sie gleich, wegen der äußersten Zartheit dieser Thierchen, bey ihnen noch nicht augenscheinlich darthun können. Ursprünglich nehmen die Nerven alle aus dem großen und kleinen Gehirne ihren Anfang, welches derjenigen Entstehungsart, die man nämlich sonst in das verlängerte und in das Rückenmark gesetzet, gar nicht widerspricht, da man weis, daß die Markfiebern des großen und kleinen Gehirns in dem verlängerten Marke sich in eins vereinigen und zusammenkommen und das Rückenmark als ein wirklicher Fortsatz von jenem anzusehen ist. Es ist daher das Mark das erste und wesentliche Bestandtheilchen eines Nerven, welches er aus dem verlängerten oder aus dem Rückenmarke gleichsam als eine Fortsetzung in sich nimmt; dergestalt, daß der markichte Theil des Nerven jenem Marke, dem äußerlichen Ansehen, Farbe, und übrigen Beschaffenheit nach vollkommen ähnlich sieht, und eben so weich, mürbe und weiß und ohne Schnellkraft und Dehnbarkeit ist. Diesen Umstand anlangend und die übrigen Nerventheile betreffend, findet sich auch zwischen dem Nerven eines Menschen und dem Nerven eines vierfüßigen Thieres, oder Vogels, oder Fisches, oder auch der Insecten und anderer kleiner Thiere, die genaueste Uebereinstimmung. Eine

ne solche Nervenschnure besteht also aus einem Gepäcke oder Bündel unendlich kleiner weißer marklichter Fäden oder Nervenfäserchen, welche nicht nur vermittelst eines zarten Zellgewebes unter einander zusammenhängen und dadurch ihre Festigkeit bekommen, sondern welche auch äußerlich in einer zarten häutichten Scheide eingewickelt und verschlossen liegen. Diese äußerliche Bedeckung soll nach den neuesten Entdeckungen eines berühmten Zergliederers lediglich von der dünnen Gehirnhaut herrühren, indem die dicke Hirnhaut dem Nerven zwar von seinem Ursprunge an bis an diejenige Stelle begleite, wo er durch ein Loch oder andere Oeffnung sich aus der Hirnschale herausschleicht, sich aber nachher zurückschlage und den Nerven ganz verlasse, den einzigen Sehnerven ausgenommen, welcher wirklich noch mit dieser dickhäutichten Scheide überzogen ist. Außerdem besitzen selbige auch ihre rechten abführenden und zuführenden Blutgefäße, welche sich besonders nach einer vorhergegangenen Entzündung desselben, oder auch nach dem Einsprützen einer gefärbten Masse in ein benachbartes Gefäß mit bloßen Augen entdecken lassen, und vielleicht lassen sich nach den Regeln der Aehnlichkeit auch vorhandene Wassergefäße und lymphatische muthmaßen. Die Nerven haben nicht alle einerley Grad von Festigkeit, sondern einige derselben sind fester, als die andern, auch einerley und eben dieselben Nerven hin und wieder mehr oder weniger weich oder fest Ueberhaupt wird man gewahr, daß sie alle bey ihrem Ursprunge, und so lange sie sich noch innerhalb der Hirnschale und der Rückgradshöhle befinden, weicher, als außerhalb derselben sind. Ja es scheint sogar, als ob die Nerven, je weiter sie von der Gehirnmasse abstehen, desto mehrern Zuwachs an Festigkeit gewinnen, daher nicht nur diejenigen desto weicher ausfallen, welche am kürzesten sind, sondern auch die langen Nerven, welche sich im Körper weit ausbreiten, in Vergleichung mit jenen, allemal fester und härter anzufühlen sind; welchen Unterschied man sogar an solchen Nerven wahrnimmt, welche sich gleich anfangs in zween große Zweige von ungleicher Länge zerspalten. Doch ist der Grund dieser Verschiedenheit nicht sowohl in der innern Beschaffenheit des Nerven, weil selbiger aus einerley Markfiebern durch seine ganze Verlängerung hindurch besteht, als vielmehr in der äußerlichen Bekleidung und dem dichtern oder lockern Zellgewebe zu suchen. Es unterscheiden sich also die Nerven von den Gefäßen, mit welchen sie übrigens einige Aehnlichkeit haben, vornehmlich darinnen, daß

sie nicht so wie jene einen eigenen Kanal ausmachen, sondern daß selbige aus vielen neben einander gelegten feinen markichten Röhrchen bestehen, welche durch ein Zellgewebe aufs genaueste mit einander verbunden sind, und deren jedes in unendlich kleinere, und nicht sowohl einfache und feste, als vielmehr ebenfalls hohle Markfasern theilbar ist, welches sich aus der ähnlichen Bauart anderer Theile des Körpers muthmaßen läßt. So oft aus einem großen Nervenstamme sich kleinere Aeste und Zweige absondern, so geschieht es dadurch, daß einige solche markichte Röhren von der Summe des ganzen Bündels abgehen, und daher dem Hauptstamme an der Structur und Zusammenhange der Markfasern völlig ähnlich bleiben, auch daß sie vom Anfange ihrer Zerästelung an bis an ihr äußerstes Ende immerfort einerley Umfang und Durchschnitt behalten. Diese Zweige verbreiten sich nicht nur in den benachbarten Theilen, sondern gehen auch zuweilen nach entferntern hin, oder geben auch wohl wieder noch kleinere Aestchen von sich. Die vom Hauptnerven vorhin abgegangenen Fäden kommen entweder wieder zu ihm, oder zu einem von seinen Zweigen und vereinigen sich aufs neue mit ihm, oder auch zu einem ganz andern nahe gelegenen Nerven, dessen Dicke sie alsdenn vermehren. Sehr oft ereignet es sich auch, daß der Nerve im Fortgehen sogar stärker wird, wenn nämlich zween Nerven in einen einzigen Stamm zusammenwachsen. Sowohl die Nervenstämme, als die größern Aeste haben auch hin und wieder ziemlich dicke Stellen, welche beynahe das Ansehen haben, als ob der Nerve um und um geschwollen wäre. Man nennt dergleichen dicke Absätze einen Nervenknoten, Ganglion, und findet dergleichen von verschiedener Größe, doch übertreffen sie niemals eine kleine Bohne, oder ziemlich große Erbse. Sie sind länglicht rund, zwar nicht völlig so zart, als der Nerve selbst, jedoch aber härter, als die äußerliche Substanz des Gehirns, mit welcher ihr innerer Bau und Beschaffenheit ziemlich übereinkömmt; indem sie nämlich inwendig beynahe weißgrau, mit wenig röthlichen durchmischet, auch überhaupt voller Blutgefäße sind, die besonders nach dem inwendigen Theile des Knotens selbst hineingehen. Der Nerve, an welchem ein solcher Knoten ist, geht nicht etwa gerade durch selbigen hindurch, sondern vertheilet sich, wenn er an dem einen Ende hineingekommen, in lauter kleine Enden und Fiebern, die sich bis gegen die Mitte des Knotens erstrecken, und sich also in der ersten Hälfte desselben verbreiten und zuletzt verlieren;

lieren; in der andern Hälfte aber sammlen sich andere neue, den vorigen völlig ähnliche Fäden, daß also aus dem andern Ende des Knotens ein Nerve, der dem erstern an Gestalt und Dicke völlig gleich ist, sich wiederum herausschleicht. Der Nutzen dieser knotichten Absätze ist so ungewiß, daß man sich mit bloßem Muthmaßen behelfen und begnügen muß, nach welchen sie von einigen gleichsam für besondere Nervenherzen angesehen werden; andere, von der großen Aehnlichkeit verleitet, die man in Betrachtung des äußern Ansehens und der Structur an ihnen mit der auswendigen Substanz des Gehirns wahrnimmt, sie für eben so viel besondere kleine Nervengehirne ausgeben. Ferner trifft man auch an einigen Stellen des Körpers, absonderlich in der Brusthöhle und in der Bauchhöhle eine Menge dünner nervichter Zweige oder Nervenfasern, dergestalt und so unordentlich unter einander verwickelt und verworren an, daß es eben so wenig möglich, sie aus einander zu wickeln, als einen verworrenen Büschel Haare, oder ein Bündel unter einander verdreheter Zwirnsfäden wieder in Ordnung zu bringen. Eine so außerordentliche Verwickelung der Nervenfäden nennt man eine Nervenflechte, plexus neruorum, die von jenen sich vornehmlich dadurch unterscheiden, daß sie keine Blutgefäße in sich haben, doch geschieht es auch, daß man manchmal an ihnen noch besondere Knoten wahrnimmt, welches alsdenn knotichte Nervenflechten, plexus gangliformes, heißen. Die Nerven verbinden sich auch noch überdieses unter einander vermittelst ihrer häufigen Seitenzweige, welche nicht nur aus den größern Zweigen eines und eben desselben Nervenstammes entstehen und mit einander wieder zusammengehen, sondern es geschieht auch die Verbindung durch diese Seitenzweige hin und wieder im Körper mit den Nervenzweigen eines ganz andern und fremden Ursprungs. Die Art dieser Verbindung der Nerven durch Zweige unterscheidet sich auch von derjenigen, welche dem System der Gefäße üblich ist, daß nicht sowohl zwo entgegengesetzte Mündungen auf einander passen und mit einander in eins zusammengehen, als daß vielmehr die abgehenden Nervenfäden des einen sich an die Nerven des andern anschließen und so beyde zugleich mit einander in eins fortgehen. Auf diese Art erstrecken sich die Nerven zu allen, selbst den geringsten Theilen des Körpers, verbreiten sich mit ihren kleinsten Fäden dergestalt darinnen, daß sie sogar einen Theil derselben ausmachen, und sehr vieles zu ihrem allgemeinen Baue mit beytragen helfen,

 und

und verlieren sich endlich unvermerkt. Von diesen letztern Enden läßt sich nicht viel sagen, weil sie für das Auge beynahe zu klein sind, als daß sie sich durch optische Kunstgriffe gehörig sollten vergrößern lassen. Dieses einzige weis man, daß die meisten entweder mit einer feinen, markichten, schleimichten Haut, oder mit eben so zarten und weichen Nervenwärzchen aufhören. Nach den neuesten Versuchen des berühmten Herrn von Haller, welche er mit der größten Genauigkeit, und zu wiederholten malen angestellet, will derselbe die Nerven weder elastisch, noch sonst reizbar befunden haben, da sie sich, wenn man sie auch so gar an lebendigen Thieren zerschnitten, oder sonst mit einem scharfen Körper an sie gekommen, weder zusammen, noch zurückgezogen haben, wodurch denn, wenn die Sache völlig gewiß seyn sollte, ein uralter und von jeher für unumstößlich angenommener Grundsatz über den Haufen fiel. Da denn nun die Nervencanäle so genau mit dem Gehirne und Rückenmarke zusammenhängen, und sogar darinnen ihren Ursprung gewinnen, wer sollte wohl zweifeln, daß man nicht selbige gleichsam als die Ausführungsgänge einer in diesem Eingeweide abgesonderten Flüßigkeit ansehen könne? dieses wäre nun nämlich der Nervensaft und so wenig man auch weder diese äußerst feine und geistige Flüßigkeit mit vergrößerten Augen wahrnehmen, noch ob in den Nerven ein wirklicher hohler Durchgang befindlich sey, bisher augenscheinlich darthun können, so scheinen uns doch verschiedene andere Beobachtungen dergleichen wahrscheinliche Muthmaßungen gleichsam abzunöthigen. Wie könnte sonst wohl irgend von einem zerschnittenen oder unterbundenen Nerven die Empfindung, Bewegung und seine Ernährung desjenigen Gliedes, zu welchem derselbe gehöret, unterbrochen werden, wenn nicht eben hierdurch der freye Einfluß des Nervensaftes in die verlängerten Nervenfiebern gehemmet worden wäre, zumal da man sieht, daß über einem solchem Verbande, und also zwischen diesem Orte und dem Gehirne dergleichen nicht geschieht, sondern sich noch alles im vorigen und natürlichen Zustande befindet? Wenn es ferner wahr, daß in dem Gehirne eine solche Flüßigkeit abgesondert werde, deren Nothwendigkeit sowohl aus der ganz besondern künstlichen und eigenen Bauart des Eingeweides, als auch aus der Menge des Blutes, welche demselben zugeführet wird, erhellet, wohin sollte sich wohl selbige anders, als in eben solche Canäle ergießen, welche theils aus der Masse dieses Eingeweides selbst ihren Ursprung nehmen,

nehmen, theils in Ansehung ihrer Subtilität einem eben so feinen Safte vollkommen angemessen und gleich sind? Man muß also zugeben, daß die hohlen Nervenröhrchen geschickt sind, dem Nervensafte einen standesmäßigen Aufenthalt und einen freyen Durchgang zu verstatten, und daß eben hierdurch die Nervenstränge die Kraft besitzen, den Theilen, zu welchen sie gelangen, auf verschiedene Art die Fähigkeiten zur Bewegung und Empfindung mitzutheilen, auch auf gewisse Weise einige Nahrung zu verschaffen. Es wird eben sowohl eine Empfindung, als Bewegung hervorzubringen ein gewisser Gegenstand vorausgesetzet und erfodert, von welchem nämlich auf eine uns unbekannte Art ein schneller und heftiger Antrieb des Nervensaftes in den Nervenröhren verursachet wird, wodurch diese zugleich mit in zitternde Schwingungen versetzet werden, welche denn wieder die Ursache zur fernern Beförderung und Fortpflanzung des Nervengeistes in den fortlaufenden Nervenröhren abgeben müssen. Die Bewegung des Nervensaftes, oder die Richtung seines Ganges in den Nervenröhrchen erfolget auf eine doppelte Art, nämlich entweder von innen nach außen, d. i. von dem Gehirne nach den äußern Theilen, oder von außen nach innen, nämlich von den äußern Nervenspitzen nach dem Gehirne zu, je nachdem nämlich die Gegenstände ihre Eindrücke zuerst äußerlich oder innerlich gemachet haben, und je nachdem hierdurch die zitternden Schwingungen der Nervenfiebern sich entweder äußerlich oder iñerlich angefangen haben. Dieses macht den ganzen Unterschied zwischen der Bewegung und Empfindung aus, und hat es damit folgende Bewandniß. Man sehe das Bewußtseyn und den überlegten Entschluß der Seele als den Gegenstand an, welcher sich im Gehirne zuerst erzeuget, wenn eine Bewegung der Glieder geschehen soll, worauf denn alsbald der feine Nervensaft durch die zitternden Schwingungen der Nervenfasern zu demjenigen Orte oder Gliede fortgepflanzet wird, welches geschickt ist, dieser Verrichtung vorzustehen, und hieraus erfolget alsdenn die eigentliche Handlung der Bewegung. Mit der Empfindung verhält es sich gleichsam auf eine umgekehrte Art, indem nämlich derjenige äußerliche Gegenstand, welcher auf ein ihm angemessenes Werkzeug einen Eindruck gemachet, zuerst die letzten Nervenspitzen berühret, welches denn dem Nervensafte einen schnellern Trieb mittheilet, durch die, eben hiervon in zitternde Schwingungen versetzte, Nervenröhrchen von dem Orte der Berührung an nach dem Gehirne zu

gleichsam fortzuschießen, daß daher die Empfindung desselben von außen nach innen fortgepflanzet wird. Je häufiger daher der Nervensaft vorräthig ist, und je jäher selbiger durch die markichten Nervenfasern hindurchgeht, in desto heftigere zitternde Schwingungen werden dadurch selbige versetzet, und entsteht hieraus eine desto schärfere Empfindung, oder stärkere Bewegung. Da endlich von allzuvielen Wachen, von anhaltenden und langwierigen Arbeiten, oder auch von übermäßig getriebenen Liebeswerke die Theile unseres Körpers mager und ausgezehret, und eben hierdurch zur Empfindung und Bewegung stumpf und unbrauchbar gemachet werden, so läßt sich hieraus die höchst wahrscheinliche Muthmaßung folgern, daß die Nerven solchen Theilen auch eine nahrhafte und stärkende Flüßigkeit, welche blos in dem Nervensaft bestehen muß, zuführen mögen. Es gehen aber alle Nerven überhaupt entweder aus der Hirnschale, oder aus der Höhle des Rückgrades unmittelbar heraus. Dieses ist der Grund einer doppelten Haupteintheilung, nach welcher man sie entweder als Gehirnnerven oder als Rückenmarksnerven betrachtet. Unter den ersteren oder den Gehirnnerven, Nerui cerebri, werden alle diejenigen begriffen, welche unmittelbar aus dem Marktheile des Gehirns oder Hirnleins selbst entspringen, und sich durch allerhand Löcher oder andere Oeffnungen aus der Hirnschalenhöhle herausschleichen, und zu verschiedenen Theilen des Körpers außer derselben gelangen. Man rechnet derselben gemeiniglich neun Paar, welche in folgenden Versen verfasset sind:

Olfaciens, cernens, oculosque mouens, patiensque,
Gustans, abducens, audiensque vagansque, loquensque.

1) Der Geruchs- oder große Nasennerve, Neruus olfactorius, machet das erste Paar der Nerven des Gehirns aus, welches seinen Ursprung von dem untersten Theil der gestreiften Körper nimmt, in Gestalt zweyer dicker kolbichter oder keulenförmiger Marktheile zum Vorscheln kömmt, hernach mit getheilten Fäden durch die Löcher des Siebknochens hindurchgeht, und endlich in sehr vielen Zweigen sich durch die ganze Schleimhaut verbreitet, und zuletzt darinnen verliert. Sowohl der Ursprungsort als die ganze Richtung und Ausbreitung dieses Nerven wird bey allen vierfüßigen Thieren, ingleichen bey den Vögeln, Zwitterthieren, Fischen, und Insecten einerley angetroffen.

2) Der Sehenerve oder Augapfelsnerve, Neruus opticus, ist

ist das zweyte Paar, welches sich ebenfalls in dem Vordertheile des Gehirns herausschleichet, oder gleichsam aus den sogenannten Kammern der Sehenerven, thalami neruorum optici, verlängert. Beyde laufen, nachdem sie kaum aus dem Gehirne herausgekommen, kreuzweise in eins zusammen, theilen sich bald darauf wieder, und gelangen einfach und jeder besonders in Form einer ziemlich starken Schnur durch die sogenannten Sehelöcher in die Augenhöhle, setzen sich daselbst, die hintersten Häute des Augapfels durchbohrend, ohngefähr wie ein kleiner Fruchtstiel, in denselben ein, und gewinnen endlich in der netzförmigen Haut ihr Ende, welche darum als eine bloße Fortsetzung von ihnen anzusehen, und von ihren feinsten Fäden ganz durchwebet ist. Auch mit diesem Paare hat es bey allen Thieren durchgängig einerley und eben dieselbe Beschaffenheit.

3) Der Bewegungsnerve des Auges, oder gemeinschaftliche Nerve der Augenmuskeln, Neruus oculorum motorius. Dieses dritte Nervenpaar des Gehirns ist viel kleiner und dünner als die beyden vorhergehenden, und entspringt auf beyden Seiten aus den Schenkeln des Gehirns dicht vor der Varolischen Brücke. Es theilet sich derselbe bald in sechs Aeste, wovon der erste zu einem Muskel des oberen Augenliedes, die folgenden vier zu einigen Muskeln des Augapfels selbst hingehen, und endlich der letzte sich in den Häuten des Augapfels hin und wieder verbreitet. Bey Thieren soll diese Vertheilung anders geschehen, indem auch bey ihnen der kleine linsenförmige Nervenknote, welchen man hier antrifft, viel ansehnlicher und merklicher ist.

4) Der Rollnerve oder Nerve des oberen schiefen Augenmuskels, Neruus patheticus s. trochleator. Dieses vierte Nervenpaar ist das kleinste von den Gehirnnerven, und hat bisweilen einen einfachen, bisweilen auch einen doppelten Ursprung, kömmt aber allemal hinter den vier kleinen Erhöhungen aus dem verlängerten Marke zum Vorschein. Es durchbohret selbiger die dicke Gehirnhaut, und geht durch die obere Spalte der Augenhöhle in die Augenhöhle selbst hinein, schleichet sich von da über die andern Nerven und Muskeln des Augapfels hinweg, und begiebt sich endlich in den oberen schiefen Rollmuskel, in welchem er sich verbreitet und ganz verliert.

5) Der getheilte oder dreyfache Nerve, Neruus diuisus s. trigeminus, welcher auch von einigen gustatorium genannt wird, weil nämlich ein Ast hiervon auch nach der Zunge hingeht. Es entspringt

springt derselbe auf beyden Seiten aus den olivenförmigen Erhöhungen des kleinen Gehirns, und theilet sich, nachdem er kaum aus dem kleinen Hirnlein zum Vorschein gekommen, bald noch unter der dicken Hirnhaut in drey besondere Hauptäste, nämlich a) in den Augenhöhlennerven, Neruus ophthalmicus s. orbitalis, welcher mit seinen kleineren Zweigen die Stirn, Thränengänge, und auswendigen Theile der Nase und überhaupt des Gesichtes versieht. b) den obern Kiefernast, Neruus maxillaris superior, welcher, nachdem er durch das runde Loch des Keilknochens aus der Hirnschale herausgekrochen, allen daselbst befindlichen Theilen, als der Nase, den Lippen, dem Gaumen, dem Zäpfchen, dem Zahnfleische, und der oberen Zahnreihe kleinere Zweige mittheilet. Von diesem gehen, auch selbst noch in der Hirnschale, einer oder zween kleinere Zweige ab, welche sich meistens zu dem folgenden Nervenpaare gesellen, und mit diesem den Anfang des großen Ribbennervens, Nerui intercostalis, machen. c) den untern Kiefernnerven, Neruus maxillaris inferior, welcher durch das eyrunde Loch des Keilknochens aus der Hirnschale herauskömmt, und ebenfalls mit andern kleinern Zweigen sich durch die unterste Zahnreihe, das Zahnfleisch, und sogar durch die Zungenfläche verbreitet, auch seitwärts ein dergleichen kleineres Aestchen gegen die Ohrenhöhle zurückschlägt.

6) Der äußere Augennerve, Neruus abducens, welcher, als das sechste Paar der Gehirnnerven, aus derjenigen Erhöhung des verlängerten Rückenmarkes entspringt, die man sonst die Varolische Brücke nennet. Die größte Portion desselben erstrecket sich vorwärts, und verbreitet sich mit sehr vielen Aesten in dem abwärts beugenden Muskel des Augapfels, davon er auch seinen Namen erhalten. Ein Theil desselben begiebt sich, nachdem er die Hirnhaut durchbohret hat, nach den steinernen Pulsadergang, woselbst er einfach oder doppelt mit einem zurücklaufenden Zweige des obern Kiefernervens in eins zusammengeht, und auf diese Art den ansehnlichen Ribbennerven, Neruus intercostalis, formiret. Dieser schleichet sich denn sofort durch den steinernen Pulsadergang aus der Hirnschale heraus, läuft längst am Halse und neben dem Rückgrade sowohl durch den Ober- als Unterleib herab, bildet in diesem Gange verschiedene Nervenflechten und Nervenknoten, und ist, da er theils dem Halse, theils den Eingeweiden der Brust und der Bauchhöhle ziemlich ansehnliche Aeste mittheilet, als einer der vornehmsten und wichtigsten

sten Nerven des ganzen Körpers anzusehen.

7) Der Gehörnerve, oder große Nerve des Ohres, Nervus acusticus s. auditorius. Dieses siebende Nervenpaar des Gehirns, welches auch der zweyfache Nerve genannt werden kann, entspringt gleich anfangs zweyfach, oder mit zween getheilten Stämmen, welche dicht neben und aneinander liegen, aus dem Seitentheile der Varolischen Brücke an dem verlängerten Marke, wovon der eine der harte Theil, portio dura, der andere der weiche Theil, portio mollis, ist. Letzterer geht durch das Loch des steinernen Knochens, und durch die verschiedenen kleinen Löcher mit getheilten Fäden hindurch, verbreitet sich durch den Irrgang, und selbst durch die kleinsten Schlupfwinkel desselben, und stellet darum das vornehmste Werkzeug des Gehöres vor. Ersterer oder der harte Theil hingegen geht durch den Wassergang des Fallopius durch, und theilet sich in zween Aeste, wovon einer sich in die Hirnschale selbst wiederum zurückschlägt, und daselbst unter der dicken Hirnhaut fortgeht, der andere aber inwendig mit der Trommelsaite, als einem Aste des fünften Nervenpaares, und zwar durch die letzten Nervenspitzen in eine wechselseitige Verbindung tritt, und dergestalt sowohl die Muskeln, als die übrigen Theile der Trommelhöhle mit seinen Zweigen versieht. Alles übrige dieser harten Portion verbreitet sich über das äußerliche Ohr, das Knochenhäutchen der Hirnschale, die Muskeln des Zungenbeins, der Lippen, Augenlieder, und der unter dem Ohre gelegenen Speicheldrüse.

8) Der herumschweifende oder vielfache Nerve, Nervus vagus. Es entsteht dieses achte Gehirnnervenpaar an der äußerlichen Seite der Olivenkörper unter derjenigen kleinen Furche, wodurch die Varolische Brücke von dem Anfange des verlängerten Markes abgesondert wird. Sie kommen anfänglich zwar mit vielen einzelnen Fäden zum Vorschein, die sich aber nachher bald vereinigen, und auf jeder Seite einen einzelnen Stamm ausmachen, welche neben den sogenannten Seitenadergängen der harten Hirnhaut aus der Hirnschale heraus, ingleichen der Länge nach am Halse herunter, auch ferner durch die Brust nach dem Unterleibe zugehen, und ihre verschiedenen Aeste dem Luftröhrenkopfe, Schlundkopfe, der Zunge, dem Herzen, den Lungen, und vornehmlich dem Magen mittheilen. Von dem Stamme dieses Nerven geht in der Brusthöhle auf beyden Seiten ein ziemlich ansehnlicher Ast ab, und zwar also, daß der Ur-

Ursprung des rechten etwas hö-her, des linken aber ein wenig tiefer sich befindet, welcher sich zurückschlägt, die obern am Halse befindlichen Theile mit allerhand Zweigen versieht, und darum der zurücklaufende Nerve, Neruus recurrens, genannt wird. Uebrigens verbindet sich dieses Nervenpaar unterwegens hin und wieder durch Nervenflechten mit den Zungennerven, Genicksnerven, und mit den großen Ribbennerven.

9) Der äußere oder große Zungennerve, Neruus lingualis, welcher auch von einigen bisweilen der Geschmacksnerve, gustatorius, genannt wird, stellet das neunte Paar der Gehirnnerven vor. Es entspringt derselbe ebenfalls auf beyden Seiten aus den olivenförmigen Körpern des verlängerten Markes, und vertheilet sich, sobald er die Hirnschale verlassen, in mehrere kleinere Zweige, welche sich besonders über die Muskeln der Zunge, auch hiernächst über verschiedene andere hierum gelegene Theile verbreiten, und zuletzt verlieren. Zu diesen rechnen einige auch noch ein zehendes Gehirnnervenpaar, nämlich den sogenannten Hinterhauptsnerven, Neruus occipitalis, welcher aber wohl mit mehrern Rechte zu den Rückennerven gehöret, weil sein Ursprung theils mehr aus dem Rückenmarke, als dem verlängerten herzuleiten, theils auch weil er nicht wie die übrigen Gehirnnerven durch ein ihm eigenes kleineres Loch, sondern durch das gemeinschaftliche Hinterhauptsloch der Hirnschale herausgeht. Die zwote Hauptklasse der Nerven sind die Rückennerven, Nerui spinalis medullae, oder sogenannten Wirbelnerven, Nerui vertebrales, worunter man eigentlich alle diejenigen versteht, welche sowohl unmittelbar aus dem Rückenmarke selbst ihren Ursprung nehmen, als auch welche unterhalb dem Hinterhaupte, und folglich erst außer der Hirnschale zum Vorschein kommen. Diese Nerven haben es insgesammt untereinander gemein, daß sie nicht so einfach wie jene, sondern mit mehrern Fasern aus dem Rückenmarke ihren Ursprung nehmen, ingleichen daß sie, sobald sie die Gehirnhaut durchbohren, in einem Nervenknoten zusammenwachsen, und bald in einen vordern und hintern Ast von einander gehen. Sie machen insgesammt ohngefähr zwey und dreyßig bis drey und dreyßig Paare aus, und richtet man sich in Ansehung ihrer Eintheilung am füglichsten nach der gewöhnlichen Eintheilung des Rückgrades. Es gehören also hieher:

1) die Nacken- oder Halswirbelnerven, Nerui ceruicis s. colli

theils mehr

s. colli. Es sind deren gemeiniglich acht Paar, welche auf beyden Seiten durch die Löcher der Halswirbel, aus dem Rückenmarke hindurchbrechen, und mit ihren unzählichen kleineren Aesten die Muskeln des Kopfes, des Halses, des Schulterblattes, und des Oberarmes versehen. Unter andern derselben ist der Zwerchfellsnerve, Neruus phrenicus s. diaphragmaticus, merkwürdig, welcher gemeiniglich aus dem dritten, vierten und fünften Paare entsteht, durch den Hals und die Brusthöhle mitten hindurch, und in einer senkrechten Richtung herabsteiget, und mit seinen Zweigen sich sowohl über die ganze oberste Fläche dieses Eingeweides, als einen Theil der Hohlader verbreitet. Aus der Vereinigung des fünften und der folgenden Paare mit dem ersten Paare der Rückennerven entstehen sechs starke und ansehnliche Armnerven, Nerui brachiales, welche allen Theilen der obersten Gliedmaßen vorstehen. Diejenigen, welche neun Halsnervenpaare zählen, rechnen hieher noch den sogenannten Zusatznerven, Neruus accessorius s. spinalis Willisii, der zwischen dem dritten und vierten Halsnerven aus dem hintersten Theile des Rückenmarkes entspringt, durch das große Hinterhauptsloch sich zuerst zurücke in die Hirnschale, auch hernach durch eben dasselbe, mit den herumschweifenden Nerven verbunden, aus selbiger sich wiederum herausbegiebt, und von demselben aufs neue getrennet, sich zu dem tischförmigen Muskel des Schulterblattes erstrecket, und seine letzten Zweige über ihn ausbreitet.

2) Die Rückennerven, Nerui dorsales, deren zwölf Paare angetroffen werden. Außerdem daß selbige dem großen Ribbennerven verschiedene Aeste abgeben, und dadurch mit diesem in die genaueste Verbindung treten, auch daß sie, wie oben erinnert worden, den Armnerven einen Ast überliefern, so kommen dergleichen besonders zwischen den Rinnen der Ribben zum Vorschein, von dannen sich ihre Zweige zu den Brust-, Ribben- und Unterbauchsmuskeln, ingleichen zu dem Brustfelle, den Brüsten selbst und andern Theilen des Oberleibes erstrecken.

3) Die Lendennerven, Nerui lumbares, s. interuertebrales lumborum, sind diejenigen, welche ebenfalls aus dem Rückenmarke entspringen, und durch die Seitenlöcher dieser Wirbelbeine sich herausschleichen. Man rechnet deren fünf Paar, welche vielfältig untereinander durch Seitenäste zusammenhängen, und den Lenden selbst, dem Darmfell, den Muskeln und allgemeinen Decken

des Unterleibes andere kleine Zweige mittheilen.

4) Die Creuznerven, Nerui sacri. Es kommen diese durch die Löcher der inwendigen Fläche des Creuzknochens, und durch das untere letzte Loch, das von dem Zwischenraum, zwischen diesem und dem folgenden, nämlich dem Steißknochen oder Gesäßknochen herrühret, aus dem Rückenmarke heraus. Sie machen zusammengenommen sechs Paar aus, wovon die vier obersten größer sind, und größtentheils den hintersten Schenkelnerven, Neruus ischiaticus, formiren, die zwo untern sind dünner und kleiner, und verbreiten sich, indem sie noch einige Aeste des dritten und vierten Paares mit in ihre Gemeinschaft aufnehmen, über die im Becken liegenden Theile und Eingeweide, ingleichen äußerlich über verschiedene daselbst befindliche Gegenden.

Nervengras.

Unter diesem Namen verstehen wir mit Herr Planern das Grasgeschlecht Pharus Linn. Es ist davon nur eine Art bekannt, welche das breitblätterichte genennet wird. Das Vaterland ist Jamaika. Es unterscheidet sich diese Pflanze von andern Gräsern auch durch die Blätter, indem selbige gar merklich nervicht, breit, stumpf, und die Stiele verdrehet sind, mithin die untere Fläche der Blätter oberwärts erscheinet. In einer Rispe stehen männliche und weibliche Blüthen, jene sind gestielet, diese sitzen platt auf. In beyden besteht der Kelch aus zwey kurzen Bälglein; und bey den männlichen umgeben zwo längere Spelzen sechs kurze Staubfäden. Bey den weiblichen ist nur eine lange, schmale, mit der Zeit steife und mit einer rauhen Linie bezeichnete Spelze zugegen, welche den Fruchtkeim und einen zwey- oder dreyspaltigen Griffel, und länglichten Saamen umschließet.

Nervenwärzchen.

S. Nerve.

Nespel.

S. Mispel.

Nessel.

Diesen Namen führen drey verschiedene Pflanzengeschlechte, und weil wir diese nicht verändern wollen, führen wir solche zugleich an, und unterscheiden sie durch Beynamen. Eines ist die Brennnessel, das andere die taube Nessel, und das dritte die todte Nessel.

Brennnessel ist Vrtica. Männliche und weibliche Blumen sind von einander unterschieden; beyde stehen bey einigen Arten auf einer, bey andern auf zween Stöcken. Beyde haben keine Blumenblätter, sondern nur einen Kelch. Dieser besteht bey den männ-

männlichen aus vier rundlichten, bey den weiblichen aus zwey rundlichten, vertieften Blättern. Die männlichen enthalten vier Staubfäden nebst einem kleinen krugförmigen Honigbehältniß, und die weiblichen einen eyförmigen Fruchtkeim, welcher sich mit einem haarichten Staubwege endiget, und geben einen glänzenden, eyförmigen Saamen, welchen der Kelch bedecket. Pontedera hat dieses Geschlecht getheilet und nur diejenigen Arten, welche die zweyerley Blumen auf zween Stöcken tragen, Vrtica, die andern aber, welche bey einander auf einer Pflanze wohnen, Vrticoides genannt. Weil auch einige hierher gehörige Arten keine Stacheln und mithin keine brennende Eigenschaft besitzen, hat selbige Herr Heister von den übrigen abgesondert, und als ein besonderes Geschlecht unter dem Namen Vrticastrum vorgetragen. Man kann aber billig Tourneforten folgen, und alle, wie auch Herr von Linné gethan, vereiniget lassen. Es hat Herr von Linné neunzehen Arten angegeben, und solche nach dem Stande der Blätter in Ordnungen abgetheilet.

Zu denjenigen, welche einander gegenüber gestellte Blätter haben, gehöret:

1) die kugelförmige Brennnessel mit eyförmig ausgezackten Blättern, römische Nessel, Vrtica romana offic. Vrtica pillulifera L.

2) kugelförmige Brennnessel mit herzförmigen ausgezackten Blättern, Vrtica balearica L.

3) kugelförmige Brennnessel mit ganzen Blättern, Vrtica Dodartii L.

Diese drey Arten sind nicht allein wegen der kugelförmigen Gestalt der Blüthe, sondern auch überhaupt dem ganzen Ansehen nach mit einander nahverwandt, und machen vielleicht nur eine einzige Art aus; doch haben wir von den ausgestreuten Saamen allemal die nämliche Art wieder erhalten, wenigstens die beyden, welche völlig ganze und eingezackte Blätter haben. Wegen der Gestalt möchte eher eine Veränderung statt finden. Die fäserichte Wurzel dauret selten über ein Jahr. Die ganze Pflanze, nur die Fruchtköpfchen ausgenommen, ist mit vielen spitzigen, steifen Stächelchen besetzet, und erreget ein heftiges Brennen, wenn man sie unvorsichtig berühret. Der Stängel erreichet die Höhe von zween Fuß und verbreitet sich in viele Zweige. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind gestielt, bald mehr herz- bald mehr eyförmig, und am Rande mehr oder weniger, auch wohl gar nicht ausgezahnet, allemal spitzig geendiget. Aus dem Blätterwinkel treiben ein, auch wohl zween

zween Stiele, an welchen unterwärts die männlichen, oberwärts die weiblichen Blüthen stehen, und unter sich eine Kugel abbilden, welche über und über mit Haaren, die nicht stechen, besetzet ist. Die männlichen fallen zeitig ab. Das kleine, in der Mitte befindliche Körperchen scheint mehr der unvollkommene Stämpel, als ein wahres Honigbehältniß zu seyn. Bey den weiblichen stehen an den beyden Kelchblättchen noch zwey andere kleinere, welche, da sie nicht abfallen, und zugleich den schwarzen glänzenden Saamen bedecken, wohl könnten zum Kelche gerechnet, und dieser, sowohl als bey den männlichen, für vierblätterricht angenommen werden. Das mittägige Europa ist ihr Vaterland. Sie lassen sich durch den Saamen in unsern Gärten leicht unterhalten, und blühen den Sommer über.

4) Hanfblätterichte sibirische Nessel, Vrtica cannabina L. Wächst in Sibirien. Die fäserichte Wurzel ist sehr dauerhaft. Die ganze Pflanze ist mit großen brennenden Stacheln besetzet. Der Stängel wird fünf bis sechs Fuß hoch, und treibt viele Zweige, ist viereckicht, unterwärts röthlicht, oberwärts grün. Die Blätter sind langgestielet, auf der obern Fläche dunkel, auf der untern blaßgrün; die untern breit, fast bis auf den Stiel in drey Lappen zerschnitten, und diese spitzig ausgezacket, die obern aber schmal, ungetheilet, und der Länge nach in spitzige Zacken eingeschnitten. Aus jedem Blätterwinkel treiben zwey lange, aufgerichtete Kätzchen, welche im Juli und August aufblühen; die männlichen stehen gemeiniglich unten, die weiblichen über diesen; doch haben wir auch bemerket, wie das eine Kätzchen aus lauter männlichen und das andere aus lauter weiblichen Blumen bestehe; wie denn auch bey diesen mit den zwey Kelchblättchen noch zwey andere vereiniget sind. Die Pflanze dauret bey uns im freyen Lande, nimmt mit jedem Boden verliebt, und kann leicht durch die Wurzel vermehret werden. Die Stacheln machen das Angreifen höchst beschwerlich, und weil selbige leicht abgehen, und in der Haut stecken bleiben, wird dadurch leicht die heftigste Entzündung, Geschwulst, und Schmerz erreget. Wenn die Stängel mit den Blättern zu vertrocknen anfangen, fallen die Stacheln von selbst ab und auf die Erde, und wenn man mit bloßen Händen in der Erde wühlet, kann man leicht dadurch beschädiget werden. Daher man diese Pflanze an einen abgelegenen Ort im Garten setzen soll.

5) Gemeine dauernde Brennnessel, große Brennnessel, Vrtica maior offic. Vrtica dioica Linn.

L. Diese dauert viele Jahre in der Wurzel, und treibt sowohl, wie die Stängel, im Frühjahre neue Sprossen aus. Sie nimmt mit dem schlechtesten Boden vorlieb, wächst an den Zäunen und Landstraßen, kriecht mit ihren gelblichten, fäserichten Wurzeln weit um sich, läuft ganz flach unter der Erde hin, und machet einen dicken Filz. Der viereckichte Stängel steht aufgerichtet, wird drey bis vier Fuß hoch und treibt viele Zweige. Die Blätter sind gestielet, herzförmig, lang zugespitzet, sägeartig eingekerbet, und wie der Stängel, mit vielen stechenden Borsten besetzet. Aus den Blätterwinkeln treiben aufgerichtete lange Kätzchen, welche auf einem Stocke nur männliche, und auf dem andern nur weibliche Blüthen tragen.

6) Gemeine jährige Brennnessel, Heiternessel, Eyternessel, Hetternessel, Vrtica minor, Vrtica vrens L. wächst häufig in den Kohlgärten, und wird durch den ausgefallenen Saamen ein beschwerlich Unkraut. Die fäserichte Wurzel ist jährig. Die Pflanze ist viel niedriger, als die vorige Art, aber ebenfalls so stachlicht und beschwerlich anzugreifen; die Blätter sind kürzer, runder, weniger spitzig, aber tiefer eingekerbet. Männliche und weibliche Blüthen stehen auf einem Stocke, aber auf verschiedenen Kätzchen.

Wechselsweise gestellte Blätter haben

7) Canadensische breitblätterichte Brennnessel mit ästichten Blüthstielen, Vrtica canadensis L. wächst in Sibirien und Canada. Die fäserichte Wurzel hält bey uns den Winter über im freyen Lande aus, läßt sich theilen, und ohne Wartung unterhalten. Die Pflanze hat zwar Stacheln, sie sind aber weicher, und erregen weniger Schmerz. Der Stängel wird zween oder drey Fuß hoch, und treibt Zweige. Die Blätter sind gestielet, breit, eyförmig, eingekerbet, rauh anzufühlen, und gemeiniglich runzlicht. Der Blüthstiel kommt aus dem Blätterwinkel, verbreitet sich in viele Zweige, welche einen platten, oder in die Quere gestellten Strauß abbilden. Männliche und weibliche Blüthen stehen auf besondern Stöcken.

8) Weißwollichte Brennnessel, Vrtica niuea L. wächst in China. Die fäserichte Wurzel ist ausdaurend. Wenn man selbige in Töpfen unterhält, und den Winter über in ein gemäßigtes Glashaus setzet, dauren auch die Stängel und die Blätter, und der Stock bleibt immergrünend; im freyen Lande aber vergeht alles, und die Wurzel schlägt im Frühjahre wieder aus. Diese hat nicht Stacheln, und verursachet auch kein Brennen. Bey

den Stöcken in den Scherbeln bleibet der Stängel einfach, erreichet etwa einen Fuß Höhe, und ist haaricht. Der Blattstiel ist gleichfalls haaricht, röthlicht, und mit zween dreyeckichten, weißlichten Blattansätzen umgeben. Die Blätter sind eyförmig, zugespitzet, sägartig eingekerbet, oberwärts grün und rauh, unterwärts mit einen dichten, weißen, wollichten Gewebe überzogen. Blühend haben wir diese Art noch nicht gesehen.

Ob wir gleich die Brennnesseln fliehen, um davon nicht beschädiget zu werden, so verdienen sie doch aus vielerley Ursachen unsere Hochachtung. Sogar deswegen, weil sie stechen und brennen, können sie uns nützlich seyn. Die Vrticationes. oder das Peitschen mit der Brennnessel war ehedem gar gebräuchlich, und Rumph berichtet, wie noch jetzt in Amboina, sowohl Eingebohrne als Fremde, mit einer Art Brennnessel, welche er Rameum, und Herr von Linné Vrticam interruptam, genennet, die Haut rieben, wenn sie vermerkten, daß ihre Glieder vom dicken Geblüte faul und träge geworden; sie sollen sich recht herzhaft damit reiben, damit die Haut davon roth werde, und Blasen auflaufen. Rumph wunderte sich ehedem, wie auch Europäer an dergleichen Cur einen Gefallen haben könnten; nachdem er aber selbst dergleichen an sich mehrmals verrichtet, versichert er, wie eigentlich kein Schmerz, sondern ein Jucken darauf erfolge, und der Mensch sich darauf recht munter und wohl befinde. Wollte man gleich dieses nicht nachahmen, kann doch das Peitschen mit Brennnesseln bey gelähmten und unempfindlichen Gliedern nützlich seyn. Die eigentliche Beschaffenheit dieser Häckchen oder Stächelchen hat unstreitig der berühmte Hoock in seinen microscopischen Untersuchungen am richtigsten angegeben, indem er gelehret, wie solche inwendig ausgehöhlet, und mit einer besondern giftigen Feuchtigkeit erfüllet wären, welche, sobald die Spitze des Stächelchens die Haut durchbohret, durch den zugleich verursachten Druck ausgepresset, und mit den Feuchtigkeiten des Körpers vermischet werde, worauf der juckende Schmerz und die Blasen erfolgeten. Daß nur frische und saftige Nesseln diese Wirkung leisten, vertrocknete aber unkräftig sich bezeigen, ist ein sicherer Beweis für diese Hoockische Lehre. Die Nessel dienet auch auf eine andere Weise zur Arzeney, ingleichen zur Speise. Die kleine jährige oder Heiternessel wird an vielen Orten, als in Schweden, auch bey uns, wenn sie noch jung ist, mit Spinath oder grünen Kohl vermischet, und als Zugemüse gespeiset. Alles

les Vieh frißt solche im jungen Zustande recht gerne. Auch die jungen Sprossen von der daurenden Art werden als ein Salat aufgesetzet, und ebenfalls vom Vieh abgebissen. Wenn man diese letzte Art anbauen wollte, welches auch deswegen vorzüglich anzurathen, weil damit nackende Felsen, wenn sie zuvor zween Zoll hoch mit Erde bedecket, und die Wurzel dieser Nessel darein geleget worden, fruchtbar gemachet werden könnten, so würde man häufiges und gesundes Futter erhalten, indem diese Nessel von der Wurzel wieder ausschlägt, so oft das Kraut abgeschnitten worden, und dieses könnte füglich in einem Sommer dreymal geschehen. Wenn diese Pflanzen groß und älter sind, werden sie weder von Menschen, noch Vieh gegessen. Sie mögen alsdenn mehr arzneymäßiges besitzen. Wie man denn von den gekochten und gespeißten jungen Stöckchen keine urintreibende, oder andere Wirkung verspüret, dergleichen doch die Brennnessel wirklich hat, wenn solche, nachdem sie groß geworden, gekochet und getrunken wird. Und wegen dieser und anderer Kräfte sind die Brennnesseln in der Arzeneykunst bekannt. Sie lösen die stockenden Säfte auf, und verbessern ihre Mischung; sie befördern den Abgang des Urins, hemmen hingegen andere widernatürliche Aus erungen, und stillen vorzüglich die Blutflüsse; wie sie denn auch sonderlich der Brust zuträglich scheinen. Man vermischet im Frühjahre die jungen Pflanzen oder Sprossen mit andern Kräutern, und die auflösende und reinigende Wirkung der ausgepreßten Kräutersäfte wird durch ihren Zusatz verstärket. Der Saft allein, besonders von der jährigen Art, wird wider das Blutspeyen, Nasenbluten, den allzu häufigen Abgang der güldnen Ader, auch wider die rothe Ruhr und den weißen Fluß empfohlen. Herr Poissonier empfiehlt bey diesen Krankheiten die Milch, wenn die Kuh täglich mit Nesseln gefüttert worden. Die getrocknete Heiternessel wird, als Thee getrunken, wider die Gicht und den Stein gelobet. Man bediente sich auch dergleichen ehedem bey bösartigen Fiebern, Masern und Pocken. Frische oder auch getrocknete Nesseln mit Zucker eingemachet, oder nur damit vermischet, werden bey langwierigen Husten, um den Auswurf zu befördern, und die Lunge zu reinigen, nicht ohne Nutzen gebrauchet. Auch die Wurzel von der daurenden Art wird in ähnlichen Fällen, vorzüglich auch in der Gelbsucht gelobet. Vielleicht aber liegt hierunter ein Aberglauben, indem die Wurzel gelblicht ist. Aeußerlich gebrauchet, hat die Brenn-

nessel auch ihren Nutzen. Um das Nasenbluten zu stillen, stecket man sie in die Nase. Mit Essig abgekochet und auf die Kröpfe geleget, sollen diese davon zertheilet werden. Brandtewein, worein die Nessel geweichet worden, soll bey erfrornen Gliedern nützlich seyn, wenn diese damit gerieben werden. Der Saame von der ersten Art wird auch in den Apotheken aufbehalten, obgleich die ältern Aerzte solchen für giftig ausgegeben. Ein halbes oder ganzes Quentchen zerstoßenen Saamen soll gelindes Erbrechen erregen. Es soll solcher auch stärken, zur Wollust reizen, die monathliche Reinigung befördern, die übermäßige Fettigkeit vermindern, und andere Tugenden besitzen, welche aber alle viel ungewisser sind, als diejenigen, so wir von dem Kraute angeführet haben.

Man hat auch in den Apotheken das abgezogene Wasser von der Brennnessel, und so unkräftig solches scheint, wird es doch in den angeführten Krankheiten empfohlen, vornehmlich aber von den Roßärzten häufig gebrauchet.

Die Brennnesseln verdienen noch weiter unsere Achtung, indem solche wie Flachs und Hanf genutzet werden können. Man hat 1751. in Leipzig eine Manufactur von Nesselzwirn angeleget, dazu die frischen Stängel von der daurenden gemeinen Art gesammlet, und nachdem solche etwas welk geworden, zerquetschet, und daraus eine Art von grünem Werke erhalten, welches sich als Flachs zubereiten und spinnen läßt, und einen dunkelgrünen, sehr ebenen und dünnen Faden gegeben, der beynahe einem wollenen Faden gleichgekommen. Wenn man diesen grünen Faden kochet, wird das Wasser grün gefärbet, der Faden aber viel weißer, glätter und fester. Wird dieser Nesselstängel, wie Flachs geröstet, gebrechet und gehechelt, kann man daraus ein zartes feines Garn spinnen, und daraus eine Art Leinewand weben, welche Nessel- oder Netteltuch genennet, und in Frankreich, sonderlich in der Picardie in Menge gemachet worden. Jetzo wird dergleichen nicht mehr gearbeitet, ob man gleich verschiedenen Gattungen von baumwollenen und leinenen Gewebe den Namen Nesseltuch giebt. In dem Journal Oecon. sept. 1766. wird die Nessel zu diesem Gebrauche ernstlich empfohlen, und die damit angestellten, und nach Wunsche ausgefallenen Versuche angeführet. Man kann solche im neuen Hamburgischen Magazine im 37 St. 86 S. nachlesen; woselbst auch angemerket wird, daß die Hühner, wenn man reifen Nesselsaamen mit unter ihr Futter wirft, den Winter über viel Eyer legen; ingleichen, wie das

Fleisch,

Fleisch, wenn es noch so hart ist, wenn man es mit Nesseln kochet, geschwind weich werde, und sich zwischen den Blättern dieser Pflanze lange gut erhalte.

Die Kamtschadalen raufen die Nesseln im August und im September aus, binden sie in Bündel, und lassen sie in ihren offenen Scheuren an der Luft trocknen; hierauf spalten sie die Stängel der Länge nach mit einem Messer, schälen die holzichte Rinde von den Fasern sehr behände mit den Zähnen ab, schwingen und schlagen diese Fasern bündelweise mit einem Stocke, und spinnen oder winden vielmehr diese zwischen den flachen Händen, welche sie dabey beständig belecken, in lange Fäden zusammen, die sie in Knäuel aufwickeln, und also entweder einfach zum Nähen, oder doppelt und mehrfach zu ihren Fischernetzen gebrauchen.

Es kann die Nessel auch zum Papiermachen angewendet werden, und Herr Dr. Schäfer hat damit Versuche angestellet. Endlich kann auch selbige zum Färben gebrauchet werden. Kochet man Eyer lange mit der Wurzel von der gemeinen baurenden Nessel, werden solche gelb gefärbet. Zu der Wurzel etwas Alaun gethan, und im Wasser gekochet, färbet die Zeuge gelb. Andere Versuche hat Herr Bergrath Pörner hierüber angestellet.

Taube und todte Nessel sind zwar von den Brennnesseln ganz und gar verschieden, und haben nur einige Aehnlichkeit in Ansehung der Blätter, doch sind diese Namen eingeführet, und wollten wir neue, von andern angenommene, wählen, müßten wir diese zwey Geschlechter von einander trennen, da sie doch sehr nahe mit einander verwandt sind. Es ist auch einerley, wo sie stehen, wenn sie nur kenntlich gemachet werden. Wir nennen also

Taube Nessel, Lamium Tourneforts und Linné, Galeopsis Riu. Herr Planer wählet dafür Bienensaug. Der röhrenförmige Kelch ist in fünf grannichte Einschnitte getheilet. Des Blumenblattes kurze Röhre erweitert sich in den aufgeblasenen, höckerichten, und auf beyden Seiten mit einem rückwärts gebogenen Zähnchen besetzten Rachen und endiget sich mit zwo Lippen; die obere Lippe ist gewölbet, ausgehöhlet, rundlicht und ganz, die untere kürzer, herzförmig, gespalten und zurückgebogen. Man kann auch die beyden, am Rachen gestellten Zähnchen zu der untern Lippe rechnen, und dieser zween kleine, und einen großen gespaltenen Einschnitt zueignen. Die vier Staubfäden liegen unter der obern Lippe, und davon sind zween kürzer, und zween etwas länger. Der Griffel hat die nämliche

liche Richtung, und trägt zween spitzige Staubwege. Der Kelch umgiebt vier kleine eckichte Saamen.

1) Die weiße taube Nessel mit spitzigen Blättern und vielblüthichten Wirteln, weiße todte Nessel, Wurmnessel, Bienensaug, Vrtica mortua, Lamium album L. wächst häufig an den ungebauten Oertern auf dem Lande, und in den Vorstädten, um die Gebände, an den Mauren, Hecken, vornehmlich an der Mittagsseite. Sie blühet lange und kömmt nach dem Abschneiden im Herbste wieder, ist auch an manchen Orten die meiste Zeit im Jahre in der Blüthe zu finden. Die fäserichte, daurende Wurzel breitet sich weit aus, und treibt seitwärts Zweige, welche aus den Knoten wieder Fasern schießen, und ist daher schwer auszurotten. Der Stängel ist einen, auch zween Fuß hoch, unterwärts mehr gestrecket, als aufgerichtet, viereckicht, durch Knoten abgetheilet, haaricht und mit vielen Zweigen besetzet. Die gestielten Blätter stehen in weiten und fast gleichen Zwischenräumen einander gegenüber, sind den Brennnesselblättern ganz ähnlich, herzförmig spitzig, sägartig ausgezahnet, rauch. Die Stiele sind nicht viel länger als der Kelch, und beym Anfange unterwärts mit einem Bläschen oder vertieften Puncte besetzet. Die Blumen stehen an dem Winkel der Blätter wirtelförmig. Gemeiniglich machen zwanzig einen ganzen Wirtel aus, und zu jedem Blatte gehören zehne; doch zählet man zuweilen weniger, und überhaupt nur zwölfe. Den Wirtel umgeben spitzige Deckblätter. Der Kelch ist mit einem braunen Flecke bezeichnet, wohl dreymal kleiner als das Blumenblatt und fast in zwo Lippen abgetheilet; das Blumenblatt ist weiß, die obere Lippe haaricht, und zuweilen eingekerbet. Man findet eine Spielart mit fleischfärbigen Blumen, und eine andere mit versilberten Blättern. Herr Gouan hat zuweilen nur zween Staubbeutel wahrgenommen. Sie hat, wie die meisten andern Arten, einen starken unangenehmen Geruch. Man pflegte ehedem die Blätter und Blumen in der Arzeneykunst zu gebrauchen, solchen eine balsamische und auflösende Wirkung zuzueignen, und bey Lungenkrankheiten, Verhärtung des Milzes, wider die Kröpfe, den weißen Fluß, zu Stillung des Blutflusses der Gebährmutter, und zu Heilung der Wunden zu gebrauchen. Simon Pauli zweifelt aber an allen diesen Wirkungen, und wir geben demselben unsern Beyfall, obgleich noch jetzo viele die blühenden Spitzen, als einen Thee zu trinken, sonderlich wider den weißen Fluß empfehlen.

pfehlen. Wegen der Bienenzucht ist dieses eine desto nützlichere Pflanze und nach Herr Hofrath Gleditschens Rathe verdiente sie, wegen des starken Beytrages zum Honig, daß sie ordentlich bey den Bienenstöcken gepflanzet, oder sonst stark vermehret werde. Von der folgenden Art gilt das nämliche. Wie denn auch die Schaafe alle Arten gern fressen.

2) Die rothe taube Nessel mit spitzigen Blättern und wenig blüthichten Wirteln, große rothe Taubnessel, Lamium purpureum non foetens. Lamium laeuigatum Linn. Hr. v. Linne' giebt Italien und Sibirien zum Vaterlande an, sie wächst aber auch häufig in der Schweiz, und Herr Gleditsch setzet sie unter die einheimischen in Deutschland. Sie kömmt an eben den Oertern hervor, wo man die erste findet, und ist auch derselben, sonderlich in den Blättern ganz ähnlich. Der Stängel steht mehr aufgerichtet, und ist, wie die Blätter, weniger rauch. Nach Hrn. v. Linne' ist der Stängel glatt und purpurfärbig. Der ganze Wirtel besteht niemals aus mehr als zehn Blumen. Der obere Einschnitt des Kelches ist dreyeckicht, aufgerichtet, die beyden mittlern sind von den untersten durch einen halbmondförmigen Zwischenraum abgesondert. Am Kelche fehlet der braune Flecken, ist aber ebenfalls vielmal kleiner, als das Blumenblatt. Die beyden Seitenzähnchen am Rachen des Blumenblattes sind breiter, lanzetaber nicht borstenförmig und vorwärts gerichtet. Die Blätter bekomen durch den Frost weiße Flecke.

3) Die rothe taube Nessel mit stumpfen, gestielten Blättern, gemeine rothe taube Nessel, kleine stinkende, taube Ackernessel, Lamium purpureum foetidum. Lamium purpureum L. Diese Art verliert sich fast wenige Zeit von den Fruchtländern, Gärten und Feldern, auch an andern ungebaueten Oertern; man findet sie wenigstens sehr lange und sehr spät in der Blüthe; die fäserichte Wurzel ist jährig; der Stängel wird kaum einen Fuß hoch und ist unterwärts fast nackend, indem nur etwa ein oder zwey Paar Blätter daselbst zugegen; oberwärts aber stehen die Blätter dichter und häufiger bey einander, wodurch man diese Art gar leicht von der ersten unterscheiden kann; die untersten sind lang, die obern kurz gestielt, auch viel kleiner, alle aber herzförmig und stumpf. Die drey obern Kelcheinschnitte sind aufwärts, die beyden übrigen unterwärts gerichtet, und alle mit einer weichen Granne geendiget, das Blumenblatt ist purpurfärbig, am Rachen und bey dem Anfange der untern Lippe geflecket. Die obere Lippe ist haaricht und völlig ganz.

ganz. Die Staubbeutel sind mit weißen Haaren besetzet. Man findet auch eine Spielart mit weißen Blumen. Weil diese Art noch stärker als die übrigen riecht, hat man sie zu Vertreibung der Schaben und Motten empfohlen, übrigens auch in der Arzneykunst der ersten Art gleich geschätzet.

4) Die rothe taube Nessel mit platt ansitzenden Blüthblättern. Kleine taube Ackernessel mit Gundermannsblättern, Galeopsis folio caulem ambiente Riu. Lamium amplexicaule Linn. hat mit der vorigen gleiche Geburtsörter und ist auch nur ein Sommergewächse. Jeder Stängel bleibt ganz niedrig, treibt wenig Zweige und ist größtentheils gestrecket. Die Blätter sind rauch, die untersten lang gestielt, rundlich, in Lappen getheilet, und am Rande rundlich eingekerbet; bey den obern fehlet der Stiel gänzlich, vielmehr sitzen sie platt auf und umfassen den Stängel, sonst sind sie dem untern ähnlich, nur breiter. Jeder Wirtel besteht aus zehn bis zwölf Blumen. Die beyden obern Kelcheinschnitte sind größer, die drey untern kleiner, spitziger, keiner mit einer Granne geendiget. Schon hierinnen, noch mehr aber in Ansehung des Blumenblattes ist diese Art von den andern merklich unterschieden. Die Röhre des Blumenblattes ist lang, dünne und oberwärts nicht merklich erweitert oder höckericht, die beyden Zähnchen am Rachen fehlen ganz; die Oberlippe ist haaricht, ausgehöhlt und ganz, die untere gedüpfelt und in zwey rundliche Lappen getheilet. Es ist merkwürdig, daß in Schweden das Blumenblatt sich selten gehörig öffnet, und gemeiniglich noch geschlossen abfällt.

5) Die großblümichte taube Nessel mit gefranzter Oberlippe, Lamium pannonicum Scopoli. Lamium oruala Linn. wächst in Italien, Ungarn und Crain. Die zäserichte, dauernde Wurzel treibt viele, einer Ellen hohe, viereckichte, glatte, unten und oben blutig gefärbte, in viele Zweige verbreitete Stängel. Die langgestielten Blätter sind breit, herzförmig zugespitzet, sägartig eingekerbet, und im jungen Zustande unterwärts röthlich. Die untern Wirtel bestehen aus vierzehn, die obern aus wenigern Blüthen. Der plattaufsitzende Kelch ist mit einem zarten Deckblatte besetzet, viel weiter als die Röhre des Blumenblattes und enthält viel honigartigen Saft, welchen, nach Hrn. Scopoli Wahrnehmung, zwar die Ameisen begierig aufsuchen, die Bienen aber, vermuthlich wegen des übeln Geruchs der Pflanze, nicht genießen sollen. Der obere und die beyden untern Einschnitte des Kelches stehen von den beyden mittlern weit ab, und die untern sind

von dem Blumenblatte weit entfernet. Dieses ist groß und röthlich. Die Röhre endiget sich mit einem weißen Rachen, welcher mit dunkeln Strichen durchzogen, und auf jeder Seite mit drey Zähnchen besetzet ist; die Oberlippe ist tief ausgehöhlet, am Rande haaricht, gleichsam eingekerbet und gefranzet, die untere in drey Lappen getheilet und der mittelste davon herzförmig, geflecket, und um und um eingekerbet. Es dauert die Pflanze in hiesigen Gärten im freyen Lande, und läßt sich durch die Wurzel vermehren, auch von den ausgefallenen Saamen erwachsen neue Stöcke. Michelli hatte aus dieser Pflanze ein besonderes Geschlecht gemachet, und solches dem bekannten Arzte Joseph del Papa zu Ehren Papia genannt; Herr von Linne' behielt dieses bey, änderte aber den Namen, und erwählte davor Orvala; es hat aber derselbige nachher gefunden, daß selbige nur eine bloße Abänderung dieser fünften Art ist, mithin das Geschlechte ganz vertilget. Herrn Michelli und Scopoli Abbildung von dieser Pflanze sind gänzlich von einander unterschieden, und sonderlich ist nach der Michellischen die obere Lippe des Blumenblattes in drey große zackichte Lappen abgetheilet und die Blätter länglicht und mit einer langen schmalen Spitze geendiget. Es hat aber Herr Bassi dem Ritter von Linne' versichert, daß dergleichen Mißgeburth in dem Bononienser Garten erzeuget worden, und der Grund davon in dem schattichten feuchten Standorte zu suchen sey.

Todte Nessel nennen wir Galeopsis Linn. Dietrich hat dafür Katzengesichte und Planer Hohlzahn gewählet. Es ist dieses Geschlechte mit dem vorigen ganz nahe verwandt; Staubfäden, Stempel und Saamen sind in beyden durchgehends einerley, auch der Kelch ist nicht merklich verschieden; nur in dem Blumenblatte zeiget sich einiger Unterschied. Die obere Lippe ist auch gewölbt und ausgehöhlt, aber etwas weniges eingekerbet, die untere Lippe in drey Lappen getheilet, die beyden Seitenlappen rundlich, der mittelste größer und eingekerbet, und noch überdieß die untere Lippe gegen den Rachen zu mit zween, gleichsam ausgehohlten Zähnen, besetzet. Auf diesen letzten Umstand zielet die Planerische Benennung und Hr. Scopoli hat durch dieses Kennzeichen ganz allein diese beyden Geschlechter und die nahe verwandte Ballote bestimmet. Bey der Ballote fehlen diese Zähnchen, beym Lamio sind sie ganz oder nicht hohl, und bey Galeopsis hohl. Zu unserer todten Nessel gehören nur drey Arten, welche aber auch in der Blume einigen Unterschied

zeigen,

zeigen, und daher hat Rivin zwey Geschlechter Cannabis spuria und Ladanum, und Dillen auch zwey, Tetrahit und Galeobdalon, daraus gemachet. Einige Arten Galeopsis des Tourneforts müssen mit dem Andorn vereinigt werden; unser stinkender Waldandorn kan daher nicht ferner den Namen der todten Nessel führen.

1) Geschwollene todte Nessel, Hanfnessel, Cannabis spuria Riu. Galeopsis Tetrahit Linn. wächst den Sommer über unter dem Getraide, auf feuchten Aeckern, auch unter den Dornsträuchern um die Wiesen. Aus der jährigen, fäserichten Wurzel erwächst ein aufgerichteter, einen auch wohl zween Fuß hoher, borstichter Stängel, welcher an den Knoten, wie auch dessen Zweige unter den Blättern und Blüthwirteln merklich dicke und aufgeschwollen sind. Die Blätter sind gestielt, einander gegen über gestellet, eyförmig zugespitzet und sägartig ausgezahnt. Die platt ansitzenden Blumen stehen in dichten Wirteln, und diese immer näher an einander, je näher sie dem Ende der Zweige kommen. Die Kelcheinschnitte endigen sich mit langen, stachlichten Grannen. Das Blumenblatt ist zweymal länger, als der Kelch, beym Anfange der untern Lippe gelb und purpurfärbig geflecket; die obere Lippe ist rauch, von der untern der mittlere Lappe stumpf, die Seitenlappen sind fast viereckicht, eingekerbet und die beyden Seitenzähne spitzig. Man findet auch Spielarten mit einem ganz weißen Blumenblatte, und eine andere, woran solches weiß mit purpurfärbigen Flecken bezeichnet ist; auch eine Abänderung, wovon das Blumenblatt wohl viermal größer als der Kelch und gelb, nur der mittelste Einschnitt der untern Lippe purpurfärbig ist. Es ist dieses Cannabis spuria flore maiore Riu. Herr von Linné hält selbige für eine bloße Spielart, Hr. von Haller aber unterscheidet sie als eine wahre Art. Und da wir diesem beytreten müssen, könnte man diese die geschwollene todte Nessel mit großer, und jene mit kleiner Blume nennen. Ein besonderer Gebrauch ist davon nicht bekannt. Die Blumen geben viel Honig.

2) Schlanke todte Nessel mit lanzetförmigen Blättern, Rotnmuth. Kleine rothe falsche Hanfnessel. Diese jährige Pflanze wächst häufig auf den Saatfeldern im leichten mittelmäßigen Boden und blühet den Sommer über. Ladanum segetum Riu. Galeopsis ladanum Linn. Es läßt sich diese von den übrigen Arten der todten und auch rauhen Nessel leichtlich durch die Blätter unterscheiden. Sie sind ganz

ganz schmal, fast durchaus von gleicher Breite, zuweilen am ganzen Rande, bisweilen auch nur vorwärts mit einigen Zähnchen weitläuftig besetzet, übrigens, wie die ganze Pflanze, rauh anzufühlen und besonders um den Blüthwirtel und den Ursprung der Zweige gestellet, indem der übrige Stängel, welcher selten einen Fuß Höhe erreichet, ganz nackend und nirgends aufgeschwollen ist. Die Blüthwirtel stehen fast in gleicher Entfernung von einander, und die Blumen gedrungen bey einander. Die Einschnitte des weißwollichten Kelches sind nicht von gleicher Länge. Das purpurfärbige Blumenblatt raget weit über selbigen hervor. Die obere Lippe ist einigermaßen haaricht, eingekerbet, zuweilen auch dreyfach gespalten, die untere breit, die Seitenlappen fast viereckicht, der mittelste eingekerbet. Man findet eine Spielart mit roth und weiß gesprengten Blumenblatte, auch eine Abänderung, welche Rivin Ladanum segetum folio latiore genannt und auch Herr v. Haller als eine besondere Art angeführet. Nach dessen Beschreibung sind die Stängel beym Ursprunge der Zweige aufgeschwollen, die Blätter breiter, weicher, die Blüthwirtel näher an einander gestellet, das Blumenblatt gelblicht und die untere Lippe gelb mit purpurfärbigen Flecken. Die Bienen sammlen auch hiervon Honig.

3) Schlanke todte Nessel mit herzförmigen Blättern. Gelbe taube Nessel. Kriechende taube Waldnessel. Stücknessel, auch Biensaug genannt. Lamium flore luteo Riu. Galeopsis Galeobdolon Linn. Die Blüthe ist von den vorigen Arten einigermaßen verschieden, und Hr. von Haller vereiniget die Pflanze mit seiner Cardiaca und Herr Scopoli mit dem Leonurus, wohin auch selbige ehedem Herr von Linné gerechnet. Wächst häufig in den Wäldern und blühet im May und Junius. Die kriechende, fäserichte Wurzel ist ausdauernd, die Pflanze rauch, und der Stängel schwach, ohngefähr einen Fuß hoch. Die Blätter sind einander gegen über gestellet, gestielet, herzförmig, sägartig ausgezahnt, und die untern weniger, die obern mehr zugespitzt, diese auch deswegen mehr lanzetförmig und überdieß kaum merklich gestielt. Nicht sechse, wie Hr. von Linné angegeben, sondern gemeiniglich zehn Blumen machen einen ganzen Wirtel aus, und diese sind mit einigen Deckblättern umgeben. Von dem Kelche ist nur ein Einschnitt aufwärts und vier, etwas kürzere, sind unterwärts gerichtet. Das Blumenblatt ist groß und gelb. Die obere Lippe ist lang, aufgerichtet, gewölbet

bet und rundlich, die untere kleiner als die obere und in drey Lappen getheilet; die beyden Seitenlappen sind viereckicht, der mittelste ist länger, mit einer Linie und einigen Flecken bezeichnet; die zween Nebenzähne fehlen ganz. Die Staubfäden ragen weit über die obere Lippe hervor. Man findet, sonderlich in den Gärten, eine Spielart mit weißgefleckten Blättern. Auch diese Art ist den Bienen allein nützlich.

Nessel, taube und todte, S. auch Andorn.

Nesseling.

Nesseling. Eine Karpfenart nach Müllern Cyprinus Alburnus. Linn. gen. 189. sp. 24. Leuciscus, 16. des Kleins, ein Schwaal, ꝛc. s. unsere Artikel, Karpfe, B. IV. S. 411. und Schwaal.

Nettekamm.

S. Knöterich.

Netz.

Omentum, Epiloon, Rete, Reticulum. Es wird hierunter diejenige breite, fast über und über mit vielem Fette durchwebte Haut verstanden, welche unter dem Darmfelle befindlich ist, über die dünnen Gedärme herabhängt, und gemeiniglich sich von dem Magen an bis um die Gegend des Nabels zu erstrecket, jedoch auch manchmal nicht bis dahin reichet, oder auch weiter, und bis in den Grund der ganzen Bauchhöle herunter geht. Man bemerket in demselben sehr viele zellulöse Puncte und Zwischenräume, welche meistentheils mit Fettklumpen ausgefüllet sind, und wovon der ganze Theil seine deutsche Benennung scheint erhalten zu haben. Es besteht aus einer doppelten und überaus zarten Hautschicht, zwischen welchen sich zwar ein feines Zellgewebe befindet, welche jedoch zugleich dergestalt von einander abstehen, daß sie dadurch eine inwendige Höhle oder gleichsam einen Beutel formiren, an dessen Grunde inzwischen beyde Hautschichten wieder sehr genau mit einander vereiniget sind. Hiernächst ist das Netz mit ab- und zuführenden Blutgefäßen, ingleichen mit lymphatischen Adern und Nerven versehen, und werden besonders auch sogenannte Fettgänge wahrgenommen, welche im Grunde nichts anders sind, als Seitencanäle, die aus den pulsaderichten Gefäßen herausgehen, und welche in den zellulösen Fächern, die, wie alle solche Fettbehältnisse, mit einander Gemeinschaft haben, ihre ölichte oder fette Feuchtigkeit absetzen. Man pfleget auch dasselbe in zween verschiedene Theile abzusondern, nämlich in das gro-

und

ße Netz, omentum magnum, und in das kleine Netz, omentum paruum, wovon jedes gleichsam einen eigenen Beutel ausmachet. Jenes befestiget sich vornehmlich mit seinem obersten Rande an die ganze unterste und große Krümmung des Magens, neiget sich mehr gegen die linke Seite, und hat eine ziemlich weite Tasche; dieses hingegen gewinnt seinen Anhängepunct an der obersten kleinern Magenkrümmung, scheint etwas magerer als das erstere zu seyn, und enthält auch etwas kleinere Gefäße. Beyde stoßen endlich unterhalb des Magens zusammen, und es entsteht hieraus eine halbrunde, mondenförmige gemeinschaftliche Oeffnung, oder natürliches Loch, wodurch sich die Taschen beyder Netze bequem aufblasen lassen, und deutlich vor die Augen stellen. Nach den Muthmaßungen eines berühmten französischen Zergliederers, des Herrn Winslows, sollen die salzwässerichten Feuchtigkeiten, welche sich in der Netzhöle bisweilen auffsammeln, hierdurch leichte abfließen können, wenn man nämlich auf der rechten Seite, oder auf dem Rücken liegt. Außerdem gränzet dasselbe auch noch vorwärts mit dem Zwölffingerdarme und der Milz, hinterwärts mit dem Grimmdarme und der großen Krösedrüse und bedecket mit seinem untersten Theile die dünnen Gedärme, über welche es frey herabhängt.

Alle vierfüßige Thiere sind eigentlich mit einem Netze versehen und soll selbiges sogar bey den Hunden und Raubthieren, in Vergleichung mit dem Menschen, viel größer, und durch den ganzen Unterleib ausgebreitet seyn, und es wollen sich bey einigen, z. E. der Ratte, Bergmaus, Meerkatze und dem Murmelthiere, noch zwo besondere Fettstreifen, die sich von beyden Seiten längst dem Unterleibe ausstrecken und folglich gleichsam drey Netze wahrnehmen lassen. Eben so mögen auch wohl diejenigen Fettbehältnisse, welche man um diese Gegend hin und wieder bey den Vögeln, Fischen, Schlangen und andern Amphibien antrifft, entweder wirklich solche Netze seyn, oder wenigstens derselben Stelle vertreten. Selbst bey den Raupen liegt eine große Menge Fett im Unterleibe und bey den Muscheln ist der Magen häufig damit bewachsen. Es ist darum das Netz auch gar nicht etwa ein entbehrlicher oder überflüßiger Theil des Unterleibes, wie man sich bisweilen vorstellet, sondern für die beweglichen Gedärme, ingleichen für den Magen, die Leber, die Milz und Gekrösedrüse überaus nützlich, indem es vornehmlich, vermöge seiner Fettigkeit, diese Theile beständig schlüpfrig erhält, damit

mit sie weder durch die Pressungen der Unterbauchsmuskeln, oder von dem Reiben der Gedärme selbst keinesweges beschädiget werden, noch auch widernatürlicherweise an das Darmfell ankleben, oder unter einander selbst zusammenwachsen mögen, welches jedoch nicht selten wahrgenommen wird, wenn nämlich das Netz etwa durch vorhergegangene Krankheiten zerstöret worden. Da ferner aus dem Netze Zweige der Pfortader entspringen, so muß man zugeben, daß ein ziemlich ansehnlicher Theil dieser öllichten Masse von ihnen eingesogen und der Leber zugeführet wird, daß also das Netzfett zu der Mischung und Ausarbeitung der Galle vieles mit beytrage. Nicht weniger sollte man aus einem Versuche, vermöge welchem, nach einem mit Gewalt herausgeschnittenen Netze, außer einer sehr schlechten unvollkommenen Verdauung, eine beständige Kälte an dem Magen und Gedärmen verspüret worden, muthmaßen, daß von selbigem auch wohl einigermaßen die natürliche Wärme der sämmtlichen Eingeweide des Unterleibes mit herrühren müsse. Gleichwie endlich überhaupt von dem Fette die Schärfe des Blutes und der übrigen Säfte gemäßiget auch dasjenige, was eigentlich wieder eingesogen, und andern Theilen zugeführet wird, selbigen zur Erhaltung und Nahrung dienen muß, eben so kann dieses auch von dem Netzfette gelten, und also auch hieraus einiger Nutzen des Netzes gefolgert werden.

Netzhorn.

S. Netzrolle.

Netzpatelle.

S. Patelle.

Netzrolle.

Mit diesem Namen werden drey verschiedene Arten Tuten, sonderlich von denjenigen Sorten beleget, welche Herr Müller Rollentuten genannt. Um solche gehörig von einander zu unterscheiden, heißt Herr Müller die eine

Netzrolle, die zwote Spitzenrolle, und die dritte die Brunette. Wir wollen selbige hier zugleich anführen.

1) Netzrolle, Conus clauus Linn. Die Oberfläche ist gelbbraun, mit weißen, netzartig gewebten Flecken beleget, und mit erhabenen glatten Strichen versehen, an der Spitze ist die Schale blaulicht. Es scheint dieses nur eine Nebenart der folgenden zu seyn.

2) Spitzenrolle, auch auf holländisch Spelde - Werks - Roll, Conus textile Linn. Hr. Martini vereiniget diese mit der vorigen Art unter dem Namen gelbes Netzhorn. Die Schale ist mit

und

gelben Strichen netzartig geadert und mit gelben und bräunlichen Flecken bezeichnet, der Gestalt nach bäuchicht, rollenartig, eyförmig, öfters vier Zoll lang und führet nach Beschaffenheit der Farbe und Zeichnung auch den Namen Goldtuch, goldnes Zeug, Drap d'orschnecke, Silberlacken, Rebhuhn, braunes Feld- oder Haselhuhn, Klöppelküssen. Lesser merket auch an, daß wenn man die Schale auf die Mündung die Quere leget, die schuppenförmigen weißen Flecke als Spitzen vieler hinter einander vorragender Felsen aussehen, und daher auch von einigen Spitzberge genannt werde. Man erhält dergleichen aus Ostindien und gehören zu den seltenen.

3) Die Brunette, Conus aulicus Linn. Diese Art ist schmäler und länglicht, noch mehr rollenartig und hat ebenfalls netzartige Zeichnungen auf einem braunen Grunde, oder führet der Länge nach abgebrochene braune Bänder. Die längste Art wird am meisten geachtet und gloria maris genannt. Das Vaterland ist Ostindien.

Eine, von den vorigen ganz verschiedene, Art, welche zu den Stachelschnecken gehöret, hat den Namen

Netzschnecke erhalten und ist Murex reticularis Linn. Die fast gegen einander überstehenden Näthe der Schale, welche auf ihren kreuzweisen Verbindungen bucklichte Flecken führen, machen ein rauhes, netzartiges Gewebe, welches das Merkmal dieser Art seyn soll; die Spindel ist fast ungezähnelt und der Schwanz etwas aufgeworfen. Diese scheint Hr. Müllern mit dem Gitterhorne oder Gitterschnecke, Buccino reticulato, ähnlich, hingegen von der Distelschnecke, welche Hr. v. Linné damit vereiniget, unterschieden zu seyn. Die Netzschnecke soll man in Carolina finden, und gehöret zu der Abtheilung der Stachelschnecken, welche man Warzenschnecken nennt; die Distelschnecke, Murex senticosus, hingegen zu den so genannten Kahlschwänzen, kömmt aus dem Indianischen und Mittelländischen Meere, und die hell- und dunkelbraune Schale ist etwas gethürmt, der Länge nach geribbt, in die Quere gegittert und die Ribben mit feinen dornichten Spitzen besetzet.

Netzschnecke.

S. Gitterschnecke.

Netzstern.

S. Seestern.

Neuewürze.

S. Amomum.

Neujerseythee.

S. Säckelblume.

Neunauge.

Neunauge, Petromyzon, Lampetra; es giebt davon große, mittlere und kleine; die blinde Neunauge, Coenosa, auch Indianische Neunaugen. Richter. Beyde Benennungen hat Klein, Miss. III. p. 29. beybehalten; s. unsern Artikel, aalförmige Fische, unter Aal, B. I. S. 2. und 28.

Neunheil.

S. Bärlapp.

Neunkraft.

S. Huflattig.

Neunspitze.

S. Melte.

Neunstrahl.

S. Seestern.

Neuntödter.

Es sind die Neuntödter ein Untergeschlecht bey den Falken, und die kleinsten derselben, deswegen sie auch falco minimus, Lanius, lanio, u. s. w. genannt werden. Sonst heißen sie auch noch im Deutschen: Würger, Schlächter. Klein glaubet, man könnte sie nicht unschicklich Afterfalken nennen, weil sie von den Falken so viel ähnliches an sich haben. Da die Charactere der Falken oben schon beschrieben sind: so beziehe ich mich darauf, und gehe hier zuförderst zu allgemeinen Anmerkungen über diese Neuntödter, und so dann zu den Arten derselben. Wo der Name Neuntödter herkommen möge, habe ich oben beym Dornreich, Dorntreter, der kleinsten Art derselben, schon gezeiget: der Schnabel der Neuntödter ist ziemlich gerade, nach der Spitze zu an beyden Seiten mit einem kleinen Zahne bewaffnet und hakicht, an der Wurzel nackend, ohne Nasenwachs, die Zunge mit einer kleinen Spalte versehen. Die Füße bis an die Schenkel federicht. Diese Vögel sind insgesammt nicht viel größer als eine Lerche oder Amsel, übertreffen aber an Herzhaftigkeit beynahe die übrigen Raubvögel. Sie stoßen zwar gemeiniglich auf alle kleine Vögel, fallen doch aber nicht selten Aelstern, Krähen, Rebhühner und junge Hasen an. Sie nehmen das Fleisch als einen Leckerbissen mit, unerachtet sie sich gewöhnlicherweise nur von Insecten ernähren. Sie suchen auch die Droßeln und Krammetsvögel in den Schlingen auf, fressen sie, und tragen auch wohl die abgerissenen Stücke in ihr Nest. Es giebt derselben unterschiedliche Arten, davon die drey vom Büffon angeführten die vornehmsten seyn mögen: der große aschfarbige, der rothköpfichte, und der kleine Neuntödter. Der erste ist der größte unter ihnen, von der Kehle bis unter

unter den Schwanz hin schmutzig weiß; oben der Kopf, Hals, Rücken bis zum Bürzel aschblau. Vom Schnabel bis zum Halse schwarze breite Streifen, langer schwarzer, hakichter Schnabel, die Augen mit weißen Einfassungen, groß und schwarzbraun, mit steifen Haaren besetzet. Flügelfedern meist schwarz, nach der Spule zu weiß, an den Enden getüpfelt. Er wohnet des Sommers in Wäldern und Gebirgen, kömmt aber im Winter den bewohnten Plätzen nahe und nistet auf den höchsten Bäumen der Wälder. Das Weibchen leget sechs bis sieben Eyer und füttert die Jungen mit allerley Gewürme; das Männchen aber bringt für sie Fleisch herbey, und gewöhnt sie frühzeitig an selbiges. Sie halten sich Familien- und Rottenweise zusammen, so lange, bis die Jungen sich, des Begattens wegen, von den Alten trennen. An diesen truppweisen Zügen, und an ihrem starken Getöne pfleget man diese Art Vögel zu erkennen. Zu dieser ersten Gattung zählet Büffon: den ganz weißen Neuntödter auf den Alpen, den rothbäuchichten, der auch auf den Schultern und Flügeln röthliche Federn hat; ferner den grauen Würger oder Neuntödter von Louisiana; den italienischen; den vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von Farbe oben schwärzlich braun, unten am Leibe weißlich; den senegalschen, oben aschgrau, unten weiß, Kopf und Augen schwarz; und den blauen Würger von Madagascar. Der rothköpfichte Neuntödter, welcher die zwote Art ausmachet, ist kleiner, als der aschfarbige, und an seiner rothen Platte auf dem Kopfe zu erkennen. Kehle, Brust und Bauch sind braun, der Rücken rostfärbig, die Augen weißgrau und gelblich, Schnabel und Beine schwarz. Er fliegt nicht in langen Strecken, sondern nur von einem Baume zum andern; hält sich im Sommer auf den Feldern auf, nistet auf dicken Bäumen, und bauet sein Nest mit vieler Kunst und Reinigkeit aus Gras, und inwendig mit den weichsten Materien ausgefüttert. Er gleicht an Herzhaftigkeit und Lebensart gänzlich dem vorigen; ist auf die Finken sehr hitzig, heißt auch deswegen Finkenbeißer, jaget den Mäusen in den Wäldern und auf dem Felde nach, lebet aber übrigens von Insecten und Würmern. Er ist ebenfalls, wie der vorige, unten schmutzig weiß, an der Stirne ist ein schwarzer Fleck, hinten am Kopfe ziegelroth, auf dem Rücken ein schwarzer Schild, mit roth eingefasset, und auf beyden Seiten weiße Flecken; oben auf dem Bürzel grau und aschfarbig, Schwanz dunkelbraun, die Flügel schwärzlich, so auch die Füße. Büffon will dessen zwo

Untervarietäten haben: eine die das Jahr hindurch im Lande bleibt; die andere, welche im Herbste wegzieht und noch im Frühlinge wieder kömmt; hält sich truppweise zusammen. Endlich kleinster Neuntödter, als die dritte Art, ist der so genannte Dorntreter, davon oben unter diesem Artikel schon ausführlich ist gehandelt worden. Noch am Ende der Beschreibung von den Neuntödtern und Würgern führet Büffon in seiner Naturgeschichte der Vögel, etliche ausländische Vögel an, welche mit den Würgern und Dorntretern in Verwandtschaft stehen. Es sind solche 1) der bengalische blaue Würger. 2) Der rothgeschwänzte bengalische Würger. 3) Der Würger von den manillischen Inseln; 4) Würger von Madagascar; 5) grauer und gefleckter, grasschnäbelichter Würger von Cayenne; 6) großschnäbelichter Würger von Cayenne mit gelbem Bauche; 7) der weißbäuchichte Würger von Madagascar; 8) der braunrothe Würger von Madagascar. 9) großer grünlichter Würger, eben daher; 10) rother, senegalscher Würger; 11) kleiner grüner Würger, aus Madagascar; 12) Canadischer gehäubter Würger. Diesen Arten des Büffons hat der berühmte Herr D. Martini in seiner schönen Ausgabe des gedachten Werkes, durchgängig kurze, doch hinlängliche Beschreibungen aus dem Brisson und andern beygefüget; auch zuletzt noch einige Arten ergänzet, deren Büffon nicht gedacht hat. Nämlich den schwalbenschwänzigen Würger von Madagascar; den langschwänzigen senegalschen Würger; den brasilischen Würger; den lucanischen Würger; den tyrannischen; den Schach; den brasilischen Tyrann; den chinesischen gehaubten Würger; den Unglücksvogel und den Glücksvogel, wie sie Linnäus neñt, lanius infaustus et faustus. Von allen diesen verweisen wir die Leser auf gedachte Martinische Ausgabe der Büffonschen Naturgeschichte der Vögel, 2 Band S. 204-255.

Nhamdia.

Der Nhamdia der Brasilianer wird nach dem Marcgrav S. 149. von den Portugiesen Bagre do Rio genannt, ist ein Fisch von einem länglichten, fetten, nach hinten zu schmäler auslaufenden, Körper mit einem weichen Bauche. Sein Kopf ist platt gedrückt, die Mundspalte parabolisch, mit den kleinsten Zähnchen versehen. Er wächst zu zwölf bis vierzehn Zoll lang, und zu drittehalb Zoll hoch, wo er am höhesten. Die kleinen runden Augen mit einem schwarzen Augapfel und goldbraunen Ringe, treten etwas hervor. Die Kiemenöffnun-

öffnungen sind ziemlich weit, und der Bart besteht aus sechs Fäden, deren zween über, und einer unter, dem Maule stehen; jeder der obern, seitwärts am Maule stehenden, hat etwa die Dicke eines Bindfadens, ist fünf Zoll lang; bey jedes Anfang findet sich ein länglichtes Grübchen, in welches sich der Bart, gleichsam an der Wurzel leget, das Ende desselben aber von dem Fische immerzu beweget wird. Jeder der vier untern Fäden aber ist auswärts zu dritteh alb Zoll, inwärts in der Biegung nur zu anderthalb Zoll lang, auch nicht so dick, wie die obern. Er hat sieben Floßen, und die achte gehöret zum Schwanze; nämlich, nach jedem Kiemen, eine länglichte, mit einem starken und spitzigen Dorne bewaffnete Floße; wie denn auch bey deren Anfange nach dem Kiemen, ein hartes dreyeckichtes Beinlein steht; an der Mitte des Leibes, vor dem After, befinden sich zwo länglichte, am Ende rundliche, neben einander; gegen den Schwanz zu am Unterleibe eine fast viereckichte, am Ende rundliche, und auf der Höhe des Rückens eine große viereckichte, mit vielen Stacheln unterstützte, desgleichen in einer ziemlichen Entfernung eine zwote, lange und schmale, aus einer fleischichten den ganzen Fisch bedeckenden Haut bestehenden Rückenfloße. Der Schwanz ist getheilet, und jeder Theil am Ende zirkelrund. Nur gedachtermaßen wird der Fisch von einer Haut, aber ohne Schuppen, bedecket. Der Kopf ist mit einer harten Schale bedecket, und der ganze obere Mund ist von Farbe umberbraun; der Rücken und die Seiten sind aschfarbig, mit ein wenig Blau vermischet; der Bauch weiß; die Rückenfloße am Grunde eben dieser Farbe; alles übrige ganz schwarz, und die Stacheln oder Gräten aschfarbig. Die hintere Rückenfloße ist mit dem Rücken und Seiten von gleicher Farbe; die Kiemenfloßen sind ganz schwarz; auch der Bart, desgleichen die Bauch- und Schwanzfloßen, wiewohl sie bey dem Anfange etwas ins röthliche fallen. Vom Anfange der Kiemen zieht sich in der Mitten des Leibes eine röthliche Linie bis nach dem Schwanze zu. Er ist ein Flußfisch, von gutem Geschmacke und also auch ein gewöhnliches Gerichte.

Nhaquunda.

Nhaquunda, ist, nach dem Marcgrav, S. 171. ein brasilianischer Fisch, beyderley Geschlechts. Das Männchen hat einen länglichten, fast sich überaus gleichen, sieben, acht bis zehn Zoll langen, und, wo er am höhesten, zween Zoll hohen, Leib. Mit dem Kopfe und Maule gleicht er fast einem Hechte; die obere Lippe kann er ausdehnen, und

und also die Mundspalte rundlich machen, statt der Zähne hat er nur Feilen; eine dünne Zunge; weite Kiemen; sehr sichtbare Augen, mit schwarzen Augäpfeln und braunen Ringen; sieben Floßen: nach jeder Kieme eine, fast zween Zoll lange; unter diesen am untersten Bauche zwo neben einander, und eine fast viereckichte; nach dem After fast vom Anfange des Rückens streicht eine Floße bis nahe an den Schwanz, welche fast drey Zoll lang, einen breit, gleich, mit weichen Gräten unterstützet, am Ende etwas breiter in einen Dreyangel ausläuft. Der Schwanz ist mit einer harten schwarzen Schale bedecket; und der ganze Rücken nebst den Seiten ist von dunkelgrauer Farbe mit scheinendem Silbergrunde. Der Bauch ist weiß; auf jeder Seite hat er eine Reihe runder, schwarzer Flecken in Erbsen gleicher Größe, und zwischen denselben viele zerstreuete blaue Dippelchen. Alle Floßen, wie auch der Schwanz sind goldfarbig, und hierüber ist auch die Rückenfloße mit blauen Puncten bunt schattiret. Auf beyden Seiten streicht durch die Reihe der Flecken eine schwarze Linie, welche vom Ende der Kiemen anfängt und bis an das Ende der Rückenfloße fortläuft; unter derem Ende fast in einem halbzolligen Abstande eine andere Linie anfängt, und sich in der Mitten des anfangenden Schwanzes endiget. Diese Linien sind helle und goldfarbig. Er ist ein Flußfisch und von gutem Geschmacke. Das Weibchen ist dem Männchen durchgehends gleich, außer, daß es in den Seiten und auf der Rückenfloße keine blaue Puncte hat, und daß der Bauch um den Nabel oder After herum röthlich wird. Es wird, wie das Männchen, gegessen.

Niarka.

Der Niarka ist ein Fisch der Kamtschadalen, der zugleich im Meere und süßen Wassern lebt; eigentlich der Rothfisch; kömmt zu Anfange des Heumonaths in die Flüsse. Einige von ihnen gehen bis an die Quelle derselben, und man fängt daselbst zuweilen einige, ehe die Fischerey an den Mündungen ihren Anfang genommen. Er hält sich nicht lange in den Flußbetten auf, weil er ihnen das trübe Wasser der stehenden Seen vorzieht. Er wiegt selten über achtzehn Pfund. S. A. Reis. B. XX. S. 280. f. Narka.

Nibbees.

Diesen Namen geben, nach Bancrofts Reisebeschreibung, die wilden und europäischen Einwohner von Gujana einigen besonders gestalteten Gewächsen, welche gleichsam als ein hölzernes Strickwerk von beträchtlicher Länge und verschiedener Größe aufwachsen. Die

Spanier nennen solche Bejucos. Es sind dergleichen Pflanzen in dem innern und höhern Theile des Landes sehr zahlreich, woselbst sie ohne Blätter und Aeste bis auf die Gipfel der höchsten Bäume klettern, von da wieder nach der Erde heruntersteigen, in derselben Wurzel fassen, und sich von neuen an den nächsten Baum hinaufschwingen. So laufen sie oft in einer großen Entfernung in schiefer, wagerechter und senkrechter Richtung, wie das Tauwerk an einem Schiffe, von einem Baume zum andern, wobey sie sich zuweilen unter einander verwirren, und dann die Stämme der benachbarten Bäume rund umzingeln, in einer Schneckenlinie an ihnen hinaufsteigen und sie durch bloßes Zusammenschnüren tödten. Einige senken ihre Fasern in die Rinde anderer Bäume und benehmen diesen den Saft. Diese Nibbees besitzen verschiedene Wirkung. Diejenigen, welche rund sind, sind insgemein unschädlich; hingegen diejenigen, welche entweder platt, oder wie eine Rinne ausgehöhlt sind, sind gemeiniglich Gifte von der schlimmsten Art. Und diese gebrauchen die Amerikaner, als die plötzlichsten Gifte, nachdem sie selbige besonders zubereitet haben. Die Zubereitung und Wirkung dieses Giftes kann man beym Bancroft, oder auch aus dieser Reisebeschreibung in Gmelins Geschichte der Pflanzengifte S. 407. u. f. nachlesen. Herr Gmelin hat auch die Nibbees mit vielen andern, einigermaßen ähnlichen, Pflanzen verglichen, keine aber finden können, welche mit selbigen gänzlich übereinkömmt; daher man noch eine deutlichere Beschreibung wünschen muß. Uns scheint das bereitete Gift mit dem Jppo und Lamasenser Gifte viel ähnliches zu haben.

Niccoline.

S. Prasium.

Nicht.

Hüttennicht, Nihil album, ist ein sehr lockerer und feiner weißer Zinkkalch, welcher sich bey dem Schmelzen der Zinkerze zu oberst der Oefen und an der Vorwand derselben, als eine lockere, weiße und wollichte Substanz ansetzet. Auch wird derselbe bey dem Meßingmachen erhalten, wo er sich an den Deckel des Schmelztiegels ansetzet, oder durch die Ritze der Tiegel und Deckel als ein weißer Rauch davon geht. Wenn man Zink in einen Schmelztiegel thut, und ein solches Feuer giebt, daß derselbe mit einer leichten Flamme zu brennen anfängt, so steigt dieser flüchtige Zinkkalch ebenfalls auch als eine sehr weiße und lockere Substanz auf, welche zum Theil an die Seiten des Schmelztiegels und an den Stab, womit man

man den brennenden Zink beständig herumrührt, sich anlegt, zum Theil aber nicht anders wie zarte Flaumfedern in der Luft herumfliegt und sich überall anlegt.

Man verkauft auch bey den Materialhändlern unter dem Namen *Nicht* eine zarte weiße Erde, welche aber nichts anders, als eine feine Mergelerde, oder ein zu Kalch gebrannter Gypsspath oder auch Kalchspath ist, und zum Unterschiede des Hüttennichts gegrabener *Nicht* genannt, oder gar nicht mit diesem Namen beleget werden sollte, damit beym Gebrauche des weißen Zinkkalchs oder eigentlich so genannten Nichts keine Irrungen verursacht würden.

Nickel.

Niccolum. Mit diesem Namen wird eine gewisse metallische Substanz beleget, welche Cronstedt Mineral. S. 229. als ein besonderes Halbmetall betrachtet. Es giebt derselbe folgende Eigenschaften von ihm an: 1) an Farbe ist es weiß, dabey aber etwas röthlicht; 2) auf dem Bruche ist es dicht und glänzend; 3) im Feuer ist es ziemlich beständig; 4) durch die Calcination wird es zu einem grünen Kalche; 5) dieser Kalch giebt ein Glas von einer röthlich braunen durchsichtigen Farbe; 6) von den mineralischen Säuren wird der Nickel aufgelöset und färbet dieselben dunkelgrün; 7) die Präcipitate aus den Auflösungen werden hellgrün; 8) von dem Salmiakspiritus werden diese Präcipitate mit einer blauen Farbe aufgelöset; 9) wird diese Auflösung verdunstet und der Bodensatz reduciret, so erhält man keinen Kupfer- sondern einen Nickelkönig; 10) der Nickel vereiniget sich mit allen Metallen, nur nicht mit Quecksilber und Silber, hingegen geschieht die Vereinigung mit Kobolt am stärksten.

Der Nickel wird entweder in der Form eines Kalchs, oder vererzt gefunden. Als ein Erz heißt er *Kupfernickel*, Cuprum Nicolai, es besteht solches aus Nickel, Eisen, Kobolt, Schwefel und Arsenik. Man findet auch den Nickel mit der Vitriolsäure vereinigt, da denn das Product eine schöne grüne Farbe hat.

Lehmann Mineral. S. 126. und andere Mineralogen zählen den Kupfernickel unter die Kupfererze, noch andere, wie Sage Mineralogie S. 175. rechnen denselben unter die Kobolte und Wallerius Mineral. S. 297. führet ihn unter den Arsenikarten auf. Zur Zeit scheint es noch nicht genung bestimmt und ausgemacht zu seyn, ob der Nickel ein eigenes Metall, oder ein durch Beymischung mineralischer Substanzen veränderteß Kupfer sey. Cronstedt scheint allerdings Gründe vor sich zu haben, es ist aber auch nicht zu läug-

nen

nen, daß die Metalle durch sehr genaue Vereinigung mit Arsenik und andern, vorzüglich salinischen Substanzen bisweilen solche Veränderungen leiden, daß man sie für besondere metallische Substanzen halten sollte.

Nickel, S. auch Raden.

Nictrix.

Nictrix, in Arkadia, so des Tages schläft und des Nachts wachet; Richter nach dem Oppianus. S. 678. Er erläutert dieses, S. 306. Man bringt aus dem Plinio und Oppiano den Arkadischen Fisch, Exocoetum, vor, der deswegen so genennet wird, weil er, außerhalb dem Wasser, sich auf den Sand schlafen legt; die Worte sind, nach Lippii Uebersetzung folgende: In littus sicca ponens tellure cubile Squamea tunc dulci componit membra sopore, E somno surgit, dormit porrectus in antro. Und im andern Buche führet dieser Poet den Hemerochiten, Ἡμεροκοίτην, Νύκτρις (Νυκτερὶς) auf: qui solus noctu vigilat. Daher auch sein Name ihm geworden: er schläft am Tage, und wachet des Nachts, und frißt, bis er börstet. Vorzüglich nach dem Rondelet, X. 13. von welchem der Fisch Vranoscopus, auch Callionymus genennet wird. Vranoscopus Scaber L. gen. 152. sp. 1. der Müllerische Warzenkopf, Corystion, 7. Klein. ein Helmfisch; s. diesen Artikel B. III. S. 764. desgleichen Himmelgucker und Meerpfaffe.

Nieckſch.

S. Riedgras.

Nieren.

Renes. Es gehören die Nieren zu den Eingeweiden des Unterleibes, und besonders denenjenigen, welche sich außerhalb der Verdoppelung des Darmfells befinden, und machen selbige zween ziemlich feste, röthlichte, einander gegenüber liegende, bohnenförmige Körper aus, deren hohler Ausschnitt einwärts, der convexe Theil aber nach außen zu gekehret ist. Ordentlicherweise findet man deren zwoe, und zwar sind sie inwendig an der Lendengegend, nämlich hinterwärts zwischen den beyden letzteren falschen Rippen, also gelegen, daß sie bald beyde einander in einer gleichen Richtung gegenüber, bald eine um die andere etwas höher stehen, und grenzen sie daher, außer den Lenden und den beyden letzteren falschen Rippen, auch oberwärts mit dem großen Grimmdarme, und den Nebennieren, ingleichen seitwärts mit den Harngängen und den Nierengefäßen. Sie sind übrigens von einer zwar mittelmäßigen, aber nicht immer be-

stimmten Größe; doch beläuft sich ihre Länge gemeiniglich auf fünf bis sechs, die Breite ohngefähr auf drey, und die Dicke beynahe auf anderthalb Querfinger Breite. Ihre Bekleidung machen zwo besondere Häute aus, nämlich eine äußerliche Nierenfetthaut, Membrana renum adiposa, welche im Grunde ein bloßes häutichtes, ziemlich starkes Zellgewebe ausmachet, das mit vielem Fette angefüllet ist, seine eigenen Fettgänge und Gefäße besitzet, und worinnen die Nieren ganz locker eingewickelt liegen, und eine innerliche eigene Nierenhaut, Membrana renum propria, die auf die erstere folget, überaus dünne und zart ist, und die äußere Oberfläche der Nieren unmittelbar und überall dichte und feste umgiebt. Ohnerachtet die äußerliche Oberfläche der Nieren bey einem erwachsenen Menschen ziemlich glatt und gleich aussieht, so bemerket man doch bey einer menschlichen Frucht und bey jungen Kindern daran allerhand ungleiche Erhabenheiten, und gleichsam kleine Hübelchen, daß es fast das Ansehen hat, als ob dieses Eingeweide in solchen Körpern aus lauter kleinen einzelnen Stückchen, oder so vielen kleinen einzelnen Nierenläppchen bestände, welche vermittelst eines Fadengewebes in ein einfaches ganzes Eingeweide vereiniget würden, welche aber mit der Zeit verschwinden. Die Substanz der Nieren ist doppelt, nämlich eine äußerliche und eine innerliche; welche aber alle beyde aus stralenweise, und neben einander gelegten kleinen Röhren bestehen, welche sich vom äußerlichen Umkreise derselben, nach deren Mittel als nach ihrem besondern Mittelpuncte zu erstrecken. Die äußerliche oder sogenannte rindichte Substanz, Substantia externa corticalis, weil sie nämlich die darunter liegende folgende, gleichsam wie eine besondere Rinde umgiebt, machet die auswendige Nierenschicht aus; es hat dieselbe ein rothes lockeres Wesen, und es gehen die kleinen Gefäßchen in schlangenförmiger Richtung nach dem Mittelpuncte zu. Die inwendige oder sogenannte markichte oder streifichte Substanz, Substantia interna medullaris s. tubulosa, entspringt aus der vorigen, indem nämlich ihr röhrichtes Wesen mit der vorigen in eins fortgeht, übrigens etwas dichter und mehr blaßroth ausfällt. Beyde Substanzen, und der Unterschied dieser Gefäße und Röhren läßt sich ziemlich deutlich wahrnehmen, wenn man eine frische oder auch eine gekochte Niere in zween gleiche Theile mitten durch zerschneidet, und mit dem Schnitte am äußern convexen Rande anfängt. Die kleinen

harn=

harnführenden bellinischen Röhrchen, tubuli vrinarii Bellini, welche zu dem innerlichen markichten Wesen der Nieren gehören, sammlen sich endlich in verschiedene Bündel, welche sich zuletzt jeder besonders mit einem löcherichten, siebförmigen Nierenwärzchen verlieren, und welche in der inwendigen Höhle derselben hervorragen. Inwendig haben die Nieren auch noch eine ziemlich ansehnliche Höhle, welche über und über mit einer dichten und glatten Haut ausgeschlagen ist, und welche besonders das Nierenbecken, Peluis renum, genannt wird. Es befinden sich in dieser Höhle eben so viele kleine abgekürzte, trichterförmige Verlängerungen, oder gleichsam hohle Cilinder, als Nierenwärzchen in dem Nierenbecken hervorragen, derer bald achte, bald zehne, bald zwölfe, oder auch wohl mehrere angetroffen werden, welche sie gleichsam wie besondere Kelche oder Kapseln umfassen, und welche ebenfalls aus dieser inwendigen Haut entstehen. Außerdem befindet sich auch in dem Nierenbecken, und zwar fast in der Mitte desselben eine Oeffnung, welche sich in die Harngänge verlängert, und als die Mündung derselben anzusehen ist. Unter den Blutgefäßen kommen vornehmlich ein Paar ziemlich dicke Schlagadern, und zwo eben so ansehnliche Blutadern vor. Erstere, oder die sogenannten Nierenpulsadern, arteriae renales s. emulgentes, entspringen einfach auf beyden Seiten aus der herabsteigenden großen Pulsader, gleich unter der obern Gekröscpulsader, wovon die eine nach der rechten, die andere nach der linken Niere zu, und also beyde gerade querüber gehen, ehe sie selbige berühren, sich in verschiedene kleinere Aeste zertheilen, und so sich endlich an dem ausgeschweiften Rande in die Substanz der Nieren einpflanzen, woselbst sie sich in unendlich kleineren Zweigen theils verlieren, theils die Substanzen der Nieren mit ausmachen helfen. Die beyden Nierenblutadern, Venae renales s. emulgentes, entspringen ebenfalls mit einfachen Aesten auf beyden Seiten aus dem Stamme der untern aufsteigenden Hohlader, just in derselben Gegend, wo die vorigen hervorkamen, und gelangen die eine zur rechten, und die andere zur linken Niere, und da sie die Nierenpulsadern auf dem Fuße verfolgen, so haben sie in Ansehung ihrer Einpflanzung, Zerästelung und Verbreitung mit jenen alles gemein. Die rechte Nierenblutader ist etwas kürzer, weil nämlich der Stamm der Hohlader dem Eingeweide selbst viel näher liegt, und neiget sich ein wenig abwärts, da hingegen die linke schon etwas länger, und sich

sich quer über den Stamm der großen Pulsader nach der linken Niere zu erstrecket. Gleichwie nun durch die erstern den Nieren das Blut zur Absonderung des Urins überliefert wird, so wird das übriggebliebene, oder welches sich sonst nicht weiter darzu schicket, von den äußersten Zweigen der letzteren aufgesammlet, und zur allgemeinen Blutmasse wieder zurücke geführet. Da ferner an der Gegend der Lenden, um die Schlagader und Hohlader herum, viele verschlossene Drüsen angetroffen werden, so lassen sich auch in den Nieren besondere lymphatische Adern oder Fließwassergefäße vermuthen, ob sie sich schon eben nicht sogleich vor Augen stellen. Und obschon ziemlich zahlreiche Nerven und Nervengeflechte um die Nieren herumspielen, worein die Nierengefäße sich auf verschiedene Art verwickeln, so mögen doch derjenigen, welche in das innerste derselben selbst eindringen, nur gar wenige und nichts bedeutende seyn, weil dieses Eingeweide selbst eben keine sonderliche scharfe Empfindung hat; da selbst die Erfahrung bestätiget, daß nicht nur ziemlich große und scharfe Nierensteine oftmals lange Zeit im Nierenbecken eingeschlossen liegen, sondern auch Blut, und faserichtes Eyter von ihnen abfließt, ohne jedoch vorher außerordentliche Schmerzen erreget zu haben. Ihr Nutzen besteht denn nun also hauptsächlich darinnen, daß sie den überflüßigen, wässerichten Theil des Blutes, mit welchem öfters auch noch salzichte, ölichte, schwefelichte, gallichte und schleimichte Unreinigkeiten vermischet sind, in ihren beyden Substanzen absondern, die denn aus den durchlöcherten, siebförmigen Nierenwärzchen nach und nach herausschwitzen, und in der Höhle des Nierenbeckens sich allmählich anhäufen und sammlen. Man findet die Nieren überhaupt bey allen solchen Thieren, welche ein eigentlich gefärbtes rothes Blut besitzen, folglich bey allen vierfüßigen Thieren, bey den Vögeln, bey den Amphibien, und den großen und kleinern Fischen; da hingegen man sie vermisset bey allen sogenannten blutlosen Thieren, folglich bey den Insecten, Schalenthieren, und Würmern. Inzwischen haben die Nieren in verschiedenen Thieren auch eine sehr verschiedene Gestalt; nämlich in den Fischen und Amphibien fallen sie länglicht und schmal aus, eben so sind sie auch in den Vögeln beschaffen, und noch darzu ziemlichermaaßen in kleine Lappen zertheilet. Bey den vierfüßigen Thieren kommen sie zwar mehr mit der Figur am Menschen überein, doch scheinen sie in den mehresten etwas kürzer und runder zu seyn. Besonders aber unterscheiden

den sich die Nieren der Thiere von den menschlichen darinnen, daß sie fast bey allen äußerlich in mehrere kleinere Hübelchen oder Nierenläppchen abgetheilet sind, welche zusammengenommen und fest aneinander hängend erst das ganze Nierenstück ausmachen. In manchen kommt auch inwendig kein besonderes Nierenbecken vor, sondern aus jedweden Nierenwärzchen erzeuget sich unmittelbar ein einzelner Harngang, welche sich endlich außerhalb des Eingeweides alle mit einander in einem einfachen Stamme sammeln. Es geschieht dieses unter den krautfressenden, vierfüßigen im Elephanten, unter den fleischfressenden im Bär, unter den Amphibien in der Seekuh, der Fischotter, dem Meerkalbe, ingleichen in dem Delphin, und vielleicht ist es eben sowohl mit den meisten Vögeln beschaffen. Außerdem ist auch noch an dem obern Rande einer jeden Niere ein drüsenartiges, plattgedrücktes, gelblichtes Körperchen angewachsen, welches mit einer inwendigen ziemlich kleinen Höhle versehen ist, woraus sich ein schwarzbrauner Saft herausdrücken läßt, welche man darum bald die *Nebennieren*, Renes succenturiati, bald die *Drüsen der schwarzen Galle*, Glandulae s. capsulae atrabilariae, betitelt hat. Sie haben äußerlich eine dünne, häutichte Bekleidung, welche sie dicht umschließt, und mit den Nieren verbindet, und worinnen wirklich ein drüsenartiges Gebäude befindlich ist. Ihre äußerliche Gestalt und Größe ist sehr verschieden; indem sie bald dreyeckicht, oder viereckicht, oder länglichtrund, oder sonst ungleich ausfallen, bald an Figur den Krähenaugen ähnlich sind, welches sich an erwachsenen Körpern trifft, bald auch den Nieren ziemlich gleichkommen, wie solches in einer ungebohrnen Frucht zu geschehen pfleget. Außer denenjenigen Blutgefäßen, welche entweder von der großen Puls- und Hohlader, oder den Nierengefäßen zu ihnen gelangen, und denen häufigen lymphatischen Adern, die man an ihnen wahrnimmt, ingleichen den Nerven, welche von dem Nierengeflechte sich dahin verbreiten, hat man zur Zeit noch keinen besondern Ausführungsgang an ihnen entdecken können. Es läßt sich daher auch von ihrem eigentlichen Nutzen nichts bestimmtes angeben, sondern man sollte beynahe muthmaßen, weil sie theils mit so vielen lymphatischen Adern versehen sind, theils weil sie verhältnißmäßig bey der ungebohrnen Frucht und bey neugebohrnen Kindern viel größer vorkommen, als bey irgend einem erwachsenen Körper, und weil sie selbst mit zunehmenden Jahren nach und nach ab-

abnehmen, und daher im Alter vertrocknen, eindorren, und fast gänzlich verschwinden, daß sie vielleicht das Amt der sogenannten lymphatischen oder verschlossenen Drüsen verrichten, und zur bessern und vollkommenern Ausarbeitung der Nahrungslymphe, welche vornehmlich das Wachsthum solcher jungen Körper befördert, das meiste beytragen mögen. Sie haben ihre erste Entdeckung einem berühmten italienischen Zergliederer des sechzehnten Jahrhunderts, dem Eustach zu verdanken, der sie auch zuerst beschrieben. Man findet sie bey allen vierfüßigen Thieren, sowohl den Krautfressenden, als auch denen, welche sich vom Fleische nähren, ingleichen bey den Vögeln und Amphibien; allein bey den Fischen sind sie zur Zeit noch nicht wahrgenommen worden.

Nierenbaum.

S. Anacardien.

Nierenstein.

Lapis nephriticus, ist ein grüner Stein, welcher mehr und weniger halbdurchsichtig ist, sich etwas fettig anfühlen und drechseln läßt. Cronstedt Mineral. S. 87. zählet denselben unter die Thonarten, und hält ihn für eine Art des Serpentinsteins, mit welchem er oft aus einerley Bruche kömmt. Wallerius Mineral. S. 76. rechnet denselben unter die Gypssteinarten. Wir halten aber dafür, daß der Nierenstein, derjenige vornehmlich, welcher in Sachsen gefunden wird, unter die gemischten thonartigen Steine gehöret. Man findet ihn auch in Amerika, desgleichen in Spanien und andern europäischen Ländern.

Die steinartige Verhärtung, welche man bisweilen wider die Natur in den Nieren der Menschen, oder auch der Thiere findet, wird gleichfalls auch Nierenstein genennet. S. Menschensteine.

Niesekraut.

S. Dorant, Gnadenkraut und Hauswurz.

Nießwurzel.

Es machen zwar die Pflanzen, welche schwarze und weiße Nießwurzel genennet werden, zwey ganz verschiedene Geschlechte aus, und so wie das eine davon im lateinischen einen andern Namen erhalten, eben so hat man im Deutschen auch nur eine Nießwurzel, das andere anders genennet. Wir wollen, wie schon mehrmals geschehen, die von alten Zeiten her eingeführte Benennung beybehalten, auch den gewöhnlichen Unterschied annehmen, und sowohl die schwarze als weiße Nießwurzel hier zugleich beschreiben.

Schwarze Nießwurzel sey demnach Helleborus Tourneforts

forts und Linné. Die Blume hat nur eine Decke, welche, weil sie bey einigen Arten nicht grün, sondern anders gefärbet ist, für die Blumenblätter, hingegen, weil sie bey den mehresten Arten nicht abfällt, für den Kelch gehalten wird; es sind dieses fünf große, rundlichte, stumpfe Blätter. Um die vielen kurzen Staubfäden stehen in einem Kreyße viele, noch kürzere, trichterförmige, in zwo ungleiche Lippen getheilte Honigbehältnisse. In der Mitte stehen gemeiniglich fünf oder sechs Fruchtkeime, jeder mit einem pfriemenartigen Griffel und etwas dickern Staubwege besetzet. Es folgen eben so viele Saamenbehältnisse, welche platt gedrücket sind, oberwärts der Länge nach sich öffnen, und viele rundlichte, an der Nath befestigte Saamen enthalten. Die beyden nahverwandten Geschlechter, als Isopyrum und Trollius, welche Herr von Haller, und mit demselben Zinn und Böhmer mit dem Helleboro vereiniget, haben wir unter Doldocke und Trollblume besonders angeführet, ob wir gleich mehr vor, als wider die Vereinigung sind.

1) *Weißblümichte schwarze Nießwurzel, wahre oder Steyermärkische Nießwurzel, Christwurzel, Weyhnachtsrose*, Helleborus flore roseo, Helleborus niger offic. et Linn. wächst in Italien, Steyermark, Oesterreich, nicht aber in der Schweiz, wie Herr von Haller in der Hist. Stirp. Heluet. versichert hat, und blühet gemeiniglich im Winter unter dem Schnee; in hiesigen Gärten kann man sie in einem feuchten und schattichten Orte leicht unterhalten, und wird daselbst öfters im Sommer, oder doch von Michael bis in den April blühen. Die Wurzel ist dauerhaft, schwarz und treibt aus dem obern dicken Theile oder Knollen unterwärts lange, starke, einfache Fasern, und oberwärts viele häutichte Schuppen, zwischen welchen sowohl dicke, einander umfassende, ausgefurchte Blätterstiele, als auch Blumenstängel hervortreiben. Die Wurzelblätter bestehen aus sieben bis neun dicken, lederartigen, blaßgrünen oder bläulicht angelaufenen, langen, schmalen, lanzetförmigen, fast unmerklich eingekerbten Blättchen, welche fingerförmig auf dem gemeinschaftlichen Stiele sitzen. Der Stängel wird ohngefähr eine Spanne hoch, und ist röthlicht geflecket, und bis an den eigentlichen Blumenstiel ganz nackend, woselbst ein kleines, völlig ganzes Deckblatt ansitzet; es endiget sich selbiger gemeiniglich nur mit einer Blume, und selten wird man mehr als zwoe wahrnehmen. Die Blume ist unterwärts, oder seitwärts gerichtet, von den fünf Blumenblättern ist

ist gemeiniglich eines schmäler und spitziger als die übrigen; alle sind milchweiß, oder blaßröthlicht, selten gelb gestreifet; bisweilen bekommen selbige, wenn die Frucht zu reifen anfängt, eine castanienbraune Farbe, und aus dieser Verschiedenheit der Farbe haben einige Schriftsteller besondere Arten gemachet. Man findet auch eine Spielart, welche in allen Theilen kleiner ist, als die natürliche Pflanze. Die Blätter bleiben einige Jahre grün, ehe sie vertrocknen, die Stängel aber vergehen nach der Frucht. Sie kommt in Gärten gut fort, machet starke Stöcke und kann im Frühjahre oder Herbst durch die Wurzel vermehret werden.

2) Grünblümichte schwarze Nießwurzel mit fingerförmigen Blättern an den Zweigen, Bärenfuß, Oelröschen, Helleborus niger flore viridi, Helleborus viridis Linn. wächst in Oesterreich und der Schweiz, wirft Stängel und Blätter jährlich ab, und ist außer der fäserichten, schwarzen Wurzel, an Blättern, Stängel und Blumen ganz grün. Die letztern kommen im April und May zum Voeschein, und haben keinen unangenehmen Geruch, wie die folgende. Die Wurzelblätter sind dicke, lederartig, und bis auf den Stiel in viele, öfters zehen, schmale, lange, spitzig ausgezähnte Lappen getheilet; oder aus so viel Blättchen zusammengesetzet. Dergleichen, aber nur fünf- und dreylappichte Blätter sitzen an den Stängeln und den Zweigen, welche ohngefähr einen Fuß Höhe erreichen. An jedem Zweige stehen zwo auch mehrere, unterwärts hangende Blumen. Die Blumenblätter sind eyförmig zugespitzet, ausgebreitet und grün. Die Vermehrung geschieht durch Wurzel und Saamen, und wird in hiesigen Gärten, wie die vorige, unterhalten.

3) Grünblümichte Nießwurzel mit ganzen Blättern an den Zweigen, stinkende schwarze Nießwurz, Läusekraut, Helleborus foetidus L. Diese Art wächst in Frankreich und der Schweiz, auch in Deutschland, blühet den Winter über bis in den März, und vergeht ganz zu Ausgange des andern Jahres. Die lange, rundlichte Wurzel ist sehr scharf, und nicht, wie die vorigen, mit besondern Wurzelblättern besetzet; an dem Stängel aber, welcher gegen zween Fuß Höhe erreichet, sitzen fußförmige, glänzende Blätter, woran man drey Hauptblättchen und an jedem der beyden seitwärts gestellten vier, fast bis auf den Stiel von einander getrennte, schmale, eingekerbte Lappen unterscheiden kann. Bey den Abtheilungen der Zweige stehen andere, ungetheilte, weißlichte, zarte, eyförmig

mig zugespitzte Blätter. Die unterwärts hangenden, stark und widrig riechenden Blumen stehen in mehrerer Zahl an dem Ende der Zweige auf wollichten Stielen. Die Blumenblätter sind grün, am Rande röthlicht eingefasset. Diese Art säet sich in den Gärten durch den ausgefallenen Saamen selbst aus, wenn solcher leichten feuchten Boden findet.

4) Gelbblühende schwarze Nießwurzel, Winterwolfswurzel, Ackerwurzel, gelber Alp-Hahnenfuß, gefüllter Bergranunkel, Wintersturmhüttchen, Knobleblume, Aconitum hyemale, Helleborus hyemalis L. wächst in Italien und der Schweiz, blühet im Frühjahre, sobald die Erde etwas erwärmet wird, hat eine schwarze, knollichte, zäserichte Wurzel, und treibt einen niedrigen, öfters nur einen Finger langen, einfachen Stängel, welchen oberwärts viele dunkelgrüne, einfache, schmale Blätter, und die Blume umgeben. Die Blätter sitzen an einem gemeinschaftlichen Stiele, und scheinen nur ein zusammengesetztes auszumachen, welches bis auf den Stiel in fünf Blättchen, und jedes wieder in einige Lappen abgetheilet ist. Zuweilen ist eins davon gelb, wie die Blumenblätter, gefärbet, und alsdenn mangelt auch eins von diesen; zuweilen sind auch derselben sechse zugegen. Diese fallen ab. Die Wurzel dauert füglich im freyen Lande aus, da aber die meiste Zeit über nur diese allein zugegen, erhält man ein Pflänzchen im Scherbel, damit es um desto weniger verloren gehe. Man verleget und vermehret die Wurzel etwan aller drey Jahre, sobald die Blätter welk werden.

Der Name Helleborus kömmt bey den ältesten Schriftstellern vor; es ist aber schwerlich zu bestimmen, welche Pflanze, und ob eine Art der schwarzen oder weißen Nießwurzel dadurch angedeutet werde. Die Wurzel von dem Frühlingsadonisröslein wird öfters für die Wurzel der weißblümichten schwarzen Nießwurzel verkaufet, und vielleicht auch von einigen Schriftstellern unter Helleborus verstanden; sie ist aber viel weniger kräftig, als die wahre schwarze Nießwurzel, davor man allein unsere erste Art erkennen will; daher auch einige die Wurzel von der zwoten Art für unkräftig gehalten, welches doch nicht ist, vielmehr von Boulduc für eben so kräftig gehalten wird, als die Wurzel von der ersten Art. Die Wurzel von der dritten Art wird gar nicht geachtet, und die von der vierten ist am kräftigsten, wird aber für giftig gehalten, und gar nicht gebrauchet. In wie ferne die folgende weiße Nießwurzel mit der ersten Art der schwarzen in Verglei-

chung zu stellen, ist auch noch ziemlich ungewiß. Viele der ältern Schriftsteller halten die weiße für schwächer, und Plinius giebt vor, wie diese von den Ziegen ohne Schaden gefressen, hingegen von dem Genuß der schwarzen getödtet würden. Wir verlassen diese Ungewißheit, und beschreiben die durch Erfahrungen bestätigten Eigenschaften der schwarzen Nießwurzel, und zuerst der Wurzel von der ersten Art, welche allenthalben in den Apotheken aufbehalten werden soll. Es hat diese Wurzel von außen eine schwarze, innerlich weißlichte Farbe, einen bittern, unangenehmen Geschmack und starken Geruch; wenn dieser mangelt, welches bey lange aufbehaltenen Wurzeln gemeiniglich geschicht, ist solche als unkräftig zu verwerfen. Sie besitzt harzichte und gummöse Bestandtheile, und beyde lassen sich, besonders durch Brandtwein und Wasser, auflösen, und in zweyerley Extract verwandeln. Die größte Kraft stecket in den harzichten Theilen, wovon aber bey dem Kochen viel verloren geht, und durch diese Zubereitung die Wirkung der Wurzel, oder des harzichten Extracts merklich vermindert wird; wie denn gewiß ist, daß der bloße Geruch dieser Wurzel Niesen erreget. Indessen wirket doch der harzichte Extract als ein heftiges Purgiermittel, daher man lieber das wässerichte, oder nur den abgekochten Trank von der Wurzel, oder auch diese in Pulver zu erwählen pfleget. Wieviel von allen diesen den Kranken zu verordnen, läßt sich nicht füglich bestimmen, und da hierbey alle Vorsicht nöthig ist, soll man dergleichen ohne Beyrath eines erfahrnen Arztes gar nicht gebrauchen. Wie denn viele traurige Erfahrungen die allzuheftige und schädliche Wirkung dieser Wurzel längst bestätiget haben. Auch in Ansehung des Vaterlandes scheint selbige eine stärkere oder schwächere Wirkung zu äußern. Ob man nur die Fasern von der Wurzel zum Gebrauch wählen, und den obern dicken Theil, oder den Kopf absondern soll, scheint ungewiß, man hält jene für schwächer als diese, doch behauptet Hermann das Gegentheil; es wird darauf nicht viel ankommen. Auch die Verbesserungen dieser Wurzel, dergleichen man bey den ältern Aerzten mancherley findet, sind weder zu loben, noch zu tadeln, indem man solche nach der Absicht beurtheilen muß, nach welcher man sie den Kranken reichet. Heurnius ließ in einem Apfel ein halb Quentchen von der Wurzel und ein wenig Gewürznelken stecken, denselben braten, die Wurzel wieder herausziehen, und den Kranken geben. Zu Plinii Zeiten ließ man die Wurzel mit zerschnitte-

schnittenen Rettige kochen, und entweder die dadurch geschwächte Nießwurzel, oder auch nur den Rettig essen. Die zusammengesetzten Arzneyen müssen auch jede besonders beurtheilet werden. Zum Eröffnen, sonderlich in den Krankheiten bey dem weiblichen Geschlechte, ist die Tinctur, die man aus Eisenvitriol und dieser Wurzel mit Wasser und Weingeist bereitet, und unter dem Namen Tinctura martis helleborata in den Apotheken aufbehalten wird, vorzüglich empfohlen worden. Die vorzüglichste Wirkung dieser Wurzel besteht in Eröffnung des Leibes. Melampus, ob selbiger ein Arzt oder Hirte gewesen, ist nicht bekannt, hat diese Kraft zuerst entdecket, und daher wird auch die Wurzel bey den Griechen öfters Melampodium genennet. Außer dieser Kraft besitzt sie auch eine eröffnende und zertheilende, welche sich eben so deutlich zeiget als die abführende. Wegen dieser doppelten Wirkung ist der Gebrauch bey hartnäckichten und großen Krankheiten, sonderlich solchen, welche von einem schweren und dicken Geblüte und der sogenannten schwarzen Galle herrühren, angerathen worden, als bey der Melancholie, Raserey und fallenden Sucht, bey der Gicht, Wassersucht, wider die Würmer, nnd auch vorzüglich wider die Verstopfung der monathlichen Reinigung, und alle davon abhangende Gebrechen, als der Bleichsucht, u. s. f. Es zeiget sich diese Wurzel auch äußerlich gebrauchet in der stärksten Wirkung. Wenn man dergleichen in ein Fontenel leget, soll häufiger Stuhlgang darauf erfolgen, und wenn man sie auf die bloße Haut leget, werden Blasen davon aufgezogen. Die Viehärzte pflegen in den Seuchen dem Viehe ein Stück durch die Haut unterm Halse, oder durch die Ohren zu ziehen, und wollen dadurch eben den Nutzen erhalten, den andere von einem Haarseile hoffen. Bey heftigen Flüssen am Kopfe pfleget man ein Stückchen durch die Ohrläppchen zu ziehen; doch ist auch dieser Gebrauch behutsam einzurichten, wenn es wahr ist, was Monardus erzählet, daß ein Hahn, welchen man eine Faser von der Wurzel durch den Kamm gezogen, daran verstorben. Sicher kann man mit dem abgekochten Tranke den bösen Kopf der Kinder, oder diejenigen Glieder waschen, welche von der Krätze eingenommen sind. Es soll auch solcher die Läuse tödten. Die Blätter von dieser schwarzen Nießwurzel sind von einigen auch zum Gebrauch empfohlen worden, man kann aber derselben füglich entbehren.

Nicht allein die erste Art der schwarzen Nießwurzel, sondern

 auch

auch die dritte Art ist in der Arzneykunst berühmt; da aber die Wurzel von dieser noch mit mehrerer Heftigkeit wirket, und leicht tödtliche Folgen nach sich ziehen kann, soll man davon keinen Gebrauch machen. In England hat man die Blätter davon wider die Würmer empfohlen. Man kochet von den frischen Blättern ein Quentchen, oder giebt von dem Pulver der getrockneten Blätter, Kindern von vier bis sieben Jahren, funfzehen Gran, zween oder drey Morgen hintereinander. Da aber auch hierauf zuweilen Erbrechen folget, wählet Herr Bisset den ausgepreßten Saft von Blättern, welche er zuvor mit Essig befeuchtet, und läßt daraus mit Zucker einen Syrup bereiten, von diesem giebt er einen Theelöffel voll des Abends, und einen oder zween des Morgens den Kindern von zwey bis sechs Jahren. Dieser Syrup soll auch bey Verschleimung der Brust und der Gedärme nützlich seyn.

Die weiße Nießwurzel wird zwar in den Apotheken auch Helleborus albus genennet, da solche aber ein eigenes, und von dem Helleboro ganz verschiedenes Geschlecht ausmachet, führet solches bey den neuern Schriftstellern den Namen Veratrum, und im Deutschen Wendewurz, Dolldocke, Schampanierwurzel, und Germer: den letzten wählet Herr Planer zum Geschlechtsnamen, wir behalten obigen. Die Blume hat auch nur eine Bedeckung, und obgleich solche stehen bleibt, hält man solche doch, wie bey der schwarzen Nießwurzel, für die Blumenblätter; man zählet derselben sechse, welche lanzetförmig, zart eingekerbet und ausgebreitet sind, ingleichen sechs kürzern Staubfäden und drey Fruchtkeime, deren jeder einen Griffel und einfachen Staubweg trägt. Es folgen drey platt gedrückte Saamenbehältnisse, welche sich einwärts der Länge nach öffnen und viele Saamen enthalten. Bey der großen Anzahl der Blumen, welche ährenweise gestellet sind, wird man einige unvollkommene, und oben weibliche, unten aber männliche antreffen, welches aber nur zufällig ist. Ehedem wollte man nur eine Art annehmen, und den Unterschied der Blumenfarbe für zufällig halten, jetzo aber führet Herr von Linné drey Arten an.

1) grünlichtblühende weiße Nießwurzel, Helleborus albus flore herbaceo, Veratrum album L. wächst auf den Bergen in Rußland, Sibirien, Italien, der Schweiz und Oesterreich, und blühet im Sommer. Die ausdaurende Wurzel treibt aus einem länglichten, weißlichten Knollen viele lange Fasern, und einen aufgerichteten, ohngefähr zwo Ellen hohen, einfachen Stängel, welcher

welcher sich gegen oben in viele Blumenähren vertheilet; unterwärts umfassen selbigen viele große, völlig ganze, eyförmige, nervichte, gestreifte, und der Länge nach gleichsam in Falten gelegte Blätter, welche nach obenzu immer kleiner und spitziger werden. Die Blumenblätter stehen mehr aufgerichtet als ausgebreitet, sind etwas wollicht, weißgrünlicht, oder weiß mit grünen Strichen durchzogen, beym Anfange mit einem Pfeile bezeichnet; drey davon mehr äußerlich, und drey innerlich gestellet; die obersten Blumen sind Zwitterblumen, die untersten männliche.

2) *Dunkelrothblühende weiße Nießwurzel*, Helleborus albus flore atro rubente, Veratrum nigrum L. wächst in Ungarn und Sibirien, und ist dem Wachsthume, der Wurzel, den Blättern, und überhaupt dem ganzen Ansehen nach der vorigen Art ähnlich. Außer dem Unterschiede, welcher sich in der Blumenfarbe zeiget, bemerket Herr v. Linné wie diese Art frühzeitiger als die erste blühe, und bey der ersten der Stängel niedriger, als bey der zwoten erscheine. Herr v. Haller giebt den Stängel bey der ersten Art auf zwo Ellen an, bey der zwoten haben wir solchen gegen drey Ellen hoch gesehen. Hr. Miller hat bemerket, daß wenn beyde Arten nebeneinander im Garten stehen, die Schnecken die Blätter der zwoten Art ganz abgefressen, solche hingegen an der ersten Art kaum angerühret haben. Wir haben beyde im Garten unterhalten; die zwote Art blühet jährlich, die erste aber viel seltner. Von der zwoten Art bemerken wir noch, wie der Stängel fast durchaus mit einem kurzen wollichten Wesen bedecket, jeder Blumenstiel mit einem schmutzigen, wollichten Deckblatte besetzt, auch die drey äußerlichen Blumenblätter etwas wollicht und am mittlern Theile dunkelgrün seyn. Alle sind übrigens dunkel- oder schwarzroth und stehen anfangs ausgebreitet, schlagen sich aber nachher rückwärts. Die Staubfäden stehen anfangs auch ausgebreitet, wenn aber die Befruchtung geschehen, biegen sich selbige einwärts und legen sich über den Fruchtkeim. An den Seitenähren, niemals aber an der Hauptähre, haben wir die obersten Blumen als männliche, mit vier oder fünf Staubfäden wahrgenommen.

Beyde Arten dauern bey uns im freyen Lande, und leiden auch von dem stärksten Froste keinen Schaden. Man unterhält sie in einem leichten guten Boden, und verpflanzet, und theilet die Wurzel etwa alle vier oder fünf Jahre. Da aber die Wurzel sehr tief geht und bey dem Umsetzen leidet,

 wird

wird der Trieb zum Stängel und Blüthe aufgehalten. Wer demnach nicht wegen der Vermehrung das Versetzen vornehmen will, thut besser, die Wurzel mehrere Jahre ungestöhret stehen zu lassen. Wie man sie denn auch so früh im Jahre als möglich verpflanzen soll, ehe sie anfängt ihre Triebe zu machen.

3) Gelbblühende weiße Nießwurzel, Veratrum luteum L. wächst in Canada und Virginien. Die Wurzel ist knollicht. Die Wurzelblätter sind lanzetförmig, nervicht, steif und glatt. Der Stängel wird einen Fuß hoch, bleibt ungetheilet, endiget sich mit einer einfachen Blumenähre, und ist mit wenigen, platt aufsitzenden Blättern umgeben. Die Blumen sind klein und gelb.

In wieferne diese drey Arten, den innerlichen Bestandtheilen und der Wirkung nach, miteinander übereinkommen, ist nicht anzugeben; die Erfahrungen haben uns nur die erste Art kennen gelehret. Es wird diese von keinem Viehe berühret, außer vom Maulesel, welcher, wie Herr von Haller wahrgenommen, die Blätter begierig abgebissen. Die Wurzel, welche unter dem Namen weiße Nießwurzel in den Apotheken aufbehalten wird, besitzt eine heftige Schärfe; wenn man sie kauet, wird davon der Mund entzündet; in die Nase gezogen, erreget sie ein fast unstillbares Niesen, und das davon abgezogene Wasser hat die Eigenschaften des ungelöschten Kalches. Es besitzt solche alle bey der schwarzen Nießwurzel angemerkten Kräfte, aber in viel stärkern Grade, und man findet daher von der schädlichen Wirkung derselben viele traurige Exempel aufgezeichnet; wir wollen dergleichen nicht besonders anführen, beym Herrn von Haller in der Hist. Stirp. Helu. Tom. II. p. 97. und Herrn Gmelins Geschichte der Pflanzengifte S. 420. kann man ein ansehnliches Verzeichniß davon finden; jeder vernünftige Arzt wird sich eines solchen unsichern und schädlichen Mittels gänzlich enthalten, womit ehedem die Pfeile vergiftet worden, und welches sogar äußerlich auf den Magen geleget heftiges Erbrechen bewirken soll. Herr Pallas berichtet zwar wie diese Wurzel im Frühlinge von den sibirischen Pferden häufig und ohne Nachtheil gefressen, und höchstens davon nur ein Purgieren verursachet werde; meldet aber auch, wie solches bey der Heuerndte sorgfältig ausgelesen und weggeworfen werde; würde es von hungerigen Pferden unter dem Heu gefressen, verursachte es heftiges Darmreisen und Schäumen bey selbigen. Käme eine Pflanze mit reifen Saamen auf das Gehöfte, stirbe von dem genosse-

genossenen Saamen alles Federvieh; wie auch Lämmer, wenn sie es im Frühjahre genössen, ohnfehlbar davon umkommen. Herr Gmelin versichert auch, wie die Einwohner Sibiriens öfters sich den Tod zugezogen, indem sie die Wurzel als eine Arzney gebrauchet. Man soll sich wohl vorsehen, daß man nicht statt der schwarzen die weiße aus der Apotheke erhalte; die weiße besteht nur aus dem dicken knollichten Kopfe, von allen Zäserchen entlediget, und nur mit den übriggebliebenen Flecken bezeichnet, da hingegen an der schwarzen die Fasern noch anhangen. Die Amerikaner pflegen die weiße Wurzel im Wasser zu kochen, und in diesen Trank den Maysſaamen einzuweichen, welchen sie aussäen wollen, um davon die Vögel und andere Thiere abzuhalten. Die Krähen werden durch den Genuß derselben, gleichsam besoffen, und theils selbst, theils auch andere abgeschrecket, das Maysland zu besuchen. Wenn andere Thiere von diesen eingeweichten Körnern fressen, fallen sie öfters in einen Schlaf, woraus sie nicht wieder erwachen. Mit dem Tranke von der weißen Nießwurzel pflegen auch einige die krätzichten Theile zu waschen; es soll aber darauf heftiger Schmerz und häufiges Harnen erfolgen; es ist solcher auch ein Mittel wider die Läuse, wenn die Kämme damit bestrichen werden.

Nießwurzel, falsche, S. Adonisröslein.

Nießwurzel, wilde, S. Helleborinkraut.

Nigrina.

Der Name zeiget auf die besondere Eigenschaft der Pflanze; wie solche nämlich, wenn sie auch mit aller Sorgfalt getrocknet wird, dennoch eine schwarze Farbe annehme. Es sind zwar mehrere von dergleichen Beschaffenheit bekannt; diese aber machet allein ein Geschlecht aus, welches zuerst Hr. Bergen bestimmet, und eben wegen dieser eignen Veränderung auf griechisch Melasma genannt. Hr. von Linné nennt solche, obgleich nur eine Art bekannt ist, Nigrina viscosa. Sie wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Wurzel ist ausdauernd und der Stängel über einen Fuß hoch, einfach und rauh; die ungestielten Blätter sind einander gegen über gestellet, lanzetförmig, sparsam ausgezahnt, mit erhabenen Puncten besetzet und daher rauh anzufühlen. Die Blumen stehen in dem Blätterwinkel einzeln auf langen rauhen Stielen, welche von zwey lanzetförmigen Deckblättern umgeben sind. Der Kelch ist aufgeblasen, glockenförmig, in

 fünf

fünf Einschnitte getheilet; des Blumenblattes Röhre ist länger als der Kelch, und verbreitet sich in den fünffach gespaltenen Rand. Herr Bergen giebt nur vier, Herr von Linné aber fünf Staubfäden an; die Staubbeutel sind blätte-richt und gespalten. Der Griffel wird gegen das Ende dicker und der Staubweg ist einfach. Das Saamenbehältniß ist vielleicht zweyfächericht.

Nilbarsch.

Nilbarsch, eine Art Bärschinge, nach Müllern, Perca Nilotica, Linn. gen. 168. sp. 7. sonst auch Keschersisch; s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 457. und Parsch.

Nileidechse.

Lacerta Nilotica Linn. Diese Eidechse, welche man in Egypten und zwar am häufigsten in den morastigen Gegenden des Nilstroms antrifft, muß man nicht mit dem Krokodill verwechseln, welches auch bisweilen so genannt wird. Sie gehöret unter diejenigen Eidechsen, die einen runden Schwanz haben, der mit über einander liegenden Schuppen bedecket und länger, als der Körper ist. Ihre Länge beträgt mit dem Schwanze, der am Ende dreyeckicht ist, ohngefähr drey Schuh und ihre Breite einen halben Schuh. Der Oberleib ist hellbraun und mit länglicht runden Schuppen bedecket, auf denen in der Mitten erhabene Höcker sitzen. Der Unterleib ist weiß und hat dreyeckicht erhabene Schuppen. Der Wirbel ist in Vierecke abgetheilet und hat zwey dreyeckichte Grübchen. Zur Seiten des Kopfes befinden sich gleichfalls, zwey aber tiefere Grübchen. Nach Hasselquists Berichte glaubet man in Egypten, daß diese Eidechsen aus den Eyern der Krokodille entstehen; welche Meynung aber sehr unwahrscheinlich ist.

Nilgrundel.

Nilgrundel seiner Grundeln nach Müllern; Gobius Aphya, Lin. gen. 154. sp. 4. Gobio 14. Klein. ein Rockfisch, s. diesen Artikel, ingleichen Grundel, B. III. S. 535. und Grau, B. III. S. 509.

Nilkarpfe.

Nilkarpfe, nach Müllern Cyprinus Niloticus, Lin. gen. 189. sp. 8. ein Karpfe, mit gabelförmigen Schwanze, s. unsern Artikel, Karpfe, B. IV. S. 405.

Nilpferd.

S. Flußpferd.

Nimbo.

Nimbo, auch Malabarisch Bepole, ist ein Indianischer Baum, der Esche nicht ungleich, mit grü-

nen, am Rande ausgezackten und zugespitzten Blättern. Die Blüthen bestehen aus fünf Blättern, sind klein, weiß, haben einen lieblichen Geruch. Die gelblichte Frucht ist fast wie eine kleine Olive gestaltet. Das Laub schmeckt bitter, reiniget und schließt die Wunden; der Saft eingenommen, oder auf den Nabel gebunden, soll die Würmer tödten. Aus der Frucht wird auch ein Oel gepresset. Nähere Nachricht hiervon haben wir nicht auffinden können.

Ninsi. S. Ginseng.

Niqui.

Ein sonderbarer brasilianischer, vom Marcgrav, S. 178. beschriebener, Fisch, den die Holländer Pietermann, und andere Aranaeus maris, nach dem Willughb. p. 289. Tab. S. 11. f. 2. nennen. Bey dem Linne' ist er Cottus Grunniens, gen. 160. sp. 3. der Müllerische Brummer, s. Knorrhähne, bey dem Klein aber Coryſtion, 8. ein Helmfisch. s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 766. und Knorrhahn, no. III. B. IV. S. 629.

Niqui der Brasilianer soll vielleicht auch, nach Müllern, Trachinus Draco, Lin. gen. 153. sp. 1. seyn. Aber die Zeichnung desselben, Tom. IV. Tab. II. fig. 7. hat mit der Marcgravischen ganz und gar nichts ähnliches. Sonst ist er mit dem Cottus nahe verwandt, auch bey dem Klein, Coryſtion, 9. f. 10. ein Helmfisch. s. diesen nur angeführten Artikel, und Drachenfisch, B. II. S. 389.

Nissolie.

Herrn Franz Nissole, welcher in den Schriften der Pariser Akademie einige Pflanzen beschrieben, hatte schon Tournefort ein Geschlechte gewidmet; da aber solches billig mit dem Lathyrus vereiniget worden, hat Hr. Jacquin von den neubemerkten amerikanischen Geschlechtern eins mit diesem Namen beleget, und davon folgende Kennzeichen angegeben: der glockenförmige Kelch ist in fünf ungleiche Einschnitte getheilet; die vier Blumenblätter sind nach Art der schmetterlingsförmigen gestellet; das rundliche, eingekerbte Helmblättchen ist ganz und besonders an den Seitenrändern zurück geschlagen, und das Kielblättchen ist den beyden Flügeln ähnlich; zehn Staubfäden sind in eine Scheide verwachsen, welche am Ende zehnfach gespalten ist, der Griffel steiget unter einem rechten Winkel aufwärts und trägt einen stumpfen Staubweg; auf der länglichtrunden Hülse sitzt ein besonderer großer Flügel, und darinnen liegt gemeiniglich nur ein Saame. Hr. Jacquin hat zwo Arten bestimmet, welche außer

Amerika wohl noch nicht bekannt sind.

1) Die kletternde Nissolie, fruticosa, ist ein Strauch, Stängel und Aeste aber winden sich um die nebenstehenden Bäume und klettern an solchen auf funfzehn Fuß in die Höhe. Die Blätter sind gefiedert und bestehen aus zwey Paar und einem einzeln, völlig ganzen, eyförmigen, und in eine besondere Spitze auslaufenden Blättchen; die vielen, kleinen gelben Blümchen stellen unter sich einen Strauß vor.

2) Die aufrechtsstehende, arborea, ist ein Baum, ohngefähr zwölf Fuß hoch, mit schwachen, niedergebogenen Aesten; die gefiederten Blätter bestehen aus drey oder aus fünf eyförmigen, weniger spitzigen Blättchen; die Blumenähren erscheinen vor dem Ausbruche der Blätter, und die Blumen haben keine besondere Farbe. Von den Staubfäden sind nur neune in eine Scheide verwachsen und der zehnte steht frey.

Nixhaare.

S. Fuchsschwanz.

Nixwurzel.

S. Seeblume.

Noahsarche.

Weil eine Sorte von Conchylien einigermaßen so gestaltet, wie man sich ohngefähr die Arche des Noah vorstellet, indem sie oben zwischen dem Schlosse sehr breit und flach, unten schmal und kielförmig, übrigens etwas gestreckt und lang ist und solchergestalt einem Boote oder Schiffe ohne Mast nicht ungleich sieht, hat man daraus ein eignes Geschlecht gemachet, und solches Arca, oder Arche genannt. S. Arca, I. Band 371 S. woselbst auch die Unterabtheilungen angegeben worden. Unter diejenigen, welche einen glatten Rand und gebogene Angel haben, und welche Müller, wegen der dünnen Schale, dünne Archen genannt, kömmt eine vor, welche insbesondere die Noahsarche heißt, welche wir nebst den drey andern verwandten dünnen Archen hier zugleich beschreiben wollen.

1) Die Noahsarche, der Kasten Noah, das Schiffchen, Arca Noae Linn. Die Schale ist inwendig schmutzig gelb, auswendig braun mit blassen Flecken, ohngefähr drey Zoll lang und einen Zoll breit, länglicht, und tritt vorneher vom Schlosse weit aus, so daß eine rhomboidalische schiffartige Gestalt herauskömmt. Die Angeln stehen krumm gegen einander gebogen und lassen vor das Schloß eine breite Fläche zwischen beyden. Das Schloß zeiget sich der Länge nach in einer fein gezähnelten Nath, auf welcher von beyden Schalen viele Linien schief zusammen stoßen. Der äußere

Rand

Rand am Kiele hat keine Zähnchen, sondern klaffet unten. Der bäuchichte Theil der Schale ist etwas gestreift. Der Aufenthalt ist tief im Schlamme im rothen, indianischen und andern Meeren.

2) Bartarche, Arca barbata Linn. Diese unterscheidet sich von der vorherstehenden, daß die gleichfalls länglichte Schale mit rauhen Strichen gefärbet und der Rand am Kiele umgekerbet und geschlossen ist, auch die Angeln dichte bey einander stehen. Europa.

3) Die Gondel, Arca modiolus Linn. Die Schale ist länglicht, gestreift, vorne eckicht, auswendig gelb, inwendig weiß, oder etwas violet, nicht größer als eine Saubohne und kömmt aus dem mittelländischen Meere.

4) Die Jölle, Arca pella L. Den deutschen Namen hat Müller von den kleinen ovalen Schiffs- oder Fischerbooten der Ostsee hergenommen. Die Schalen sind nicht größer als ein Sonnenblumenkern, oval, durchsichtig, wenig gestreift, mit einem vorragenden Zwickel versehen, am Kiele glatt, und am Schlosse mit haarichten Zähnchen besetzet.

Mit diesen dünnen Archen verbinden wir noch zwo dicke, als

5) Die Bastardarche, Arca antiquata Linn. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der ersten Art, gleicht auch einer grobschalichten Kammmuschel. Die Schale ist dicke, weiß, schief, herzförmig und mit vielen stumpfen Ribben besetzet, hat gekrümmte Angeln und einen gezähnelten Rand. Sie werden ziemlich groß. Bey dieser Art wird ein Steinchen gefunden, welches vom Rumph Crenites genannt wird. Das Thier ist mit einem rothen Häutchen versehen, und der Aufenthalt ist in Ost- und Westindien.

2) Die Creuzarche, Arca decussata Linn. Die Spalte ist linsenförmig, braun geflecket, einigermaßen kreuzweise geflecket, der Rand gekerbet, die Schale dichte und die Angeln sind krumm. Indien.

Noahsmuschel, S. auch Waschbecken.

Vater Noahsmuschel, oder Chama montana, s. Noachina, nennt man auch versteinerte Muscheln, von welchen Rumph weitläuftig gehandelt, und welche zuweilen von ungeheuerer Größe, daß vier bis sechs Männer daran zu tragen haben, gefunden werden. Man kann hierüber Rumphs Amboinische Raritätenkammer, von Chemnitz herausgegeben 120. S. nachlesen.

Noahspatelle.

S. Klippkleber.

Noel.

S. Kammgras.

Nonne.

Nonne.

S. Kapellenfutter.

Nonnenkleppel.

S. Scabiose.

Nonnennäglein.

S. Schwarzkümmel.

Nordkaper.

Nordkaper, sonst auch Grampus, Oerschwein, Sturmfisch, Orca; Richter, nach dem Klein; s. unsern Artikel, Grampus, B. III. S. 492. und Oerschwein.

Nordlicht.

S. Lufterscheinungen unter dem Artikel Luft.

Nosselfink.

Nusselfink, der sogenannte Todtenvogel, Pestilenzvogel, eine Art der Brustwenzel. Andere setzen ihn unter die Grasmücken.

Nostoc.

S. Gallert.

Notenschnecke.

Unter den Spindelwalzen kommen drey Arten vor, welche wegen der darauf befindlichen Notenzeichnung obigen Namen, und bey den Holländern Musickhooren, erhalten; damit man aber selbige von einander unterscheiden könne, heißt nur die eine Notenschnecke, die andere Fledermaus, und die dritte die wilde Musick. Wir beschreiben selbige hier zugleich.

1) Notenschnecke, Voluta musica Linn. Die Schale ist weitbäuchig und hat eine weit hervorragende Mündung, daher man vormals aus den Schnecken von dieser Bauart eine besondere Abtheilung machte, und solche Harfenschnecken nannte. Die Schale wird ansehnlich groß, hat an der Spindel acht Falten, eine glatte, unten eingeschnittene, aber sehr dicke Lippe und die Gewinde sind oben mit stumpfen Zacken versehen, welche aus den dicken Falten entstehen, die sich am obern Theile der Schale befinden. Auf der mehrentheils gelblicht aschgrauen oder bleyfärbig grauen Fläche zeigen sich zwey Bande, jede mit vier oder sechs dünnen, gleichweit von einander abstehenden schwarzen Linien bezeichnet, über und unter welchen schwarze, runde oder auch viereckichte Puncte mit Strichelchen stehen, die vollkommen wie Noten und mit den Linien einem geschriebenen oder gedruckten Musikstücke ähnlich sehen. Man erhält dergleichen aus Amerika. Hr. Müller hat aus den Antillen dreyerley Sorten erhalten; als die beschriebene gelbe dicke und breite, ferner eine weiße, dicke und langgestreckte und schmale, ingleichen eine kleine und feine blaue Sorte, die nicht über einen Zoll lang gewesen. Der Einwohner ist nach

der

der Müllerischen Abbildung von der gewöhnlichen Schnecke etwas unterschieden. Der Kopf gleicht einer halben Kugel, die Fühlhörner sind keilförmig, der Mantel ist weit und groß und schlingt sich beym Herauskriechen köcherartig um, an dessen Ende sich eine länglichte beinartige Schale befindet.

2) Die Fledermaus, Voluta vespertilio Linn. Die Schale ist mit der vorherstehenden von gleicher Bauart, die Gewinde aber haben oberwärts gemeiniglich scharfe und lange Zacken, wiewohl auch einige stumpf und ohne Zacken sind, und die Spindel zeiget nur vier Falten, überdieß ist die Schale etwas länger und mehr gestreckt, als bey der vorigen Art. Ehedem nannten die Holländer selbige Varkens-Snuiten, oder Schweinsrüssel, jetzo aber Vleermuizen, oder Vespertilies. Die letzte Benennung ist von der Zeichnung hergenommen, wegen dieser wird sie auch von einigen Cardinalshut genannt. Man sieht nämlich auf der Schale eckige Linien, die zickzackweise weitläuftig über selbige hinstreichen, welches man mit den ausgebreiteten Flügeln der Fledermäuse und deren Adern vergleicht. Die Farbe ist sehr verschieden. Man findet weiße mit gelber, fleischfärbige mit fuchsrother, olivenfärbige mit dunkelbrauner und bleyfärbige mit schwarzer Zeichnung. In Ostindien wird der Einwohner gespeiset.

3) Wilde Musik. Auch die vorige Art erhält diesen Namen. In der Zeichnung hat sie etwas notenähnliches, jedoch nicht so deutlich, als bey der ersten Art, daher sie die Holländer Wilde- oder Boeven-Musiek nennen. Von den Franzosen wird sie Bois veinee genannt, und ihre Zeichnung mit dem geaderten Holze verglichen. Sie heißt auch das Traumhorn und beym Hrn. von Linne Voluta hebraea. Sie ist seltner als die beyden vorigen Arten und hat den Bau der Notenschnecke, aber zugleich die großen Zacken der Fledermäuse und wird fast einen halben Schuh lang. Die Grundfarbe ist meistentheils gelb und die Flecken und Adern fallen ins röthliche. Die Spindel zeiget fünf dicke und drey schwache Falten. Ostindien.

Noya.

Coluber Naja Linn. Eine der allergiftigsten Schlangen auf der Insel Ceylon, wovon wir schon im ersten Bande unter dem Artikel Brillenschlange Nachricht gegeben haben.

Nuchtli.

S. Feigendistel.

Nudeln.
S. Erdäpfel.

Nügnogen.

Nügnogen, auch sonst Fünfaug der Dänen, Ophidium Imberbe, Linn. gen. 148. sp. 2. der Müllerische Kahlbart seiner Schlangenfische. s. Kahlbart, B. IV. S. 341. Enchelyopus, 5. Klein. ein Aalbastart, s. B. I. S. 35.

Nüßchensalat.
S. Baldrian.

Nüßlein, egyptische.
S. Bohne.

Nunnenkraut.
S. Erdrauch.

Numbfische.

Numbfische, bey Sierra Leona, an der afrikanischen Küste, werden wie beym Richter, in Atkins Beschreibung dieses Landes, unter den mancherley Fischen, die sich in dasigem Flusse Mitomba oder Bitomba häufig finden, auch nur mit Namen angeführet, daß nämlich die dasigen Austern und Numbfische etwas besonderes an sich hätten; worinnen aber dieses bestehe, in der nachfolgenden Naturgeschichte, dem Versprechen entgegen, nicht angezeiget. S. A. Reis. B. III. S. 272.

Nuß. S. Frucht.

Nuß, indianische, S. Areca und Hura.

Nuß, Lamberts= oder Lombardische, S. Haselstaude.

Nuß aus Madagascar, S. Nelkennuß.

Nuß, malabarische, S. Adhatoda.

Nuß, See= S. Seenuß.

Nußbaum.
S. Wallnußbaum.

Nußbrecher.

Nußbrecher ist der Nußheher, dessen gleich hier unten gedacht wird.

Nußdolde.

Dies Geschlechte ist aus der Familie der Dolden, und unterscheidet sich von allen übrigen durch die Frucht, welche sehr groß, eyförmig, rundlich und eckicht ist, und sich in zwo große, auf der einen Seite platte, auf der andern gewölbte Nüsse, oder schwammichte, korkartige Saamenbehältnisse theilet, in welchen der Saame liegt. Die allgemeine und besondere Hülle der Dolde besteht aus vielen, lanzetförmigen Blättchen und alle Blumen sind Zwitter, und die fünf Blumenblätter einander ähnlich, lanzetförmig. Tournefort hat bereits dieses Geschlechte

schlechte Cachrys genannt, Herr von Linne' aber von dessen Arten nur zwo beybehalten.

1) Die glatte Nußdolde, Cachrys libanotis Linn. wächst in Sicilien und um Montpellier. Die dauernde, dicke, fleischichte Wurzel geht tief in die Erde und treibt viele Blätter, und einen, durch Knoten abgetheilten, ohngefähr drey Schuh hohen, blätterichten Stängel, welcher sich im Brachmonathe mit großen gelben Blumendolden endiget. Die Blätter sind doppelt gesiedert, und die Blättchen spitzig, vielfach gespalten; die Frucht ist gefurcht und glatt. Man muß solche aus dem Saamen erziehen, und diesen an solche Oerter aussäen, wo die Pflanzen stehen bleiben können; sie verlanget einen schattichten, feuchten und fetten Boden.

2) Borstige Nußdolde, Hippomarathrum creticum. Cachrys sicula Linn. Spanien und Sicilien sind ihr Vaterland. Sie unterscheidet sich von der ersten Art vorzüglich durch die Frucht, welche auch gefurchet, aber dicker und mit Borsten besetzet ist.

Nußgras.

Weil diese Pflanze dem Ansehen nach mit den Gräsern verwandt ist, aber eine Nuß trägt, wird dieser Name nicht unschicklich scheinen. Herr von Linne' nennt solche Lygeum, und obgleich nur eine Art bekannt ist, setzet er doch den Beynamen spartum hinzu. Die Pflanze wächst in Spanien und hat eine dauernde Wurzel. Die Blume zeiget eine gewundene und unterwärts gespaltene Kelchscheide, welche einen Fruchtkeim umgiebt, worauf zwo Blumen sitzen. Jede Blume besteht aus zwo Spelzen, als einer äußerlichen, gewölbten, spitzigen, kleinen, und einer innern, schmälern, viel längern, spitzigen und gespaltenen, die drey Staubfäden und einen Griffel mit einfachen Staubwege umschließen. Die länglichte rauche Nuß ist zweyfächericht, und in jedem Fache liegt ein länglichter Saamen. Aus diesem Grase können die schönsten Strohdecken verfertiget werden.

Nußheher.

Nußpicker, Nußkrähe, Jamienser, Nucifragus, Caryocatactes, bedeutet eine Art Vögel, die unter den Aelstern oder Hehern stehen, und folglich auch dieser ihre Geschlechtscharaktere haben. Der gewöhnliche Nußheher ist etwa so groß, wie der Birkheher, oder wie die Aelster über den ganzen Leib mit schwärzlichen, erdfarbigen und weißen Flecken, wie ein Staar bedecket, hat einen starken Schnabel, und wie andere Heher, eine etwas gespaltene Zunge. Beym Linn. Fn. Suec. 75. kömmt er unterm Namen coruus cine-

cinereus, cauda alisque nigris, vor. Er soll sich nur in Smoland aufhalten und in den andern Provinzen seltener seyn. Die Farbe des Körpers ist schwarzbraun, fast wie das Weibchen vom Staare, schwarzer Schwanz und Flügel, die Schwanzfedern mit weißen Spitzen. Klein giebt von diesem Nußheher zwo Varietäten an: die eine, welche bereits hier angezeiget ist; die zwote, etwas kleiner, mit einer gar kurzen, im Schlunde gleichsam versenkten und nur bis zu den Winkeln der Kinnladen reichenden und mehr gespaltenen Zunge, fast zween Zoll langem, rundlichem Schnabel; der Oberkiefer länger, als der untere. Es hat übrigens der Vogel den Namen daher, weil er den Haselnüssen so sehr nachgeht, und selbige geschickt aufzuhacken und auszufressen weis. Inzwischen frißt er auch allerley Beeren und Gewürme. Herr Klein setzet hieher noch den mexikanischen Nußheher, merula mexicana, dieser ist viel größer als unsere Droßeln, und hat auch einen viel stärkern Schnabel; daher er nicht wohl unter die Amseln zu rechnen ist, wohin ihn einige haben ziehen wollen. Er ist lichtgrau, und aus dem röthlichen geflammet.

Nußkänne.

S. Spinne.

Nußschale.

Eine Lippschale von dem Geschlechte der Klippkleber wird holländisch wegen einiger Aehnlichkeit Nootedop genennet, und ist Patella porcellana Linn. indem sie inwendig ganz weiß, und auswendig nach Porzellanart schön blau, oder auch braun mit wellenförmigen Querstrichen bemalet ist. Sie ist übrigens oval, ziemlich hohl, und ohngefähr so groß wie eine Nußschale, der Wirbel etwas umgekrümmet, und hinten zeiget sich inwendig eine platte Lippe. Sie kömmt aus Ostindien. Mit dieser vereinigen wir eine andere Art Klippkleber, welche zu den Zackenränder gesetzet, und vom Herrn von Linne' Patella crepidula, von Herr Müllern aber

der Schilling genennet wird. Herr Dr. Martini hat diese Art mit der vorigen zusammengezogen, und sie ist auch von der nämlichen Bauart, aber kleiner, ganz dünne und weiß, auch mangelt der gezähnelte Rand.

Nymphe.

S. Schmetterling.

Nymphen.

S. Zeugungsglieder.

Nypabaum.

Unter diesem Namen beschreibt Rumph eine besondere Art Palmen,

men, welche der Sagopalme ganz ähnlich ist, und in verschiedenen Molukkischen Inseln, sonderlich an feuchten Gegenden, nahe an den Flüssen, auch an Oertern, welche vom Meer überschwemmet werden, häufig wächst. Der Stamm wird ohngefähr Mannshoch, öfters bleibt er niedriger, oder machet viele Stämme, wie ein Strauch. Die gefiederten Blätter sind gegen fünf Fuß lang, und vier Finger breit, glatt und ohne Stacheln. Der obere Theil des Stammes verbreitet sich in viele Zweige, und diese mehrmals in kleinere, bey welchen einfache, löffelförmige Blätter sitzen, zwischen welchen die männlichen Blüthkätzchen hervorsteigen, auf der Spitze des Hauptastes aber sitzt ein kugelförmiger, brauner Körper, von der Größe einer Limonie, welcher aus vielen, einer Haselnuß an Größe gleichkommenden, eckichten, dicht mit einander vereinigten Stücken besteht, und den Fruchtkeim vorstellet, welcher zu der Größe eines erwachsenen Menschenkopfes gelanget, unterwärts hängt, der Länge nach ausgefurchet, anfangs röthlich und zuletzt schwärzlich ist. Die Stücke, woraus solche zu bestehen scheint, sind zuletzt sehr ungleich, einige einer Faust groß, andere um sehr vieles kleiner, nachdem bey dem Wachsthume einige mehr, andere weniger gedrücket und im Wachsthume verhindert werden. Aeußerlich sieht man eine dicke rauche Schale, und darunter liegt ein weißer Kern, welcher in der Mitte hohl und mit Wasser erfüllet ist. Die Frucht wird nicht geachtet, und doch ist diese Palme den Einwohnern höchst nützlich. Sie pflegen den Stamm abzuhauen, da denn ein süßlichter und kühlender Saft herausfließt, welchen sie trinken. Wachsen die Bäume nahe am Meere, oder an Orten, wo das Meerwasser hinkömmt, schmecket dieser Saft salzicht und wird für ungesund gehalten. Viel dergleichen Saft wird zur Bereitung des Arack verwandt.

O.

Oberadmiral.

S. Admiral.

Oberarm.

Humerus, Oberarmknochen, Sechster Theil.

Os humeri. Es ist dieses der erste und oberste Theil des Arms im allgemeinen Verstande genommen, insofern nämlich derselbe überhaupt den dritten Theil

der obersten Gliedmaßen ausmachet, welcher sich von der Schulterhöhe an bis zu der mittelsten Armbiegung, oder dem obersten Gelenke des Vorderarms erstrecket, und folglich zwischen dem Schulterblatte und dem Vorderarme sich mitten inne befindet. Der Knochen, welcher die Grundlage dieses Theils ausmachet, ist der längste und dickste aller hieher gehörigen übrigen Knochen, ist oben dick unten etwas breit, und wird nach Art der cylindrischen oder walzenförmigen Knochen, in den Kopf oder obern Theil, in den Körper oder das Mittelstück, und das unterste Ende eingetheilet. Der obere Theil oder Kopf desselben, caput ossis humeri, stellet einen ziemlich großen Kolben oder Halbkugel vor, die äußerlich mit einer glatten Fläche versehen, und welche am frischen Knochen mit einem Knorpel überzogen ist. Dieser glatte Kopf passet in die ziemlich flache Gelenkhöhle oder Pfanne des Schulterblattes und geschieht eben hierdurch die Verbindung beyder Knochen, daher es denn auch kömmt, daß der Oberarm sich so leicht ausrenket und ausfällt. Gleich unter dem Kopfe ist ein etwas dünnerer Theil oder der Hals, collum, um welchen herum sich das eine Ende der Bandcapsel, auch sonst noch verschiedene Muskeln ansetzen. Man bemerket auch daselbst eine kleine Furche, welche sich gegen die Mitte des Knochens zu verliert, und welche von dem kleinen Theile des zweyköpfichten Muskels, der sich daselbst einpflanzet, herrühret, auch überdieses ein paar Erhöhungen, die ebenfalls einigen Muskeln zur Befestigung dienen müssen. Der Körper, corpus, oder das Mittelstück ist eigentlich walzenförmig, aber oberwärts mehr rund und dicker und unterwärts dünner und etwas mehr platt, wovon man außer einer äußerlichen und innerlichen scharfen Kante gegen die Mitte zu eine höckerichte Erhabenheit wahrnimmt, an welcher alle die darum liegenden Muskeln angewachsen sind. Inwendig findet sich an diesem Stücke die große lange Knochenhöhle, welche eigentlich das Mark in sich fasset. Das unterste Ende, extremitas inferior, fällt mehr breit und fast dreyeckicht aus, und endiget sich in zwo runde hervorragende Erhöhungen oder Knöpfe, duo condyli, zwischen welchen beyden noch eine besondere Gelenkerhöhung befindlich ist, und welche zusammengenommen in die Vertiefungen des folgenden Knochens passen. Außerdem bemerket man auch noch sowohl zwischen dem einem als dem andern Knopfe und der besondern Gelenkerhöhung, zwo dergleichen Gelenkvertiefungen, welche mit dem folgenden Knochen ein Charniergelenke machen

chen, ingleichen über der eigentlichen Gelenkerhöhung theils eine vordere, theils eine hintere, ziemlich ansehnliche Gruft, an welcher sich die vorragenden Gelenkspitzen des Spindelknochens bey Ausstreckung und Zusammenbiegung des Vorderarms anstemmen. Dieser Knochen ist übrigens, so wie die andern mit häutichten, fleischichten Theilen überall umgeben, auch noch überdieses mit Nerven und Gefäßen verschiedener Art versehen, und machet solchergestalt ein einzelnes besonderes Glied am menschlichen Körper aus, ohne welchem man die obersten Gliedmaßen weder gehörig in die Höhe, noch nach dem Kopfe zu, noch über sich hinweg bringen, noch sonst nach entlegenen und entferntern Dingen die Hände so bequem, als es doch füglich geschieht, würde ausstrecken können. In sofern man daher eigentlich den Arm überhaupt nur dem Menschen, den Affen, und andern diesen ähnlichen Thieren zugesteht, und hingegen diese Gliedmaßen andern abspricht, in sofern mag dieses auch von dem Oberarme gelten. Bey den übrigen vierfüßigen Thieren, ingleichen bey den Amphibien, machen diesen Knochen sowohl, als dieses ganze Glied eigentlich die Vorderschenkel, bey den Vögeln der erste und oberste von den eilf Flügelknochen, bey den Fischen vielleicht eine von den gelenkbaren Gräten der Brustfloßfedern aus, und bey den Insecten möchten es etwa die ersten Biegungen ihrer Vorderfüße vorstellen.

Oberhaut.

Unter diesem Ausdrucke werden eigentlich die sonst so genannten allgemeinen Decken verstanden, welche die äußerste letzte Fläche eines thierischen Körpers sowohl auswendig als inwendig überziehen. Man betrachtet sie als drey besondere Stücke, und rechnet nämlich dahin das Oberhäutchen, die netzförmige Haut, nebst der Haut oder Oberhaut im engsten Verstande genom̃en. Das Oberhäutchen, oder oberste unempfindliche Haut, Cuticula s. Epidermis, ist die erste und äußerste allgemeine Decke, welche nicht nur die auswendige Oberfläche des Körpers überzieht, sondern sich auch wirklich in die innern Höhlungen zurückschlägt, und an den Augäpfeln sich in die gemeinschaftliche Augenhaut, an den Magen und Gedärmen in die zottichte, und an andern Eingeweiden in die äußerste Bekleidung verwandelt, zwar überaus dünn und durchsichtig, jedoch auch an manchen Stellen des Körpers, als auf den Fußsohlen, in der hohlen Haut und bisweilen sonst noch hin und wieder von verschiedener Dicke, auch fast überall, außer nur nicht an den Nägeln der Finger und Zehen

hen gegenwärtig. Es hängt selbiges vermittelst der folgenden netzförmigen Schicht mit der darunter liegenden Haut genau und fest zusammen, daß man sie entweder an todten Körpern mit siedenden Wasser, oder an lebendigen auch mit blasenziehenden Mitteln davon erst besonders lostrennen muß. Durch Hülfe der Vergrößerungsgläser nimmt man wahr, daß ihr Bau und ganzes Gewebe aus genau unter einander verwickelten und fest zusammenhängenden kurzen Fäden und Plättchen bestehe; ferner ist dieses Oberhäutchen nicht nur fast überall mit allerhand kleinen Oeffnungen und Schweißlöchern versehen, wodurch theils die Haare, der Schweiß und unempfindliche Ausdünstung hindurchgehen, theils auch von außen allerhand Dinge inwendig in den Körper hineindringen können, sondern es offenbaren sich auch an demselben verschiedene, mehr oder weniger tiefe oder flache Einschnitte, Linien und Furchen, welche besonders daher rühren, weil an solchen Stellen das Oberhäutchen mit dem netzförmigen und der eigentlichen Oberhaut außerordentlich fest zusammenhängt. Es haben diese Furchen bald eine länglichte, bald eine quere, bald wie an den Fingerspitzen, eine wendelförmige, bald sonst eine ungleiche Richtung und müssen den lächerlichen Wahrsagerthron in der Chiromantie abgeben. Wenn man es mit einem saubern Instrumente von einer Stelle ablöset, oder wenn es sonst durch andere Unfälle zerstöret worden, so ersetzet es sich von selbst und sehr leichte wieder. Man hat deswegen seinen Ursprung bald von dem Austrocknen oder der Verhärtung einer ausdünstenden gallertartigen Feuchtigkeit herleiten, bald es gleichsam für einen wirklichen Fortsatz des obersten Theils der darunter befindlichen eigentlichen Oberhaut und Verhärtung derselben ausgeben, bald es für eine besondere Ausbreitung der Ausführungsgänge oder der dicht zusammengeschrumpften Nervenwärzchen eben derselben darunter liegenden Oberhaut, oder es auch für ein Gewebe, das aus allen beyden zugleich entstanden, ansehen wollen. Ob man schon durch die feinsten Einsprützungen keine wirklichen rothen Blutgefäße daran entdecken können, so ist doch zu vermuthen, daß es andere feinere Adern besitzen müsse, wodurch es seine Nahrung und sein wieder ergänzendes Wachsthum erhalten mag. Es scheint übrigens dieses unempfindliche Oberhäutchen den darunter liegenden bloßen Nervenwärzchen gleichsam zu einem besondern Ueberzuge zu dienen, sie vor jählingen Reiben und andern Schmerzen, ingleichen vor unmittelbarer Austrocknung zu verwahren,

ren, und auf solche Art die feine Empfindung des Gefühls einigermaßen zu befördern, so wie es ebenfalls die unmerkliche Ausdünstung in gehörigen Schranken erhält, indem es als ein dichteres Häutchen die Mündungen der ausdünstenden Gefäße einigermaßen und gelinde zusammenzieht. Sie ist allen Thieren so wesentlich eigen, daß man sie sogar auch bey den kleinsten nicht vermisset, so findet man z. E. an den gewöhnlichen Schlangenbälgen, äußerlich einen Theil des Oberhäutchens ziemlich deutlich ansitzen, und von den Spinnen, Raupen, Seidenwürmern und andern Insecten, weis man, daß sie sich öfters häuten, und ihren Balg abwerfen, welcher vielleicht nichts anders als eben dieses Oberhäutchen ist. Die netzförmige Haut, oder Hautnetz, Membrana reticularis, s. reticulum cutaneum, s. corpus reticulare Malpighii, ist die zwote von den allgemeinen Bedeckungen und stellet ein überaus dünnes, zartes und überall durchlöchertes Häutchen vor, welches eben dadurch die Aehnlichkeit eines Netzes erhält. Es befindet sich selbige zwischen dem Oberhäutchen und der Oberhaut selbst, und hängt mit der erstern so genau und feste zusammen, daß man sie lieber für ein zweytes Plättchen derselben und nicht für eine eigene und selbstbeständige Hautschicht ansehen wollen. Jemehr einige Stellen am Körper vorzüglich empfindlich oder sonst eines scharfen Gefühls fähig sind, desto deutlicher trifft man daselbst das zarte Hautnetzchen an, daher findet man es besonders in der hohlen Hand, an den Fingerspitzen, an den Fußsohlen, oder auch besonders an der Zunge. Die Farbe desselben ist bey den Europäern und überhaupt den Bewohnern kalter Himmelsstriche, ganz weiß, bey den Mohren hingegen, obschon die darunter liegende Oberhaut ebenfalls weiß aussieht, dunkelschwarz, bey den Halbmohren schwärzlich oder dunkelbraun, bey andern gelb, olivenfärbig, u. dergl. Hieraus läßt sich denn mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß von diesem Netzhäutchen eigentlich die ganze Hautfarbe herrühre, und daß, je nachdem es mehr oder weniger gefärbet ist, es ebenfalls entweder blasser oder dunkler durch das durchsichtige Oberhäutchen durchleuchte. Die Sonnenhitze, welcher die Mohren und andere Einwohner heißer Länder vorzüglich ausgesetzet sind, scheint inzwischen die Hauptursache dieses besondern Schauspiels zu seyn, ohnerachtet die beständige Fortpflanzung der Geschlechter hieran auch keinen geringern Antheil hat. Wenigstens kann man der Natur Gewalt anthun, und die natürliche weiße Farbe durch gefärbte

Salben,

Salben, womit man die Haut immer einbalsamiret, oder durch dergleichen Pulver, womit man sie immerfort bestreuet, oder auch durch den Schmutz und Unreinigkeiten, welche man äußerlich darauf sitzen läßt, ungemein verändern, und eben so sehr verstellen, als man durch vorgehängte Flöhre, oder Schirme, oder andere Bedeckungen die glänzende weiße Gesichtsfarbe vor den verderbenden Sonnenstrahlen sicher stellen und verwahren kann. Bey den Thieren ist sie viel kennbarer und merklicher als bey den Menschen, daher man auch, um sie zu zeigen, gemeiniglich eine Ochsenzunge zu Hülfe nimmt. Eben so deutlich findet sie sich auch an den breiten Füßen einiger Wasservögel und anderer solcher Thiere, ingleichen an dem Delphin, bey welchem sie sich über den ganzen Körper deutlich sehen läßt. Außerdem, daß diese Netzhaut durch ihre zarten Löcherchen, sowohl die Haare, als die einsaugenden und ausdünstenden kleinen Gänge, ingleichen die Hautwärzchen durchläßt, so scheint sie besonders die letztern in ihrer gehörigen Lage und Ordnung zu erhalten, damit sie nämlich nicht von einer zu der andern Seite wanken, auch ihnen die gehörige Schmeidigkeit, welche ihnen zu ihrer Verrichtung nöthig ist, beyzubringen. Es ist bereits oben im dritten Bande bey dem Worte Haut erinnert worden, daß selbiges im engsten Verstande genommen, die Oberhaut, oder die dritte allgemeine Decke bedeute. Diese ist nämlich gleichsam die Grundlage aller übrigen, umgiebt den ganzen Körper, ist dicke und dicht wie ein Leder, und besitzt eine außerordentliche Federkraft, welche sie mit dem Oberhäutchen gemein hat, daher sie sich bey widernatürlichen Zufällen ungemein ausdehnen läßt, aber demohngeachtet sich auch leicht wieder eben so stark zusammenzieht und in ihren vorigen Raum begiebt. Oberwärts hängt sie mit der untern Fläche des Netzhäutchens, unterwärts aber mit den darunter liegenden Fettschichten zusammen, und hat an verschiedenen Gegenden eine verschiedene Dicke, nämlich sie ist an den Augenliedern und den Lippen ziemlich dünne, weit dicker in der flachen Hang, an den Fußsohlen, am Rücken und Hintern, am dicksten aber an dem behaarten Theile des Hauptes. Eigentlich ist sie bey allen Nationen und Menschen weiß, doch leuchtet auch eine etwas röthliche Farbe mit hervor, welche von den häufigen Blutgefäßen, die sie durchweben, herrühret, und bey Entzündungen oder gewissen heftigen Leidenschaften oft stärker wird. Sie ist nicht nur ebenfalls, wie die beyden vorigen mit kleinen zarten Schweißlöchern versehen, und sonst noch

an den Warzen der Brüste von den durchgehenden Milchgängen zart durchbohret, sondern man findet daran auch noch andere große Ausschnitte, z. E. an den Augen, Ohren, Nasenlöchern, am Munde, am Nabel, an den Geburtstheilen und am Hintern. Unter den verschiedenen Falten, welche die Oberhaut machet, und welche mehr zufällig als beständig sind, ist besonders diejenige zu merken, welche vorne an den letzten Gliedern der Finger und Zehen in einer halbmondenförmigen Gestalt erscheint, die beständiger und natürlich ist, und welche von dem einpassenden Rande des Nagels herrühret. Hiernächst finden sich auch noch an der äußern Fläche der Oberhaut allerhand kleine vertiefte Linien oder Furchen von verschiedener Richtung, und an den Zwischenräumen derselben die sogenannten Hautwärzchen, auch an der innern Fläche hinwieder kleine Vertiefungen, worinnen theils die anfangenden Haare, theils auch viele kleine Drüsen sitzen. Sie ist übrigens ein äußerst künstliches und unauflösliches Gewebe, unendlich kleiner, sehnichter Fiebern, Nerven und Blutgefäße, welche alle aufs genaueste unter einander durchflochten sind. Außerdem, daß die Oberhaut die letzte allgemeine Bedeckung des Körpers abgiebt, und indem sie alle darunter liegende Theile überzieht, selbige vor allerhand Ungemächlichkeiten beschützet, ingleichen das vornehmste Werkzeug der allgemeinen und unmerklichen Ausdünstung ausmachet, so ist sie vornehmlich als der Sitz und das Werkzeug des Gefühls anzusehen, wodurch wir in den Stand gesetzet werden, alle die Oberflächen der außer uns befindlichen Körper zu unterscheiden und zu beurtheilen. Sie unterscheiden sich an den übrigen Thieren darinnen, daß sie nur bey einigen dicker, bey andern dünner ausfällt, ohnerachtet sie übrigens eben so beschaffen ist. Eigentlich sind alle die verschiedenen Felle, Leder und andere Häute, welche wir in der Haushaltung zu allerhand Nutzen verwenden, nichts anders als eben so viele Oberhäute der Thiere. Es findet sich hierbey nur noch der einzige Unterschied, daß man an allen vierfüßigen Thieren, außer diesen drey allgemeinen Decken annoch eine besondere allgemeine Fleischhaut, panniculus carnosus, antrifft, welche vornehmlich aus vielen Muskelfasern besteht, und wodurch diese Thiere im Stande sind, die äußere Haut über den ganzen Körper auf einmal zusammen zu ziehen und zu runzeln, und sich über und über zu schütteln, wie man solches an den Pferden, Hunden und andern Thieren deutlich wahrnimmt. Und vielleicht rühret es auch von einer

einer solchen allgemeinen Fleischhaut her, daß die Würmer und verschiedene Insecten sich auf einmal zusammenrollen und den ganzen Körper in eine kuglichte Form bringen können.

Oberleib.

Brust, Thorax. Man versteht hierunter überhaupt das Mittelstück des Stammes am Körper, welches sich von dem Halse an bis zum Anfange des Unterleibes erstrecket, und das inwendig die ganze Brusthöhle ausmachet. Es lassen sich daran drey besondere Gegenden oder Regionen unterscheiden; nämlich eine vordere, oder die Brust im engern Verstande, welche die ganze vordere Fläche der Rippen und des Brustknochens einnimmt, und sich von den ersten Rippen an bis zu Ende des degenförmigen Knorpels erstreckt; ferner eine hintere, oder den Rücken, dorsum, welche aus der Verbindung der Rippen von beyden Seiten mit den Rückenwirbeln entsteht, und daher die ganze hintere Fläche begreift, die vom Ende des Nackens an bis zu den Lenden geht, und endlich die beyden Seiten, die unter den Achseln anfangen, mit den letzten Rippen aufhören, und folglich die ganze Seitenfläche in sich fasset, die von dem Gewölbe sämmtlicher unter einander verbundener Rippen herrühret. Bey den Menschen und Affen, welche mit aufgerichtetem Antlitze einhergehen, hat der Oberleib eine senkrechte, bey allen übrigen Thieren aber, welche ihren Kopf nach der Erde zu tragen, eine mehr flache oder horizontale Richtung, so daß der Rücken aufwärts, die Brust unterwärts und die Seiten auswärts zu stehen kommen. Da die Fische eigentlich keine Rippen haben, so machen bey ihnen die Schlüsselbeine, Schulterblätter, der Brustknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, so daß die Brusthöhle, welche bey ihnen außerordentlich klein ist, sich gleich unter den Kiefern oder Fischohren, folglich zu Ende des Gaumens und hinter dem Nacken befindet. Bey den Insecten heißt dieses der Vorderleib, zum Unterschiede des Hinterleibes, und besteht ebenfalls oberwärts aus dem Rücken und unterwärts aus der Brust.

Oblate. S. Kuchendoublet.

Obriß.

Obris, im Mayn, wird sehr selten gefangen, Richt. Nach dem Jonston, der ihn S. 140. beschreibt, und Tab. XXXI. fig. 8. zeichnet, gehöret er zu den Greßlingen des Gesners, ad Gobiones fluuiatiles, non capitatos. Er drückt sich in der angehängten Note also aus: Ad Gobiones referimus piscem Rheni ac Moeni alumnum rariorem, quem Obriß, seu Obreß, quasi Obkreß, Piscatores vocant. Ambire

et

etenim videtur inter Gobionem et Percam. Huius iconem exhibet Tab. XXXI. fig. 8. tit. *Obris*, ea figura ac magnitudine, qua cum duobus sociis captus est non procul Francofurto, 16. April. 1649. Er kann also seinen Platz unter den Gründlingen, Fundulis, und Enchelyopis des Kleins mit finden; s. unsern Artikel Gründling, B. III. S. 529 und Aalbastart, B. I. S. 42. no. 5.

Obst.

Fructus horraei, nennet man überhaupt alle Früchte, welche den Menschen zur Nahrung dienen, oder aus andern Ursachen gespeiset werden, und begreift darunter sowohl diejenigen, welche ein saftiges, und zum Genuß taugliches Fleisch haben, und welche nicht wegen des Saamens, sondern nur wegen der darüber befindlichen saftigen Decke geachtet werden, als auch solche, wovon entweder der innere Kern allein, oder dieser und das Fleisch zugleich gegessen wird. Saamen, welche nackend sind, und keine besondere Bedeckung haben, als die Getraide und andere dahin gehörige Saamen, auch diejenigen, welche in Schoten und Hülsen eingeschlossen sind, von diesen aber abgesondert werden, oder von selbst ausfallen, als Erbsen, Linsen und dergleichen, gehören nicht hieher. Das Obst ist auf mancherley Art unter sich verschieden. Die mehresten eßbaren Früchte wachsen auf Bäumen, und heißen Baumfrüchte, andere auch auf Sträuchern und Stauden, als Johannis- und Brombeeren, noch andere auf niedrigen Pflanzen, als die Erdbeeren. Es wird das Obst auch eingetheilet in wildes und Gartenobst, in Sommer- oder Früh- und in Winter- oder Lagerobst; der vorzüglichste Unterschied besteht in der verschiedenen Beschaffenheit der Frucht selbst, wovon bey der Frucht bereits gehandelt worden, daher wir nur jetzo bemerken, wie das Obst gemeiniglich in Kern- Fruits à pépin und Steinobst, Fruits à noyeau, eingetheilet werde; unter jenen versteht man diejenigen, in welchen die Saamenkörner mitten in besondern Fächern aufbehalten, und diese von dem saftigen Fleische umgeben werden, als Aepfel und Birnen; Steinobst hingegen heißt man diejenigen, welche einen harten Kern oder Stein, und in diesem den Saamen enthalten, die äußerliche Bedeckung mag saftig oder trocken seyn. Z. E. Pfirschen und Wallnüsse. Einige verstehen zwar unter Steinobst nur dasjenige, dessen harter Kern von einem saftigen Fleische umgeben ist, und nennen die andern Früchte, von welchen das äußerliche, den harten Kern umgebende, Fleisch nicht

nicht zur Nahrung dienet, sondern allein der inwendige Kern oder die Mandel gegessen wird, Nüsse. Man kann aber, da man vorzüglich auf den harten Kern sieht, auch beyde mit dem gemeinschaftlichen Namen Steinobst belegen. Es giebt aber noch vielerley anderes Obst, welches unter diese Abtheilung nicht kann gebracht werden; als die eigentlich sogehannten Beeren, wohin die Johannis-, Wein- und Maulbeeren gehören. Citronen, Granaten und ähnliche Früchte sind im genauen Verstande weder Kern- noch Steinobst. Wohin will man Melonen und Gurken rechnen? Könnte man die Frucht vom Caffee nicht auch zum Steinobst rechnen, obgleich solche nur überhaupt eine Beere genennet wird. Erdbeeren sind von allen Obstfrüchten verschieden. Die eigentlichen Erdfrüchte, als Erdäpfel, Erdmandeln und dergleichen gehören eben so wenig zum Obste, als Rüben und Möhren, und doch hat Herr von Münchhausen solche damit vereiniget, oder wenigstens zugleich mit dem Obste vorgetragen. Dieses sind eigentlich Erdfrüchte; Erdbeeren und Heidelbeeren verdienen diesen Namen nicht, wie Herrn von Münchhausen beliebet. Der Franzosen Benennung, les fruits rouges, ist auch ganz unbestimmt; rothe Früchte, oder solche, welche eine rothe Haut haben, findet man in verschiedenen Jahreszeiten, ob sie gleich, weil die meisten, als Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, im Juli reif und zum Essen tauglich sind, diesen Monath den rothen, le Mois rouge, zu nennen pflegen. Eine besondere Art Obst machen diejenigen Früchte aus, welche man nicht eher essen kann, als bis derselben Saft gleichsam in eine Gährung übergegangen, und, wie man zu reden pfleget, mollicht geworden; fructus fracidi, wohin Mispeln und Hahnebutten gehören. Aber auch hier lassen sich die Gränzen zwischen diesen und andern Obste nicht genau bestimmen. Die Gartenbirnen, wenn sie mollicht werden, verlieren den Saft, und sind zum Essen untauglich, bey den wilden oder Buschbirnen aber ist das moll oder teig werden, eben so nöthig, wie bey den Mispeln, um dem herben Fleische einen angenehmern Geschmack zu geben. Wollte man nur diejenigen mollichte Früchte nennen, welche durchaus mehlicht sind, und wenig Saft auch nach dem Mollwerden erhalten, so könnte die Mispel nicht füglich darunter begriffen werden. Noch ist anzumerken, daß unter zeitig und reif seyn, ein Unterschied zu machen. Zeitig ist die Frucht, wenn sie vom Baume abgenommen werden muß, reif hingegen, wenn man sie essen kann.

Um

Um häufiges und gutes Obst zu erlangen, und solches behörig zu nützen, müssen vielerley Umstände in Erwägung gezogen werden. Alles wächst zwar vor sich, oder wild, solches aber entweder zu verbessern, oder ausländische Sorten zu unterhalten, erfordert Wartung und Kunst. Da wir bey jeder Art das nöthige hiervon angemerket, und bey der allgemeinen Betrachtung des Baumes verschiedenes angeführet haben, welches auch bey den Obstbäumen zu beobachten, ingleichen von dem Beschneiden der Obstbäume bey Gelegenheit des Astes geredet haben, wollen wir jetzo nur kürzlich dasjenige noch berühren, welches bey Anlegung eines Obstgartens zu beobachten nöthig ist. Zu einem Obstgarten wird ein schicklicher Ort erfordert; vornehmlich muß man den Boden wohl untersuchen, damit man nicht auf einen untüchtigen Grund gerathe; indem sonst alle Mühe und Hoffnung vergeblich ist. In einem festen kiesichten Boden werden zwar die Obstbäume einige Jahre gutes Wachsthum zeigen, zeitig aber schmachten und ganz ausgehen. Eben so unschicklich ist ein nasser Boden; auch hierinnen wachsen die Bäume in den ersten Jahren gut, und wohl besser, als in einem sonst trocknen, es werden sich aber die schädlichen Folgen der übermäßigen Nässe bald zeigen, und das erste Merkmal, daß ein Baum auf einem solchen naßartigen Boden steht, ist der viele Moos, welcher als eine Wirkung der durch die Nässe erzeugten stockenden Säfte, sich sowohl an den Stamm, als auch selbst an die Aeste setzet. Ein unschicklicher Boden läßt sich auch nicht allemal verbessern, und wenn man gleich die schlechte Erde fünf und mehrere Schuhe ausgräbt und wegräumet, und das Loch mit guter Erde wieder ausfüllet, wird doch der Baum bey folgenden Wachsthume mit den Wurzeln auf die schlechten Erdschichten kommen, und zu schmachten anfangen. Es ist auch nicht gut, einen jungen Obstbaum an die Stelle zu pflanzen, wo ein alter gestanden, und vor kurzer Zeit eingegangen ist; als welcher das Erdreich zu sehr ausgesogen hat. Es muß dieses entweder durch Ruhe neue Kräfte sammlen, oder man muß die alte Erde in einem tiefen und weiten Umkreiße wegnehmen, und von einem andern Orte frische und gute dahin bringen lassen, um seinen Vorsatz auszuführen. Da auch verschiedene Obstbäume in einerley Erdreich nicht gleiches Gedeihen zeigen, soll man untersuchen, ob Aepfel- oder Birn- oder Pflaumenbäume sich für diesen und jenen Ort besser schicken, welches man am sichersten aus der Erfahrung,

und an denen, nicht weit von dem anzulegenden Obstgarten stehenden, alten Bäumen erkennen kann. Obstbäume soll man achtzehen bis zwanzig Schuh weit von einander pflanzen, und die Abtheilung also machen, daß man die Reihen in einer Linie betrachten kann, man mag im Garten stehen, an welchem Orte es sey. Leget man den Garten von neuen an, und man weis, oder vermuthet wahrscheinlich, daß Aepfel und Birnen zugleich wohl fortkommen dürften, thut man wohl, wenn man Aepfel und Birnen wechselweise stellet, indem die Wurzeln vom Apfelbaume nicht gar zu tief in die Erde gehen, und ihre Nahrung flach suchen, Birnbäume hingegen viel tiefer eindringen. Steinobst soll man nicht darunter mengen; dieses gehöret entweder an die Spaliere, oder an besondere Oerter in den Garten. Die Löcher für die Bäume werden zuvoraus fertig gemachet. Je größer die Grube ist, desto besser ist es. In solche schmeißt man unten kleinen verfaulten Kuhmist, und darüber vier bis fünf Zoll hoch gute Erde, und tritt solche mit den Füßen zusammen, hierauf stellet man den Baum hinein, um zu erfahren, ob zuviel, oder wenig Erde darinnen sey, indem der junge Baum nicht tiefer gesetzet werden soll, als solcher zuvor gestanden; ja es ist besser, wenn die Erde in der Grube, und die Wurzel des Baumes über den andern Boden hervorraget; damit nachher, wenn sich die neue Erde setzet, der Baum nicht zu tief zu stehen komme, und um selbigen eine Grube werde. Wenn der Baum gesetzet wird, muß die Erde sachte und gemächlich an die Wurzel gebracht werden, damit sie zwischen selbige hineinfalle und keine Lücken bleiben, welches durch wiederhohltes Schütteln des Stammes noch befördert wird. Will man über die mit Erde bedeckte Wurzel noch eine Schicht verfaulten Mist legen, muß man sich wohl in Acht nehmen, daß solcher nicht die Wurzel selbst, oder den Stamm berühre. Ob man die Obstbäume im Frühjahre oder Herbst verpflanzen soll, sind die Gärtner nicht einerley Meynung. Die schicklichste Zeit hierzu ist wohl der Herbst, wenn das Laub von den Bäumen fällt, mithin zu Ende des Octobers und weiter hin, so lange die Fröste noch nicht einfallen. Es genießen diese verpflanzten Bäume der Winterfeuchtigkeit, die Erde setzet sich um die Wurzel fester, und diese wird auch währenden Winter schon neue Fasern austreiben, oder wenigstens dazu die Keime zubereiten. Eben so nützlich, oder wenigstens unschädlich wird es seyn, wenn der zu versetzende junge

junge Baum im Herbste gehörig beschnitten werde; wenn man nur den beschnittenen Ort mit Baumwachs verwahret, hat man wegen der Fröste nichts zu besorgen. Bey dem Versetzen pfleget man auch an den jungen Bäumen die Wurzeln zu beschneiden. Es ist aber dieses gar nicht nöthig, wenn solche gesund und unverletzet sind; wenn aber bey dem Herausziehen selbige sollten gespalten oder sonst beschädiget seyn, muß man sie fein glatt abschneiden. Die kleinen und jungen Fäserchen müssen so viel möglich geschonet werden, indem diese zum Bekleiben das mehreste beytragen. Daß man bey dem neu gesetzten Baume glatte und ebene Pfähle oder Stangen stecke, und sie weder zu feste, noch zu locker mit Weiden daran befestige, und wie ferner diese Bäume gewartet werden sollen, übergehen wir; in den besondern Abhandlungen wird man allenthalben die gehörige Anweisung finden.

Alles Obst, um solches nützlich anzuwenden, soll seine gehörige Reife erlanget haben. Diese Zeit läßt sich nur nach jeder Art insbesondere bestimmen, daher wir auch davon nichts erwähnen. Selbiges aber gut zu bekommen, und auch einige Zeit gut zu erhalten, soll man selbiges auf eine schickliche Art abnehmen. Es soll dieses bey schönen und trocknen Wetter geschehen, und ob man wohl die Pflaumen, auch einige schlechte Sorten Aepfel- und Birnbäume zu Anfange der Reife schüttelt, um dadurch die Bäume von dem wurmstichigen Obst, das ohnedem abfallen, und zu keinen sonderlichen Nutzen kommen wird, zu entledigen, so soll doch das gute Obst, zumal dasjenige, welches man grün einige Zeit aufbehalten will, Stück vor Stück einzeln von dem Baume abgebrochen werden, indem alles gefallene, oder gedrückte Flecke bekommt, welche leicht faulen und die ganze Frucht anstecken. Nur bey wenigen Arten wird das Gegentheil statt finden, wohin sonderlich die Nüsse gehören. Der Gärtner, welcher die Bäume besteiget, soll die Leiter behutsam anlegen, damit weder Aeste, noch Früchte beschädiget werden. Einige breiten ein reines Tuch über die Achsel, damit sie die Früchte darein sammlen können; bequemer ist es, wenn man einige Körbchen bey der Hand hat, die man mit einem hölzernen Hacken an die Aeste des Baumes hängt, und wenn solche angefüllet sind, an einer daran gemachten Leine herabläßt, und ein anderes lediges Körbchen wieder heraufzieht. Dasjenige Obst, welches sehr hoch und auswärts an den Aesten steht, und mit der Hand nicht erlanget werden kann, soll durch einen sogenann-

genannten Obstbrecher abgenommen werden. Dieses ist ein hölzerner Teller, mit vielen ringsherum gebohrten Löchern, worinnen hölzerne Zähne stecken, und unten an dem Teller eine lange Stange befestiget wird. Mit selbigen kann man die Früchte leicht abnehmen, indem sie nicht abfallen, sondern in dem mit Zähnen besetzten oder eingefaßten Teller liegen bleiben.

Das Obst wird entweder bald, oder nach kurzer Zeit, wenn es abgenommen, verbrauchet, oder einige Zeit aufbehalten. Geschicht das erste, wird es entweder frisch verspeiset, oder getrocknet, oder auf andere Art nützlich verwendet. Das Trocknen kann auf verschiedene Weise angestellet werden. Man trocknet es ganz, oder in Stücke geschnitten, man schälet solches auch zuvor. Man nimt zum Exempel bey den Pflaumen den Kern heraus, und bey den Aepfeln sticht man mit einem Hohleisen das Saamenbehältniß heraus. Man leget oder hängt solches an die Luft, und läßt es durch die Sonnenwärme trocknen, oder man schüttet solches in den Backofen, wenn das Brod herausgenommen worden, oder bedienet sich auch der dazu besonders eingerichteten Obstdarren, und in dem letzten Falle gebrauchet man von Holzschleußen oder von Weiden verfertigte Horden, auf welche man das Obst leget, und solche in den warmen Ofen stehen läßt, bis das Obst trocken geworden. Da dieses Verfahren allen Hauswirthen genugsam bekannt ist, wollen wir davon nichts weiter anführen, und den Leser, welcher in kurzer Zeit viele Pflaumen auch anderes Obst trocknen wollte, auf den zweeten Band der Fränkischen Sammlungen S. 369. verweisen. Auch im Leipziger Intelligenzblatte 1766. S. 387. wird eine nützliche Obstdarre beschrieben.

Das Obst im frischen Zustande viele Wochen und Monathe über gut zu erhalten, erfordert mehr Aufsicht. Nicht alles Obst ist geschickt lange aufbewahret zu werden. Was schon auf dem Baume seine völlige Reife bekömmt, dahin überhaupt alles Früh- oder Sommerobst gehöret, hält sich nachher nur eine kurze Zeit. Dasjenige Obst, das zum Aufbewahren tauget, da es verschiedener Art ist, kann nicht auf einerley Weise behandelt werden. Es ist zwar allgemein richtig, daß die Fäulniß der Körper hauptsächlich von der Luft herrühre, und wenn Kälte und Wärme wechselsweise auf sie wirken, die Verbindung ihrer Bestandtheile aufgelöset, und dadurch die Fäulniß verursachet, oder doch Gestalt und Geschmack verdorben werde. Woraus folget, daß wenn man die schäd-

schädlichen Wirkungen der Luft verhindern kann, man auch gewiß seyn könne, daß sich jedes Obst gut halten werde. Indessen da nicht jede Art von einerley Beschaffenheit ist, und manche darunter sogar von der Luft, während dem Aufbewahren, ihre nutzbarste Zeitigung erwartet, so müssen nach den Umständen die nöthigen Ausnahmen gemachet werden. Auch das ist nicht einerley, ob das Obst vom Baume mit Gewalt abgeschüttelt, oder behutsam abgepflicket werde.

Von den eigenen Obstkammern, die in Frankreich gewöhnlich sind, nnd Möller in den Leipziger Oecon. Nachrichten auch für Deutschland einrichten wollen, sind nur denjenigen nützlich, welche eine große Menge Obst den Winter durch erhalten wollen.

Was die Winterbirnen betrifft, so verfaulen sie, ehe sie zeitigen, oder werden welk und zähe, oder nehmen einen üblen Geschmack an, wenn man sie nicht sorgfältig in Acht nimmt. Es sollen solche bey trocknem Wetter vorsichtig abgepflücket, auch keine zum Aufbewahren genommen werden, die angefressen oder gedrücket sind. Hierauf bringe man sie in luftige trockne Keller oder Gewölber, die aber weder Zugluft haben, als wodurch das Obst zu sehr ausgetrocknet wird, noch dumpficht oder naß seyn dürfen, weil dasselbe darinnen leicht einen bösen Geschmack annehmen oder leicht faulen würde. Hier leget man jedes Stück besonders auf Breter, die ordentlich übereinander stehen, in wohlgetrocknetes Moos, so, daß keines das andere berühret, und die Stiele oberwärts kommen. Stroh, Heu oder Hexel sind um deswillen nicht anzurathen, weil davon das Obst einen fremden Geschmack oder Geruch annimmt; auch sind aus gleicher Absicht eichne Breter denen kiefernen und fichtenen vorzuziehen. Aus diesem Grunde darf man auch in der Nähe sonst nichts, das Feuchtigkeiten oder einen fremden Geruch veranlaßt, als Küchengewächse, Sauerkraut, Käse, gährend Bier, Fleisch und dergleichen, dulden. Schlechte Birnen können allenfalls einen Fuß hoch übereinander geschüttet werden, ist aber genug Raum da, wird man doch den ersten, als sichersten Weg wählen. Wenigstens muß man sie nicht lange in so dicken Haufen liegen lassen, und fleißig nachsuchen, ob die untern Birnen schadhaft geworden, wobey man aber das viele Rühren und Werfen verhüten und behutsam zu Werke gehen muß. Bey starkem Froste müssen die Fenster des Kellers verwahret werden. Am sichersten geschieht dieses, wenn man sie mit Eisschollen versetzet, diese sind besser als Mist.

Nimmt

Nimmt die Kälte überhand, stellet man große Gefäße mit Wasser in den Keller, wohin sich denn der Frost zieht, und wodurch man das Obst vor selbigen sichert. Die Birnen lassen sich nicht füglich in Fässer packen. Sie sind saftiger als die Aepfel, und zur Zeit ihrer Reife gerathen sie leicht in Gährung.

Die Aepfel, auf gleiche Weise behandelt, werden eine sehr lange Zeit dauern. Da aber hierzu der Raum fehlen möchte, und die Aepfel einer so zärtlichen Wartung nicht bedürfen, indem sie weder so leicht einen fremden Geschmack annehmen, noch dem Verderben so bald unterworfen sind, wie die Birnen, kann man sie in reine trockne Fässer packen, doch aber wohl Acht haben, daß nur gesunde und frische Früchte eingeleget werden, indem ein einziger schadhafter Apfel alle übrigen im Fasse anstecken und verderben kann. Man muß auch zu jeder Art ein besonderes Faß wählen, indem nicht jede Art gleichlange dauret, und man späte oder frühe auf ihre Besichtigung denken müsse. Sie werden, wie bey den Birnen erinnert worden, bey trocknen Wetter behutsam abgepflücket. Die zärtlichsten pflegen einige Gärtner nicht mit bloßen Händen, sondern mit Handschuhen abzunehmen. Man leget sie schichtweise so fest ins Faß ein, daß sie sich nicht bewegen können, schlägt das Faß zu, und läßt solches an einem luftigen Orte so lange stehen, bis eine starke Kälte einfällt, da man es denn in den Keller bringen muß. Auf die Beschaffenheit der Fässer kommt vieles an. Salztonnen taugen nichts, weil sie wegen des eingesogenen Salzes immer feuchte sind, auch dem Obste einen fremden Geschmack mittheilen. Weinfässer, wenn anders der Weingeruch ausgezogen ist, können noch eher gebrauchet werden. Am besten ist es, wenn man besondere dazu machen läßt, und diese rein und trocken hält. Kleine sind den größern vorzuziehen. Bey den letztern hat man immer Gefahr, daß in der Menge ein schadhaftes Stück übersehen worden, das den übrigen Theil zu Grunde richten kann. Man muß daher wenigstens um Weihnachten zusehen, und Stück vor Stück herausnehmen. Wenn die Tonne einmal geöffnet ist, dauret das Obst darinnen nicht mehr lange, und man kann es nur noch dadurch einige Zeit gut erhalten, wenn man es beym Herausnehmen mit einem trockenen Tuche abwischet, und sogleich in kleine Fässer packet, die aber auch verbrauchet werden müssen. Die Aepfel werden sich noch länger halten, wenn man sie schichtweise in trocken Mooß oder dergleichen Baumlaub in Fässer leget.

leget. Andere rathen an, zwischen jede Schichte drey Finger hoch wohl getrocknete Kleye zu streuen, und andere wollen, daß man die Fässer auswendig verpichen und sodann im Brunnen aufbewahren solle. Herr Krüger hat angerathen, frische Blätter von dem Baume, dessen Früchte man aufbehalten will, früh morgens, ehe der Thau fällt, zu sammeln und diese nicht allein oben und unten in das Faß, sondern auch zwischen das Obst zu legen, das Obst nicht abzuwischen, und das wohl zugerichtete Faß in den Brunnen zu legen, daß das Wasser völlig darüber gehe. Hagedorn giebt den Rath, das Obst schichtweise zwischen trockne Blätter, in neue, wohl glasirte Töpfe zu legen, die Töpfe mit guten Deckeln zu versehen, und sie gegen den Winter im Garten zu verwahren. In den Hannöverischen Sammlungen von 1756. empfiehlt man denenjenigen, welche keine guten Keller haben, folgende Weise das Obst zu erhalten. Man wähle eine Kammer über einem Zimmer, das täglich geheizet wird, und verfertige darinnen ein Lager von Roggenstroh etwan eine Viertelelle hoch, und oben darüber von Erbsen- oder Wickenstroh, welches letztere man etwas niederdrücket, damit es allenthalben fest zu liegen komme. Auf dieses Stroh lagert man das Obst, das aufbehalten werden soll, und decket es bey zunehmender Kälte mit Wicken- oder Erbsenstroh zu.

Außer der bekannten Nutzung des Obstes, da man solches frisch oder gebacken zu speisen pfleget, wird auch selbiges mit Zucker und Essig auf mancherley Art eingemachet, oder daraus Most, Wein, Essig und Brandtewein bereitet. Most und Wein wird vornehmlich aus Birnen und Aepfeln gemachet; beydes ist unter dem Namen Cider oder Pomaceum bekannt, und wird in England häufig bereitet. Hierzu werden Birnen oder Aepfel klein geschnitten, der Saft ausgepresset, in Fässer gethan, und diese in den Keller geleget, woselbst man diesen Saft oder Most, wie den Weinmost, gähren und abwarten läßt. Aus Quitten machet man den Cider auf andere Art, indem nämlich der ausgepreßte Saft mit Zucker versüßet, und in Gläsern zum Gebrauche aufbehalten wird. Welche von andern Früchten zum Most- und Weinmachen taugen, haben wir bey Beschreibung derselben angemerket. Auch das faule, und sonst dem Verderben nahe Obst kann man nutzen, solches in Stücke zerschneiden, in einen Kessel thun, ein Drittel Hopfen zusetzen, beydes mit einander kochen lassen, und weiter damit, wie bey dem Biere geschieht, verfahren. Es soll dadurch

durch ein gutes, und von Geschmack angenehmes Bier erhalten werden, wie in den Stutgard. Physikal. Oecon. Auszügen 2 Band, 598 S. angegeben wird; woselbst auch andere Anweisungen das Obst zum Most, Wein, Brandtewein u. s. f. zu benutzen, eingerücket worden. In den Anzeigen der Leipziger Oeconom. Societät von Ostern 1772. S. 56. u. f. liest man auch einen gemeinnützigen Aufsatz von dem vielfachen Nutzen des Obstes in Absicht auf dergleichen Zubereitungen, nebst Abbildung einer Eyderpresse. Eine Mühle und Kelter, das Obst zum Eydermachen vorzubereiten, ist in Plüchens Schauplatz der Natur, 2 Band abgezeichnet. **Lauer**, ist zwar kein Bier, aber doch eine Art Getränke, dessen sich die Landleute häufig und gern bedienen. Aepfel und Birnen, zahme und wilde, werden gestoßen, in ein Faß oder Ständer gethan, Wasser darauf gegossen, und schon des andern Tages davon getrunken. Ist das Getränke einmal herunter gezapfet, wird noch einmal Wasser darüber gegossen, und wenn auch dieses abgezapfet worden, die sogenannten Tröster, oder der Ueberrest dem Viehe gegeben.

Ob der Genuß des Obstes überhaupt, und auch insbesondere diese oder jene Sorte, gesund oder ungesund, und ob solches allen, oder nur einigen Menschen zuträglich sey, wollen wir hier nicht untersuchen, müssen aber doch anmerken, daß man sich vor dem Genuß des reifen und guten Obstes ganz und gar nicht fürchten, auch nicht glauben solle, daß daraus Krankheiten, und, nach vieler Vorgeben, Schärfe im Geblüthe und sogar die rothe Ruhr daraus entstehen könne. Alles, auch die beste, und für sich unschädlichste Sache, kann wegen des Ueberflusses und anderer Ursachen nachtheilich werden; und wie überhaupt jeder Mensch, was die Diät anbelanget, sein eigner Arzt seyn und Achtung geben soll, was ihm bekömmt und schadet, eben so verhält es sich auch mit dem Obste. Es dienet solches zur Speise, zur Erquickung und Arzney. Bey den verschiedenen Arten des Obstes haben wir auch von der nützlichen Anwendung desselben gehandelt, und verweisen daher auf die besondern Abhandlungen.

Zu Unterhaltung des Hausviehes wird das Obst wenig beytragen. Bey dem Rindvieh ist vielleicht gar kein Gebrauch davon zu machen. Die Schweine fressen alles wurmstichige und angefaulte; aber das Brandteweinspülig von dazu gebrauchten Obste wollen auch diese nicht einmal fressen.

Obstmotte.

Phalaena Padella Linn. Ein kleiner Schmetterling aus der Classe der Nachtvögel, welcher bläuliche, mit schwarzen Puncten gezierte Oberflügel, und braune Unterflügel hat. Als Raupe wohnet er in den Aepfeln und andern Obste; weswegen ihm die Namen Obstmotte und Aepfelwurm beygeleget worden sind.

Ocher.

Ocker, Ochra. Unter diesem Namen kann man, überhaupt betrachtet, eine aus zerstörten Erzen entstandene bunte Erde verstehen. Im gemeinen Leben hingegen versteht man darunter eine gelbe oder auch braune und bräunlichte Erde, welche man bey den Bergwerken, warmen Bädern u. s. f. findet. Eine dergleichen Erde ist für nichts anders als für eine Eisenerde zu halten. Versteht man aber unter Ocher eine jede buntgefärbte Erde, welche aus einem zerstörten Erz entstanden, so wird man dieselben nicht allein für Eisenerden, sondern auch für andre metallische Erden zu halten haben. So hat man z. E. zerstörte oder verwitterte Bley, Kupfer, Eisen und Zinkerze, denen man den Namen eines Bley- Kupfer- Eisen- und Zinkochers geben kann. Am gebräuchlichsten aber ist, den verwitterten oder zerstörten Eisen- und Kupfererzen diesen Namen beyzulegen. S. Eisen und Kupfer.

Ochererbse.

S. Erbse.

Ochse.

Bos. Dieser Name wird nicht nur überhaupt dem ganzen Geschlechte des Rindviehes, sondern auch ins besondere denjenigen Stieren oder Männchen gegeben, die man in ihrer Jugend, um sie zum Ziehen und zur Mast desto geschickter zu machen, verschnitten hat. Da diese Thiere, welche im Linneischen System in der fünften Ordnung, nämlich unter den wiederkäuenden, und beym Klein in der zwoten Familie der ersten Ordnung, nämlich unter den zweyhufichten Thieren stehen, einem jeden unserer Leser hinlänglich bekannt sind; so würde wohl eine weitläuftige Beschreibung derselben, ohne Zweifel etwas ganz überflüßiges seyn. Wir begnügen uns also, außer den allgemeinen Merkmalen dieses Geschlechts, blos einige Anmerkungen über die Verschiedenheiten und über andere merkwürdige Umstände anzuführen.

Die Merkmale dieses Geschlechtes sind, nach dem Ritter von Linné, hohle Hörner, die eine halbmondförmig gebogene Spitze haben, und auswendig glatt

sind. Hundszähne sind nicht vorhanden, auch fehlen, wie bey den übrigen wiederkäuenden Thieren, die obern Schneidezähne; der untere Kiefer aber enthält acht Schneidezähne. Die männlichen Rinder werden, wie bekannt, in ihrer Jugend Stiere, vorher aber, wie die jungen weiblichen Thiere dieses Geschlechts, Kälber, und im dritten oder vierten Jahre, wenn sie nicht verschnitten worden sind, Bollen oder Bullen genannt. Die Bullen, denen man im gemeinen Leben den Namen Brummochsen gegeben hat, weil sie immer, wenn sie aufgebracht sind, zu brummen pflegen, sind viel verwegener als die verschnittenen Ochsen, und haben eine kurz geringelte krause Stirn, ein drohendes Gesicht, zottige Ohren, einen starken Nacken, einen kurzen und hinten schmalen Leib, kurze, aber starke Hörner, welche sie beständig zum Streit fertig halten. Das weibliche Rind oder die Kuh, welche in einem Alter von drey bis vier Jahren zum Zeugen geschickt ist, hat vier Zitzen zwischen den Hinterbeinen, und geht neun Monathe trächtig. Sie wirft meistentheils nur ein einziges, selten zwey Kälber auf einmal. Die besten Kühe sind die holländischen, welche zwar kein sonderliches Ansehen haben, aber überaus viel und sehr gute Milch geben; daher man auch die holländische Butter und den holländischen Käse so hochschätzet. Die Holländer sollen jährlich über 100000 Thaler blos für Butter und Käse von den Ausländern lösen. Aus Dännemark, Ungarn, Podolien, und aus der Ukraine, kommen die größten und besten Ochsen. Die Dänischen sind dickleibig, und gemeiniglich schwarz und weiß, oder roth und weiß. Ihre Hörner sind nicht weit ausgebogen, und die Füße nicht gar zu hoch. Die Podolischen und Ukrainischen sind hochbeinig, und haben eine bläuliche oder fahle Farbe. Die Ungarischen sind niedriger, dicker und breiter, übrigens ebenfalls von bläulicher oder fahler Farbe. In ganz heißen Ländern sind diese Thiere gemeiniglich klein, und haben ein schlechtes Fleisch. Herr Müller führet in dem ersten Bande seines vollständigen Natursystems zwey Beyspiele von sehr großen und fetten Ochsen an, wovon der eine über 2000, der andere aber gegen 2500 Pfund gewogen hat.

Die Isländischen Ochsen und Kühe wachsen nicht groß, und bekommen gar keine Hörner. Die afrikanischen Ochsen sind meistentheils mit einem Buckel auf dem Rücken über dem Schulterblatte versehen. In der Tartarey giebt es eine Art Kühe, welche lange Haare, wie Bockshaare, und an dem

dem Halse eine ordentliche Mähne haben. Der oberste Theil des Schwanzes gleichet einem Pferdeschwanze, der unterste aber einem Kuhschwanze. Diese Kühe brüllen nicht, wie andere Kühe, sondern grunzen wie Schweine; daher sie vom Herrn Gmelin grunzende Kühe genannt werden.

Von den Auerochsen, oder wilden Ochsen, von den Höckerochsen, von den Büffeln, und von den Zwergochsen wird in besondern Artikeln gehandelt.

Der Nutzen, welchen wir von dem Rindviehe haben, ist überaus beträchtlich. Dem Landmanne sind diese Thiere zum Ackerbau fast unentbehrlich. Nicht nur das Fleisch und die Milch, sondern auch alle übrigen Theile können mit Vortheil gebrauchet werden. Die Häute der erwachsenen Rinder geben das bekannte Juchtenleder, womit Rußland einen vorzüglichen Handel führet. Aus den Kalbfellen erhalten wir unsere Schuhe, Stiefeln, und viele andere brauchbare Dinge. Aus den gebrannten Ochsenbeinen wird eine schwarze Farbe, nämlich das sogenannte Beinschwarz verfertiget. Aus den Knorpeln, Nerven und Abgängen des Leders kochet man Leim; und den Talg, den man mit Schöpsentalg vermischet, gebrauchet man zum Lichtziehen. Aus dem Horne machet man Kämme, Laternen und allerhand Einfassungen. Der Mist giebt für trockne und leichte Aecker einen vortrefflichen Dünger ab.

Ochs, s. See- oder Meerochs, Bos marinus, eine Art Rochen, Richter. s. unsere Artikel, Meerochs, B. V. S. 526. und Hornfisch, B. IV. S. 3.

Ochsenauge.

Ochsenauge nennet man eine genabelte Schnirkelschnecke, Helix ampullacea Linn. Die Schale ist bläulicht, kugelförmig aufgetrieben, etwas runzlicht, gestreifet, genabelt, und am Nabel fast wieder überwachsen; die Gewinde, welche oben in die Höhe steigen, sind gleichfalls bäuchicht; die Mündung ist länglicht eyförmig, und mit einem dünnen, etwan einen Messerrücken dicken Schneckendeckel gedecket. Nach ihrer verschiedenen Größe machet man Ochsen- oder Kalbsaugen daraus. Man findet dergleichen in dem Ost- und Westindischen Meere, auch auf den morastigen Reisfeldern in Indien; woselbst sie als eine gute Speise geachtet werden.

Das Kuhauge, Helix glauca L. ist dem Ochsenauge ziemlich ähnlich, aber blaß fleischfärbicht, mit einigen braunen Bändern gezieret, die Mundöffnung pomeranzenfärbicht, der Nabel

weiter und der Wirbel mehr zugespitzet.

Ochsenauge, S. Strichblume.

Ochsenbeutel.
S. Riedgras.

Ochsenbezoar.

Die Ochsen und Kühe haben die Gewohnheit, daß sie einander gern lecken. Sie verschlucken daher viele Haare, die sich mit den im Magen befindlichen Säften und andern Theilen bisweilen vereinigen, und zu harten braunen Kugeln werden, welche sehr oft die Größe eines Eyes erreichen, und eine Aehnlichkeit mit dem Bezoar haben, den man in gewissen Gazellen findet; daher man ihnen den Namen Ochsenbezoar gegeben hat.

Ochsenborche.
S. Hauhechel.

Ochsenbremse.
S. Bremse.

Ochsendarm.
S. Venusschaft.

Ochsenesel.
S. Jumarr.

Ochsenfisch.

Der Ochsenfisch, den man sonst Manatus, Matrussa, genennet, anjetzo aber auf den französischen Inseln von Amerika, Lamentin, heißt, ist, nach des Condamine Beschreibung und Anmerkung, in den S. A. Reisen, B. XVI. S. 132. von dem Phoca, Seekalbe, allerdings zu unterscheiden. s. unsern ausführlichen Artikel, Lamentin, B. V. S. 17. auch den Artikel, Fisch mit Händen, B. III. S. 91.

Ochsenherze.

Es erhalten zwar verschiedene Muscheln diesen Namen, und heißen auch Bucardia. Wir verstehen darunter aber diejenige Gienmuschel, welche beym Herrn von Linne Chama Cor heißt, und bey andern Schriftstellern, weil die beyden Angeln sich oben nicht gegeneinander, sondern seitwärts in einen Schnirkel umdrehen, den Namen doppelte Zotskappe oder Narrenkappe erhalten. Beyde Schalen sind gleichbäuchicht, sehr gewölbet, nach Verhältniß der Größe, die sich oft auf drey Zoll in der Länge, Breite und Dicke beläuft, dünne, inwendig weiß, und auswendig mit einer rostfärbigen Haut überzogen, die sich zwar bey den Angeln und in der Mitte beschwerlich, am Rande aber ganz leicht ablösen läßt. Die vordere Spalte klaffet. Selten ist der innere Rand violetfärbicht. Der Aufenthalt ist an der Küste von Dalmatien.

Ochsenkopf.
S. Sturmhaube.

Ochsenkraut.
S. Hauhechel.

Ochsenzunge.

Da im Gewächsreiche die Thiernamen nicht wohl angebracht worden, hat Herr von Linné dieses Geschlecht, statt Buglossum, mit dem Namen Anchusa beleget, welcher zuvor nur einer Art eigen war. Der rundlich-länglichte Kelch ist in fünf Einschnitte getheilet. Des Blumenblattes Röhre ist ohngefähr so lang als der Kelch, am Schlunde mit fünf gegeneinander gerichteten Schuppen verschlossen, und in einen platten Rand verbreitet, welcher fünf stumpfe Lappen zeiget. Fünf kurze Staubfäden sitzen unter den Schuppen, und der Griffel trägt einen stumpfen, eingekerbten Staubweg. Vier länglichte, krumme Saamen liegen in dem vergrößerten Kelche. Damit man dieses von dem nahverwandten Geschlechte, Steinhirse, desto besser unterscheiden möchte, hat Herr von Haller die Ochsenzunge durch runzlichte, den Steinhirse aber durch glatte Saamen bestimmet. Herr von Linné hatte ehedem acht Arten angegeben, in der Murrayschen Ausgabe finden wir nur noch sieben, indem die Orientalische zu dem Steinhirse verwiesen worden. Die bekanndtesten sind:

1) die langährichte Apothekerochsenzunge, deutsche oder große Ochsenzunge, Liebäuglein, Augenzier, Sternblume, Buglossum offic. Anchusa officinalis Linn. Auf hohen sandigen Feldern, trocknen Wiesen, Weinbergen, und um die Dörfer, an den Landstrassen wuchert und blühet den ganzen Sommer über diese, gemeiniglich zweyjährige Pflanze, durch den ausfallenden Saamen ungemein, und treibt eine lange, dicke, starke, fleischichte Wurzel, und diese einen, mit vielen Zweigen und Blättern besetzten, ohngefähr zween Fuß hohen, gestreiften Stängel, welcher, wie die Blätter, und die ganze Pflanze mit steifen, weißlichten Borsten besetzet, und rauh anzufühlen ist. Die Blätter sitzen wechselsweise platt an, sind lanzetförmig und etwas weniges wellenförmig. Unter, auch über, oder neben denselben entspringt der Blüthzweig, oder gemeinschaftliche Blüthstiel, welcher an den Zweigen und dem Stängel herunterläuft, und die Streifen verursachet, oberwärts sich gabelförmig in zween kleinere theilet, davon jeder eine kurze, dichte, rückwärts gebogene, einseitige Blumenähre trägt, und an dem Winkel, wo die Theilung geschieht, sitzt eine einzelne Blume. Bey

dieser steht kein Deckblatt, da hingegen zwischen, oder neben den blauen Blumen der Aehre dergleichen sich findet. Auch der Stängel spaltet sich am Ende, und trägt zwo Blumenähren. Die Schuppen des Blumenblattes scheinen ausgehöhlet, und sind haaricht. Man findet auch eine Spielart mit weißen, und eine andere mit röthlichten Blumen. Man findet aber gemeiniglich blaue und rothe auf einem Stocke. Sie sind anfangs purpurroth, und werden nach einigen Tagen blau. Da die Pflanze bey uns häufig wild wächst, und im Garten leicht ein beschwerliches Unkraut wird, achtet man selbige nicht; und obgleich die Blumen, auch wohl die Blätter und Wurzeln in den Apotheken aufbehalten, und die erstern zu den herzstärkenden Mitteln gezählet werden, verdienen selbige doch bey den Aerzten keine Achtung, indem sie weder Geruch, noch besondern Geschmack haben, und außer einer gelinden Wirkung keine Kräfte besitzen. Die jungen Blätter werden von den Schaafen gern gefressen, und die Blumen wegen des Honigs von den Bienen besuchet.

2) Schmalblätterichte Ochsenzunge, Anchusa angustifolia Linn. hat ehedem Herr von Linné nur als eine Abänderung der vorigen Art angesehen und Hr. von Haller auch dieses in den neuern Schriften behauptet, der Ritter aber selbige nachher für eine besondere angenommen und Herr Gleditsch solche für eine fremde Pflanze, deren Blumen größer und ansehnlicher sind, ausgegeben. Die Blätter sollen einigermaßen am Rande ausgezahnt, gleichsam stachlicht und beym Anfange schmäler, und nicht, wie bey der ersten Art, aus dem eyförmigen ins lanzetförmige sich verlängern. Italien soll ihr eigentliches Vaterland seyn, wird sich aber, wie die erste Art, durch den Saamen leicht selbst fortpflanzen.

3) Immergrünende Ochsenzunge mit zweyblätterichten Blüthstielen, die spanische breitblätterichte Ochsenzunge, Buglossum oder Anchusa sempervirens L. Sie wächst in Spanien und England wild, dauert einige Jahre, behält ihre Blätter immerfort, und blühet vom Frühjahre bis in den Herbst. Die Pflanze ist überall mit steifen Haaren besetzet. Der Stängel wird kaum einen Fuß hoch, breitet sich aber mit seinen Zweigen weit aus, und ist von den herunterlaufenden Blattstielen gestreift und eckicht. Die Blätter sind eyförmig zugespitzt, etwas wellenförmig ausgebogen, und hin und wieder ausgezahnt. Aus dem Winkel der obern Blätter entspringt der Blüthstiel, welcher am obern Theile mit zwey

Blättern besetzet ist, und über diesen sich in viele besondere Stielchen ausbreitet, auf welchen die himmelblauen Blumen sitzen. Bey diesen ist die Röhre des Blumenblattes etwas kürzer als der Kelch. Gestielte und weißgefleckte Blätter, dergleichen in der Murrayischen Ausgabe angemerket worden, haben wir niemals wahrgenommeu. Auch sind die Stängel nicht schwach und liegen nicht auf der Erde, wie in der Onomat. botanica angegeben wird. Die Pflanze dauert in hiesigen Gärten im freyen Lande, in einem mehr feuchten als trockenen Boden, aus, und verlanget keine Wartung. Die Vermehrung durch die Wurzel wird selten gelingen, von den ausgefallenen Saamen aber jährlich neue Pflanzen aufwachsen.

4) Die wollichte rothfärbende Ochsenzunge, rothe Ochsenzunge, Färberkraut, Anchusa offic. Anchusa tinctoria Linn. Diese Pflanze ist der ersten und zwoten Art gar sehr ähnlich, und man könnte sie leicht für eine Abänderung halten, zumal Dodonäus schon angemerket, daß die Wurzel in kalten Ländern gar nicht, in wärmern aber schön roth gefärbet sey, auch schon bey der ersten Art angegeben worden, daß die Blumen bald mehr roth, bald mehr blau erscheinen, mithin die rothe Blume dieser Anchusa gleichfalls kein Unterscheidungszeichen abgeben kann. Indessen hat solche doch Herr von Linné in den neuern Schriften für eine besondere Art aufgenommen, und selbige durch die mehr rauche, als rauhe, oder weißlicht haarichte Oberfläche der ganzen Pflanze, die lanzetförmigen stumpfen Blätter und kurzen Staubfäden unterschieden. Die Pflanze wächst um Montpellier, in Italien, um Constantinopel, dauert gemeiniglich zwey Jahre und kann auch bey uns im freyen Lande unterhalten werden. Die Wurzel wird von den Apothekern und Materialisten verkaufet, und hat zuweilen ein verschiedenes Ansehen. Die französische ist holzicht, auswendig dunkel- oder blutroth, inwendig weiß, ohne Geruch, von einem herben Geschmacke. Sie wird selten oder gar nicht innerlich gebrauchet. Die Knochen der Thiere, welche man mit dieser Wurzel gefüttert, schwellen ungemein auf. S. Pariser Akademie 1746. In ältern Zeiten machte man Schminke davon, und die portugiesische Schminke, Charta hispanica genannt, soll daraus verfertiget werden. Man gebrauchet sie auch sonst zum Färben, und wird der Alcanna gleich geschätzet; daher man öfters ungewiß bleibt, ob die Schriftsteller von der wahren Alcanna oder dieser Wurzel reden. Man soll auch mit dieser nicht diejenige Art des Steinhirses ver-

wechseln, welche eine rothe Wurzel hat.

Von den Pflanzen, welche Tournefort und andere zu der Ochsenzunge gerechnet, sind verschiedene, deren Blumenblatt keine gerade, sondern krumme und gebogene Röhre zeiget, und wegen dieses Umstandes, obgleich sonst alles, Blüthe und Saamen, einerley ist, von Herrn von Linné und Hallern davon abgesondert und als ein eigenes Geschlecht, unter dem Namen Lycopsis, angenommen werden. Da sich auch findet, daß bey einigen, dahin gerechneten Arten die fünf Einschnitte des Blumenblattes einander nicht ganz ähnlich und einer merklich kleiner und die beyden untersten merklich größer sind, so kann man um desto eher dieser Trennung beypflichten, jedoch vielleicht mit der Einschränkung, daß diejenigen Arten, welche eine krumme Röhre, aber einander ähnliche Einschnitte besitzen, lieber zu der Ochsenzunge, als zu dem neuen Geschlechte gerechnet werden könnten. Wie wollen wir aber dieses neue Geschlechte im deutschen nennen? Herr Dietrich übersetzet solches Wolfsgesicht. Der Deutsche möchte hierbey lachen, vielleicht ist das griechische Wolfsgesicht anders gestaltet, oder die Einbildungskraft eines Cordi und anderer, welche sich dieses Namens bedienet, lebhafter beschaffen. Herr Planer nennt solches, wegen der gebogenen Röhre, Krummhals. Wir wollen hier derjenigen Ermahnung folgen, welche vor kurzer Zeit in den Göttingischen gelehrten Anzeigen angebracht worden, nämlich wie es am besten seyn dürfte, die lateinischen oder griechischen Namen beyzubehalten, wo keine alten deutschen bereits vorhanden; mithin wollen wir Lycopsis behalten. Muß ein deutscher Name gewählet werden, so wäre unächte Ochsenzunge wohl der beste. Die bekanntesten Arten sind

1) *Lanzetblätterichte Lycopsis mit aufgerichteten Blumen*, kleine wilde Ochsenzunge, Buglossum sylvestre. Echioides Riuin. Lycopsis arvensis Linn. Diese jährige Pflanze bringt ihre Blumen nach der verschiedenen Bestellung der Felder im Frühlinge oder Sommer, und wird im Boden von verschiedener Güte bis in den September gefunden. Die Pflanze ist überall ganz rauh und fast stachlicht anzufühlen. Der Stängel erreichet bis zween Fuß Höhe, treibt viele Zweige, und ist zuweilen, wegen der herunterlaufenden Blätter, etwas geflügelt. Die Blätter sind zungen- oder lanzetförmig, gemeiniglich wellenförmig ausgebogen, auch schwach eingekerbet; die Borsten an denselben stehen gleichsam auf besondern Knöpfchen. Die Blumen sitzen einzeln auf langen Stielen;

die

die krumme Röhre des Blumenblattes ist lang und die Einschnitte einander fast ähnlich, rundlich, oberwärts vertieft, blau oder röthlich, mit weißen Adern durchzogen. Das junge Kraut fressen die Schafe gerne und die Bienen tragen aus den Blumen etwas Honig.

2) Die blasenförmige, aufrechtstehende Lycopsis, Lycopsis pulla Linn. wächst in der Tartarey, auch um Jena wild. Die zäserichte Wurzel dauert zwey Jahre. Die ganze Pflanze ist rauch. Der Stängel steht aufgerichtet, ist ohngefähr einen Fuß hoch und in Zweige verbreitet. Die Blätter sind lanzetförmig, völlig ganz. Wenn die dunkel- oder schwärzlich rothe Blüthe vergangen, erweitert sich der Kelch, und stellet zuletzt eine Blase vor, welche unterwärts hängt.

3) Blasenförmige gestreckte Lycopsis, unächte rauhe Ochsenzunge mit dunkelrothen Blumen, Echioides flore pullo Riu. Lycopsis vesicaria Linn. Diese hat eine lange, fleischichte, dauernde Wurzel und zeiget sich auch in Deutschland im guten lockern Grunde um die Hügel und hohen Felder. Sie blühet im Frühlinge sehr lange und ist mit borstichten Haaren überall besetzet. Der Stängel ist geflecket und mit vielen Zweigen versehen. Die wechselsweise gestellten Blätter sitzen platt auf und sind lanzetförmig, völlig ganz. Neben den Blättern steht der Blumenstiel, welcher, wenn die Saamen reifen, sich über den Blattwinkel schlägt und auf der andern Seite des Blattes unterwärts mit dem blasenförmigen Kelche hängt. Die Kelcheinschnitte ragen über das Blumenblatt hervor, und jeder ist mit einer erhabenen Linie bezeichnet. Die Röhre des Blumenblattes ist weiß, weit, und nach unserer Wahrnehmung nicht gekrümmet; auch haben wir am Schlunde keine Schuppen bemerket. Die Lappen des Blumenblattes sind klein, rundlich und dunkelroth und die runzlichten Saamen gewölbet und an einem Ende ganz spitzig.

4) Warzichte Lycopsis, variegata Linn. wächst in Creta und ist jährig, gestreckt und rauh. Die plattaufsitzenden Blätter sind ausgeschweifet, gezahnt, und auf der Oberfläche mit weißen, knorplichten, kleinen Warzen und Borsten besetzet. Die Blumen hängen unterwärts und sind blauscheckicht.

Diese und die vorhergehenden Arten kann man aus dem Saamen leicht erziehen, und auf den Gartenbeeten in guter lockerer Erde unterhalten. Der Saame fällt leicht aus, deswegen man öfters darnach sehen muß.

Ochsenzunge, kleine, S. auch Berufswand.

Ochsen-

Ochsenzunge, wilde, S. Otterkopf.

Oculiren. S. Knospe.

Odermenge.

Odermenge ist der verstümmelte gebräuchliche Name von Agrimonia. An dem Fruchtkeime sitzt ein doppelter Kelch. Zwey Blättchen umgeben selbigen unterwärts und oben darauf steht ein kleiner fünffach getheilter. Zwischen den Einschnitten dieses Kelches stehen fünf ausgebreitete, eingekerbte Blumenblätter, und gemeiniglich zwölf kürzere Staubfäden, welche zween Griffel mit stumpfen Staubwegen umgeben. Die borstige Frucht enthält einen, auch zween Saamen. Hr. v. Linné führet drey Arten an.

1) Gefiederte Odermenge mit lockern Blüthähren, Adermennig, Aggermennig, Bruchwurz, Heil aller Welt. Leberklette, Königskraut, Steinwurzel, Agrimonia offic. Agrimonia Eupatorium Linn. wächst in den Heiden, Feldern und andern erhabenen Orten häufig, und blühet im Sommer. Aus der fortdauernden, bräunlichten, zäserichten Wurzel treiben viele, ohngefähr anderthalb Fuß hohe, schlanke, und gemeiniglich unterwärts gestreckte und mehrentheils einfache, rauhe Stängel, an welchen wechselsweise gefiederte Blätter und am obern Theile eine lockere, lange Blumenähre stehen. Die Blätter sitzen platt auf, sind mit dem Stängel zugleich von zween herzförmigen, ausgezackten Blattansätzen umgeben, und bestehen aus vielen rauchen, scharf ausgezackten, an Größe aber verschiedenen Blättchen, welche der Länge nach an der gemeinschaftlichen Ribbe solchergestalt sitzen, daß gemeiniglich ein großes und viel kleineres abwechseln. Man zählet sechs bis sieben Paar große und so viel kleinere, und zuletzt steht ein großes einzelnes, welches gleichsam auf seinem eigenen Stielchen ruhet. Die Blumen stehen auf einzelnen Stielen und die Blumenblätter sind gelb. Die Frucht ist mit zehn Furchen durchzogen, oberwärts mit vielen steifen Borsten besetzet, unterwärts aber mehr glatt. Wir haben im Garten eine Spielart, welche weiße Blumen trägt, und in allen Theilen kleiner scheint. Herr Miller hat diese als eine eigene Art angenommen und die kleine Odermenge genannt. Die Wurzel hat im Frühjahre, ehe der Stängel hervorbricht, einigen Geruch, und die Canadenser bereiten davon einen Trank, dessen sie sich bey hitzigen Fiebern bedienen. Bey uns werden die Blätter allein gesammelt und gebrauchet. Auch diese haben in trockenen erhabenen Oertern einen angenehmen, balsamisch

gewürzhaften Geruch und einen erdhaften, zusammenziehenden, etwas scharfen Geschmack, sind unter die Wundmittel gerechnet, und wider die Bauch- und Blutflüsse, bey Schwachheit, auch Verstopfung der Eingeweide, sonderlich der Leber gerühmet worden. Ettmüller lobet solche besonders bey Nierengeschwüren und dem daher entstandenen Blutharne, Riverius das Pulver davon, wenn man den Urin nicht halten kann, Wedel den Trank davon im Saamenflusse, und Chomel will damit die Verstopfung der Leber gehoben haben. Auch der äußerliche Gebrauch ist nützlich befunden worden. Alte Schäden an Füßen will Scultet durch die aufgelegten Blätter geheilet haben. Die davon mit Wasser oder Wein gemachten Bähungen zertheilen die Entzündung und reinigen die Geschwüre. Man gebrauchet auch den Trank zum Gurgelwasser, zur Reinigung der Geschwüre und Linderung des Schmerzes. Simon Pauli hat den Trank aus Odermenge und Alantwurzel bey schwärenden Frostbeulen empfohlen. Das abgezogene Wasser scheint ganz unkräftig zu seyn, wenigstens wird man davon keine steinzermalmende Kraft hoffen dürfen, obgleich einige ältere Aerzte solches deswegen gerühmet. Es ist zwar dieses Kraut in neuern Zeiten ganz in Vergessenheit gerathen, es verdienet aber solches gewiß mehr Achtung. Nach Herr Hofrath Gleditschens Vorschlägen dienet es auch zum Lohgerben. Ochsen und Pferde sollen die Pflanze unberührt stehen lassen.

2) Gefiederte Odermenge mit dichten Blüthähren, Agrimonia orientalis oder repens. Diese ist der vorherstehenden ganz ähnlich; die Stängel aber sollen niedriger, stärker und raucher, die Blattansätze größer, das ungepaarte Blättchen nicht gestielt, die Blüthähre kürzer und dichter, und die plattaufsitzenden Blumen mit langen Deckblättern umgeben seyn. Herr Gouan hat beyde mit einander vereiniget, und nur angegeben, wie die letzte Pflanze viel raucher, die Aehre dichter und die Blättchen größer wären.

3) Dreyblätterichte Odermenge, Agrimonia agrimonoides Linn. wächst in den feuchten Wäldern Italiens und hat gleichfalls eine dauernde Wurzel und gefiederte, aus großen und kleinen Blättchen zusammengesetzte, Wurzelblätter, ist aber sonst von den vorigen Arten gänzlich verschieden. Die Blätter am Stängel bestehen nur aus drey Blättchen; der obere Kelch ist in zehn bis zwölf Einschnitte getheilet; von den gelben, eyförmigen Blumenblättern zählet man oft sechs, selten aber mehr als acht Staubfäden und die Frucht ist glatt.

Die ersten Arten kann man leicht durch die Theilung der Wurzel vermehren und im Garten unterhalten. Die weiße Spielart steht bey uns neben der andern, und hat sich ohne Wartung viele Jahre erhalten. Die dritte Art muß man aus dem Saamen erziehen, solchen im Herbste aussäen, die Pflanzen in Scherbel setzen und den Winter über in einem gemäßigten Glashause unterhalten.

Oebisstaude.

Verschiedene Pflanzen, welche im Malabarischen Garten unter dem Namen Kelengu, und beym Rumph unter Vbium, auch unter Inhame und Rhizophora vorkommen, hat Plümier mit dem Geschlechtsnamen Dioscorea belegt. Obgleich aber der griechische Arzt, Pedacius Dioscorides, welcher die erste Materiam medicam verfertiget und darinnen vorzüglich die Arzneygewächse angeführet, dergleichen Andenken billig verdienet, so haben wir doch obigen deutschen Namen davor gewählet, weil damit schon längstens die bekannteste Art dieses Geschlechts beleget worden. Die hieher gehörigen Pflanzen tragen männliche und weibliche Blumen auf verschiedenen Stöcken. Beyde haben nur eine glockenförmige, in sechs lanzetförmige Einschnitte getheilte Blumendecke, welche man für den Kelch annimmt, und bey den männlichen sechs kurze Staubfäden, bey den weiblichen aber einen kleinen dreyeckichten Fruchtkeim mit drey Griffeln und einfachen Staubwege umgiebt. Der Fruchtbalg ist groß, dreyeckicht, dreyklappicht und dreyfächericht, und in jedem Fache liegen zween plattgedrückte und mit einem breitblätterichten Rande eingefaßte Saamen. Herr von Linné hat acht Arten angegeben, von welchen wir bemerken:

1) die fünfblätterichte Oebisstaude, Rhizophora plataphyllos Plukner. Nuueni-Kelengu Hort. Mal. VII. Tab. 35. Vbium quinquefolium Rumph. V. Tab. 127. wächst in Indien, sonderlich häufig auf den Moluckischen Inseln. Die dicke, knollichte Wurzel nimmt verschiedene Gestalten an, und ist äußerlich schwärzlich, innerlich weiß oder roth. Sie treibt einen langen, ohngefähr einer Federkiele dicken, unterwärts etwas wollichten, überdieß aber mit vielen krummen festen Stacheln besetzten und um dabey stehende Bäume oder Stangen sich in die Höhe schlingenden Stängel. Die gestielten und rückwärts gebogene Blätter sind fingerförmig und bestehen gemeiniglich aus fünf, auch nur aus drey, länglicht zugespitzten, völlig ganzen Blättchen. An dem Blätterwinkel sitzen überall kleine warzichte Knollen, einer auch mehre-

re

re bey einander, welche leicht abfallen, wenn man sie berühret, und neue Wurzeln abgeben. Die Wurzel wird von den Indianern in Wasser gekochet, hernach in der Asche gebraten und gegessen.

2) Dreyblätterichte Oebisstaude, Tsiageri-nuren Hort. Mal. VII. Tab. 33. Vbium sylvestre Rumph. V. Tab. 128. Dioscorea triphylla L. wächst in vielen Moluckischen Inseln und Malabarien. Die Wurzel besteht aus vielen Knollen, welche zusammen genommen die Größe eines Menschen- auch wohl eines Ochsenkopfes haben, und Rumph berichtet, wie die Erde davon aufgetrieben werde, und wie zuweilen kaum vier Menschen die Knollen von einer Pflanze wegtragen können. Diese sind äußerlich aschgrau oder gelb, innerlich weiß oder gelblicht und enthalten einen schleimichten Saft, welcher auf der Haut ein Jucken verursachet. Die Ranken sind auch mit steifen Stacheln besetzet, welche aber an den Zweigen und ihren Enden sich endlich verlieren. Die langgestielten Blätter bestehen aus drey großen, wohl einer Spannen langen, und sechs bis sieben Finger breiten, an beyden Enden spitzigen, völlig ganzen, und mit vielen Nerven der Länge nach durchzogenen Blättchen; die beyden Seitenblättchen sind gemeiniglich am untern Ende breiter, jedoch die beyden Seitentheile einander nicht ganz gleich. Die Stöcke mit gelben Wurzeln tragen wohl- und wie Moschus riechende Blumen, und diese Wurzel wird nicht für so schädlich gehalten, als die aschgraue. Die Pflanze stirbt jährlich bis auf die Wurzel ab. Obgleich die Wurzel einen schädlichen Saft enthält, wird solche doch von den Indianern zugerichtet und häufig gespeiset. Zum Beweise was die wilden Völker für künstliche Zubereitungen erfunden, bemerken wir, wie sie die frischen Knollen in Stücke zerschneiden und vier und zwanzig Stunden mit warmer Asche bedecken, hierauf die anklebende Asche abwaschen, in Körbe legen, mit Steinen beschweren und acht und vierzig Stunden im Meerwasser weichen lassen, hierauf die Knollen mit süßen oder Regenwasser abwaschen, an der Sonne trocknen, abermals ins Meerwasser legen und wieder mit süßem abwaschen und trocknen lassen, dieses auch wohl zum drittenmale wiederholen, bis sie merken, daß alle schädliche Eigenschaft ausgezogen. Um dessen gewiß zu seyn, machen sie unter andern Proben vorzüglich diese: sie werfen den Hühnern einige Stückchen hin, und wenn sie diese gefressen und darauf nicht schwindlicht werden, halten sie solche für unschädlich. Andere Arten der Zubereitung

kann man beym Rumph nachlesen. Diejenigen Völker, welche weder Reiß, noch Sago haben können, genießen diese Wurzel häufig, wenden aber bey der Bereitung nicht allemal die gehörige Sorgfalt an, daher es öfters geschieht, daß sie durch deren Genuß schwindlicht werden. Es sind ihnen aber verschiedene Gegenmittel bekannt, daher sie sich davor nicht fürchten.

3) Herzblätterichte Oebisstaude mit stachlichten Ranken, Cattu-Kelengu Hort. Mal. VII. Tab. 37. Combilium Rumph. V. T. 126. Dioscorea aculeata Linn. wächst in Malabar und wird in den Moluckischen und andern Inseln, auch in Batavien häufig gebauet. Die Stängel oder Ranken sind wie bey den vorigen Arten beschaffen, gewunden, eckicht, aber nicht geflügelt und mit kurzen Stacheln besetzet. Die Blätter sind einfach, herzförmig und mit neun Nerven durchzogen; bey dem Ansatze jedes Blattes stehen zwo größere, krumme Stacheln. Die Wurzel besteht aus vielen Knollen von verschiedener Größe und Gestalt, welche alle durch Fasern mit den mittelsten verbunden, und auf der Oberfläche mit vielen kleinen Zäserchen oder Borsten besetzet sind. Zwischen den Knollen laufen lange Faden hin, welche stachlicht sind, und wodurch das Ausnehmen der Wurzel sehr erschweret wird. Die mit Wasser abgekochten und in der Asche gebratenen, oder auch nur allein gerösteten Wurzeln werden auf verschiedene Art zur Speise zugerichtet und die gerösteten auch über das Meer verschicket. Nach Herrn von Linné Beschreibung sollen bey dieser Art am Stängel Knollen ansitzen, davon Rumph aber nichts erwähnet.

4) Herzblätterichte Oebisstaude mit geflügelten Ranken, Katsiil-kelengu Hort. Mal. VII. T. 38. Dioscorea alata Linn. wächst in Indien. Der Stängel, welcher mit vorragenden Häuten der Länge nach besetzet oder geflügelt ist, machet diese Art leicht kenntbar. Die Blätter sind herz- oder mehr pfeilförmig, fast zweymal länger als breit, glatt und dreynervicht. Das unterste Glied des Stängels an der Wurzel ist, nach Kalms Bemerkung, fünfeckicht, das folgende sechseckicht, das dritte sieben- und das vierte nur viereckicht. Die Zweige sind nach der linken Hand gewunden. Die Wurzel wird in China häufig gebauet, und gleichfalls an vielen Orten Indiens statt des Brodes gebrauchet. Die Engländer nennen solche Yams. In Schweden ist sie gut fortgekommen, vielleicht könnte man solche auch in Deutschland anbauen, sie

soll

soll aber, nach Kalms Urtheile, kaum so gut, als die gemeinen Erdäpfel schmecken.

5) Herzblätterichte Oebisstaude mit glatten knollichten Ranken, Katu-katsiil H. Mal. VII. T. 36. Dioscorea bulbifera Linn. Hieher rechnet Hr. v. Linne' Vbium pomiferum Rumph. V. T. 124. mit welcher Abbildung auch Vbium ouale Tab. 125. viele Aehnlichkeit zeiget. Beyde haben nach der Abbildung glatte und knollentragende Stängel und herzförmige, lang zugespitzte und hinterwärts mit großen Ohren vorragende nervichte Blätter. Bey der pomifera sind die Knollen am Blätterwinkel sehr verschieden. Es finden sich runde, länglichte, eckichte, gelbe, rothe, blauliche, glatte, mit kleinen Warzen auch Borsten besetzte. Die Wurzel besteht nur aus einem Knollen, welcher oberwärts mit vielen Fasern umgeben ist, und zuweilen die Größe eines Enteneyes hat. Wächst überall in Amboina und wird durch die Knollen der Ranken fortgepflanzet. Die Wurzel soll ein schlechtes Nahrungsmittel seyn und der häufige Genuß leicht zu Ausschlägen auf der Haut Gelegenheit geben. Vbium ouale Rumph. hat gemeiniglich zur Wurzel auch nur einen Knollen, welcher von der Größe eines Tauben- zuweilen auch Gänseeyes ist. Die Knollen am Blätterwinkel sind gemeiniglich länglicht, fingerförmig, auch durch Gelenke abgetheilet. Diese allein werden gegessen, die Wurzel selbst aber nicht geachtet. Nach der Beschreibung sind bey dieser Art die Stängel viereckicht, mithin könnte solche vielleicht unsere vierte ausmachen. Auch Vbium vulgare Fig. 120. digitatum fig. 121. anguinum fig. 122. haben eckichte, und mit Knollen besetzte Stängel und sind nur wegen der großen Verschiedenheit der Wurzel von einander unterschieden.

6) Herzblätterichte Oebisstaude mit glatten rundlichen Ranken, Mu-kelengu H. Mal. VII. T. 31. Dioscorea satiua Linn. wächst in Indien. Hieher rechnet Herr von Linne' Olus sanguinis Rumph. V. T. 180. und deswegen nennt Dietrich diese Art Blutkohl. Die Pflanze wird als Gemüse, aber wegen ihrer eckelhaften Süßigkeit nicht allein, sondern mit andern vermischet, gegessen.

7) Glattstänglichte Oebisstaude, mit wechselsweise und einander gegen über gestellten herzförmigen Blättern, Dioscorea villosa Linn. wächst in Virginien und Florida und ist vielleicht Vbium nummularium Rumph. V. Tab. 162. Die Rinde wird von der Wurzel dicke abgeschnitten und die Wurzel in Stücke zerschnitten,

schnitten, gekochet, und von den Indianern häufig gegessen.

8) Oebisstaude mit eyförmigen einander gegen über gestellten Blättern, Dioscorea oppositifolia Linn. wächst in Indien. Hieher rechnet Hr. von Linné die fig. 120. des Rumphs.

Die fünfte Art haben wir einige Zeit im Garten unterhalten. Man muß die Knollen in leichte sandige Erde setzen und die Scherbel fast das ganze Jahr über, wenigstens im Frühjahre und im Winter, auf dem warmen Lohbeete unterhalten und im Winter gar nicht begießen, indem sie leicht faulen.

Oeder.

S. Birnbaum.

Oedera.

Des berühmten Herrn George Christian Oeders Verdienste um die Kräuterkunde sind zwar bekannt, doch bemerken wir, wie derselbe sich durch die Einleitung in die Kräuterkenntniß und vorzüglich durch die schönen Abbildungen derer in Dännemark wachsenden Pflanzen aller Kenner Beyfall erworben. Herr Cranz hat zum ersten ein Pflanzengeschlecht nach dessen Namen genannt, welches aber, als überflüßig, billig mit der Dracaena vereiniget, oder vielmehr mit dieser für einerley gehalten worden. Hingegen hat die, demselben neuerlich gewidmete, Pflanze, Oedera prolifera, ehedem Hr. v. Linné und Bergius unter dem Namen Buphthalmum capense beschrieben, die sonderbare Beschaffenheit der Blume aber den Ritter veranlaßt solche als ein eigenes Geschlecht anzunehmen. Die Pflanze wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der strauchartige Stängel treibt viele Aeste, welche unterwärts von den abgefallenen Blättern narbicht, oberwärts aber mit plattansitzenden, einander gegen über gestellten, schmalen, spitzigen, zart eingekerbten oder gefranzten, rückwärts gebogenen Blättern, und an der Spitze mit einzelnen Blumen besetzet sind. Diese sind aus der Familie der zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus vielen, über einander liegenden, länglichten, spitzigen, gefranzten Blättchen, welche breiter und größer als die Blätter der Zweige sind: dieser umgiebt viele gelbe trichterförmige, fünffach eingeschnittene zwitter- und einige wenige zungenförmige, weibliche, dreyfach eingekerbte, oberwärts gelblichte, unterwärts purpurfärbige Randblümchen. Jene haben den walzenförmigen verwachsenen Staubbeutel, und alle einen mit Spelzen besetzten Fruchtkeim, und einen Griffel mit zween Staubwegen; das Blumenbette ist mit Spelzen besetzet, und auf

der

der Spitze der Saamen sitzen gleichfalls Spelzen oder Schuppen.

Oefen.

Furni. Es ist bekannt genug, was man unter einem Ofen, überhaupt betrachtet, versteht; es ist nämlich derselbe eine Maschine oder ein Behältniß, in welchem man das Feuer einschließt, um dasselbe, vermittelst der Luft zu verschiedenen Absichten zu gebrauchen. Da der Zweck oder die Absicht einen Ofen anzulegen oder zu gebrauchen sehr verschieden ist, so ist leicht zu erachten, daß die Arten der Oefen ebenfalls gar mannichfaltig und verschieden seyn müssen. Anders sind die Oefen in der Haushaltungskunst, anders diejenigen, welche bey verschiednen Künstlern und Handwerkern gebrauchet werden. Wir wollen nur einige derselben nennen, und den bloßen Namen nach anführen. In der Haushaltungskunst gebrauchet man Stubenöfen, Malz- Darr- und Brauöfen, Backöfen, Oefen zum Brandweinbrennen u. d. m. Diese Arten sind sehr von einander unterschieden, ja selbst unter einer Art, die zu einerley Absicht gebrauchet wird, ist oft ein beträchtlicher Unterschied zu finden. Man gebraucht z. E. von den Stubenöfen zweyerley Arten, solche nämlich, welche außer der Stube geheizet werden, und andere, die man in der Stube heizet, und die man Windofen zu nennen pfleget. Einige derselben werden von bloßen Kacheln oder auch Ziegeln und Kacheln angeleget, andere sind aus eisernen Platten oder Blechen verfertiget, und zwar bestehen einige aus einem bloßen Feuerkasten mit angesetzten blechernen Röhren, andere haben außer dem Feuerkasten auch einen Auffsatz, welcher entweder von Thon gemachet und gebrannt, oder aus Eisenblech verfertiget worden. Von den Stubenöfen unterscheiden sich der Gestalt und ganzen Einrichtung nach die Back- und Brauöfen, so wie von diesen die bey Künstlern und Handwerkern gebräuchlichen Oefen sehr verschieden sind. Wie unterschieden sind z. E. die in der Hüttenkunst gebräuchlichen Schmelzöfen von den Glasöfen! von welchen die Kalch- und Ziegelöfen, ingleichen die Töpferöfen und andere mehr sich unterscheiden, und jeder derselben eine besondere Einrichtung hat.

In der Chymie, als der Mutter so vieler Künste, sind die Oefen, da die Arbeiten nicht von einerley Beschaffenheit sind, ebenfalls verschieden. Man gebrauchet Destillir- Sublimir- Calcinir- Reverberir- Schmelz- Probier- und andere Oefen, welche ein jeder so einrichten läßt, daß die Arbeiten bequem verrichtet, und den Absichten gemäß vollbracht wer-

den können. Alle diese in der Chymie gebräuchlichen Oefen werden entweder von Ziegelsteinen erbauet, oder von Eisenblech verfertiget. In beyderley Arten können die Arbeiten auf einerley Weise vollbracht werden, doch haben die von Eisenblech verfertigten Oefen den Vortheil, daß sie nicht viel Platz einnehmen und von einem Orte zum andern versetzet werden können. Einige Oefen, z. E. die Schmelzöfen erbauet man lieber von Ziegelsteinen, weil ein starker und lang anhaltender Grad des Feuers in selbigen nöthig ist, wie es denn überhaupt betrachtet vortheilhafter ist, die Oefen, wenn es der Platz erlaubet, lieber von Ziegelsteinen als von Eisenblech zu machen, indem jene länger dauern und mit weniger Kosten anzulegen sind. Von der Beschaffenheit eines jeden dieser Oefen insbesondere handeln wir an gehörigen Orten umständlicher.

Oel.

Oleum wird diejenige flüßige Substanz genannt, welche mit dem Wasser sich nicht vermischen läßt, und bey hinzugefügter Flamme sich entweder sogleich, oder nachdem sie vorher warm gemachet worden, entzündet und verbrennt. Man erhält sowohl aus dem Mineral- als Pflanzen- und Thierreiche mannichfaltige Oele, davon einige, aber nur sehr wenige, von Natur in flüßiger Gestalt gefunden, die andern hingegen alle durch die Kunst frey gemachet, und als natürlich zubereitete, oder durch die Kunst veränderte Oele dargestellet werden.

Unter denen, welche von Natur in flüßiger Gestalt gefunden werden, hat man außer dem Stein- oder Bergöle und der Naphtha, welche für ein feineres Bergöl zu halten, kein Oel weiter aufzuweisen. Die übrigen, so das Mineralreich giebt, werden, wie alle im Pflanzen- und Thierreiche befindlichen Oele, durch die Kunst von ihren Behältnissen frey gemachet und alsdenn in flüßiger Gestalt erhalten.

Die Art und Weise, die Oele von ihren Behältnissen zu befreyen ist verschieden. Einige werden durch das Auspressen, andere durch das Kochen, andere endlich durch die Destillation erhalten. Alle durch das Auspressen erhaltene Oele sind schon von der Natur vollkommen zubereitet, und werden nur durch den mechanischen Handgriff aus ihren Behältnissen, in welchen sie verwahrt und zertheilt liegen, heraus gedrückt. Man bedienet sich zur Erhaltung dieser Oele verschiedener Maschinen, vorzüglich der Pressen und im Großen der Mühlen, welche so eingerichtet sind, daß die Materien, so das Oel geben, gequetschet und gestoßen, und so gedrückt werden,

werden, daß das Oel aus den zerrissenen Behältnissen herauslaufen kann. Die Materien, welche Oel geben, sind gemeiniglich Früchte und Saamen, als Mandeln, Nüsse, Oliven, Leinsaamen, Muscatennüsse, Mohn u. d. m. Aus dem Thierreiche erhält man nur ein einziges ausgepreßtes Oel, nämlich das Eyeröl, welches aus den gekochten Eyerdottern durch das Auspressen erhalten wird. Das Mineralreich hingegen giebt gar kein ausgepreßtes Oel. Wenn man vermittelst einer Presse die Oele von ihren Behältnissen befreyen und herausdrücken will, so muß man erst die Saamen oder Früchte stoßen und quetschen, alsdenn in einen leinenen Beutel thun, denselbigen in die Preßpfanne legen und pressen. Da die Preßpfannen gemeiniglich aus Eisen gemachet werden, so hat man die Gewohnheit, selbige vorher warm zu machen, weil die Erfahrung lehret, daß das Oel leichter und geschwinder auf diese Weise herausläuft. Es ist aber hierbey einige Vorsichtigkeit nöthig, welche darinnen besteht, daß man die Preßpfanne nicht allzuwarm machet, weil sonst die Oele leicht scharf werden und verderben. Die beste Art ist, wenn die Preßpfannen ins siedende Wasser geleget werden, als wodurch sie eine solche Wärme erhalten, daß das Oel flüßig genug gemachet und geschwinder herausgedrücket wird, ohne daß dasselbe eine Schärfe erhält.

Die ausgepreßten oder geschlagenen Oele bestehen aus einem feinern Oele, welches mit einer Erde und Wasser verbunden ist und zugleich mit selbigen ein Saures enthält. Die Erde ist gröber und häufiger, und das Wasser in mehrerer Menge als bey den destillirten Oelen befindlich, und dieses ist auch die Ursache, daß sie weit langsamer, und nicht so geschwinde, wie die destillirten Oele, verbrennen. Man kann sich hiervon überzeugen, wenn man ein ausgepreßtes Oel der Destillation unterwirft, da man ein feineres Oel erhält, welches zwar mit einer hellern Flamme und wenigerm Rauche, als vorher, aber auch geschwinder verbrennt. Eben die beygemischten Erd- und Wassertheile machen auch bey den ausgepreßten Oelen selbst den Unterschied aus, indem einige mehr, einige weniger Erde und Wasser bey sich führen, und diejenigen, welche am wenigsten hiervon haben, mit hellerm Lichte und wenigerm Rauche, aber auch etwas geschwinder als andere, so mehr Erde und Wasser haben, verbrennen. Die Erd- und Wassertheile sind auch die Ursache, daß ein ausgepreßtes Oel, welches alt, scharf und ranzicht geworden, langsamer verbrennt, zugleich aber auch eine

weniger lichte Flamme und mehrern Rauch giebt, als vorher, da es frisch gewesen, indem bey alten und scharf gewordenen Oelen ein Theil der brennbaren Substanz verlohren geht, das Saure sich mehr entwickelt, und die erdichten Theile, nach Beschaffenheit des vorigen Zustandes, in mehrerer Menge vorhanden sind.

Von diesen haben die meisten weder einen besondern Geruch noch Geschmack, und da sie fettig anzufühlen sind, haben sie von einigen den Namen fette Oele erhalten. Es sind zwar nicht alle dergleichen Oele ohne, oder von einerley Geschmack, vielmehr kann man solche dadurch von einander unterscheiden, besonders wenn sie von stark riechenden und schmeckenden Pflanzen, als Muscaten, Nelken, Senf und dergleichen bereitet werden; doch besitzen dergleichen ausgepreßte Oele viel weniger Schärfe, als die Körper, woraus sie bereitet worden, ja zuweilen sind sie ganz ohne alle Schärfe und süße. Das ausgepreßte Oel von dem Senfsaamen wird wider die heftigsten Steinschmerzen empfohlen, welches nicht geschehen könnte, wenn solches diejenige Schärfe bey sich führete, welche man in dem Saamen, oder dem daraus destillirten Oele wahrnimmt. Es ist solches ohne alle Schärfe und mehr süße zu nennen und dem Olivenöle fast ähnlich. Diese Oele können auch im Weingeiste nicht aufgelöset werden, vermischet man selbige aber mit einem sauern, sonderlich mit der Vitriolsäure, so wird man sie nicht allein im Weingeiste, sondern auch im Wasser auflösen können, so wie auch das letztere geschieht, wenn dergleichen Oel mit einem feuerbeständigen Laugensalze vermischet wird, wie man an der Seife sehen kann.

Die gebräuchlichsten unter den ausgepreßten Oelen sind: das Baumöl, das Hanf- Lein- und Rüböl, ingleichen das Mohn- und Nußöl und das Mandelöl. Das Baumöl wird aus den Oliven gepresset. S. Oelbaum.

Das Hanf- Lein- und Rüb- oder Rübsenöl, welches letztere im gemeinen Leben Brennöl heißt, wird vorzüglich zum Brennen angewandt, doch wird das Leinöl an einigen Orten, z. E. in Polen, auch zum Speisen, sonst aber von den Malern zu Oelfarben und Firnissen gebrauchet. Das Mohn- und Nußöl dienet den Oelmalern gleichfalls auch zur Bereitung der Oelfarben; das Mandelöl wird vorzüglich vor andern ausgepreßten Oelen in der Heilkunst innerlich und äußerlich als ein erweichendes Mittel gebrauchet. Es muß aber dasselbe allezeit frisch und nicht scharf, noch ranzicht seyn, und auch von guten Mandeln gemachet werden, weil es sonst mehr schädlich

schädlich als nützlich ist. Am besten ist es, wenn dasselbe zum Gebrauch allezeit frisch ausgepresset und bald verbraucht wird. Aus Kürbissen, Disteln, Sonnenblumen und vielen andern Saamen kann man auch dergleichen Oel pressen, wenn es sich der Mühe verlohnt.

Alle dergleichen Oele werden auch in der Heilkunst zu Bereitung der Salben und Pflaster, zu Auflösung des Schwefels, des Bleyes und der daraus bereiteten Kalke u. s. f. gebraucht. Sie wickeln die Schärfe unserer Säfte ein, lindern die davon verursachten Schmerzen und sind daher das beste Gegengift wider alle scharfe Gifte. Sie erweichen die festen und widernatürlich verhärteten Theile, machen solche beweglich und besänftigen die Spannung der Nerven. Sie befördern die Absonderung der abgestorbenen Theile, sonderlich des Grindes und Schurfes, welcher sich nach den Wunden und Geschwüren ansetzet; sie machen die Haut glatt und eben, und man bestreicht deswegen damit die Narben; sie beschützen die frischen Wunden, damit solchen der freye Zugang der Luft nicht schädlich seyn möge. Unter allen Oelen sind diese die geschicktesten sich mit dem feuerbeständigen Laugensalze zu vereinigen, und dadurch eine gute Seife zu verfertigen.

Von den ausgepreßten Oelen setzet sich auf dem Boden des Gefäßes, in welchem es eine Zeitlang aufbehalten worden, eine grobe, dicke und unreine Materie, welche den Namen der Oelhefen oder Oeldrüsen, Amurca, hat. Es bestehen solche aus erdichtschleimichten Theilen, welche bey dem Pressen mit den öhlichten Theilen vermischet worden, und sich, wenn das Oel eine Zeitlang ruhig stehen bleibt, nach und nach scheiden. Die Oelhefen werden von den Seifensiedern, ingleichen bey der Zubereitung verschiedener Arten Leders, zu Pechfakeln und andern Dingen gebrauchet. In einigen Ländern werden die Oelhefen, wo sie im Ueberflusse sind, zur Düngung der Felder gebrauchet; es ist aber alsdenn nöthig, daß man sie vorher mit unausgelaugter Holzasche vermischet, eine Zeitlang stehen läßt, hierauf Urin zugießt und wiederum eine Zeitlang stehen läßt, und endlich alles zusammen mit Mist vermischet auf die Felder führet.

Außer den ausgepreßten Oelen giebt es auch Oele, welche durch das Kochen erhalten werden. Die bekanntesten von selbigen sind: das Lorbeer- oder Lohröl, oleum laurinum, und das Palmöl, oleum palmae. Die Bereitung dieser Oele besteht darinne, daß man eine gewisse Menge Lorbeeren oder Früchte von einer Art

Palmbaums nimmt, selbige zerstößt und zerquetschet, alsdenn in einen Kessel thut, Wasser darauf gießt und kochet. Das Feuer wird endlich unter dem Kessel weggenommen, und wenn sich das gröbere gesetzet, das Decoct ausgeschöpfet. Das Oel schwimmt alsdenn, wenn das Decoct kalt geworden, auf selbigen wie eine geronnene Butter. Es wird hierauf mit Löffeln abgenommen und verwahret. Das Lorbeeröl wird vorzüglich in Italien, Portugal und Spanien, das Palmöl aber in Afrika gemachet, und daher auch von den Franzosen Huile de Senega genannt. Die Afrikaner sollen dasselbe statt der Butter gebrauchen. Das Lohröl aber wird bey uns in der Heilkunst zu magenstärkenden Salben und Balsamen genommen.

Die Oele, so man durch die Destillation enthält, sind entweder wesentliche Oele, olea essentialia, aetherea, oder brenzlichriechende Oele, olea empyreumática. Jene, die wesentlichen Oele kommen in der Destillation vor oder mit dem Wasser und haben gemeiniglich den Geruch und Geschmack derjenigen Materie, aus welcher sie sind herausgezogen und destilliret worden. Sie bestehen aus Wasser, Erde und einer feinen flüßigen, brennbaren Substanz, außerdem aber auch aus einem flüchtigen und durchdringenden Wesen, welches bey einem jeden der wesentlichen Oele durch einen besondern Geruch und Geschmack sich zu erkennen giebt, und von welchem auch jedes derselben die besondern Eigenschaften und Kräfte erhält, wodurch eins von dem andern sich unterscheidet. Man erhält diese Oele vorzüglich aus dem Pflanzenreiche, woselbst sie bald in der ganzen Pflanze, bald in einem Theile derselben, als in Wurzeln, Früchten, Saamen, Rinden, Holz, Blumen, u. s. f. sich befinden. So ist z. E. in dem Majoran, in der Schafgarbe, Melisse, Raute und andern mehr das wesentliche Oel in der ganzen Pflanze befindlich. Bey den Rosen, Levendel, Chamillen und andern hat man dasselbe in den Blumen zu suchen. Die Anispflanze enthält das wesentliche Oel in den Saamen, so wie das Nelkenöl nur aus der Frucht und das Zimmtöl aus der Rinde destilliret wird. Gemeiniglich werden die wesentlichen Oele in geringer Menge erhalten, daher sie auch theuer und kostbar sind, und deswegen von Betrügern mit geringern Oelen oder mit Weingeist verfälscht werden. Die Verfälschungen kann man auf folgende Weise entdecken; wenn man z. E. ein wesentliches Oel mit Wasser vermischet und das Wasser milchicht wird, so ist es ein Kennzeichen, daß das wesentliche Oel mit Weingeist

geist verfälschet werden. Vermischet man ein wesentliches Oel mit Weingeist, und derselbe löset das Oel nicht ganz auf, so ist dies ein Merkmal, daß das wesentliche Oel entweder mit einem ausgepreßten Oel, z. E. mit Mandelöl oder mit Terpentinöl, die Verfälschung erhalten hat. Ist aber die Verfälschung eines sehr kostbaren wesentlichen Oeles mit einem andern geringern wesentlichen Oel, so sich gleichfalls im Weingeist auflöset, vorgenommen worden, so läßt sich zwar diese Verfälschung nicht durch die Vermischung mit Weingeist entdecken, man kann aber doch hinter den Betrug kommen, wenn man ein solches verfälschtes Oel mit Wasser vermischet, da denn bisweilen das kostbarere Oel zu Boden fallen, das andere aber auf dem Wasser schwimmen wird. Geübte Personen können auch den Betrug aus der Farbe des Oeles, wie auch zum Theil durch den Geruch und Geschmack entdecken.

Die wesentlichen Oele werden zu allerhand wohlriechenden Salben genommen, vorzüglich aber in der Heilkunst gebrauchet, woselbst sie, nachdem sie verschiedentlich zubereitet worden, als sehr wirksame Nervenmittel, wodurch zugleich der Reiz in den festen Theilen erreget, und der Umlauf der Säfte vermehret wird, gebrauchet werden. Gemeiniglich vermischet man diese Oele mit Zucker, und nennet dieses Oelzucker, Elaeosaccharum. Man kann darüber Münze, Nelken, Zimmet und mehrere Pflanzen nachlesen, woraus dergleichen Oele bereitet werden.

Die brennzlichriechenden Oele, Olea empyreumatica, sind dickflüßige Substanzen, welche eine röthlichtbraune oder schwarze Farbe haben, und sich durch einen scharfen bitterlichen Geschmack und vorzüglich durch einen unangenehmen Geruch zu erkennen geben, welcher verbrannten Horn, Federn oder Haaren ähnlich ist. Man erhält dieselben blos durch die Destillation aus allen Körpern des Pflanzen- und Thierreiches, ingleichen aus einigen mineralischen Substanzen. Sie kommen in der Destillation zuletzt, nachdem alle wässerichte und salinische Substanzen übergegangen, und können nicht anders, als durch ein starkes Feuer, oder durch die sogenannte trockne Destillation übergetrieben werden. Diese Oele sind so, wie man sie nach der Destillation findet, nicht für natürliche Substanzen der Körper, woraus man sie erhält, anzusehen, sondern kommen als Substanzen zum Vorschein, welche durch das Feuer, der Natur und Beschaffenheit nach, eine große Veränderung erlitten. Das in denselben befindliche verbrenn-

 liche

liche Wesen ist zwar, als ein verbrennliches Wesen von Natur in den Körpern, welche diese Oele geben, befindlich, es hat aber dasselbe vermittelst der Gewalt des Feuers durch die zugekommenen erdichten und salinischen Substanzen eine solche Mischung erhalten, daß es von seiner natürlichen Art nichts, als die brennliche Eigenschaft erhalten hat. Von Natur sind diese Oele als flüßige, ölichte Substanzen in den Körpern befindlich, aber auf keine andere Art, als daß sie mit andern Substanzen verbunden, entweder dicke fette Oele, so man durch das Auspressen erhält, oder flüßige wesentliche Oele, oder harzichte, gummichte und schleimichte Substanzen machen. Unterwirft man diese Substanzen der Destillation, so werden sie aus ihrer Mischung gesetzet, und das in ihnen befindliche Oel kömmt nicht in seiner natürlichen Gestalt, sondern verändert zum Vorschein, indem andere Substanzen, welche mit ihm in einem Körper ein dickes Oel, oder wesentliches Oel, oder ein Harz, oder Gummi u. s. f. ausmachten, durch die Gewalt des Feuers selbst verändert werden, und sich in dieser Gestalt mit der ölichten Substanz vereinigen, diese aber auch zugleich verunreinigen, und solchemnach in einer ganz veränderten Gestalt darstellen.

Obgleich die brennzlichen Oele in den allgemeinen Eigenschaften mit einander übereinkommen, so wird man doch bey der Untersuchung derselben einigen Unterschied entdecken. Man findet z. E. daß immer eins dicker und zäher, als das andere ist; einige, wie das stinkende Weinsteinöl, wie auch alle aus den thierischen Fettigkeiten destillirten Oele, enthalten ein saures Salz, andere, wie das Hirschhornöl, haben sowohl ein saures als auch alkalisches Salz beygemischet; woraus also zu schließen, daß die brennzlichen Oele, so wie man sie nach der Destillation erhält, von einander etwas verschieden sind.

Wird ein brennzliches Oel der Destillation von neuen unterworfen, und dieselbe etlichemal wiederholet, so leget dasselbe seine dicke Beschaffenheit, seine schwarze Farbe und seinen stinkenden Geruch und Geschmack ganz und gar ab, und wird zu einem weißlichten und angenehm riechenden und schmeckenden Oel, welches recticificirtes thierisches oder Dippelsches Oel, Oleum animale Dippelii genennet wird. Die beste und leichteste Art dieses Oel zu erhalten, ist diejenige, welche Model in dem Commerc. Litterar. Norimb. 1741. p. 324. wie auch in seinen chymischen Nebenstunden. S. 1. angegeben. Er sagt nämlich: man soll eine Menge

ge brennzliches Hirschhornöl in eine Retorte thun und destilliren; wenn einige Unzen übergegangen, soll man die Vorlage wegnehmen, und eine andere vorlegen, das zuerst Uebergegangene nochmals destilliren, so werde man es gleich rein, klar und gut bekommen, ohne daß man so viele Gefäße verdirbt, noch auch die Arbeit sich beschwerlich machet. Dieses rectificirte Oel ist von Dippeln als ein krampfstillendes Mittel vornehmlich wider die fallende Sucht oder Epilepsie empfohlen worden; wir halten aber dafür, daß dieses Oel nur unter gewissen Bedingungen eine krampfstillende Kraft habe, und eigentlich als ein solches Mittel anzusehen sey, welches eine sehr stark anhaltend reizende Kraft habe, die Säfte ausdehne, und in Bewegung setze und also für sich den Umlauf der Säfte vermehre.

Was die künstlichen zusammengesetzten Oele betrifft, so werden dieselben, in der Apothekerkunst vorzüglich, vermittelst der ausgepreßten Oele, am meisten mit Oliven- oder Baumöl und verschiedenen Körpern oder Substanzen aus dem Pflanzen- und Thierreiche durch das Aufgießen und blose Digeriren, oder durch das Kochen bereitet. Die letztere Art, die Oele nämlich durch das Kochen zu bereiten, sollte eigentlich nicht mehr statt finden, indem die Oele durch das Kochen scharf werden, und also mehr schädlich als nützlich sind. Wenn hingegen die auf Pflanzen, oder thierische Theile gegossenen ausgepreßten Oele durch das bloße Digeriren bereitet werden, so kann man verschiedliche nützliche Mittel erhalten, welche in der Heilkunst mit Nutzen zu gebrauchen sind. Die beste Art der Bereitung ist: man nimmt z. E. ein ausgepreßtes Oel, wie das Olivenöl ist, gießt selbiges auf Blumen und andere Theile der Pflanzen, z. E. auf weiße Lilien, Mayenblumen, Majoran, Raute, und dergleichen, setzet das Gefäße an die Sonne, oder fast noch besser in das Wasser- oder Dampfbad, und läßt es in letzterm vier und zwanzig Stunden in Digestion stehen. Auf diese Weise wird das Oel die wirksamen Theile aus der Substanz, mit welcher es in Digestion gesetzet worden, herausziehen, und sich mit selbigen vereinigen, ohne daß das Oel eine schädliche Schärfe bekömmt, oder sonst in seiner Mischung verdorben wird. Die wohlriechenden Oele, welche nur zum Riechen, zu Pomaden oder Schminken gebrauchet werden, dergleichen das Jesmin-, Rosen-, Nelken- und andere dergleichen Oele sind, werden ebenfalls durch die blose Digestion mit Behenöl, Oleum Balaninum, vorzüglich in den heißen Ländern, als Spanien und Italien

lien bereitet und zu uns geführet.

Es erhalten einige andere Wesen, sonderlich solche, welche schmierichte und fettichte anzufühlen sind, als das zerfloßene Weinsteinsalz, auch die flüßige Vitriolsäure, den Namen des Oeles, und dieses pfleget man Vitriolöl und jenes Oleum Tartari per deliquium zu nennen. Es gehören aber diese gar nicht zu den wahren Oelen, da man hingegen alle natürliche Balsame, welche entweder von sich selbst, oder durch gemachte Einschnitte aus Bäumen und andern Pflanzen fließen, für öllichte Materien halten kann, indem sie wirklich viele ölichte Bestandtheile besitzen. Sie sind von den wesentlichen Oelen, welche man durch das Abziehen aus den Pflanzen erhält, nur darinnen unterschieden, daß sie eine größere Menge Saures enthalten, und man daher aus den Balsamen und Harzen, durch das Abziehen mit Wasser, ein wesentliches Oel erhalten kann.

Oelbaum.

Bey allen Schriftstellern hat dieses Geschlecht den Namen Olea erhalten. Der kleine, abfallende, röhrenförmige Kelch ist vierfach ausgezahnet; die Röhre des Blumenblattes hat mit dem Kelche gleiche Länge, und verbreitet sich in vier eyförmige Einschnitte; zween kurze Staubfäden umgeben den rundlichten Fruchtkeim, dessen kurzer Griffel sich in zween eingekerbte Staubwege theilet. Die eyförmige, glatte Steinfrucht enthält eine runzlichte Nuß. Hr. von Linne' hat drey Arten angegeben, welche alle immergrünende Bäume sind, auch in Ansehung der Blätter sich nicht deutlich unterscheiden lassen.

1) Der langblätterichte Europäische Oelbaum, Olivenbaum, Herr von Linne' nennet diesen den Oelbaum mit lanzetförmigen Blättern, oder Olea Europaea, wächst in verschiedenen Ländern des mittägigen Europens, als in Portugall, Spanien, Italien und dem mittägigen Theile von Frankreich. Der Stamm wird selten über acht Schuh hoch, etwan einen Mannsschenkel dicke und ist voller Knoten, welche die Florentinischen Bauern Oliveneyer nennen. Das Holz ist dichte, feste, zuweilen gemasert, aus dem gelben braunroth, und bitterlich von Geschmacke; die Rinde an den Aesten glatt und aschgrau. An den Aesten sitzen länglichte, fast mehr stumpfe, als spitzige, völlig ganze, harte, dicke, oberwärts dunkel = unterwärts weißlichtgrüne Blätter mit dicken kaum merklichen Stielen. Aus dem Blätterwinkel treibt der Blumenstiel, welcher sich in verschiedene Zweige

ge theilet. Die Blumen sind weißgelblicht. Die Frucht ist Anfangs grün, zuletzt schwärzlichtbraun. Wenn dieser Baum aus der Wildniß genommen und gewartet wird, leidet solcher sonderlich an den Blättern und der Frucht einige Veränderung, es ist aber der wilde, syluestris, von dem zahmen, satiua, gar nicht verschieden. Es hatte zwar Hr. von Linné einigen Unterschied unter beyden angemerket, und dem wilden eckichte, dem zahmen rundlichte Zweige zugeeignet, jedoch weiter nicht darauf geachtet, und beyde den Oelbaum mit lanzetförmigen Blättern genennet. Dü Hamel führet achtzehen Sorten an, welche alle nur Abänderungen dieses Baumes sind. In hiesigen Gärten findet man die Blätter gemeiniglich eyförmig gestaltet. Bey uns will dieser Oelbaum nicht füglich im Freyen seinen Platz nehmen, doch kann man selbigen, ohne viele Pflege, in Kübeln, und mit der Orangerie zugleich unterhalten, und aus den Nebensprossen, auch durch Ableger vermehren. Die Wurzeln verlangen viel Nahrung, daher man sie öfters versetzen, und im Sommer fleißig begießen soll. Man wird selten Blüthen sehen; Herr Gleditsch giebt den Rath um die Bäume zum Blühen zu bringen, einen italienischen Stamm mit einer guten Krone auf ein freyes Brett, im Gewächshause nahe an die Fenster, wo er wärmere Luft und mehrere Freyheit zum Wachsen haben kann, zu setzen. Aus Italien kann man leicht große Stämme, wie von der Orangerie, erhalten, und dieser Weg ist desto bequemer, je langsamer es bey uns mit der Vermehrung zugeht. Schlechte Sorten werden auf gute gepfropfet, oder oculiret. Von dem Bau und Wartung im Großen und Freyen handelt dü Hamel weitläuftig.

2) Breitblätterichter capischer Oelbaum, Ligustrum capense H. Eltham. Olea capensis L. Dieser Baum stammet von dem Vorgebirge der guten Hoffnung her, und wächst außer seinem Vaterlande sehr langsam auf; wie denn Dillenius meldet, daß die Bäumchen im Elthamensergarten ohngefähr in zehen Jahren kaum einen Finger dicken Stamm erhalten. Die Rinde ist etwas rauch, schwärzlich und mit aschgrauen Dipfelchen und Strichen geflecket. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind kurz gestielet, breit, an beyden Enden schmäler, stumpf, völlig ganz, glatt, dichte, feste, selten ganz platt, gemeiniglich in der Mitte vertiefet, und unterwärts blaßgrün. Aus dem Blätterwinkel und den Spitzen der Zweige treiben im Juni und Juli Blumenbüschel,

büschel, welche öfters wegen der großen Anzahl der kleinen Blüthen unterwärts hangen. Man muß dieses Bäumchen fast das ganze Jahr hindurch im Glashause unterhalten, oder nur in den heißesten Sommertagen an die freye Luft stellen. Die Vermehrung durch Ableger geräth selten.

3) Lanzetblätterichter amerikanischer Oelbaum, Olea americana L. Dieser ist in Carolina zu Hause. Die immergrünenden, gestielten Blätter stehen einander gegenüber, sind lanzetförmig, völlig ganz und glänzend. Die Blüthstiele bilden in dem Winkel der Blätter kurze Blumentrauben. Es sollen auf einem Stamme Zwitter, männliche und weibliche Blumen anzutreffen seyn. Die Einschnitte des Blumenblattes sind umgerollet; die Frucht ist kugelförmig und violenblau; die Nuß purpurroth, etwas gestreifet, und unten durchlöchert.

Der erste Baum, welcher in den ältesten Zeiten, und sonderlich dessen Zweige, als ein Sinnbild des Friedens bekannt gewesen, giebt uns die Oliven, und aus diesen wird das Oel bereitet. Die reifen Oliven werden wegen des saftigen Wesens, welches den Kern umgiebt, ohne alle Vorbereitung, mit Pfeffer, Salz und Oel gespeiset; mehr gewöhnlich aber ist es die unreifen abzunehmen, solche im frischen Wasser, und hierauf in einer Lauge von Sode, oder gemeiner Holzasche, oder auch in einer Lauge von Kalch einige Zeit über einzuweichen, hierauf in kleine Fäßchen oder steinerne Krüge zu legen, eine aus Wasser und Salz gemachte Lacke darauf zu gießen, und einige Gewürze, als Zimmt, Nelken, Coriander, Fenchel und dergleichen beyzumischen, wohl verwahret aufzubehalten und zu verführen. Die Spanischen sind die größten, fast wie ein Taubeney, blaßgrün und bitterlich vom Geschmacke. Die aus der Provence sind mittelmäßig und von guten Geschmacke. Die Italienischen sind die kleinsten, aber am lieblichsten vom Geschmacke. Man speiset dergleichen eingelegte Oliven roh, oder bereitet sie als einen Salat; und obgleich selbige durch das Wässern und übrige Zurichtung vieles von ihrem herben, scharfen und widerlichen Geschmacke verloren haben, können sie doch als ein stärkendes und zertheilendes Mittel angesehen, und daher zu Erweckung des Appetits und Beförderung der Verdauung genossen werden. Schädlich sind sie nicht, außer wenn man sie übermäßig ißt. Viel nützlicher aber sind die Oliven wegen des Oeles, so daraus bereitet wird. Dieses aber ist sowohl nach dem Boden, worinnen die

die Bäume wachsen, als auch nach der Sorte der Bäume, ingleichen nach der Zubereitung und dem Auspressen sehr verschieden. Die Oliven, welche zum Oele gebrauchet werden sollen, müssen ihre völlige Reife haben, die unreifen geben dem Oele eine unerträgliche Bitterkeit, und das davon bereitete Oel ist schwer zu läutern. Die gar zu reifen geben ein Oel vom säuerlichen und schimmlichen Geschmacke. Je zeitiger die Oliven, nachdem sie abgepflücket, zerstoßen und ausgepresset worden, je schöner Oel erhält man. Müssen sie einige Tage übereinander liegen bleiben, gerathen sie leicht in eine Gährung, wodurch man zwar viel, aber schlechteres Oel erhält. Die Werkzeuge, sonderlich die Mühle und Presse, so hierzu schicklich und nöthig sind, hat du Hamel in der Abhandlung von Bäumen und Sträuchern abgezeichnet, und das ganze Verfahren weitläuftig beschrieben. Wir erwähnen davon nur, wie die Oliven unter einem Mühlsteine zerrieben, und das Fleisch davon zu einem Teige gemachet, und dieser unter die Presse geleget, und das Oel daraus gepresset werde. Dasjenige, so durch den ersten Druck der Presse herausquillt, ist das beste und klärste, und wird besonders unter dem Namen Jungferöl gesammlet. Was durch das fernere Zuschrauben der Presse folget, ist fast eben so gut, und kann füglich auch mit diesem Namen beleget werden. Wenn aber der Teig durch das Pressen nichts mehr von sich giebt, wird solcher herausgenommen, aufgerühret, mit kochendem Wasser begossen, und wieder unter die Presse geleget, da denn durch das Zuschrauben sehr viel mit Oel vermischtes Wasser herausläuft. Das Umrühren des Teiges und Zugießen des Wassers wird nochmals wiederholet, und das mit Oel vermischte Wasser in eine Kufe geschüttet, der ausgepreßte Teig aber, welchen die Franzosen Grignon nennen, weggeworfen, oder daraus Ballen zum Verbrennen gemachet. Einige bringen diesen Teig nochmals unter den Mühlstein, oder lassen solchen gähren, und erzwingen mit kochendem Wasser daraus noch ein Oel, welches aber nur zum Brennen und Seifensieden tauget, und Gorgon genennet wird. Das mit Wasser vermischte Oel setzet sich nach und nach auf die Oberfläche des Wassers, und wird mit kupfernen oder blechernen Löffeln abgenommen und in steinerne Gefäße gesammlet. Dieses setzet in den Geschirren ein wenig Wasser, und viel Hefen, welche von den kleinen Theilen des Olivenfleisches herkommen, so bey dem Pressen mit dem Wasser durchgegangen sind. Es

wird

wird dieses Oel etlichemal in andere Gefäße gegossen, damit es von den Hefen völlig gereiniget, und davon nicht verdorben werde. Auch das Jungfernöl muß man drey Tage nach dem Auspressen, und nachher noch einigemal in andere Geschirre gießen, und solches dadurch zum längern Aufbewahren zubereiten. Die Geschirre mit dem Oele werden in einem kühlen und nicht zu feuchten Orte aufbehalten. Einige werfen in jedes Oelgeschirre einen Renettenapfel, der mit Gewürznelken bestecket ist; andere reiben die Gefäße mit Leinwand aus, die zuvor in scharfen Essig getauchet worden; andere schmeißen etwas geröstetes Salz und Zucker darein, um das Oel noch weiter vom Unflath zu reinigen. Wachs und Oel zu gleichen Theilen mit einander geschmolzen, und etwas geröstetes Salz und Aniß darunter gemischet, und in die Oeltonne geworfen, soll das ranzichte und garstige Oel verbessern.

Das Jungfernöl allein sollte man zur Speise und Arzeney gebrauchen; es wird aber dieses öfters mit den andern, durch das Wasser ausgezogenen, vermischet, und dieses vermischte für gutes Oel verkaufet. Das letzte allein, ohne Zusatz des Jungferöles, schicket sich zu diesem Gebrauche gar nicht, und sollte nur zum Brennen und Seifensieden verwendet werden. Da wir nicht wissen können, wie das zu uns gebrachte Oel bereitet worden, so bemerken wir, daß solches aus Portugall, Spanien, Italien und Frankreich zu uns gebracht werde, und daß man weißes und grünes erhalte. Jenes ist besser, aber auch theuer; überhaupt wird das Lissabonische und Italienische, welches um den Gardersee herum wächst, und daher Gardseer, oder Carcer, auch wohl Gartenöl, oder Seehröl genennet wird, für das beste gehalten, weil es schön rein und süße vom Geschmacke ist.

Gutes Oliven- oder Baumöl wird in der Apotheke eben so häufig als in der Küche gebrauchet. Einige bedienen sich dessen statt der Butter bey Fisch- und Backwerk; der gewöhnlichste Gebrauch ist bey den Salaten. Es besitzt, wie andere ausgepreßte Oele, wenn es frisch und süße ist, eine erweichende und lindernde Kraft, es mag äußerlich oder innerlich in dem Körper angewendet werden. Innerlich löffelweise genommen, oder zu erweichenden Clystiren gesetzet, eröffnet es den verstopften Leib, stillet das Reissen und die Schmerzen im Leibe, und ist bey der Ruhr heilsam. Es lindert die Steinschmerzen, tödtet die Würmer, und besitzt alle die Kräfte, welche die meisten ausgepreßten Oele haben. Es ist solches auch, wie die meisten andern, ein

Gegengift wider alle scharfe Gifte. Einige, von der Königl. Engl. Gesellschaft angestellte, Versuche scheinen zu versprechen, daß es auch ein Mittel wider den Otterbiß sey, andere aber, welche von der Königl. Pariser Akademie angestellet worden, scheinen diese Kraft nicht zu bestätigen. Der verletzte Theil wird mit warm gemachten Oel gerieben. Daß dieses Oel, wenn es an einem warmen Orte einige Zeit aufbehalten worden, und dadurch einen scharfen ranzichten Geschmack angenommen, höchst schädlich sey, haben wir bey Betrachtung der ausgepreßten Oele überhaupt angemerket. Der Genuß des Baumöles, sonderlich bey schwachen Körpern, vermehret die Schlappigkeit des Magens, und verursachet Aufstoßen und Eckel.

Der äußerliche Gebrauch ist mehr in den ältern, als neuern Zeiten gewöhnlich gewesen. Diejenigen, welche sich im Ringen und Balgen übten, die Athleten ließen sich den Körper mit Oel bestreichen, um die Muskeln beweglicher zu machen, und diese Uebung zu erleichtern; sie wälzten sich nachher im trocknen Sande, und ließen sich das Oel, und den damit vermischten Schweiß, durch besonders dazu verfertigte Striegeln wieder abreiben. Das Abgeriebene wurde von den Alten wider vielerley Krankheiten gebrauchet, und Plinius versichert, daß die Einkünfte von diesem abgekratzten Unflathe sehr beträchtlich gewesen. Dieses, auch das Baden im Oel, ist ganz aus der Mode. Man bedienet sich nur des Baumöles bey Brandschäden, oder damit den Unterleib der Wassersüchtigen einzuschmieren, indem einige Erfahrungen von Aerzten aufgezeichnet zu finden, daß auf diese Weise die Verhärtung und Stockung im Unterleibe aufgelöset, und das Wasser abgeführet worden. Uns hat diese Cur nicht gelingen wollen.

Viele andere Oele werden von diesem bereitet, und die sogenannten gekochten oder aufgegossenen Oele, Olea cocta und infusa, mit diesem verfertiget, als das Johannis-, Lilienöl und dergleichen. Oel und Wein mit einander vermischet, geben den Samaritischen Balsam, welcher sonderlich wider das Verbrennen gut ist. Es kömmt auch zu vielen Balsamen, Salben und Pflastern. Mit Zusatz von Ziegelsteinmehl wird ein neues und feineres Oel daraus destilliret, welches unter dem Namen Ziegelöl bekannt ist. Das Oleum philosophorum ist davon nicht unterschieden. Zum Malen schicket sich das Baumöl nicht wohl, indem es niemals recht trocken wird.

Oeldrüsen oder Oelhefen, Amurca, ist der Satz am Boden des

des Fasses, worinne das frisch gepreßte Baumöl ist geschüttet worden. Diese erweichen, zertheilen und lindern. Wenn sie auf die Stirne geleget werden, soll das Kopfweh weichen. Man findet dergleichen bey allen solchen Oelen. Der Fischthran giebt die meisten, Nußöl die wenigsten. Es werden solche viel in den Seifensiedereyen verbrauchet, und die Gerber pflegen das Leder weich und geschmeidig damit zu machen. Sie kommen auch zu den gemeinen Pechfackeln.

Dasjenige Oel, welches von unreifen Oliven gepresset wird, heißt Omphacium, und hat in Ansehung des guten Baumöls eine entgegen gesetzte Wirkung, indem es mehr austrocknet und zusammenzieht.

Herr Sieuve von Marseille hat vor einigen Jahren eine Abhandlung vom Oelbaume geschrieben, und unter andern auch darinnen von dem Wurme, welcher die Frucht durchsticht und auffrißt, weitläuftig gehandelt, und eine neue Art Mühle zum Auspressen des Oeles angegeben, von welchen allen Herr Buchotz in seinen Briefen III. Th. 43 S. einen Auszug gegeben. Wir erwähnen hiervon nur, wie Herr Sieuve behauptet, daß dasjenige Oel, welches bloß von dem fleischichten Wesen der Oliven ausgepresset werde, das allerbeste, hingegen dasjenige, welches man bloß vom Kerne, oder von den ganzen auf die gewöhnliche Art gestampften Oliven erhalte, jederzeit mehr oder weniger fehlerhaft sey.

Das Holz von diesem Olivenbaume ist sehr dauerhaft, und soll weder der Fäulniß, noch dem Wurmstiche unterworfen seyn. Es läßt sich vortrefflich poliren. Weil aber bey solchem, nach du Hamels Angabe, die Holzlagen nur durch ein harzichtes Wesen, und nicht genug zusammenhängen, ist es zur Holzarbeit nicht schicklich. Wir haben ein ziemlich dickes Stücke dergleichen Holz gesehen, welches diesen Fehler nicht zu haben, sondern ganz dichte schien. Es wurden daraus schöne Futterale, oder sogenannte Etuis gedrechselt. Ob Salomo die beyden Cherubim daraus verfertigen lassen, mögen andere untersuchen.

Noch ein anderer, von dem jetzt beschriebenem ganz verschiedener Baum, wird gemeiniglich

der wilde Oelbaum genennet. Es gehöret selbiger zum Geschlechte Elaeagnus, welches Herr Planer Oleaster heißt. Die bekannteste Art hat den Namen wilder oder böhmischer Oelbaum, wegen der Aehnlichkeit der Frucht mit den Oliven, erhalten; die Portugießen nennen solchen wegen der wohlriechenden Blumen Paradiesbaum, und ist Elaeagnus angustifolia Linn. Er wächst in Böhmen,

men, Portugall und Spanien, auch um Aix in Frankreich, in Syrien und Cappadocien, zeiget einen schnellen Wuchs, wird aber doch selten vierzehen bis sechzehen Fuß hoch. Die Rinde ist aschgrau, und an den alten Bäumen aufgerissen, das Holz aber weißlicht, und mehr weich als hart. Zuweilen findet man an den Aesten Stacheln. Die kurz gestielten Blätter sind wechselsweise gestellet, länglicht, völlig ganz, und auf beyden Flächen, doch merklicher auf der untern, silberfarbicht und wollicht. Die kleinen und angenehm riechenden Blumen treiben im Juli zwischen den Blättern hervor. Sie haben nur eine Decke, welche abfällt, und für den Kelch gehalten wird. Es ist solcher lederartig, von außen wollicht, grißlicht und silberfarbicht, inwärts aber gelblicht, glockenförmig und in vier Einschnitte getheilet. Zwischen diesen sitzen vier kurze Staubfäden, und darunter der Fruchtkeim, dessen längerer Griffel sich mit einem einfachen Staubwege endiget. Die darauf folgende eyförmige, glatte Steinfrucht enthält unter dem saftigen Fleische eine Nuß mit einem Kerne. Nicht allein wegen der schönen Farbe der Blätter und des lieblichen Geruchs der Blüthen wird dieser Baum geachtet, sondern es ist solcher auch bey den Alten als einer der besten bekannt, die man in die Birnengärten pflanzen soll. Er ist Ziziphus alba Columellae, den er wegen der Menge des Honigs arborem probatissimam, oder den besten nennet. Man erzieht solchen aus Saamen, durch Einleger und Schnittlinge; zuweilen treibt die Wurzel auch Schößlinge. Er nimmt fast mit jedem Boden vorlieb, dauert auch bey uns im freyen Lande den Winter über aus; da jedoch zuweilen ein stärkerer Frost solchen getödtet, so soll man selbigen an solche Oerter pflanzen, wo er einigen Schutz genießet, und die jungen Bäumchen lieber in Töpfen, und den Winter über in einem gemeinen Glashause unterhalten.

Herr von Linné führet noch drey andere Arten des Elaeagni an, welche selten in hiesigen Gärten vorkommen dürften.

Oelbaumharz.

S. Elemiharz.

Oelbeerbaum.

S. Traubenkirsche unter Kirschbaum.

Oelkrüge.

S. Mondschnecke und Sarmatier.

Oelkuchen.

Diesen Namen führen zwo Warzenschnecken von dem Geschlechte der Stachelschnecken; zum Unterschie-

terschiede nennet Herr Müller die eine den knotigen und die andere den geribbten.

1) Der knorichte Oelkuchen ist Murex lampas Linn. Die dicke, fast einer Faust große Schale ist einem großen und bäuchichten Kinkhorne ziemlich ähnlich, höckericht, knoticht, und mit gegeneinander überstehenden Näthen versehen. Die Knoten sind in die Quere gespalten. Die Mündung ist ungezähnelt. Uebrigens findet man davon viele Verschiedenheiten. Es giebt weiße, gelbe und rothe; diejenigen, deren Mündung sehr feurig aussieht, nennet Rumph Aiax, diejenigen aber, deren Buckel weiß sind, heißt er Hector. Diese Benennung gründet sich auf eine Gewohnheit. Die Vorfechter unter den Indianern suchen die Schnecken, sonderlich die inwendig feuerroth und äußerlich braunroth seyn, wenn sie in den Krieg gehen, aus Aberglauben fleißig auf, stecken Jngber und andere Wurzeln, wie auch Zettelchen mit Characteren in selbige, binden solche über ihren Gürtel um die Lenden, und glauben, daß sie alsdenn glücklich im Streite seyn, und nicht verwundet werden können. Die tapfern Streiter vergleichet Rumph mit den griechischen Helden von Troja, Ajax und dem Hector. Die Holländer nennen zwar alle dergleichen Schnecken nach einem, in Oel gesottenen, runden Gebacke, und weil die Mündung des ersten Gewindes bäuchicht ist, Olickoeken, unterscheiden aber selbige nach der Größe der Buckeln. Die großen, und welche viele starke Buckeln haben, nennen sie gedoppelte, deren Buckeln aber kleiner sind, einzelne, oder enkelden. Wenn die Buckeln oben schwarz geflecket sind, werden die großfleckichten Olykoeken met Rozynen, und die kleinfleckichten met Korenten genennet. Einige nennen diese Schnecke auch Schweizerhose. Ostindien.

2) Geribbter Oelkuchen ist nach Herr Müllern Murex oleararium L. holländisch heißt solche Marshooren. Die Schale wird gegen acht Zoll lang, ist gelb, gleichsam in Oel getränket, mit bucklichten Näthen in die Quere gerunzelt, aber nicht mit besondern Buckeln besetzet, und an der Mündung ungezähnelt. Wenn sie jung ist, hat sie eine haarichte Haut, welche sich mit der Zeit verliert. Man findet dergleichen an dem südlichen Europa und an der afrikanischen Küste.

Oelmagen.
S. Mohn.

Oelmyrte.
S. Wachsbaum.

Oel-

Oelnich.
S. Oelsenich.

Oelpalme.
S. Palme.

Oelröschen.
S. Nießwurzel.

Oelsaame.
S. Dotter, Rübsen und Sesamkraut.

Oelsenich.

Oelsenich oder Oelßnitz, oder Oelnich, nennet man diejenigen Pflanzen, welche beym Tournefort und Rivin Thysselinum heißen. Diese haben alle neuern Schriftsteller mit dem Geschlecht, Selinum genannt, vereiniget, ob sie gleich sonst wegen der andern dahin zu rechnenden Arten mit einander gar nicht übereinkommen. Da also Thysselinum oder Oelsenich gleichsam die Stammpflanze dieses Geschlechtes ausmachet, haben wir auch diesen zum Geschlechtsnamen wählen wollen; Herr Dietrich gebrauchet davor Silge. Herr v. Linne' bestimmet in den neuern Schriften dieses Doldengeschlechte durch die zurückgeschlagene, vielblätterichte, doppelte Hülle; die herzförmigen, einander ähnlichen Blumenblätter, und durch die länglichtplatten, und in der Mitte gestreiften Saamen, und unterscheidet die nahverwandten, als Athamanta, deren verschiedene Arten derselbe ehedem zum Selino gerechnet, durch die länglichten, gestreiften Saamen, und einwärts gebogenen Blumenblätter, und Peucedanum durch die ganz kurze Hülle, und gestreiften, zugleich am Rande geflügelten Saamen. Herr von Haller hat zwar Peucedanum als ein eigenes Geschlechte beybehalten, indem der tief gefurchte Saamen mit drey erhabenen Linien besetzet, und am Rande nicht sowohl geflügelt, als nur dünner ist, vereiniget aber das Geschlechte Athamanta mit dem Selinum, indem in beyden die Saamen wirklich geflügelt sind, überdieß auch der eigentliche Kelch bey selbigen deutlich wahrzunehmen ist, und durch dieses letzte Kennzeichen unterscheidet sonderlich Herr von Haller sein Selinum von Peucedano. Herr Cranz vereiniget alle diejenigen Dolden, welche ähnliche Blumenblätter und platte Saamen mit geflügelten Rändern haben, in dem Geschlechte Selinum, und begreift darunter auch Peucedanum, Imperatorium u. Pastinacam. Nicht allein aber in Ansehung des Geschlechtes herrschet hier, wie bey manchen andern von der Doldenfamilie, viele Verwirrung, sondern es folget auch hieraus die nämliche in Ansehung der Arten; überdieß

sind einige nach den Schriftstellern äußerst schwer, oder gar nicht zu bestimmen, wie z. E. die Caruifolia. Wer von dieser Verwirrung und Dunkelheit deutlich überzeuget seyn will, kann Herr Cranzens Fasc. III. Stirp. Austriac. S. 159. u. f. nachlesen. Wir wollen nur wenige und die bekanndtesten Arten anführen, welche Herr von Linné unter Selinum erwähnet.

1) Glatter milchender Oelsenich, Alsnack, Elßnach, wilder Eppich, Thysselinum angustifolium Riu. Oelsnitium, Selinum palustre L. wächst bey uns in Sümpfen und niedrigen Wiesen. Die Pflanze ändert ihr Ansehen auf mancherley Weise, daher bey den Schriftstellern in der Benennung viele Verwirrung herrschet. Gemeiniglich besteht die Wurzel nur aus einem dicken Stücke, oder Knollen, öfters aber hangen an diesem einige andere gleichsam ziemlich dicke Wurzeln. Der Stängel wird drey bis vier Fuß hoch, ist unterwärts mit erhabenen Streifen besetzet und eckicht, oberwärts mehr rundlicht und mit vielen Zweigen versehen. Die Blätter sind groß, gegen einen Fuß lang, vierfach gefiedert, und die letzten Blättchen lanzetförmig, oder gleichbreit, einfach oder dreyfach zerschnitten. Die doppelte Hülle der Dolde besteht aus vielen, gemeiniglich acht, großen, rückwärts geschlagenen Blättern. Die Dolde selbst ist dichte; die weißen Blumenblätter sind herzförmig, einwärts gebogen, und einander nicht ganz völlig ähnlich. Die eyförmigen Saamen sind fast platt, mit drey erhabenen Linien gestreifet, aber kaum mit merklich geflügelten Rändern versehen. Die Pflanze hat in allen Theilen einen starken, fast dem Anieß ähnlichen Geruch, und enthält in allen einen scharfen milchichten Saft und scharfen, bitterlichen, unangenehmen Geschmack. Die Milch ist öfters ganz sparsam, zuweilen auch gar nicht zugegen. Die Russen bedienen sich der Wurzel statt des Ingbers, und die Lappen, welche alles scharfe lieben, kauen solche in Ermangelung des Tabacks.

2) Borstiger milchender Oelsenich; auch diese Art kömmt unter den zuvor angeführten deutschen Namen vor. Auch bey den lateinischen Schriftstellern wird diese mit jener öfters verwechselt. Es ist diese Thysselinum Plinii et Riu. Apium syluestre Dod. Selinum syluestre Linn. Der Stängel ist durchgehends mit steifen, borstigen Haaren besetzet. Die Blätter sind nur dreyfach gefiedert, und die letzten Blättchen eyförmig zugespitzet, zuweilen ganz, gemeiniglich gespalten. Die Blätter der beyden Hüllen sind kleiner.

kleiner. Die Wurzel soll nach Herr von Linné einfach seyn, Herr von Haller aber hat solche auch gedoppelt und vielfach gefunden. Die Pflanze enthält in allen Theilen den milchichten Saft, und zwar häufiger, als bey der ersten Art. Die Wurzeln von beyden Arten wurden ehedem als eröffnende Mittel gelobet, sind aber jetzo ganz außer Gebrauch.

3) Geflügelter Oelsenich mit abfallender allgemeinen Hülle, Angelica tenuifolia Riu. Selinum caruifolium L. Unter dem Namen Caruifolia beschreiben die Schriftsteller verschiedene Pflanzen. Auch Herr Cranzens Selinum caruifolium scheint eine andere zu seyn. Unsere ist Caruifolia I. Bauh. et Vaillant. Sie wächst auch in Deutschland. Viele dicke, holzichte Wurzeln sitzen an einem Knollen. Der Stängel ist zween bis drey Fuß hoch, gestreifet, eckicht oder mehr geflügelt. Die Blätter sind dreyfach gefiedert, und die letzten Blättchen breit, ganz oder dreyfach gespalten. Die allgemeine Hülle der Dolde fällt zeitig ab, zuweilen bleibt ein Blättchen davon länger stehen, welches aber doch, wenn die Saamen reifen, nachfällt. Die besondere Hülle besteht aus zehen schmalen, öfters röthlichten Blättchen. Die weissen, zuweilen äußerlich röthlichten Blumenblätter sind einwärts gebogen, und eines ist größer als die übrigen. Die Griffel sind am Saamen deutlich zu bemerken, und auswärts gebogen. Die Saamen zeigen auf dem Rücken drey Furchen, und einen deutlich geflügelten Rand.

Oelßnitz. S. Oelsenich.

Oelwölfe.

Oelwölfe werden die weißlichten Meerwölfe genannt, die wegen ihrer Floßfedern hauptsächlich zum Fischreiche zu rechnen, wenigstens sehr nahe an dasselbe gränzen. Ihre ausführliche und merkwürdige Beschreibung findet sich in den S. A. Reisen B. IX. S. 515. u. f. wo unter den Inseln Juan Fernandes auch die Insel Tierra und ihre Naturgeschichte beschrieben wird: der Strand, heißt es, und die Klippen in der See, bey dieser Insel Tierra, wovon hier geredet wird, sind überall mit einer solchen Menge von Meerwölfen angefüllet, daß man nirgends durch sie hindurch kommen kann. Man bemerket davon sonderlich drey verschiedene Gattungen. Einige sind klein, ungefähr eine Vara lang, und haben eine dunkelgelbe Haut. Die zwote Gattung ist ungefähr anderthalb Toise, oder beynahe drittehalb Vara lang, und hat eine graue Haut. Die dritte und letzte Gattung hat eine Länge von ungefähr zwo Toisen, oder nicht viel über $4\frac{1}{2}$ Varas. Die

Haut ist aschfarbig und fällt einigermaßen in das Weißliche. Der Kopf dieser Thiere ist klein, wenn man ihn mit dem übrigen Theile des Leibes vergleicht, geht etwas spitzig zu, und ist fast eben so gestaltet, wie bey den Wölfen auf dem Lande. Der Rachen hat eine dem Kopfe gemäße Größe. In demselben findet man eine dicke, beynahe runde Zunge. Die Kinnbacken sind ringsherum mit einer Reihe von großen, starken und spitzigen Zähnen besetzet. Zwey Drittheile davon stecken ganz in den Zahnlöchern, und nur ein Drittheil von Zähnen, die sehr hart und fest sind, raget hervor. An den Seiten des Rachens haben sie einen Bart, der sich von einander theilet, wie bey den Tiegern oder Katzen. Die Augen sind sehr klein, und die Ohren sind so winzig, daß sie von ihrer Wurzel bis an das äußerste Ende kaum sechs oder acht Linien lang sind. Daraus kann man von ihrer Breite urtheilen. Die Nasenlöcher sind ebenfalls sehr klein, und dieses ist der einzige Ort, wo sie kein Haar, sondern nur eine drüsichte Haut haben, wie die Hunde. Dieses Thier hat zwo Floßfedern, die ihm im Wasser, wie allen Fischen, zum schimmen, auf dem Lande aber zum gehen dienen. Der Schwanz ist ordentlich knorplicht, groß, in Ansehung des ganzen Körpers, und viel dicker, als bey den Fischen. Er ist glatt ausgebreitet, und so eingerichtet, daß der Meerwolf, wenn er das Rückgrad an dem äußersten Ende, oder bey dem letzten Wirbel biegt, welcher ein merklicheres Gelenke hat, als die übrigen, damit die beyden Hinterfüße bildet, worzu hernach die beyden Vörderfüße oder Floßfedern kommen, so daß er gehen kann, ohne zu kriechen, oder den Leib zu schleppen. Sowohl an den Floßfedern, als auch an einem jeglichen Lappen oder Ende des Schwanzes, hat er gewisse Abtheilungen, wie fünf Zähen. Diese bestehen aus kleinen Beinchen oder harten Knorpeln, die in einer harten und dicken Haut stecken, womit die Floßfedern und der Schwanz überzogen sind. Diese Zähen geben sich von einander, und nehmen die ganze Breite der Floßfedern ein. Sie dienen den Meerwölfen, statt der Fußsohlen, womit sie auftreten. Ganz vorne haben sie Krallen oder Nägel, die ungefähr zwo Linien lang, und eine halbe Linie breit sind.

An den Floßfedern findet man zwo Gelenke, die recht merklich sind; das eine befindet sich da, wo die Floßfeder mit dem Schulterblatte verbunden ist; das andere aber gegen das Ende der Floßfeder zu, wo sich die Zähne (Zähen) anfangen. Ein gleiches ist von dem Schwanze zu merken. Solchergestalt köñen die Meerwölfe auf dem Lande herum gehen. Denn ob sie schon

nicht so hurtig sind, wie die vierfüßigen Thiere, so klettern sie doch an so hohen und steilen Felsen hinauf, daß man kaum glauben sollte, daß es möglich wäre, indem die Menschen hier nicht fortkommen können. Eben so hurtig klettern sie auch wieder herunter. Ihr dicker Körper hindert sie daran nicht, obschon derselbe bey der größern Gattung, da wo die Floßfedern sind, über zween Schuh im Durchschnitte beträgt. Hiervon kann man einen Schluß auf die Dicke des Körpers der übrigen Gattungen machen.

Die Geburts- und Zeugungsglieder dieser Thiere befinden sich unten am Ende des Bauches: wenn sie sich begatten wollen, so setzen sie sich auf den Schwanz. Das Männchen und das Weibchen stellen sich gegen einander über und umfassen einander mit den Floßfedern, die ihnen alsdenn anstatt der Vorderfüße dienen. Das Weibchen wirft seine Jungen und säuget sie, wie die Thiere auf dem Lande. Es wirft aber auf einmal nicht mehr als eins oder zwey Junge.

Die weißlichten Meerwölfe, welche, wie schon gesaget worden ist, die größten sind, werden von einigen Meerlöwen genannt: in den dasigen Gewässern aber Oelwölfe; vermuthlich deswegen, weil sie, so oft sie sich bewegen, einen ölichten und thranichten Geruch von sich geben, welches von dem vielen Fette oder Thrane herrühret, woraus ihr ungeheuerer Körper besteht. Man bekömmt zwar aus allen drey Gattungen Thran, allein diese Gattung ist die geschickteste darzu, weil sie aus gar nichts anderm besteht. Ich habe hierbey folgendes als etwas recht besonderes angemerkt. Da ein solcher Meerwolf von einem Matrosen geschossen und getroffen worden war, so begab er sich sogleich in das Wasser. Kaum hatte er dasselbe mit seinem Blute gefärbet, so fand sich eine grausame Menge von Meerwölfen von den übrigen beyden Gattungen ein, fielen über ihn her und verzehreten ihn, ehe noch eine halbe Viertelstunde verflossen war. Bey den übrigen Gattungen geschah solches nicht. Sie stürzeten sich zwar ebenfalls sogleich in das Wasser, sobald sie verwundet worden waren; allein die übrigen Meerwölfe bezeugeten keine Lust sie zu verzehren, und bewegten sich nicht einmal, ob sie schon das Blut auf dem Wasser sahen. Sie sind gefährlich, wenn sie zum Beißen kommen können, denn wenn sie einmal etwas zu fassen bekommen, so lassen sie es nicht fahren. Allein sie sind schwerfällig, langsam, und können den Kopf nicht leichtlich bewegen. Sie scheueten sich nicht vor den Menschen, und man mußte sie mit Pfählen und

Stangen von einander treiben, wenn man hindurch kommen wollte. Die kleinen Meerwölfe heulen oder blöcken vielmehr, fast wie die Schaafe, so daß man sie für Schaafe halten wird, wenn man sie nicht sieht. Sie erregen unter einander beständig ein solches Geblöcke und Geräusche, daß man es kaum ausstehen kann. Die Hunde werden bald mit ihnen fertig und verzehren sie in großer Geschwindigkeit, nachdem sie dieselben todt gebissen haben. Das erste, was sie thun, wenn sie dieselben todt machen wollen, ist dieses, daß sie große Stücken Fleisch davon herunter beißen, und gleich anfangs die ganze Haut von dem Halse herunter ziehen. Hierauf fassen sie dieselben an dem Kopfe, stecken die Vörderpfoten zwischen Haut und Fleisch, und stoßen die Haut nach und nach ab, bis sie dieselbe völlig herunter ziehen können.

Die Seeleute pflegen die größere Gattung Seelöwen zu nennen, weil das Haar an dem Halse einigermaßen eine Mähne vorstellet, wiewohl es in Ansehung der Länge von dem übrigen Haare an andern Orten des Leibes wenig unterschieden ist. Sie scheinen aber doch mit besserm Rechte Seewölfe als Seelöwen genannt zu werden, weil sie eine größere Aehnlichkeit mit den Wölfen haben, und in Ansehung ihrer Gestalt den übrigen beyden Gattungen der Seewölfe völlig gleich kommen.

Alle drey Gattungen der Seewölfe sind vornen an der Nase so empfindlich, daß, da sonst viele Stiche an andern Orten des Leibes keine große Wirkung bey ihnen thun, hier ein geringer Schlag zureichend ist, sie zu tödten. Daher suchen sie auch nur ihre Schnauze vor allen Anfällen in Sicherheit zu stellen und zu vertheidigen, weil sie wissen, daß sie hier der meisten Gefahr unterworfen sind.

Oeret.

Oeret oder Oerte, eine Art von Gold- oder Lachsforellen, (wahrscheinlich von dem lateinischen Namen Orata, Aurata) wird hier, in Norwegen, besonders in süßen Salzwassern gefangen, so wie der Lachs, von dessen Gattung er ist. Er ist auch einer Art kleiner Lachse, die man hier Tart nennt, ähnlich, außer, daß sein Kopf dicker und kürzer und der Schwanz breiter und ein wenig dunkler ist; er ist auch nicht so fett und schmackhaft. Er wird vornehmlich im Ausflusse der Ströhme mit Netzen gefangen. In frischen Seen und Ströhmen ist er der allergewöhnlichste Fisch; allein viele von denselben sind unrein oder krank, daß sie nicht können gespeiset werden. In diesem Unfalle ist der Kopf sehr groß, der Leib mager,

und in den Eingeweiden finden sich kleine Bläschen, wie Grütze. Diese Krankheit wird von einigen den Sägespähnen zugeschrieben, die bey den Sägemühlen in die Ströhme fallen. Andere sind der Meynung, sie komme daher, weil der Roggen, der nach Beschaffenheit der Größe des Fisches sehr groß ist, zurückgehalten und nicht zur rechten Zeit ausgegossen werde. Was aber den Fisch daran hindern sollte, das weis ich nicht, außer er müßte nicht allezeit eine ihm dazu bequeme Stelle antreffen; denn wie einige bemerket haben, so sollen diese Fische sich selbst durch die Bewegung des Schwanzes in Sand oder Leimen unter dem Berge einige Höhlen aushöhlen, worinnen sie ihren Roggen gemeinschaftlich ausgießen, und vor welchen sie hernach Steine, um ihn zu verwahren, wälzen. Eben dieses wird auch von den Forellen, die auch von dieser Gattung sind, vom Grafen von Marsigli in seinem Danubio erzählet. Unter den Oereten hat man eine gewisse Sorte, die Röer, vielleicht Rothfeder, genannt werden, weil sie durch die Farbe ihrer Floßfedern, die röthlicher sind, als die andern Fische, von diesen unterschieden werden. Man hält sie für gesünder, und wie man saget, so sollen sie bemeldeter Krankheit nicht unterworfen seyn. Pontoppid. Norw. Naturgesch. Th. II. S. 262. Er soll, selbst nach dem Pontoppidan, Salmo Lacustris, Linn. gen. 178. sp. 6. die Müllerische Teichforelle, seyn, ist auch Kleins Trutta dentata, 8. Forelle, s. diesen unsern Artikel, Band III. S. 175.

Oerschwein.

Orca, sonst auch Butskopf, Grampus, ist nach dem Klein Miss. II. p. 9. et 22. unter seinen Blasern, Physeteres, des dritten Geschlechts der Meerschweine, Delphaces s. Porcelli. Die erste Art, nämlich mit niedergedrücktem breitem Saurüssel; das Oerschwein, Orca, capite in rostrum porcinum simum et latum exeunte; s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 61. desgleichen den Artikel, Meerschwein, B. V. S. 544. Das Oerschwein, Orca, ist also unter den Kleinischen Meerschweinen, Delphaces, das größte, von den Alten aber ganz unrecht unter die Wallfische, Balaenas, gezählet worden. Die Beschreibungen desselben sind unter verwechselten Namen auch verschieden, wie bey dem Bellon, Rondelet, Paulus Jovius, u. a. zu sehen. Sogar hat Theodor Hasäus, aus dem Oerschweine, Orca, den Leviathan, d. i. den größten der Wallfische, machen wollen, welchem auch der berühmte Scheuchzer in seiner Physica Sacra gefolget. Auch der, sonst

um die Geschichte der Fische sehr wohl verdiente, Rondelet, hat es mit versehen, wenn er angenommen, daß die Orca breite und sägeförmige Zähne habe, dem auch Artedi, syn. p. 106. sp. 3. zuversichtlich gefolget, wiewohl er ihn doch unter seine Delphinos aufgenommen. Wir sind aus folgenden Bewegungsursachen der Meynung, daß die Orca allerdings unter die Delphaces, Meerschweine gehöre: 1) Er ist, in Ansehung der Größe und Form des Kopfes, keiner Art der Wallfischgeschlechter gleich, da er, nach dem Bellonius, selten über tausend Pfund schwer ist: die Figur des Kopfes aber mit der des Delphins ziemlich übereinkömmt. 2) Ja, er soll dem Delphino und Tursioni, dem Delphin und Taumler, so ähnlich seyn, daß er nicht nur insgemein Marsuinus, Porcus marinus, Meerschwein, genannt, sondern auch öffentlich dafür vorgezeiget werde. Es nimmt sich auch Martens, der doch Orcas zu sechzehn bis zwanzig Fuß lang gesehen haben will, wo nicht ein Schreibefehler mit untergelaufen, wohl in acht, daß Orca mit dem Delphino nicht verwechselt werde, indem er anmerket, daß die Schnauze des Orca von der Wurzel bis an die Spitze gleicher Dicke, hierüber platt stumpf und am Ende über sich gebogen, die untere Lippe aber so dicke und schwer sey, daß sie bey dem auf dem Bauche liegenden Fische von der obern sich herunter senke, und man folglich die Zähne sehen könne. Hans Sloane, It. Iam. I. 5. beschreibt es also: diese Art von Wallfischen, welche die kleinste, und mit dem Delphin oder Meerschweine, (Dolphin or Porpesses) von einerley Gattung ist, ist überall vierzig Fuß lang, und nach Proportion breit, ist glatt und auf dem Rücken dunkelbrauner Farbe, und hat zwey Röhrchen auf dem Kopfe, cranio.

3) Es hat zwar Raius mit andern Schriftstellern den Orca in die Klasse der Wallfische mit gesetzet, er ist aber doch zweifelhaft, ob er eben des Martens Wallfisch, der Butskop, d. i. des Dales Flounders, s. Bottle-Head, sey, der von der, eine Flasche vorstellenden, Figur des Kopfes also genannt werde. Wir folgen dem Dales, der nicht nur den Wallfisch, Butskop, richtig genug beschrieben, sondern auch sehr wohl und eigentlich gezeichnet; daher es denn offenbar, daß Martens Butskop von dem Orca allerdings zu unterscheiden.

4) Gemeiniglich wird der Orca, oder das Meerschwein unter den mit Lungen begabten Fischen, für das grausamste, und dem Wallfische gehäßigst nachstellende, Thier geachtet, da es mit vierzig, unter

unterwärts auch wohl mit mehrern tödtlichen Zähnen bewaffnet ist, so daß auch der von einem Orca verfolgte Wallfisch so entsetzlich zu brüllen pfleget, nicht anders, als wenn ein Ochse von einem Hunde gebissen wird. Nach dem Paulus Iouius de Rom. Pisc. c. 2. führen die Orcae mit den Wallfischen beständige Kriege, die unter allen, so in den Weltmeeren geführet werden, die allergrausamsten und blutigsten zu seyn pflegen.

5) Nach dem Schoneveld nahet sich der Orca, wie der Delphinus und Tursio, s. Phocaena, ohne alle Furcht den Schiffen, und begleitet sie, aus Begierde einer Beute, sehr lange.

6) Endlich ist auch das cranium, der Hirnschädel eines Orca, dem Hirnschädel eines Delphacis oder Porci, völlig gleich.

Solchemnach ist der Orca, den Sibbaldus einen kleinen Wallfisch nennt, in beyden Kiefern gezähnelt. Er ist der Grampus, Smiths Virgin. p. 281. Billers, Philos. Transact. no. 38. Capidoglio, Paul. Iouii, cap. 2. denn ich wollte wohl glauben, saget Klein, daß Plinius, lib. IX. cap. 6. seiner Naturgeschichte das Capidolium Orcam genannt habe, welchen Claudius Caesar in dem Ostianischen Hafen, in Gegenwart vieler römischer Zuschauer, gleichsam bestürmet hat. Großer Braunfisch, Tandheye, oder Springer, Loper, Hackel, Oerschwein, Schonevelds, Porcus marinus maior, des Gesners, S. 101 b. (und im nomencl. p. 169. das große Meerschwein,) das Meerschwein, Kolbe, Cap. B. S. pag. 204. wird in der Ostsee selten gefangen, obwohl in selbiger die Wallfische dann und wann bis im Bothnischen, auch Finnischen Meerbusen hinauf streichen. s. Breßl. Samml. Vers. XXIII. S. 117. 342. etc. In dem Pautzker Meerbusen bey Danzig, Sinu Pucensi, ist ein Orca gefangen worden, dessen Hirnschale, cranium, von D. Christoph Gottwald in die Rathsbibliothek gebracht und bisher für ein cranium eines Delphins gehalten worden, Es ist ganz wichtig, knöchern, und wir stellen es in der halben Größe, Tab. I. no. 1. unter andern Craniis Delphacum vor. Seine Hirnschale, Cranium, ist von der äußersten Spitze des Unterkiefers bis an das große Loch ein und zwanzig und einen halben rheinischen Zoll, von der Spitze des Oberkiefers bis an die Wurzel der Schnauze, zwölf und einen halben Zoll, und von eben dieser Spitze bis an den Wirbel des Hinterkopfes achtzehn und einen halben Zoll, lang. Es hat zwey Spritzlöcher, wie solche von dem Rondelet, lib. III. cap. 102. de Fistula, als allen Blasern

sern gemein, beschrieben werden; (nämlich in dem Gehirnkasten, cranio selbst, nur Eins aber in der Haut, und Figur eines C mit einem Deckel.) Die Wurzel der Schnauze ist fünf und einen halben Zoll breit, die Breite des Hinterhauptes von eilf und einen halben Zoll, und die Höhe desselben von neun Zoll. Die Zähne desselben finden sich Tab. I. fig. 1. 2. 3. 4. besonders in natürlicher Größe vorgestellet, und haben mit den Zähnen des Delphins und der Phocaenae keine Aehnlichkeit. Aus den abgeriebenen und abgenutzten Zähnen läßt sich schließen, daß dieses Thier, wie die Schweine zu Lande, ihren Fraß und Raub mit den Zähnen zerkäuen. Sie sitzen alle sehr tief in den Kiefern, wie bey den vierfüßigen Thieren und haben starke und einfache Wurzeln, anders als bey dem Delphine und Tursione oder Phocaena. Es sind aber sechs und neunzig Zähne, als funfzig in dem Oberkiefer und sechs und vierzig im Unterkiefer zu zählen. s. unsere Artikel, Blaser, B. I. S. 794. Delphin, B. II. S. 306. und Meerschwein, B. V. S. 544.

Ofenbruch.

Ofenbruch wird bey dem Hüttenwesen diejenige Materie genannt, welche bey der Roharbeit nicht in den Heerd fließt, sondern sich an den Seiten des Ofens fest ansetzet und beym Ausbrennen herausgebrochen wird. Diese Materie ist gemeiniglich arsenikalisch und enthält etwas, bisweilen mehr bisweilen weniger, metallisches in sich.

Eine sehr bekannte und gebräuchliche Art Ofenbruch ist der Gallmeyische Ofenbruch, oder Ofengallmey, Tutia, Cadmia fornacum, welcher bey dem Schmelzen der Zinkerze sich an den Seiten der Ofen als eine graue oder weißlichtgraue Materie anlegt. Dieser gallmeyische Ofenbruch enthält, außer der Zinkischen Substanz, auch etwas Arsenik und Schwefel. Gemeiniglich wird derselbe weggeworfen, an einigen Orten aber gebrauchen sie selbigen zum Messing machen, da er denn entweder erst eine Zeitlang an der Luft muß gelegen haben und also aufgeschlossen seyn, oder zuvor muß ausgeröstet werden, um sowohl den darinnen befindlichen Arsenik und Schwefel zu scheiden, als auch den Ofenbruch recht locker und mürbe zu machen.

Zu dem Gallmeyischen Ofenbruche rechnet man auch den Hüttennicht oder weißen Nicht, Nihil album, welcher sich zu oberst der Oefen, wo Zinkerze geschmolzen werden, als ein lockeres, weißes und wollichtes Pulver findet, oder auch bey dem Messingmachen als ein weißer Rauch aus den Oeff-

Oeffnungen der Tiegel geht. Von diesem Hüttennicht unterscheiden einige den Pompholyx, welcher nicht so weiß, wie jener, an Farbe, sondern lichtgrau ist, weniger feste zu seyn pfleget und in den Oefen etwas tiefer, als jener, sitzt. Endlich unterscheidet man auch noch eine Art von Ofenbruch, welche schwerer und dichter, wie die beyden vorhergehenden Arten ist, eine schwarzgraue Farbe hat, und Tutian, Tutia, genannt wird. Von dieser Tutia scheint die so genannte Alexandrinische Tutia verschieden zu seyn, als welche, wie Neumann in seiner medicinischen Chymie, Züllichau. 1756. 4. Th. 2. S. 1038. anmerket, ein Gemische von einer Thonerde, Kreide, Gallmey oder Zinkblumen oder auch Bleyerz und andern Dingen seyn soll.

Das Hüttennicht, der Pompholyx und die Tutia werden in der Heilkunst als Augenmittel gebrauchet, da aber dieselben niemals recht rein zu haben sind, und dieselben ohne Gefahr nicht gebrauchet werden können, so thut man am besten, wenn man den Gebrauch derselben unterläßt, und sich lieber der Zinkasche bedienet, als welche allezeit mit leichter Mühe aus dem calcinirten oder verbrannten Zink erhalten und sicher gebrauchet werden kann.

Oefengallmey.

Cadmia fornacum, Cadmia factitia, ist kein natürlicher Gallmey, sondern verbrannter Zink, welcher, wenn die Zinkerze geschmolzen werden, sich an den Wänden des Ofens, wo keine Abkühlung geschieht, als eine calcinirte oder verbrannte metallische Substanz zusammen bäckt, und zu einem harten steinichten Wesen wird. Man sammlet diesen Ofengallmey vorzüglich in Goßlar, und gebrauchet ihn bisweilen zum Messingmachen. Es giebt aber derselbe kein gutes Messing, indem er etwas bleyisches bey sich hat. Den Ofengallmey nennt man auch Gallmeyischen Ofenbruch. S. Ofenbruch.

Ohmblatt.

S. Baumwurzelsauger und Klette.

Ohmer. S. Dinkel.

Ohmkraut.

Ohmkraut nennen wir mit Herr Planern Percepier Dill. Percepia Heist. oder Aphanes Linn. indem die andern Namen, als Frauenmäntelchen und Marienmäntelchen, auch andern Pflanzen beygeleget worden. Es ist davon nur eine Art bekannt, nämlich Aphanes aruensis Linn. Es ist dieses auf den Brachfeldern ein ganz gemeines, kleines, rauches

Pflänzchen, dessen Stängel öfters kaum einen Finger Höhe erreichet, sich aber in viele Zweiglein ausbreitet. Die wechselsweise gestellten Blätter sind in drey Lappen, und diese wieder zwey- auch dreyfach zerschnitten. Den kurzen Stiel umgeben zween, mit scharfen Zähnchen besetzte und gefranzte Blattansätze. In den Winkeln derselben sitzen einige grünlichte Blümchen bey einander. Der kleine röhrenförmige Kelch ist in acht Einschnitte getheilet, wovon viere wechselsweise größer, und viere kleiner, und fast nur haarförmig sind, deswegen auch Herr Pollich überhaupt nur viere angegeben. Das Blumenblatt mangelt; vier ganz kurze Staubfäden sitzen auf dem Kelche, und auf dessen Boden zeigen sich zween Fruchtkeime, an welchen der Griffel nicht, wie sonst gewöhnlich, auf der Spitze, sondern unterwärts und seitwärts ansitzet; die Staubwege sind knöpficht. Es folgen zween eyförmige, plattgedrückte Saamen, welche von dem mehr verschlossenen Kelche bedecket werden. Bisweilen sieht man nur einen Fruchtkeim, und mithin auch nur einen Griffel, da denn die Blume und der Saame völlig mit dem Löwenfuße übereinkommt, daher auch die Herrn, von Haller, Ludwig und Scopoli, beyde Geschlechter mit einander vereiniget haben. Es soll der Gebrauch dieses Pflänzchen den Urin treiben, und den Stein zermalmen, daher es auch den Namen Perche pier erhalten. Es ist aber diese Wirkung durch Erfahrungen zur Zeit noch nicht bestätiget worden.

Ohmkraut, S. Löwenfuß.

Ohnvogel.

Ein Name der Kropfgans oder des Vielfraßes, Onocrotalus, Plancus gulo. Vermuthlich von seinem Geklapper mit dem Schnabel im Wasser, welches dem Eselgeschrey gleichet, also benannt. Das Wort ist in der Schweiz üblich.

Ohr.

Ohren, Auris. Es befinden sich diese Gehörwerkzeuge, deren zweye an der Zahl sind, äußerlich an der rechten und linken Seite des Hauptes, und bestehen gleichsam aus einem dreyfachen Bezirke, nämlich aus dem äußerlichen, mittlern und innerlichen Ohr. Zu dem äußerlichen Ohre gehören, das Oehrlein, Auricula, nebst dem Gehörgange, Meatus auditorius, wovon jenes den an beyden Seiten des Schlafknochens ab- und hervorsteheuden muschelförmigen Theil, dieses aber den dahinter befindlichen Canal ausmachet, welcher sich bis gegen das mittlere Ohr zu erstrecket. Es besteht

besteht das Oehrlein aus einem sehr künstlich gewundenen Knorpel, welcher von der allgemeinen Decke scharf umspannet wird, und woran sich verschiedene hervorragende Ohrenkreise, Vertiefungen und andere Theile besonders unterscheiden lassen. Zu den erstern rechnet man sowohl den äußerlichen Ohrenkreis, Helix, s. capreolus, oder diejenige äußerste Falte, welche sich um den ganzen Rand der äußern Peripherie des Ohres befindet, ingleichen den innerlichen Ohrenkreis, anthelix, so in einer dem vorigen gerade gegen über stehenden länglichten Erhöhung besteht, als auch den vordern Ball oder Bock des Ohres, Tragus, oder den ziemlich merklichen knorplichten Ansatz, welcher unter der Krümmung des äußern Ohrenkreises vorsteht, nebst dem hintern Balle oder Gegenbocke, antitragus, welcher an dem hintern Ende des inwendigen Ohrkreises liegt. Die Vertiefungen machen theils eine ungenannte Höhlung, cauitas innominata, theils das zwischen dem äußerlichen und innerlichen Ohrenkreise befindliche sogenannte Schiffchen, scapha, theils endlich die Muschel, concha, aus, welche ganz inwendig, gleich vor der Mündung des Gehörganges zum Vorschein kömmt. Endlich gehöret auch noch zu dem Oehrlein das so genannte Ohrenläppchen, lobulus auris, welches das unterste, weiche, herabhangende Theilchen ist, das mit dem Bocke und der Muschel zusammenhängt, und welches bloß aus den allgemeinen Decken besteht, die mit einer fettichten Unterlage ausgestopfet sind, woran die Menschen von jeher besondere Ringe und andere Zierrathen getragen haben. Hiernächst befinden sich auch noch um dieses Oehrlein herum allerhand kleine Talgdrüsen, ingleichen zwo, drey, oder auch mehrere Muskeln, obschon dieser Theil an den meisten Menschen ganz unbeweglich ist, woran jedoch der Zwang Schuld ist, welchen wir uns von Jugend auf durch Binden, Haubentragen und andern Kopfputz anthun, wodurch diese natürlichen Fähigkeiten gleichsam ersticket werden und aus der Mode kommen. An den Thieren, worunter hier nämlich nur die eigentlichen vierfüßigen von warmen Blute zu verstehen sind, da allen übrigen, wenn man ihnen auch nicht durchgängig dieses Werkzeug ganz absprechen kann, doch wenigstens das äußerliche Ohr fehlet, bewegen sich diese Theile viel deutlicher, und sind auch die Muskeln daran viel fleischichter und deutlicher als bey den Menschen zu unterscheiden. Man kann sogar aus der verschiedenen Bewegung des äußern Ohres auf die Gemüthsart und natürlichen Triebe

Triebe dieser Thiere schließen, da man weis, daß beherzte, rasche oder schlaue Thiere die Ohren in die Höhe tragen und auf verschiedene Art spitzen, furchtsame und schüchterne hingegen selbige sinken lassen nnd mehr abwärts neigen. Gleich hinter diesem Oehrlein, nämlich zu Ende der Muschel, offenbaret sich eine ziemlich große Mündung, womit sich der äußere Gehörgang, meatus auditorius, anfängt, welcher als ein wirklicher runder Canal, der gegen die Mitte zu etwas enger wird, sich von da weiter nach dem mittlern Ohre erstrecket, und nicht sowohl gerade zu, als vielmehr mit einigen krummen Biegungen fortgeht, und zuletzt mit der Trommelhöle sein Ende erreichet. In der Frucht und in neugebohrnen Kindern ist dieser Gang halb knorplicht und häuticht, bey Erwachsenen hingegen ist der hintere ganz knöchern, und der vordere aus knorplichten Stücken zusammengesetzet, über welche äußerlich eine scharf gespannte Haut hinweg geht, und die inwendige Fläche ist mit einer andern äußerst empfindlichen Membran ausgeschlagen.

Es befinden sich auch äußerlich an dem knorplichten Theile des Gehörganges in einem, unter den allgemeinen Decken ausgebreiteten netzförmigen, Zellgewebe die kleinen eyförmigen und runden gelbbraunen Ohrenschmalzdrüsen, glandulae ceruminosae aurium, welche von einem französischen Zerglieberer des vorigen Jahrhunderts, dem Herrn du Verney, zuerst entdecket worden; aus jedweder solcher einzelnen Drüse geht ein besonderer Ausführungsgang heraus, und durchbohret die Haut, welche die inwendige Höhle dieses Canals überzieht, aus deren Mündungen zuletzt das bittere und gelbbraune Ohrenschmalz herausschwitzet. Dieser Saft ist eben so wohl, als die daselbst befindlichen kleinen Haare vermögend allerhand schädliche Würmer und Insecten abzuhalten, damit selbige nicht unmittelbar in den Gehörgang eindringen und selbigen verletzen können. Alle Thiere, welchen man Ohren zugestehen muß, sind auch mit einer Art von Gehörgange versehen, sogar die Amphibien, Wallfische und andere dergleichen; nur ist er in den vierfüßigen lebendig gebährenden Thieren am längsten, die darum auch vor allen übrigen ein eigentliches Ohrenschmalz verfertigen. Die äußern Ohrlöcher oder Mündungen des Gehörganges finden sich in den Wallfischen und andern Fischen überaus enge, und bey den Schlangen, Eidechsen und andern Amphibien sind sie gar mit einer Haut bedecket, und scheinen darum verschlossen zu seyn.

Das ganze mittlere Ohr stellet die so genannte Trommelhöle, cavitas

uitas tympani, vor, welche unmittelbar auf den äußerlichen Gehörgang folget, und eine ungleiche, etwas länglichte Höhle ausmachet. Die Gränzen zwischen dieser Höhle und dem Gehörgange bestimmet ein kleiner knöcherner Ring, welcher in der Frucht und bey sehr jungen Kindern sich als ein besonderes Stück darstellet, und sich gleich zu Ende des vorigen Canals findet, der aber bey zunehmenden Jahren mit dem Felsenknochen in eins zusammen verwächst. Ueber diesen Ring ist eine, aus zwey Blättchen zusamengesetzte, starke Haut, nämlich die so genannte Trommelhaut, membrana tympani, vest ausgespannet, oder vielmehr in einer daselbst befindlichen Furche oder Rinne eingekerbet, und machet gleichsam die Scheidewand zwischen dem vorigen Canale und der Trommelhöhle. Mitten über dieses Trommelfell geht auch eine besondere Schnur, die sich mit den Muskeln der Gehörknöchelchen verbindet, und welche eben so, wie die Darmsaite unten an einer Trommel, über selbige ausgespannet ist, und darum auch die Trommelsaite, chorda tympani, heißt. Man findet diese Trommelhaut in allen vierfüßigen lebendig gebährenden Thieren, bey den Vögeln, Amphibien und großen Fischarten, aber bey den kleinern Fischen, welche ein warmes Blut haben, hat man dergleichen noch nicht wahrgenommen. In dieser Höhle liegen denn nun die vier Gehörknöchelchen, ossicula auditus, der Hammer, malleus, der Amboß, incus, der Steigebügel, stapes, und das rundliche Knöchelchen, os orbiculare. An dem Hammer kann man füglich den obern Theil, oder seinen ziemlich runden Kopf, caput mallei, den darunter vorkommenden mittlern, dünnen, oder den Hals, collum, ingleichen den äußersten oder den Stiel, manubrium, unterscheiden, an welchem sich oberwärts zween spitzige Fortsätze zeigen, woran die dahin gehörigen Muskeln angeheftet sind. Der Amboß besteht aus einem dicken Theile, oder seinem Körper, corpus, an welchem sich oberwärts eine besondere Gelenkvertiefung äußert, und zwo hervorragenden dünnern Spitzen, oder den beyden Schenkeln, duo crura, wovon eins länger, das andere etwas kürzer ausfällt. Der Steigebügel, welcher seiner dreyeckichten Figur wegen, alle seiner Benennung zukommende Aehnlichkeit hat, zeiget oberwärts ein kleines Knöpfchen, capitulum, ferner seitwärts gleichsam ein paar Säulen, duo latera, und unterwärts die Grundfläche oder sein Fundament, basis, welche beyde letztern Theile aber nach innen zu eine besondere Furchenfläche haben.

ben. Das kleine rundliche Knöchelchen hat eine linsenförmige und eyrunde Gestalt, und ist so klein, daß man es oft mit bloßen Augen nicht einmal gut erkennen kann, deswegen denn viele Zergliederer es lieber für ein eingetrocknetes Stückchen Band oder Sehne, als für ein besonderes Knöchelchen angesehen haben. Mit der Verbindung dieser Theile hat es folgende Beschaffenheit: der Hammer geht längst an der Trommelhaut in einer senkrechten Richtung herunter, und hängt mittelst des einen Fortsatzes des Hammerstiels mit ihr selbst genau zusammen, der Kopf hingegen passet in die hohle Gelenkvertiefung des Amboses und ist ebenfalls daran befestiget. Der kürzere Schenkel des Amboses geht seitwärts nach den Fächerchen des zitzenförmigen Fortsatzes und verliert sich daselbst, der längere hingegen läuft von der Trommelhaut ein wenig abstehend mit dem Hammerstiele in paralleler Richtung herab, und erhält dadurch mit dem Steigebügel ein vollkommenes Gelenke, weil das runde Knöchelchen zwischen der Spitze dieses Schenkels und der kleinen Gelenkpfanne des obersten Knöpfchens des Steigebügels darzwischen kömmt. Nicht nur der Hammer sondern auch der Steigebügel sind noch überdieses mit besondern Muskeln versehen, wodurch denn diese Knöchelchen verschiedener Bewegungen unter sich fähig werden. Es lassen sich diese Gehörknöchelchen in gleicher Anzahl und Form auch bey den vierfüßigen lebendig gebährenden Thieren, und bey denjenigen großen Fischarten wahrnehmen, welche ein warmes Blut haben. Bey den Vögeln vermisset man den Amboß und den Steigebügel, oder vielmehr alle diese drey Knöchelchen zusammengenommen machen bey ihnen eigentlich nur einen einzigen Knochen aus, an dem sich aber wohl noch die Gränzen des einen und des andern unterscheiden ließen; und eben diese Beschaffenheit hat es auch mit den Amphibien. Bey den kaltblütigen Fischen trifft man anstatt der ordentlichen Gehörknöchelchen in einer besondern Höhle zween bis drey paar ungestaltete Steinchen an, die man unterdessen jenen an die Seite setzen kann. Außer allen diesen Theilen hat man in der Trommelhöhle auch noch besondere Oeffnungen und Löcher zu merken. Es gehören dahin eines Theils die Fächerchen, so nach dem inwendigen des zitzenförmigen Fortsatzes zu gehen und gegen welche sich besonders der kürzere Schenkel des Amboses richtet, wovon das äußerste ziemlich ansehnlich und gleichsam mit einem Fortsatze der Trommelhaut bedecket ist. Man hat diese Fächerchen als besondere Schallhöhlen anzu-

anzusehen, daher bey solchen Thieren, welche ein scharfes oder sonst musikalisches Gehör haben, diese Fächer durch beyde Hirnschalentafeln mitten durch gehen, wodurch denn beyde Ohren oberhalb und unterhalb der Hirnschale mit einander Gemeinschaft haben, wie man solches an dem so gelehrigen Elephanten und verschiedenen Vögeln wahrnimmt. Eine andere von diesen Oeffnungen findet sich dem Trommelfelle gegen über, welche sich anfangs in einen knöchernen Gang, sofort in einen knorplichten verlängert und sich zuletzt in der hintersten Mundhöhle gleich bey den Mandeln als ein häutichter offener Gang endiget. Sie wird, da sie oberwärts einen engen Anfang hat, und nach und nach im Fortgehen immer weiter wird, dieser Aehnlichkeit halber, die Eustachische Trompete, tuba Eustachiana, genannt, und scheint besonders eine gehörige Reinigung der in der Tromelhöhle sonst eingeschlossenen Luft zu bewerkstelligen. Man findet sie jederzeit in den warmen Thieren, folglich in den ordentlichen vierfüßigen Thieren, Vögeln und größern Fischarten, und in den kaltblütigen, nämlich den Amphibien und kleinern Fischen ist sie öfters die eigentliche und Hauptstraße für den Schall. Ein berühmter Naturforscher will sie nichts destoweniger an den Schlangen vermisset haben, ohnerachtet sie sonst im Frosche ziemlich groß und offen ist. Endlich entdecket man auch noch das so genannte eyrunde Fenster, fenestra oualis, welches ziemlich mit der Grundfläche des Steigebügels, die darinnen befindlich ist, ausgefüllet wird, nebst dem runden Fenster, fenestra rotunda, das eigentlich zur Schnecke geht, und natürlicherweise mit einer kleinen zarten Haut verschlossen ist. Beyde kommen auch bey den vierfüßigen Thieren zum Vorschein, werden aber bey den übrigen, wenigstens das letzte, vermisset. Das innerliche Ohr oder der hinterste und letzte Bezirk desselben ist endlich der Irrgang, labyrinthus. Es besteht selbiger aus dem Vorhofe, den dreyen halbzirklichten Canälen und der Schnecke. Ersterer oder der Vorhof, vestibulum, ist die mittlere Höhle des Irrganges, oder diejenige rundliche Kammer, zu welcher man durch das eyrunde Fenster gelanget. Die drey halbzirklichten Canäle, tres canales semilunares, welche sich in einen großen, mittlern und kleinen eintheilen lassen, beschreiben wirklich jeder eine halbzirklichte Krümmung und öffnen sich, welches das sonderbarste, zusammen nur mit fünf gemeinschaftlichen Löchern oder Mündungen in der Höhle des Vorhofes. Sie finden sich überall im Thierreiche, in den vierfüßigen lebendig gebährenden,

bährenden, in den Vögeln, Amphibien und allen Fischen, nur an den Schlangen will man sie vermisset haben. Sie kommen auch gemeiniglich bey den Thieren und bey den Menschen stets in dreyfacher Anzahl zum Vorschein, ohnerachtet man sie auch schon zweyfach, aber niemals einfach angetroffen. Diesen gegen über hat endlich die Schnecke, cochlea, ihren angewiesenen Platz, welche als die künstlichste ausgearbeitete Höhle mit größtem Rechte ihren Namen verdienet. Sie besteht aus einem knöchernen Gange, welcher zwey und einen halben Kreis oder Wendungen machet, wovon der unterste am größten, die mittlere etwas kleiner, und die oberste am kleinsten ist, und welche sich gleichsam um einen Mittelpunct oder Spindel herumwinden. Die inwendige Schneckenhöhle wird durch eine mitten durch und bis oben in die äußerste Spitze hinauslaufende dünne knöcherne Scheidewand oder Spiralplatte in zwo besondere Höhlen abgetheilet, deren eine, weil sie mit ihrem Eingange nach dem Vorhofe zu gerichtet ist, die Vorhofsstiege, scala vestibuli, die andere aber, weil man durch das runde Fenster sogleich aus der Trommelhöhle zu ihr gelangen kann, und dem Mittelpuncte des Trommelfells gegen über steht, die Trommelstiege, scala tympani, genannt wird. Man findet sie allein in den vierfüßigen Thieren und den Wallfischarten, die Vögel aber haben sie so wenig, als die Amphibien und die kaltblütigen Fische. Die inwendigen Gänge der drey halbzirklichten Canäle sind denn nun so wenig als die beyden Schneckenstiegen leer gelassen, sondern alle zusammen mit einem weichen Nervenmarke durch und durch ausgefüttert, welches sich gegen den Vorhof in eine eben solche markichte Membran verwandelt und in dieser Gestalt sich auf verschiedene Art verbreitet. Es theilet sich nämlich das siebente Nervenpaar gleich bey seinem Ursprunge in eine so genannte harte und weiche Portion, wovon diese durch eine große Oeffnung, welche sich bald in viel kleinere Löcher vertheilet, in den Felsenknochen hinein und auf die oben beschriebene Weise durch die Theile der Irrgänge hindurch geht, jene aber durch einen andern engern aber längern Canal, nämlich dem Fallopischen Wassergange, zwischen dem griffelförmigen und zitzenförmigen Fortsatze heraus und äußerlich zum Vorscheine kömmt. Das äußerliche Ohr enthält endlich noch Abkömmlinge vom dritten Paare der Halswirbelnerven, gleichwie sich auch theils von den schlafmachenden Pulsadern, theils von den Droßelblutadern eigene Blutgefäße zum Ohre verbreiten.

Mit

Mit dem Sinne des Gehörs hat es denn nun folgende Bewandniß. Der Schall oder diejenige zitternde Bewegung, welche in einem elastischen harten Körper hervorgebracht wird, pflanzet sich durch eben solche bebende Wallungen in der Luft fort und gelanget solchergestalt zu dem äußerlichen Ohre. Dieses ist wegen seiner verschiedenen künstlichen Krümmungen und Hölen, ingleichen darum, daß es von dem Kopfe etwas absteht, um so viel geschickter, die Bebungen der Luft von allen Orten her anzunehmen, deswegen auch denenjenigen, welche das Oehrlein verlohren haben, gemeiniglich das Hören etwas schwer fällt. Der sehr biegsame Ohrenknorpel, der noch darzu mit der ihm umgebenden Haut straff überzogen ist, verursachet vorzüglich, daß die Luft, nachdem selbige an ihm angestoßen, wieder zurückprallt, und solchergestalt in den Gehörgang gelanget, welcher durch seine Biegungen dieses Zurückprallen noch weiter befördert, und selbige dem Trommelfelle selbst mittheilet. Dieses ist als ein elastischer ausgespannter Körper jederzeit fähig, durch den aus der Luft an ihn anprallenden Schall ebenfalls in eine schwirrende Bewegung gesetzet zu werden, und ohngeachtet selbige mit den Graden des äußerlichen Schalles harmonisch seyn mögen, so kömmt doch hierbey auch sehr vieles auf die Spannungen der Trommelhaut selbst an. Selbige werden denn nun sowohl von der Trommelsaite, als den Gehörknöchelgen und vielleicht unter diesen vornehmlich von dem Hammer und Ambose bewerkstelliget, dergestalt, daß je nachdem das Trommelfell scharf oder schwach gespannet ist, ein starker oder schwacher Schall erfolgen muß. Durch diesen genauen Zusammenhang der Trommelsaite und der Gehörknöchelchen erfolget es ganz natürlich, daß die in der Trommelhaut einmal erregten zitternden Bewegungen auch den Gehörknöchelchen, welche durch ihren Zusammenhang auch elastisch sind, mitgetheilet werden, und daß sie folglich dadurch in den Stand gesetzet werden, selbige sogar bis zum innern Ohre fortzupflanzen. Einmal geschieht dieses durch den Steigebügel und das eyrunde Fenster, worinnen er mit einer, der Trommel ähnlichen Haut, um und um umgeben sitzt, welcher also seine Erschütterungen durch den ganzen Vorhof verbreitet, und selbige dadurch eben sowohl den dreyen halbzirkelrunden Canälen, als der Vorhofsstiege mittheilet; ferner aber dadurch, indem diese bebenden Wallungen unmittelbar aus der Trommelhöhle und auch das runde Fenster in die Trommelstiege eindringen und also der Schall alle Theile des Irrganges

ges zugleich und auf einmal erfüllet.

Ohre. S. Ahornbaum.

Ohren. S. Blätter.

Ohrenpflanze.

Dale hat, wegen der vorgegebenen Wirkung, eine Pflanze auricularia genannt, und obgleich diese nicht allein ein Geschlecht ausmachet, sondern mit zwo andern vom Herrn von Linne' vereiniget worden, so wollen wir doch diesen zum Geschlechtsnamen annehmen und darunter Hedyotis Linn. verstehen. Der Kelch sitzt auf dem Fruchtkeime und ist in vier schmale spitze Einschnitte getheilt; das trichterförmige Blumenblatt ist etwas länger als der Kelch, bis zur Hälfte vierfach eingeschnitten und mit vier Staubfäden besetzet. Der Griffel trägt zween Staubwege. Der Fruchtbalg öffnet sich der Quere nach unter dem Kelche, zeiget zwey Fächer und in diesen einige eckichte Saamen.

Wirtelförmige Ohrenpflanze, Hedyotis auricularia L. wächst in Zeylon in den Sümpfen. Die Pflanze ist glatt, die Wurzel ausdauernd, und der Stängel selbst, nebst den wechselsweise gestellten Zweigen, in Glieder oder Gelenke abgetheilet. Die Blätter stehen einander gegen über, sitzen fast platt auf und sind lanzet- oder mehr eyförmig, völlig ganz, aderricht, und mit ausgezackten Blattansätzen umgeben. Die Blumen stehen an den Blätterwinkeln wirtelförmig bey einander auf kurzen Stielen. Marlov, ein Engländer, hat die Pflanze als ein geheimes Mittel wider die Taubheit ausgegeben, und Rajus diese Wirkung bestätiget, solche aber für eine Art Münze gehalten, welches auch nachher von vielen nachgeschrieben und bald diese, bald jene Art Münze davor ausgegeben oder untergeschoben worden. Hr. von Linne' aber hat nicht allein gezeiget, daß solche von dem Münzgeschlechte gänzlich unterschieden und keine Art Münze in Ansehung der gewöhnlichen Wirkung davor zu gebrauchen sey, sondern auch angegeben, wie diese Ohrenpflanze der nächste Nachbar von Zahnwurzel, mithin aus der Familie der sternförmigen Pflanzen, stellatae, seyn, und wofern eine andere und weniger seltene davor gebrauchet werden könnte, solche unter dieser Familie und vornehmlich unter dem Meyerkraute aufgesucht werden müssen. Die Pflanze ist in den Apotheken, auch den botanischen Gärten nicht anzutreffen.

Beyde andere Arten wachsen auch in Zeylon und gehören gleichfalls unter die seltensten Pflanzen.

Ohrenqualle.
S. Qualle.

Ohrenschmalz. S. Ohr.

Ohreule.

Eine Hauptgattung der Eulen, welche sich durch den ohrförmigen Haarschopf am Kopfe auszeichnen, davon das mehrere bey Eule gesaget ist.

Ohrläpplein.

S. Ohr.

Ohrlöffelchen.

S. Schraube.

Ohrlöfleinkraut.

S. Behen, weißes.

Ohrmuschel.

Ohrmuschel gehöret unter die Bastarde, oder versteinerten Conchylien, deren Originale nicht mehr gefunden werden. Es ist solche Anomia aurita L. Die Schale ist dünne, zerbrechlich, durchsichtig, länglicht, in die Quere eyrund, mit Ohren versehen, gestreifet, am Angel durchbohret, und von der Größe einer Haselnuß.

Ohrschnecke.

S. Grimasse und Meerohr.

Ohrschwamm.

S. Gallerte.

Ohrwurm.

Forficula Linn. Dieses bekannte Insect, welches von dem Ritter von Linne' in die erste Ordnung, nämlich unter die Insecten mit ganzen Flügeldecken gesetzet wird, hat seinen deutschen Namen von der gemeinen, aber größtentheils ungegründeten Meynung erhalten, daß es die Gewohnheit hätte, den Menschen in die Ohren zu kriechen, und dieselben zu verletzen. Die Kennzeichen dieses Geschlechtes sind: bürstenartige Fühlhörner, kurze Flügeldecken, welche nur bis zur Hälfte des Körpers gehen, aber die zusammengelegten Flügel ganz bedecken, und ein scherenförmiger Fortsatz am Schwanze, welcher auch zu den lateinischen Benennungen Forficula und Forcipula, womit der bey einigen Schriftstellern übliche, deutsche Name Zangenkäfer übereinkömmt Anlaß gegeben hat. In dem Linnäischen System werden nur zwo Arten angeführet, welche beyde in den europäischen Ländern häufig vorkommen. Die größere Art, Forficula auricularia Linn. die man sowohl in den Häusern, als auch in den Gärten antrifft, ist gemeiniglich etwas über einen halben Zoll lang, und hat einen braunen Kopf, braune Fühlhörner, welche halb so lang sind, als der Körper, und aus vierzehen Gelenken bestehen, ein plattes, schwärzlichtes Brußstück mit einem blässern, erhabenen Rande, einem braunen Hinterkörper, und

weißgraue Flügeldecken. Der zangenförmige, gezähnelte Fortsatz am Schwanze, welcher diesen Insecten zur Gegenwehr dienet, ist bey dem Männchen etwas größer, als bey dem Weibchen. Daß diese Insecten bisweilen in die Ohren kriechen, ist zwar aus verschiedenen Nachrichten erfahrner Aerzte klar; aber daß sie einen besondern Trieb haben sollten, ihre Nahrung in den Ohren zu suchen, ist schon deswegen sehr unwahrscheinlich, weil dergleichen Fälle, wo man Ohrwürmer in den Ohren gefunden hat, überaus selten sind, ohngeachtet dergleichen Insecten in den Schlafzimmern sehr häufig gefunden werden. Die Furcht vor diesen Thieren ist also größtentheils ungegründet. Den größten Schaden thun sie den Blumen, den Apricosen, den Pfersichen und andern Früchten. Sie pflegen ihre Eyer gern in die Erde, oder zwischen die Baumrinden zu legen. Die Larven unterscheiden sich von den vollkommenen Ohrwürmern fast durch nichts, als durch die Größe und den Mangel der Flügel, die sie erst nach der andern oder dritten Häutung erhalten.

Der kleine Ohrwurm, Forficula minor Linn. welcher gemeiniglich in den Misthaufen und anderm Gartenkehrich angetroffen wird, ist ohngefähr halb so lang, als die erste Art, und hat einen braunrothen Körper, und am Schwanze einen ungezähnelten zangenförmigen Fortsatz.

In des Herrn Pallas Reisen wird noch eine dritte Art von Ohrwürmern angeführet, welche dieser geschickte Naturforscher besonders am Irtis und zwar in den Sandufern sehr häufig gefunden hat; daher man ihr mit Recht den Namen Uferohrwurm, Forficula riparia, gegeben hat. Dieser Ohrwurm ist noch einmal so groß, als die erste Art, und hat ein gerändeltes Bruststück, welches der Länge nach mit zween braunen, über die Flügeldecken gehenden Streifen besetzet ist. Der Kopf ist oben ziegelfärbig, der Hinterkörper aber in der Mitten braun, und die Schere am Schwanze ziemlich gerade, sehr spitzig, und nach der Mitte zu mit einem einzigen Zähnchen besetzet.

Man kann aus den Ohrwürmern ein Oel und flüchtiges Salz zubereiten, welches, nach der Meynung einiger Schriftsteller, in Ohrenkrankheiten nützlich seyn soll.

Olampi.

Olampi gummi. Ist ein Gummi oder Harz, welches hart, gelb, oder etwas weißlicht, durchsichtig, dem Copal nicht unähnlich ist, und einen süßen, etwas anziehenden

henden Geschmack hat, es wird jedoch sehr selten aus Amerika gebracht. Woher solches abstammet, ist unbekannt.

Olant. S. Alant.

Olantbaum.

S. Traubenkirsche unter Kirschbaum.

Olax.

Unter diesem Geschlechtsnamen begreift Herr von Linné einen seltenen Zeylanischen Baum, welchen Burmann Stercoraria glandifera genennet. Es trägt selbiger vollkommen eyförmige, völlig ganze, glatte, gestielte und wechselsweise gestellte Blätter, und an deren Winkel Blumenbüschel. Der Kelch ist ganz klein, vertiefet und völlig ganz; das röhrenförmige Blumenblatt theilet sich in drey Einschnitte, davon der mittelste am tiefsten abgetheilet ist; am Schlunde der Röhre sitzen vier gestielte, rundlichte, gegeneinander gerichtete Schuppen oder Honigbehältnisse, und drey Staubfäden; der Griffel ist länger als diese, und trägt einen knöpfichten Staubweg. Die Frucht ist unbekannt. Wegen der vier Schuppen am Blumenblatte heißt Herr Planer dieses Geschlecht Schuppenmund, da aber viele andere Pflanzen dergleichen Zierrath an besitzen, haben wir lieber den Linnäischen Namen behalten wollen, welcher auf deutsch Dreckbaum übersetzet werden müßte, wie denn auch die Holländer solchen Dreckboom, und besonders das Holz davon, wegen des stinkenden Geruches, Stink- oder Stronthout, zu nennen pflegen.

Oldenlandia.

Bernh. Henr. Oldenland, ein Däne, hat im Jahre 1695. am Vorgebirge der guten Hoffnung Pflanzen gesammlet und getrocknet, welche nachher in Burmanns Hände gerathen, und wovon Hr. von Linné ein Verzeichniß gegeben. s. Amoenit. 6 Band, 113 S. Desselben Andenken hat Plumier ein Pflanzengeschlecht gewidmet, welches einen, auf dem Fruchtkeim sitzenden, vierfach getheilten Kelch; ein röhrenförmiges, oberwärts mit einem Barte verschlossenes, und am Rande in vier spitzige Einschnitte getheiltes Blumenblatt, oder vier einzelne Blumenblätter; vier Staubfäden; einen Griffel mit gespaltenen stumpfen Staubwege, und eine rundlichte zweyfächerichte Frucht mit vielen kleinen Saamen zeiget. Herr von Linné hat acht Arten angeführet, welche alle ausländisch und in hiesigen Gärten selten anzutreffen sind, daher bemerken wir nur:

die

die straußförmige Oldenlandie, Oldenlandia corymbosa Linn. Diese jährige Pflanze wächst in dem mittägigen Amerika; der ganz niedrige Stängel verbreitet sich in viele Zweige, welche einander gegenüber stehen, ausgestrecket, viereckicht und glatt sind; die glatten, schmalen, lanzetförmigen Blätter stehen auch einander gegenüber, und haben mit den Gelenken der Zweige gleiche Länge; die stumpfen Blattansätze sind vorwärts mit drey Grannen besetzet; die Blüthstiele stehen in dem Winkel derselben, und tragen im May und Juni ohngefähr vier kleine weiße Blumen. Man erzieht die Pflanze aus Saamen auf dem Mistbeete, unterhält solche entweder darauf, oder setzet sie in Scherbel, und stellet solchen an Oerter, wo er viel Wärme, doch auch Luft genießt. Wenn man die Stöcke gegen den Herbst ins Treibhaus setzet, und die Zweige bey Zeiten verschneidet, werden sie öfters auch den Winter aushalten, und im folgenden Frühjahre zeitig blühen.

Oldwife.

Oldwife ist zwar Englisch, ohnfehlbar aber Deutschen Ursprunges. Es giebt der alten Weiber im Fischreiche verschiedene Gattungen. s. unsern Artikel, Altweib, B. I. S. 222. und Hornfisch, B. IV. S. 116. no. 7. das alte Weib, Balistes Vetula, Linn. gen. 135. sp. 7.

Oleander.

Oleander ist der bekannte Name von Nerium. Die Blume zeiget einen kleinen, fünffach eingeschnittenen Kelch, und ein trichterförmiges Blumenblatt, dessen breiter Rand in fünf stumpfe, schief gerichtete Einschnitte getheilet ist; an dem obern Theile der Röhre steht ein kranzförmiges, in viele schmale Läppchen zerschnittenes Honigbehältniß, und in der Röhre sitzen fünf kurze Staubfäden, deren pfeilförmige Staubbeutel gegen einander gerichtet, mit einem langen wollichten Faden geendiget, und durch diese untereinander genauer vereiniget sind. Die Staubbeutel umgeben und bedecken den abgestutzten Staubweg, welcher gleichsam durch einen dazwischen gestellten Teller auf dem einfachen, und der Länge nach mit einer vertieften Linie bezeichneten Griffel, und dieser auf dem zweyspaltigen Fruchtkeime ruhet. Es folgen zwo lange, walzenförmige, zugespitzte Schoten, welche sich der Länge nach öffnen, und viele, mit einer wollichten Haarcrone besetzte, übereinander liegende Saamen enthalten. Es sind vier Arten davon bekannt.

1) Dreyspaltiger Gartenoleander, Lorbeerrose, Rosenlorbeer,

lorbeer, Unholdenkraut, Rhododendrum Dod. Nerium, Oleander Linn. Ostindien ist dessen Vaterland, und wie solcher daselbst so häufig an den Ufern der Flüsse wächst, als bey uns die Weide, eben so wechselt das äußerliche Ansehen desselben, indem solcher sowohl einen immergrünenden Strauch, als Baum vorstellet. Im Garten pfleget man solchen mehr baumartig zu erziehen; da er denn vier bis fünf Ellen Höhe erreichet; junge, niedrige Bäumchen von einer bis zwo Ellen, blühen im Sommer und Herbst eben so häufig als ältere und höhere. Junge, dünne Stängel können sich kaum selbst aufrecht erhalten, und auch ältere, stärkere sind ganz biegsam. Die Aeste stehen allemal in gedritter Zahl bey einander, und wenn der Blüthstrauß am Ende des Astes verwelket, treiben jederzeit drey neue Zweige hervor. Auch die Blätter sitzen in gedritter Zahl wirtelförmig bey einander, und umgeben die Knoten; es sind solche ungestielet, lang, schmal, an beyden Enden spitzig, dicke, feste, gleichsam trocken, völlig ganz, auf der untern Fläche nach beyden Rändern zu gestreifet, blaßgrün, und grießlicht. Das Blumenblatt ist von Natur schön purpurfärbicht, an andern Stöcken fleischfärbicht, auch ganz weiß, und diese Stöcke haben überhaupt in allen Theilen eine blässere Farbe, wie denn auch der Kelch grün und weißlicht ausfällt, da solcher bey den rothen Blumen gleichfalls röthlicht erscheint. Außer diesen rothen und weißen hat man auch den sogenannten wohlriechenden, einfachen und gefüllten Oleander, welcher auch der Malabarische schmalblätterichte wohlriechende Lorbeerrosenbaum genennet wird. Dieser hält zwar an den Aesten und Blättern gleichfalls die gedritte Zahl, die Aeste aber sind viel länger, schlanker und biegsamer, und die Blätter schmäler, auch länger, besonders haben die Blumen einen starken und angenehmen Geruch; denn obgleich dieser an allen Blumen zu bemerken, so ist doch der gemeine breitblätterichte, rothe und weiße Oleander mit diesem schmalblätterichten gar nicht zu vergleichen, und von diesem allein kann man befürchten, daß der Geruch in einem verschlossenen Zimmer schädlich seyn könne. Es ist sonderbar, daß man von dem gemeinen niemals gedoppelte oder gefüllte Blumen gesehen, da hingegen der wohlriechende gemeiniglich dergleichen zeiget. Diese sind von einer ansehnlichen Größe und empfehlen sich mithin auf einer doppelten Art. Sollte dieser wohlrichende wirklich nur eine Spielart seyn? Außer dem bemerkten Unterschiede ist dieser auch viel

viel zärter und weichlicher als der gemeine, blühet nur bey rechter warmer Witterung in freyer Luft, lieber und häufiger im Glashause, da hingegen der gemeine bey jeder Witterung den Garten in seiner Blüthe ziert. Dieser wird den Winter über im Keller, in einer Kammer oder gemeinem Glashause füglich aushalten, da hingegen der wohlriechende ein, wenigstens mäßig erwärmtes, Glashaus verlanget. Beyde treiben aus der Wurzel häufige Schößlinge, welche, oder auch die obern Zweige abgesenket oder eingeleget, und weil sie zeitig Wurzeln treiben, leicht in neue Stöcke verwandelt werden können. Diese verlangen öfteres Versetzen, und im Sommer viel Wasser. Auch im Winter muß man sie öfters begießen, zugleich aber auch der freyen Luft zuweilen genießen lassen. Dieser Strauch ist wegen einer schädlichen Eigenschaft nicht außer Verdacht. Die Jäger in Spanien haben ehedem den Saft davon in Köchern mit sich auf die Jagd genommen, und die Spitze der Pfeile damit bestrichen, um den schädlichen Raubthieren recht tödtliche Wunden beyzubringen; sie sollen es auch deswegen Yerua mala, oder das böse Kraut genennet haben. Und obgleich die ältern Schriftsteller behaupten wollen, wie diese schädliche Wirkung nur bey den Thieren, nicht aber den Menschen statt finde, vielmehr bey diesen, die Blätter in Wein geweichet, wider den Schlangenbiß dieneten, so verdienen sie doch keinen Glauben, indem nach andern Erfahrungen die Wirkungen davon denen Menschen schädlich gewesen. Der scharfe Geschmack, der besondere zähe Saft und die nahe Verwandtschaft mit der Hundskohlpflanze müssen den Verdacht bestätigen.

2) Ruhroleander mit gestielten Blättern, Codaga-Pala Hort. Mal. Nerium antidysentericum Linn. Dieser Strauch wächst in Malabarien und Zeylon. Die Wurzel steigt nicht tief in die Erde, breitet sich aber weit aus, und ist mit einer braunröthlichten, oder weißlichten, bittern und scharfen Rinde bedecket. Der holzichte Stängel und dessen Aeste sind mit einer schwärzlichten Rinde überzogen, und diese bedecket ein weißlichtes Holz. Die Blätter stehen paarweise auf kurzen Stielen, und sind länglicht, lanzetförmig, glatt, adericht, auf beyden Seiten hellgrün, und enthalten einen milchichten Saft. Die Blumen sind weiß, und geben einen angenehmen Geruch von sich. Die Rinde dieses Strauches wird in einigen Ländern unter den Namen Cort. Profluuii, oder Conessi, oder Tellichery, englisch Tili-cherrybark, in den Apotheken aufbewah-

bewahret, und von den Aerzten als ein bewährtes Mittel wider den Durchfall und die rothe Ruhr angerühmet. Vornehmlich loben den Gebrauch davon die Edinburger Aerzte, wählen dazu die Rinde von den kleinen jungen Zweigen, die nicht mit Moos überzogen sind, und pflegen das Pulver davon mit Pomeranzensyrup einzugeben. Es zeiget dieses Mittel mit Rhabarbar und China einige Aehnlichkeit, indem auch davon Anfangs der Stuhlgang vermehret, nachher aber vermindert wird. Herr Brocklesby in Obseru. on Camp-Diseases hat von dieser Rinde nicht mehr Nutzen, als von andern bittern Gewürzen erhalten, will auch überdieß derselben nicht recht trauen, indem er Zuckungen nach dem Gebrauche wahrgenommen, und daher eine einschläfernde Wirkung vermuthet.

Oleandervogel.

Sphinx Nerii Linn. Ein wegen seiner Schönheit merkwürdiger Schmetterling, aus dem Geschlechte der Abendvögel, welcher sich als Raupe auf dem Oleander aufhält, wie man schon aus der Benennung ersehen kann. Diese schöne Raupe, welche gemeiniglich eine Länge von vier Zoll erreichet, hat einen gelben Kopf mit zween grünen, bogenförmigen Streifen. Der größte Theil des Körpers ist ebenfalls gelb, und auf jeder Seite mit einem großen, blauen, augenförmigen Flecken gezieret. Der Schmetterling hat große, glänzende Augen, blaßgelbe, mit etlichen Franzen besetzte Fühlhörner, und einen dunkelgrünen Körper, welcher oben auf dem Rücken mit feinen, weißen Härchen bedecket ist. Die grünen Flügel sind mit schönen, rosenfärbigen und weißen Strichen und Puncten bezeichnet.

Oleaster.

S. Oelbaum.

Olivenbaum.

S. Oelbaum.

Olivenkern.

S. Porzellanwalze.

Olivenschnecke.

S. Dattelschnecke.

Olruppe.

Aalraupe, Gadus Lota, Linn. gen. 154. sp. 14. nach Müllern Trusche, s. Cabeljaue; Enchelyopus, 14. des Kleins, ein Aalbastart; s. diesen unsern Artikel, B. I. S. 27. allwo, statt achtzig Finnchen in der Schwanzfloße dreyßig zu lesen.

Oltkirsche.

S. Traubenkirsche unter Kirschbaum.

Oltwurzel.

S. Alant.

Olyra.

Dieses Grasgeschlecht nennet Herr Planer Blicken. Es ist davon nur eine Art, Olyra latifolia Linn. bekannt, welche in Jamaika wächst, einen hohen, knotichten, und mit den Blätterscheiden bedeckten Halm, sehr breite, eyförmig zugespitzte Blätter, und eine vierfache Rispe oder Aehre trägt, woran die Seitenblumen männliche sind, die oberste aber weiblichen Geschlechtes ist. Bey den männlichen sind die beyden Bälglein lanzetförmig, und das eine davon ist mit einer Granne geendiget, die beyden Spelzen sind den Bälglein an Länge gleich, und umgeben drey kurze Staubfäden. Bey der weiblichen sind die Bälglein eyförmig, zugespitzet, ausgehöhlet, und eines ist ebenfalls mit der Granne besetzet; die Spelzen sind ganz klein, fast knorplicht, und der kurze Griffel trägt zwo Staubwege. Die Spelzen bedecken einen eyförmigen, knorpelartigen Saamen. Die Blüthstiele werden nach oben zu dicker.

Omber.

Vmbra, Schatten, Forellengeschlechts, sonst Vmbla. s. unsern Artikel, Forelle, B. III. S. 174. no. 3. 4. 5.) Dieser Vmbra ist von des Kramers Hundsfisch, den er auch also benennet, ganz verschieden. s. unsern Artikel, Hundsfisch, B. IV. S. 152.

Omulus.

Der Omulus ist, nach dem Gmelin, ein Sibirischer Fisch, den man in der Selenga am häufigsten fängt, eine Gattung Weißfische, welche zu Ende des Augustmonats in großer Menge aus dem See, Baikal, aufsteigen, womit sich denn die Einwohner auf das ganze Jahr versorgen. Zu Udinsk hat man zur Sommerszeit Fische in solcher Menge, daß man sich auf das ganze Jahr damit versehen kann, wie wir solches selbst gesehen haben. Als man am 26sten August erfuhr, daß die Omuli schon bey Bolschnaja-Saimka angekommen wären, so machten die Einwohner in Udinsk ihre Netze geschwind zu rechte, und zwischen den 27sten und 28sten war der Selenga, zunächst unterhalb der Stadt, so voll von diesen Fischen, daß man das Netz nur auswerfen, und sogleich wieder ziehen durfte, da man denn versichert seyn konnte, auf jeden Zug wenigstens 4000 Stück gefangen zu haben. Dieses währete drey Tage; aber zwischen den 30sten und 31sten zogen diese Fische weiter. Sie kommen alle Jahre ordentlich gegen das Ende des Augustmonates bey

bey Udinsk an, und nicht im Junius, wie Isbrand Ides im 9 Cap. seiner Reiseb. meldet. Der Omul ist eine Art von Weißfischen Coregonus Artedi, und kömmt mit den Heringen bloß darinne überein, daß er glänzende Schuppen hat. Witson hat in seiner Nord- und Osttartarey diesen Fisch richtiger mit dem Schellfische verglichen, nur daß er kleiner als der Schellfisch ist. Er ist gemeiniglich einen Fuß lang; aber in dem Tschiwirkni und Jenisei soll er größer, und oft eine Elle und länger seyn. Man findet ihn nicht nur in den See Baikal, und in den darinnen fließenden Bächen, oder in den Busen, die sich in das Land erstrecken, sondern auch in dem See Sor, welcher sich bey dem Kloster Posolsk, längst am Südlichsten Ufer des Baikal gegen Südwest erstrecket, und an zween Orten mit diesen zusammenhängt. Er befindet sich auch in dem Eißmeere, aus welchem er im Herbste in den Jenisei geht, wo er, bevor der Frost einfällt, bey Mangasea ankömmt. Man hat mich auch versichert, daß dieser Fisch in dem Fluß Petschora, und bis nach Pustoserskoi-Ostrog auch noch weiter hinaufgehe. Er geht auch in dem Chatanga und Indigirka hinauf. Daher ist es schwer zu begreifen, warum er weder im Taß, noch im Ob, noch auch in Leana gefunden wird, wie mich Leute, die in diesen Gegenden wohl bekannt waren, versichert haben. Ein surgutischer Ostiak hat mir gesaget, daß er sich auch im Flusse Kasür befinde. In dem Ostrog Bargusinks gehen viele Leute nach den Tschiwirkui auf die Fischerey der Omuli aus. Sie finden sich allda selten vor dem October, wovon die Fischer diesen Vortheil haben, daß sie diese Fische nicht eher einsalzen dürfen, sondern sie frieren lassen, und gefroren weiter führen, so daß sie dieselben frischer zum Verkaufe bringen, und wohlfeiler geben, und folglich sie geschwinder absetzen, können. Es hat aber mit dem Zuge dieser Fische aus dem See Baikal folgende Beschaffenheit. In der Mitte des Augustmonats beginnen sie abzuziehen. Sie vertheilen sich, gehen in die Flüsse Selenga und Bargusin und in einen großen Busen, welchen der See Baikal machet, Tschiwirkui genannt, und da in einer Bache gleiches Namens, wie auch in den Werchnaja-Angara. In diesen Flüssen gehen sie so lange aufwärts, bis sich Eiß darinne zeiget; alsdenn begeben sie sich weiter in See. Sie gehen nicht unablässig fort, sondern halten ordentliche Ruhetage, und da, wo der Strom am schwächsten ist. Die, welche in den Selenga gehen, laufen, ehe sie an den Tschiikoi kommen, in keinen

nen andern Fluß ein, wie sie den Uda nicht berühren. Wenn sie an den Tschikoi kommen, so geht ein Theil hinein, und der andere bleibt in dem Selenga. Wenn diese letztern an den Dschida kommen, so vertheilen sie sich wiederum. Die Einwohner in Udinks erinnern sich nur zweyer Jahre, da diese Fische die itzt beschriebene Ordnung nicht beobachtet haben, sondern plötzlich bey Bolschnaja-Saimka stehen geblieben, und nicht weiter gegangen sind, so daß die Selenginsker und Udinsker dahin haben reisen müssen, den ihnen nöthigen Vorrath zu fangen. S. A. Reis. B. XIX. S. 194. 225.

Ondatra.

Ein kleines, vierfüßiges Thier, welches die Gestalt einer Ratte hat, von dem Ritter von Linné aber unter die Biber gesetzet, und Castor Zibethicus genannt wird. Den Namen Ondatra führet es in seinem Vaterlande, nämlich in Nordamerika; sonst heißt es auch bey einigen Schriftstellern die Bisamratte von Canada, weil es einen Bisamgeruch von sich giebt, und vorzüglich in Canada gefunden wird. Es ist etwas größer, als eine gemeine Ratte, ohngefähr von der Größe eines kleinen Kaninichen, und hat eine kurze, dicke Schnauze, wie die Wasserratze, der es überhaupt in den meisten Stücken sehr nahe kömmt; nur sind die Zehen nicht, wie bey der Wasserratze, mit einer Schwimmhaut verbunden, sondern ganz frey und mit langen, ziemlich dichten Haaren bewachsen, die zum Theil die Stelle der Schwimmhaut ersetzen, und das Schwimmen befördern. Die Ohren sind sehr kurz, und sowohl inwendig, als auch auswendig, stark mit Haaren bedecket. In jedem Kinnbacken befinden sich zween starke Schneidezähne, welche dem Ondatra dazu dienen, das Holz zu benagen und abzubeißen. Der lange, mit kleinen, schwarzen Schuppen besetzte Schwanz ist gegen die Mitte zu bis an die Spitze überaus platt. Das Fell ist dunkelbraun und das Haar sehr fein, auch ziemlich lang. Diese Thiere führen ein sehr geselliges Leben, und machen sich, wie die Biber, am Wasser künstliche Hütten zu ihrer Wohnung aus Gras, Binsen, Holz und andern dergleichen Materialien, die sie mit fetter Erde zu vermischen pflegen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in dem weißen Mark des Schilfes, in Wurzeln und in verschiedenen Gewächsen. Ihr Fleisch soll nicht übel schmecken, und ihr Fell giebt ein vortreffliches Pelzwerk ab; nur behält es gemeiniglich einen Bisamgeruch, welcher aber nicht so stark ist, wenn diese Thiere im Winter, als wenn sie im Sommer gefangen

gen werden. Die Haare werden, wie Biberhaare, von den Hutmachern und andern Handwerkern verarbeitet.

Onych.

Onyx, Onyx, ist ein halbdurchsichtiger Stein, welcher aus unterschiedenen Lagen von verschiedener Farbe besteht. Dem Geschlechte nach gehöret er unter die Kieselarten; man kann ihn als eine Gattung der Achatarten betrachten. Wallerius Mineral. S. 114. welcher ihn unter die Achatarten rechnet, zählet drey Arten von selbigem; 1) Arabischen Onyx, welcher einen hochgefärbten Grund hat, in welchem schwarze, braune oder weiße Cirkel, oder runde Reifen rund herum und dicht neben einander laufen; 2) Memphit, Memphites, Camehuia, welcher keine Cirkel, sondern Schichten übereinander hat, wovon die untere gemeiniglich schwarz, und die obere weiß angegeben wird. Diese Art soll, wie Cronstedt Mineral. S. 61. anmerket, vor diesem bey den alten Römern zu erhabenen Bildern geschnitten, und Camehuia genennet worden seyn. Heut zu Tage werden dergleichen Arten noch gemachet, und Camayeu genennet. 3) Sardonyx, Sardonyx, welcher eine Vermischung von Onyx und Carneol ist, so daß rothe und hornfarbige Schichten übereinander liegen, oder Carneolstreifen durch den Onyx laufen. Von einigen soll er auch zu Camayeu gebrauchet werden.

Man findet bisweilen Onychsteine von ziemlicher Größe, so, daß man Dosen und noch größere Gefäße daraus verfertigen kann.

Der Onych der Alten ist ein schwarzer oder dunkelbrauner, fast ganz durchsichtiger Stein mit ein oder mehr weißen Streifen und Ringeln.

Onyx, blauer.

S. Porzellanschnecke.

Onyxtute.

S. Grauer Mönch.

Oolithen.

S. Rogenstein.

Opal.

Elementstein, Opalus, ist ein halb durchsichtiger, milchfarbener Stein, welcher, wenn er geschliffen worden, die Farben ändert, und nachdem man den Stein drehet oder wendet, roth, grün, gelb, und mit andern Farben spielet. Die besten dieser Steine sind die orientalischen; sie kommen aus Aegypten, Arabien und Indien. Die occidentalischen, dergleichen die Böhmischen, Ungarischen und Sächßischen sind, werden für geringer gehalten.

Der Opal gehöret zu den Kieselarten. Cronstedt Mineral. S.

59. nennet ihn den schönsten unter den Kieselarten; und, es ist nicht zu läugnen, daß derselbe, da er mit so mannichfaltigen Farben spielet, für den schönsten unter allen Steinen gehalten werden sollte.

Wallerius Mineral. S. 116. merket von dem Opal vier Arten an; als 1) milchfarbenen Opal, welcher ganz durchscheinend ist, und bald roth, bald grün, bald blau und gelb spielet, so wie man den Stein hält; 2) schwärzlichten Opal, welcher schwarz und gelbschimmernd angegeben wird, so, daß er einer schwarzen Kohle nicht ungleich seyn soll, welche an einer Stelle glühend ist; 3) gelblichten Opal, welcher schwarze Farben haben, und nicht sonderlich schattiren soll; 4) Katzenauge, welcher ein graugelber oder grünlichter Opal ist, so von seiner Fläche grüne und gelblichte Stralen, wie ein Katzenauge, von sich wirft. Das sogenannte Weltauge, so wie eine glühende Kohle leuchten soll, und von einigen mit Recht zu den Opalen gerechnet wird, wird von Wallerius Mineral. S. 117. nicht als eine Opalart, sondern als eine besondere Agatart, wohin von ihm der Opal mit seinen Arten gezählet wird, betrachtet.

Die Asteria Plinii, welche auf ihrer Oberfläche gleichsam leuchtende Sterne zeiget, wird auch zu den Opalarten gezählet. Diese Art sollen die Italiener Girasole nennen, wiewohl einige wollen, daß unter diesem Namen der Opal überhaupt in Italien verstanden werde.

Unter den Ruinen der Stadt Alexandrien, wie Cronstedt Mineral. S. 60. anmerket, soll ein Opal von der Größe einer Haselnuß gefunden worden seyn, welcher in verschiedenen Ländern für 40000 Thaler feilgeboten worden.

Openank.

S. Erdäpfel.

Operment.

Auripigment, Auripigmentum, ist eine mineralische Substanz, von einer gelben oder grünlichtgelben, bisweilen auch röthlichtgelben Farbe; hat ein blätterichtes und glänzendes Ansehen, und besteht aus vielem Arsenik und etwas wenigern Schwefel, mit welchen zugleich Spat- oder Glimmer - Theilchen verbunden sind. Es ist dasselbe ein Gift, und der Alten ihr Arsenik, und muß von dem Rauschgelb unterschieden werden, als welches zwar auch eine, aus Arsenik und Schwefel zusammengesetzte, mineralische Substanz ist, aber keine glänzende Spat- oder Glimmertheilchen beygemischet hat. Von einigen Malern wird dasselbe zu gelben, und durch Vermischung

auch

auch zu grünen Farben gebrauchet. Sonst aber wird aus selbigen der sogenannte Liquor vini probatorius oder Weinprobe auf folgende Art gemachet: Man nimmt zu Pulver geriebenes Operment zwo Unzen, klar gestoßenen ungelöschten Kalch anderthalbe Unze, und läßt solche mit zwölf Unzen Wasser eine halbe Viertelstunde kochen. Diese Auflösung giebt, wenn sie mit Wein vermischet wird, zu erkennen, ob derselbe mit Silberglätte verfälschet ist, indem, wenn solches ist, der Wein von der Auripigmentauflösung eine rothbräunlichte oder schwärzlichte Farbe bekömmt.

Eben diese Auripigmentauflösung machet auch die, mit der, durch Bley oder Silberglätte und Weinessig bereiteten, sympathetischen Dinte geschriebene, Schrift sichtbar, wenn sie darauf gegossen, oder vermittelst eines angefeuchteten Löschpapiers darauf geleget wird, oder man tauchet ein Löschpapier in die Auripigmentauflösung, und läßt solches wieder trocken werden. Wenn man alsdenn dieses Löschpapier auf die mit gedachter sympathetischer Dinte geschriebene Schrift leget, so kömmt alsdenn dieselbige zum Vorschein, indem die Buchstaben schwarz werden.

Opferschnecke.

S. Walze.

Ophidion.

Ein sehr klein Fischchen, welches in die Austern kriecht; deren es dreyerley Art giebt. Richter. Ophidium Imberbe, Linn. gen. 148 sp. 2. der Müllerische Kahlbart s. Schlangenfische. Enchelyopus, 5. des Kleins Aalbastart; s. diesen unsern Artikel, Th. I. S. 35. und Kahlbart, B. IV. S. 341.

Ophit.

Ophites. Unter diesem Namen wird von Cronstedt Mineral. S. 235. ein aus Kalchstein und Thontheilchen zusammengesetzter Felsstein beschrieben. Es ist derselbe weiß und grün, oder weiß und schwarz oder dunkelgrün mit weißen Adern.

Opopanaxgummi.

Panaxsaft, Heilwurzsaft. Man erhält selbigen aus der Pflanze, welche vom Herrn von Linné Pastinaca Opopanax genennet worden. Es wächst solche in Italien und Sicilien, und unterscheidet sich von den andern Arten des Pasternacks dadurch, daß die Blättchen der gefiederten Blätter vorwärts eingeschnitten sind. Aus den Einschnitten, welche in den untern Theil des Stängels, oder in den obern Theil der daurenden Wurzel gemachet werden, fließt ein harzicht schleimichter

Saft, welcher getrocknet zu uns gebracht wird. So lange solcher flüßig und weich ist, sieht er weiß aus, beym Austrocknen aber bekömmt solcher eine goldgelbe Farbe. Man findet davon dreyerley Sorten: 1) in Körnern oder Tropfen, 2) in Kuchen, und 3) das nachgemachte. Die erste Art ist die beste. Die Körner sollen einer Erbsen groß seyn, äußerlich goldgelb, innerlich weißlicht aussehen, einen starken Geruch, und bittern, scharfen, unangenehmen Geschmack haben, im Wasser leicht erweichet werden, und dieses milchicht machen, auch nicht mit Unreinigkeiten vermischet seyn. Die andere Sorte ist viel schlechter, zumal wenn die Kuchen viel beygemischten Saamen, Stiele und andere Pflanzentheile haben. Das nachgemachte besteht aus Opopanax und andern dergleichen Harzen von geringern Werthe. Nach Herr Forskåhls Berichte soll das beste aus Syrien kommen; ob aber dieses auch aus der angemerkten Pflanze abstamme, ist nicht bekannt. Es ist solches mehr ein Harz, als Gummi, doch wird das Wasser, wenn man es damit abreibet, milchicht. Honig löset solches nicht auf, wohl aber Honigessig, wie auch der Eibischsyrup, und der Schleim vom arabischen Gummi. Es hat selbiges mit andern ausländischen Harzen gleichen Nutzen, löset die stockenden zähen Säfte auf, und vermehret die Kraft der festen Theile. Es wird aber selten innerlich, öfterer äußerlich zum Zertheilen, oder Erweichen der verhärteten Drüsen und anderer Theile in Pflaster gebrauchet; wie denn selbiges auch dem Vnguento Apostolorum und andern beygemischet wird.

Opossum.

S. Philander.

Orangen.

S. Citronbaum.

Orangenadmiral.

S. Admiral.

Orangenfeder.

S. Mönchskappe.

Orangerie.

Dieses Wort kommt bey der Kunst- und Lustgärtnerey öfters vor, daher wir solches nicht ganz übergehen wollen. Eigentlich versteht man darunter die Orangenbäume selbst, nämlich das Geschlecht des Citronbaumes, und aller damit vereinigten Arten und Abänderungen, als Limonien, Pomeranzen, Appelsinen, Citronat, und dergleichen. Man begreift aber auch andere ausländische, zumal immergrünende Bäume darunter, wenn solche, wie es gemeiniglich geschieht, mit jenen einen Platz einnehmen,

und neben einander gestellet werden, als Lorbeer- und Oelbaum, Tinus, Laurocerasus, Oleander, Myrtenbäume und dergleichen, welche immergrünende Bäume vorstellen. Es haben daher diese Bäume besonders deswegen, den gemeinschaftlichen Namen erhalten, weil sie mit einander in dem Garten gleichsam einen Lustwald vorstellen, daher man auch denjenigen Platz, wo man im Sommer dergleichen Bäume in einer gewissen Ordnung aufstellet, die Orangerie zu nennen pfleget. Ingleichen heißt man das Gewächs- oder Glashaus, worinnen die Citron- und nahverwandten Bäume, auch andere, im Winter gleichen Schutz, Wärme und Abwartung erfordern, ein Orangenhaus oder schlechweg Orangerie, und zeiget durch diese Benennung zugleich an, welchen Grad der Wärme dieses oder jenes Gewächse verlange. Um zu wissen, was es heißt, die Pflanze mit der Orangerie beyzusetzen, kann man die Abhandlnng vom Citronbaume nachlesen. Diese und die nahverwandten Bäume, auch verschiedene andere, welche man zur Orangerie rechnet, erhält man gemeiniglich aus Italien in einerley Zustande und unter einerley Umständen. Deswegen wir hiervon einiges anmerken wollen. Man bekömmt solche in einem verstümmelten Zustande, nämlich den bloßen Stamm ohne Krone und Wurzel. Diese werden in Kästen oder Matten eingepacket weit und breit versendet, müssen einen auch mehrere Monathe, ohne einige Pflege zu haben, sich behelfen, und kommen daher öfters vertrocknet, auch an der Rinde beschädiget, an Ort und Stelle an. Sobald diese Stämme ausgepacket, läßt man sie auslüften, in gute luftige Keller bringen, mit groben Lappen abreiben, waschen, und wieder an der Luft abtrocknen. Sollten die Stämme mehr vertrocknet scheinen, werden sie einige Tage über in weiches Wasser geleget, um die Rinde wieder zu erweichen, und zu Annehmung des Saftes geschicket zu machen, worauf sie in freyer Luft wieder etwas abtrocknen müssen, und hierauf eingesetzet werden; hierzu erwählet man verhältnißmäßig große Kasten, wie sich solche nach dem Umfange der abgehauenen Wurzel schicken, und einige Zoll weiter sind als die Wurzeln. Diese füllet man mit recht guter, nahrhafter, mäßig feuchter, lockern, und zu der Orangerie besonders zubereiteter Erde, und setzet den Stamm mit der Wurzel auf gehörige Art darein, den Stamm selbst aber beleget und umwickelt man mit frischen, reinen, weichen und trocknen Mooße, und setzet den Kasten auf ein warmes, doch wohl ausgedun-

stenes, mit Gerberloh bedecktes Mistbeet, in einem Glas- oder Treibehause, und unterhält solche dergestalt darauf, daß sie eine beständige Wärme genießen, wovon aber die nachgehends ausschlagenden Wurzeln nicht verbrennet werden. Durch diese anhaltende Hitze im Treibhause, welche auch durch die Sonne noch zu befördern ist, wird das Einsaugen und Ausdampfen der Feuchtigkeiten ungemein befördert, und die Wurzeln und Zweige in neues Wachsthum gebracht, und allmählich ausgetrieben. Wenn man dieses merket, aber nicht eher, soll man die Erde allmählich begießen, hingegen den bedeckenden Moos am Stamme, welcher durch die Wärme geschwinde trocknet, mehrmals und abwechselnd mit lauen weichen Wasser besprengen, und solchen feuchte unterhalten, um die Bewegung des Saftes durch die Rinde zu befördern. Wenn die neu hervorgetriebenen Wurzeln und Aeste sich verlängern, und steifer werden, nimmt man den Moos ab, bringt die Kästen von dem Mistbeete auf einen andern Ort, und wenn es die Jahreszeit zuläßt, setzet man sie in die freye Luft.

Orang-Utang.

Homo nocturnus, Troglodytes Linn. Der indianische Name Orang-Utang bedeutet eigentlich einen Buschmenschen und wird einer merkwürdigen Art ungeschwänzter Affen gegeben, weil sie dem Menschen weit mehr, als andere Affen gleichen. Der Ritter von Linné rechnet sie auch nicht unter die Affen, sondern betrachtet sie als eine besondere Art des Menschen, weil ihre Hundszähne nicht von den andern abstehen. Sie haben keine Beutel inwendig in den Backen, wie die meisten andern Affen, auch keine Schwielen am Hintersten, sondern einen vollen, fleischigen, mit Haaren besetzten After, und Waden an den Füßen, welche den andern Affen mangeln. Wegen dieser Aehnlichkeit glauben die Indianer, daß sie aus der Vermischung der Weibspersonen mit den großen Affen entstünden. Die vornehmsten Kennzeichen, wodurch sich der Orang-Utang von dem Menschen unterscheidet, sind folgende. Die Nase ist nicht so hervorragend, wie bey dem Menschen, die Stirne ziemlich kurz, die Ohren groß, und die Hinterfüße wie Hände gestaltet. Ueberdieses hat der Orang-Utang eine Ribbe mehr, als der Mensch.

Man findet in den Schriften der Naturforscher und Reisenden zwo Arten von dergleichen Affen angeführet, die aber nur in Ansehung der Größe und einigen geringen Umständen von einander abweichen. Der große Orang-Utang, welcher sich in Ostindien aufhält,

aufhält, und bey den Schriftstellern auch unter den Namen Pongo, Kukurlacko, Drill und Barris vorkömmt, soll so lang, als ein ausgewachsener Mensch, bisweilen auch etwas länger und gemeiniglich viel dicker seyn. Der Kopf ist mit langen herabhängenden Haaren bedecket, der Leib aber nur ganz dünn behaaret, und das Gesicht nebst den Ohren und Händen ohne Haare. Er geht immer aufrecht, wie ein Mensch, schläft gemeiniglich auf Bäumen und machet sich ein Schirmdach gegen die Sonne und den Regen. Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Früchten. Das Fleisch ist ihm ganz zuwider. Er ist so stark, daß, nach der Erzählung einiger Reisenden, kaum zehn Menschen im Stande seyn sollen, einen einzigen Orang-Utang dieser Art zu überwältigen. Man saget sogar, daß diese Thiere bisweilen die Elephanten mit Prügeln aus ihren Wäldern verjagten.

Der kleinere Orang-Utang, der auch Jocko, Enjocko und Chimpanzee genannt wird, ist ohngefähr halb so groß, als ein erwachsener Mensch, und wird nicht nur in einigen Gegenden von Afrika, sondern auch in Asien gefunden. Er hat ein sehr sanftmüthiges Naturell und läßt sich leicht abrichten. Er setzet sich, wie ein Mensch, zu Tische, bedienet sich der Messer und Gabel, um dasjenige, was man ihm vorleget, ordentlich zu zerschneiden. Er lernet gar bald den Bratspieß ordentlich umwenden, Gläser ausspühlen und andere dergleichen Arbeiten verrichten. Die Gesichtsfarbe ist gemeiniglich schwarzbraun.

Orant.

S. Dosten und Löwenmaul.

Orenburgisches Gummi.

S. Lerchenbaum.

Oreni.

Unter diesem, oder dem Namen Alcea radice viscosa, flore ephemero magno puniceo beschreibt Kämpfer eine Pflanze, welche die Japaner zum Papiermachen gebrauchen, welche aber noch nicht gehörig bestimmt ist. Wir haben solche nur erwähnen wollen, weil die Beschreibung davon in den ersten Band der neuen physikalischen Belustigungen eingerücket worden. Dergleichen Beschreibungen von unbestimmten Pflanzen haben gar keinen Nutzen, zumal wenn sie, wie diese, schlecht und fehlerhaft übersetzet sind. Es ist vermuthlich eine Art Ketmie, welche es aber sey, läßt sich nicht bestimmen.

Orfe.

Orfe, auch Urfe, Orfus; Cyprinus Orfus, Lin. gen. 189.

 sp.

sp. 18. Müllers Urf oder Orfe, s. Karpfen. Leuciscus, 4. des Kleins, ein Schwaal. s. diesen Artikel, nach welchem er auch Nörfling, Frauenfisch, Dickfisch, genannt wird; s. indessen unsern Artikel, Karpfe, B. IV. S. 409.

Orgelcoralle.

S. Röhrencoralle.

Orgelpfeiffendoublet.

S. Rinnendoublet.

Orgelstein.

Orgelstein nennt Müller mit Hr. Houttuin eine Art Sterncoralle, welche Herr von Linné Madrepora musicalis, und Herr Boddaert Pans-fluit, oder die Flöte des Pan heißt. Es ist solche zusammengesetzt, oder viele einzelne, eckichte Röhrchen sind in einen Bündel vereiniget, welche oben auf der gemeinschaftlichen Rinde mit ihren Sternen hervorstehen. Die Röhren haben ohngefähr die Dicke eines dünnen Fingers und die Sterne bestehen aus sechs, selten mehrern Blättern, zwischen selbigen aber liegen jedesmal noch drey kleinere, niedrigere Blätter, davon das mittelste das größte und erhabenste ist; doch ist dieser Unterschied nicht allemal zu bemerken. Herr Müller hat dergleichen Orgelsteine gesehen, welche vier und zwanzig vollkommene Blätter gehabt und im Umfange auch vier und zwanzigeckicht waren. Sie wachsen in sehr großen Klumpen. Man erhält dergleichen aus Curacao und der Indianischen See.

Oricelle.

S. Orselle.

Orignal.

So wird das Amerikanische Elendthier genannt, wie bereits im zweyten Theile unter dem Artikel Elend, S. 569. erinnert worden ist.

Orion.

Diesen Namen geben die Astronomen dem ansehnlichen Sternbilde, welches zwischen dem Stiere, den Zwillingen und dem Eridanus steht. Es wird auch das Riesengestirn genannt und ist das schönste Sternbild am ganzen Himmel. Man bildet es als einen, mit einem Schwerde umgürteten Helden des Alterthums ab, welcher in der einen Hand eine Keule und in der andern ein Schild hält. Der Aequator geht mitten durch dasselbe, und die Milchstraße durch den östlichen Arm. Es enthält zwey und sechzig kenntliche Sterne, (einige Astronomen zählen deren acht und siebenzig,) nämlich zween von der ersten, viere von der andern, viere von der dritten, neune von der vierten, vier und zwanzig von der

fünften,

fünften, achtzehn von der sechsten Größe und einen Nebelstern. Der helle Stern erster Größe, welcher an der östlichen Schulter steht, heißt Bellatrix. Am Gürtel stehen drey helle Sterne zwoter Größe in einer geraden, schiefen Linie, gleich weit von einander, welche unter dem Namen des Jacobstabes bekannt sind. Der am westlichen Fuße glänzende schöne Stern erster Größe hat den Namen Rigel erhalten.

Nach den Fabeln der alten Poeten ist Orion ein berühmter Jäger und ein Liebling der Diana gewesen. Einst rühmte er sich, daß auf der ganzen Erde kein so grausames Thier zu finden wäre, was er nicht erlegen könnte. Dieses verdroß die Erde dergestalt, daß sie einen Scorpion abschickte, welcher ihn unvermuthet stach und auf diese Art tödtete. Die Göttinn Diana, welcher dieser Verlust sehr nahe gieng, versetzte hierauf ihren Liebling unter die Sterne.

Orleanbaum.

Orlean ist der Name, welcher einer trockenen, dunkel- oder röthlichgelben Farbematerie gegeben wird. Der Baum, woraus man selbige erhält, wächst in dem wärmern Amerika an Gräben und Quellen, und führet sowohl selbst, als auch der davon bereitete Teig, verschiedene andere Namen, als Urucu, oder Rucu, Achiott, Cushehûe; der bekannteste, und von den Kräuterlehrern angenommene ist Bixa. Es hat solcher einen krautartigen Stängel von zehn bis zwölf Fuß Höhe, welcher sich mit einer schönen Krone endiget; in hiesigen Gärten bleibt solcher viel niedriger, und ist auch mehr strauch- als baumartig. Der Stamm ist mit einer bräunlichten Rinde bedecket; die obern Zweige sind gelblicht und die jungen Sprossen öfters purpurfärbig gedüpfelt; die großen glänzenden Blätter stehen unordentlich, dichte bey einander, sind gestielt, herzförmig, zugespitzt, völlig ganz, zuweilen, zumal die untern, wellenförmig ausgebogen und mit starken, gelben oder purpurfärbigen Adern durchzogen. Die Blumen treiben an den Enden der Aeste in Büscheln hervor. Der kleine Kelch ist mit fünf stumpfen Zähnchen besetzet. Zehn große Blumenblätter sind in zwo Reihen gestellet; alle haben einerley Größe und blaßrothe, auch mit weißen Striefen vermischte Farbe, die fünf äußerlichen aber sind stärker, und die fünf innerlich gestellten zärter. Diese umgeben viele kürzere Staubfäden und einen Griffel mit doppelten Staubwege. Der Fruchtbalg ist ey- oder herzförmig, überall mit Borsten besetzet, öffnet sich mit zwo Klappen und enthält viele Saamen,

welche in einer rothen, saftigen Haut eingewickelt sind. Man muß den Orleanbaum aus Saamen erziehen, es muß solcher aber frisch seyn, indem zwey- oder dreyjähriger selten aufgehen wird. Man säet selbigen in Töpfe und setzet diese in ein Loh- oder Mistbeet. Wenn die jungen Pflanzen vier oder fünf Blätter getrieben, werden sie einzeln in gute, mit Sand vermischte Erde und Scherbel verpflanzet, noch einige Zeit auf dem Mistbeete unterhalten, und nach und nach an die freye Luft gewöhnet. Diese können auch die ältern Stöcke nicht wohl vertragen, und man thut am besten, solche auch den Sommer über im Glashause zu unterhalten, und im Winter ins Treibehaus zu setzen. Junge Pflanzen werden vor dem dritten Jahre nicht leicht blühen.

Die bekannte Farbewaare, welche unter den oben angeführten Namen bekannt ist, wird aus der rothen Einwickelung oder Schale der Saamen bereitet. Nach einigen Schriftstellern möchte es scheinen, als ob unter Rocau eine andere Farbe zu verstehen sey, indem man solche aus einer andern Pflanze und einer Art Bischoffsmütze, oder Mitella, herleiten will. Man hat aber die Frucht des Orleanbaumes mit einer Bischoffsmütze vergleichen wollen, und daher ist dieser Irrthum entstanden. Tournefort erwähnet auch die Bixa als eine Art der Mitella. Es heißt diese Farbe auch Anotto, oder Arnotto, ingleichen Anatte und Attole, und bey dem letzten Namen finden wir angemerket, wie die rothen Farbeküg elchen aus der rothen Blume eines unbekannten Strauches verfertiget würden. Entweder ist diese Nachricht ganz falsch, oder man hat mehrere Materialien von einerley Farbe unter einander verwechselt und mit einerley Namen beleget. Aus den Saamenschalen des Orleanbaumes wird die Farbe auf zweyerley Art bereitet. Es werden die Saamen in ein Gefäße geleget und so lange mit laulichtem Wasser angefeuchtet, bis sie ihre rothe Farbe dem Wasser mitgetheilet haben, dieses Wasser läßt man stehen oder bey dem Feuer kochen, bis sich ein Teig zu Boden gesetzet hat, woraus kleine Tafeln oder Kugeln gemachet, und diese an der Sonne getrocknet werden. Gemeiniglich werden dergleichen von zwey bis drey Pfund schwer und in breite Schilfblätter eingewickelt, zu uns gebracht. Es sind aber diese selten rein, und öfters mit klargesiebter rother Erde vermischet. Die Auflösung mit Wasser wird diesen Betrug leicht entdecken. Der beste Orlean soll nach Violwurzel riechen, recht trocken seyn, eine hohe ponceaurothe Farbe und keine schwarzen Adern haben, inwendig

dig noch röther als äußerlich, auch nicht rauh und hart anzufühlen, leicht auszudehnen und niemals so hart seyn, daß es mit den Fingern gedrücket, nicht eine Grube behalten sollte. Die Indianer bereiten den Orlean auf eine andere Weise; sie reiben die Saamen so lange zwischen den Händen, bis sich das röthliche Häutchen von den Saamen ablöset und zu einem klaren zarten Teige wird; hierauf schaben sie diesen mit einem Messer von den Händen, legen ihn auf ein Blatt und lassen ihn im Schatten trocknen. Diese Arbeit ist zwar mühsamer, dieser Orlean aber ist auch viel feiner und glänzender, als derjenige, welchen die Europäer auf die zuerst beschriebene Art bereiten. Die Indianer, sonderlich die Caraiben, pflegen sich täglich des Morgens zu baden, und lassen sich hernach von ihren Weibern den ganzen Körper mit dem Orlean bemalen. Diese Malerey verwahret die Haut vor der heftigen Wirkung der Sonne und beschützet sie vor dem Stiche unzähliger fliegender Ungeziefer, welche immerfort ihre Hütten umgeben. Die Maler gebrauchen den Orlean zur Wasser- und Oelfarbe. In Hollstein und Holland wird die Butter damit gelb gefärbet; sie bekömmt aber davon leicht einen bittern Geschmack. Einige bedienen sich dessen auch zur Chocolade. Der wichtigste Nutzen ist, daß man damit wollene Tücher, und andere, auch seidene Zeuge, orangengelb färben könne. Diese Farbe ist zwar nicht dauerhaft, sie verschießt nach einer kurzen Zeit in der Luft und die Seife löschet selbige aus, indessen muß man sich deren doch bey der Auror, Orange, Mordore, goldgelb und Isabellfarbe in der Seide bedienen, indem die Färberröthe, welche man mit dem Gilbkraute vermischet, zu der Auror und Orange auf Wolle gebraucht, die Seide nicht angreift und da man in der Seidenfärberey die Schönheit der Dauerhaftigkeit gemeiniglich vorzieht, wird der Rocou allemal dazu gebrauchet, indem die Farben davon allemal sehr schön sind. Um diese mehr dauerhaft zu erlangen, wird der Rocou mit genugsamer Menge von Weinsteinasche vermischet. Das weitere Verfahren mit dieser Farbe lehret Herr Macquer in der Kunst der Seidenfärberey. Man hat auch den Orlean als ein stärkendes Mittel in der Arzneykunst angerathen; es wird aber in jetzigen Zeiten nicht leicht ein Arzt desselben sich bedienen. Den Indianern ist der Baum auch auf andere Art nützlich. Die Wurzel soll von gutem und starkem Geruche seyn, und den Wilden statt des Saffrans dienen.. Die Rinde giebt starke und feste Seile, Bänder und Schnüren, die denen aus Hanf

und

und Flachs in der Festigkeit und Dauer weit vorgehen sollen.

Orlinbaum. S. Erle.

Ornitholithen.

Ornitholithi. Mit diesem Namen werden diejenigen Versteinerungen beleget, wenn ganze Vögel, oder Theile von selbigen, ingleichen derselben Eyer oder Nester versteinert gefunden werden. Es wird aber bisher gezweifelt, ob es wirklich ganze versteinerte Vögel giebt. An wirklich versteinerten Schnäbeln, Knochen und Klauen von Vögeln ist nicht zu zweifeln; wenn aber einige versteinerte Vögel, Eyer oder Nester aufweisen wollen, so sind dergleichen Producte nicht als Versteinerungen, sondern als Incrustate anzusehen, welches solche Producte sind, da die thierischen Substanzen und andere Dinge nur mit einer steinichten Rinde überzogen sind, ohne, daß die darunter befindliche Substanz in Stein verwandelt worden.

Orocome.

Unter diesem Namen wird in einigen Reisebeschreibungen ein wildes, vierfüßiges Thier aus Amerika angeführet, welches mit der im zweyten Theile unter dem Artikel Cuguacu-ara beschriebenen Tiegerart einerley zu seyn scheint.

Orpheus.

Orpheus, holländ. the Mangrove Schapper, Richt. vielmehr Engl. the mangrove Snapper; Labrus griseus, Linn. gen. 166. sp. 5. Müllers grauer Lippfisch, Synagris, 18. Klein. ein Meerbraßem, s. diesen unsern Artikel, B. V. S. 483. und grauer Lippfisch, B. III. S. 510.

Orphus.

Orphus der Alten. Sparus Orphus, Linn. gen. 165. sp. 8. nach Müllern der Rothkopf unter den Meerbrachsemen. s. diesen unsern Artikel, B. V. S. 487. Nach dem Klein gehört unfehlbar auch der Anthiasfisch des Rondelets und Gesners, welchen Catesby, p. et tab. XXV. beschreibt uud zeichnet, hieher. Synagris, 17. des Kleins, ein Meerbraßem, Labrus Anthias, Linn. gen. 166. sp. 3. der Müllerische Röthling, seiner Lippfische. s. unsere Artikel, Anthiasfisch, B. I. S. 331. und Meerbraßem, B. V. S. 482.

Orseille.

Sowohl unter dem Namen Orseille, Orselle, Oricelle, als auch Roccelle, wird zuweilen einerley Pflanze und die daraus bereitete Farbematerie, zuweilen auch verschiedene Gewächse verstanden. Vornehmlich sind zwo Arten Flechten

zen darunter bekannt. Die eine pfleget man Erdorseille, auch Orseille von Auvergne und Perelle zu nennen; diese erhält man aus Frankreich, und wird daselbst aus Lichen parellus Linn. verfertiget. Diese ist schlechter als die Kräuterorseille, welche aus dem Felsenkräutchen oder der strauchartigen Färberflechte, Lichen roccella Linn. in den Canarischen Inseln bereitet wird. Die ältesten Schriftsteller haben bereits dieses Gewächse angeführet und dessen Nutzen zum Färben erkannt. Beym Theophrast heißt selbiges Phycos. Der Name Orseille kömmt beym Thevenot und Roccelle beym Imperati vor. Es wächst diese Flechte vornehmlich häufig an den Meerfelsen auf den Canarischen Inseln und des Archipelagus. Es besteht solche aus vielen rundlichen, steifen, zähen, aufgerichteten, auch gebogenen, einfachen, aber in längere und kürzere Zweige oder Hörnerchen getheilte Stängel, welche äußerlich grau oder bräunlicht, glatt und ohngefähr von der Dicke eines Kirschstieles, auch dünner und stärker sind, und innerlich aus einem weißen, kreidenartigen Wesen bestehen. An den Stängeln und den Hörnerchen sitzen der Länge nach höckerichte Erhebungen von verschiedener Gestalt und Größe. Die größern sind schwärzlich, harte, und innerlich weißlicht. Herr Donati beschreibt unter dem besondern Geschlechtsnamen Ceramiantemum die nämliche oder eine nahverwandte Flechte. Wie aus der beschriebenen Flechte die Orseille, oder die bekannte Columbin, oder taubenhalsähnliche Farbe gemachet werde, haben Michelli, Hellot und andere weitläuftig beschrieben. Die Flechte wird ganz zart gepülvert und mit alten Urin benetzet. Nach den Nachrichten soll sich hierzu nur der Urin von Mannspersonen schicken, vom weiblichen Geschlechte aber schädlich seyn. Das Gefäße wird täglich umgerühret und etwas Asche von der Sode hineingethan; dieses wird so oft wiederholet, bis das ganze Mengsel die Columbinfarbe zeiget. Nachgehends wird dieses in ein hölzernes Fäßchen gethan, und Harn- oder Kalk- oder Gypslauge darauf geschüttet, daß alles davon bedecket ist und also zum Gebrauche aufbehalten. Es wird aus der getrockneten Flechte dergleichen Teig zu Genua, Paris, England und Holland bereitet: diejenigen, welche in England dergleichen Farbe bereiten, werden Argol- oder Orchel-Makers und die Farbe Orchel, diese von den Italienern Oricello oder Raspa genannt. Die holländische Orseille erhält auch den Namen Tournesol, und man findet davon zweyerley Arten. Es ist solche

entwe-

entweder ein weicher Teig von rother Farbe, oder eine harte Masse von blauer Farbe, und die letztere pfleget man im eigentlichen Verstande Tournesol zu nennen. Wie diese letztere gemachet werde, ist noch ein Geheimniß, doch soll solche wirklich aus der Canarischen Orseille bereitet werden. Savary giebt vor, daß dieser Tournesol aus Färbeläppchen, Perelle, Kalk und Harn gemachet werde, und behauptet, daß selbiger nicht besser, als die Genuesische, Pariser und Englische Orseille sey. Andere widersprechen ihm in beyden Stücken. Von der Holländer Tournesol soll man kaum den vierten Theil so viel als andere Orseille brauchen, auch dadurch eine viel schönere Farbe erhalten. Die Erdorseille und Perelle besteht aus verschiedenen kleinen grauen Schuppen und wird von den Steinen und Felsen, auf den sie ohngefähr eines Messerrücken dicke liegt, mit eisernen Instrumenten abgeschabet. Es wird daraus zu Lion auch ein Teig bereitet, welcher aber keine so schöne und gute Farbe giebt, als der Teig von der rechten Kräuterorseille.

Die Farbe auf Zeugen ist von keiner Orseille feste und dauerhaft, wenn auch solche zuvor mit Alaun und Weinstein zubereitet worden; mit sauern Sachen vermischet, erhält sie zwar mehr Festigkeit, verliert aber auch zugleich ihre natürliche Farbe und giebt nur eine Scharlachfarbe, da hingegen die natürliche Farbe der Orseille purpurartig, oder Columbin ist. Nachdem diese aber gut oder schlecht ist, allein oder mit andern Farbematerien vermischet gebrauchet, auch mehr oder weniger davon genommen, und mehr oder weniger gekochet wird, nachdem erhält man daraus verschiedene Schattirungen von der Pfirsichblüthfarbe an bis zum Purpurviolet und Amaranth. Die Seidenfärber pflegen solche mit der Cochenille und ächten Violet zu vermischen, indem sonst das Roth in dieser Farbe merklich schlechter ausfällt. Einige aber pflegen den Zusatz von Orseille allzusehr zu vermehren und die Cochenille zu vermindern, daher es denn kömmt, daß die vorgegebenen ächten Violetfarben wirklich zu einer Art unächten Violets werden. Es giebt außer den angeführten Flechten mehrere, auch andere Moosarten, welche zum färben nützlich zu gebrauchen sind. Die Canarische Flechte sieht braun aus, und wer sollte glauben, daß daraus eine dergleichen schöne Farbe erhalten werden könne. Man sollte daher billig alle dergleichen, und vorzüglich unsere einheimischen Gewächse untersuchen, und Hr. Jussieu giebt uns hierzu eine leichte Anleitung. Man soll das Gewächse in einen kleinen Becher thun

thun und mit flüchtigen Salmiakgeist, oder zu gleichen Theilen mit Kalchwasser und so viel Salmiaksalz, ohngefähr so viel als man zwischen zween Finger fassen kann, anfeuchten. Nach vier Tagen muß der Saft roth werden und die Pflanze durch die Ausdünstung diese Farbe annehmen, wo nicht, so hat man sich nichts davon zu versprechen.

Orsie.

Orsie oder Pertimbuaba, (Petimbuaba) achtzehn bis zwanzig Zoll lang mit blauen Flecken, ein Fisch an der Küste von Afrika, wird in den S. A. Reisen B. III. S. 658. auf der Kupfertafel, no. 33. gezeichnet vorgestellet, findet sich aber nicht beschrieben. Er gehöret zu den Solenostomis Klein. und zwar zur fünften Gattung der Rohr-Hohl-Schnauzen. s. beyde Artikel.

Ortegia.

Herr Löfling hat dem spanischen Apotheker und seinem Reisegefährten, auch nachherigen Vorsteher des königlichen Gartens zu Madrit, ein neues, und in Spanien entdecktes Pflanzengeschlecht gewidmet. Die Blumendecke desselben ist nur einfach und besteht aus fünf eyförmigen, stehenbleibenden Kelchblättchen; diese umgeben drey kürzere Staubfäden und den Fruchtkeim mit dem etwas längern und den köpfichten Staubwege besetzten Griffel; der eyförmige, oberwärts dreyeckige und dreyklappichte Fruchtbalg ist einfächericht und enthält viele kleine Saamen. In der Murrayischen Ausgabe von des Herrn von Linné Gewächsreiche sind zwo Arten angegeben, welche weder schön, noch nützlich sind, und wir daher nicht weiter beschreiben wollen.

Orthoceratiten.

Orthoceratiti, sind eine Art von versteinerten kegelförmigen Seeschnecken, davon ein Paar vorzügliche Arten mit dem Namen Bischoffstab und des Krebsschwanzes beleget werden. Die so genannten Alveolen, Alueoli, welche in den Kammern der Orthoceratiten erzeuget werden, sind Steine, welche ihrer Schalen beraubet worden.

Ortolan.

Fettammer, eine Gattung der Ammer oder Aemmerlinge, miliaria pinguescens. Er unterscheidet sich vornehmlich durch seinen grünen Hals. s. Ammer.

Osmites.

Osmites Linn. Weil die Arten dieses Pflanzengeschlechtes nach Campher riechen und zugleich Bellidiastrum Vaill. dazu gerechnet worden, hat man in der Onomat. botanic. Kampfermasliebe, und Hr. Planer Düft-

ling zum Geschlechtsnamen angenommen. Die Blume ist aus der Zahl der zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus vielen über einander liegenden Schuppen, davon die innersten an der Spitze breiter und gleichsam vertrocknet sind; am Rande stehen zungenförmige, völlig ganze, weibliche Blümchen, deren Fruchtkeim ganz klein und der Griffel mit einem gleichsam verstümmelten Staubwege besetzet ist; daher auch diese selten einen Saamen zurück lassen; auf der Scheibe aber sitzen viele röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitterblümchen mit dem walzenförmigen Staubbeutel, länglichtem Fruchtkeime und einem Griffel mit zweyfachem Staubwege. Auf diese folgen länglichte, entweder mit gar keiner, oder doch kaum merklichen Haarkrone besetzte Saamen. Das Blumenbette ist mit Spelzen bedecket. Herr von Linné führet drey Arten an, welche einen holzichten Stängel haben, und unter die seltensten Pflanzen gehören.

Osteocolla.

Beinbruchstein, Osteocolla, ist ein steiniger Ueberzug der Wurzeln von Bäumen, welcher aus einer verhärteten kalchichten Mergelerde entstanden, als welche sich erst in einem flüßigen Zustande um die Wurzeln legt, hernach sich verhärtet und versteinert; die Wurzeln aber verfaulen nach und nach, und es bleibt ein steinichter Körper mit einer Höhlung zurück.

Osterblume.

S. Gänsestöckchen, Küchenschelle und Silberblatt.

Osterey. S. Ey.

Osterlucey.

Unter diesem bekannten Namen versteht man das Pflanzengeschlechte Aristolochia. Die Blume hat keinen Kelch. Das Blumenblatt ist ganz besonders gestaltet; der untere Theil desselben ist kugelförmig, und auf diesem steht eine Röhre, welche mehr oder weniger gekrümmet ist, sich oberwärts erweitert und in einen einseitigen, zungenförmigen Rand spaltet. Man pfleget dieses mit einem Posthorne zu vergleichen. Unter demselben steht der länglichte Fruchtkeim, und der kugelförmige Boden des Blumenblattes umgiebt einen ganz kurzen Griffel mit einem sternförmigen, sechsspaltigen Staubwege, unter und um welchen sechs, gleichsam vierfächerichte, oder vielleicht zwölf besondere Staubbeutel ohne Staubfäden ansitzen. Das große, sechseckichte Saamenbehältniß ist in sechs Fächer abgetheilet und enthält viele Saamen. Hr. v. Linné hat ein und zwanzig Arten angeführet, davon vielleicht nur eine

einheimisch, die übrigen alle ausländisch, die meisten aber, theils wegen des Nutzens, theils wegen der schönen Blüthe merkwürdig sind.

1) Die herzblättrichte Osterlucey mit aufrechten Stängel und gehäuften Blumen, gemeine lange Osterlucey, Waldrebe, Aristolochia longa vulgaris, Aristolochia Clematitis Linn. Sie wächst in Frankreich, Italien, Oesterreich, auch in den Weinbergen des Elsasses, und hat eine dünne, etwa einen Federkiel dicke, mit Fäserchen besetzte Wurzel, welche einige Ellen tief gerade unter sich in die Erde geht und zuletzt seitwärts ausbreitet, daher sie sich im Garten ungemein vermehret, alle nebenstehende Pflanzen ersticket und zu einem beschwerlichen Unkraute wird, auch auf keine Weise wieder auszurotten ist, da auch die abgestoßenen tief liegenden Stückchen davon schnell wieder hervorwachsen. Die Stängel sind steif, zween bis drey Fuß hoch, rundlich, gestreift, wechselsweise mit gestielten, breiten, bläulicht angelaufenen, herzförmigen, vorwärts stumpfen, gleichsam gespaltenen und mit großen runden Ohrlappen hinterwärts versehenen völlig ganzen Blättern, und am Winkel derselben mit drey, vier, und mehrern gelblichten Blumen besetzet. Die Wurzel und Blätter sind in ältern Zeiten in der Arzneykunst häufig gebrauchet und gar sehr gerühmet worden, wie denn Apulejus behaupten wollte, es könne ohne diese Pflanze kein Arzt eine glückliche Cur verrichten. Besonders ist die Wurzel zu Beförderung der monathlichen, wie auch der Reinigung bey den Kindbetterinnen empfohlen und auch deswegen von den Griechen mit dem Namen Aristolochia beleget worden; wie denn auch alle diejenigen Mittel, welche gleiche Wirkung besitzen, aristolochica pflegen genannt zu werden. Die neuern Aerzte aber haben den Werth dieser Wurzel gar sehr vermindert, und Boerhaave versichert, daß durch den öftern Gebrauch die innerliche zotichte Magenhaut verderbet und der Appetit geschwächet werde. Sie pfleget auch leicht Erbrechen zu erregen. Es ist solche äußerlich braun, innerlich gelblicht, schmecket bitter, scharf und etwas zusammenziehend, und ob man gleich diese Wurzel gemeiniglich für schlechter hält, als die andern in den Apotheken aufbehaltenen Arten, auch von einigen die falsche Osterlucey genannt wird, so gehöret sie doch unter die wirksamen Mittel, welche nur von einem vernünftigen Arzte gebrauchet werden sollen; und dieser wird selbige in denjenigen Krankheiten unschädlich und nützlich finden, in welchen die

folgenden Arten empfohlen worden. Allgemeiner und sicherer ist der äußerliche Gebrauch. Bey Reinigung der alten, unreinen und faulen Geschwüre äußert sie vortreffliche Wirkung. Man pfleget hierbey das Pulver einzustreuen. Man kann auch einen Trank daraus bereiten, und die Geschwüre damit auswaschen, oder solchen, sonderlich wenn sie Höhlen und Gänge haben, zum Einsprützen gebrauchen. Die Roßärzte pflegen das Pulver der Wurzel bey gedrückten Pferden mit gutem Erfolge zu gebrauchen. Auch die Blätter pfleget man aufzulegen, um Wunden und Geschwüre damit zu heilen.

2) Die herzblätterichte runde Osterlucey mit schwachen Stängeln und einzelnen Blumen, runde Osterlucey, runde Hohlwurzel, Aristolochia rotunda vera offic. Aristolochia rotunda Linn. wächst in Spanien, Italien und Frankreich, auch in Crain. Die Wurzel ist knoticht, dicke, stark, rundlich, ungleich, und hin und wieder mit Fasern besetzet. Diese treibt viele eckichte, schwache, verschiedentlich gebogene und in Zweige verbreitete, mit herzförmigen, stumpfen, völlig ganzen, fast platt ansitzenden Blättern und am Winkel derselben mit einzelnen, aufgerichteten, dunkelpurpurfärbigen Blumen besetzte Stängel. Die zungenförmige Lippe des Blumenblattes ist rückwärts geschlagen. Mit dieser ist ganz nahe verwandt

3) Die herzblätterichte lange Osterlucey mit schwachen Stängeln und einzelnen Blumen, lange Osterlucey, Aristolochia longa vera, welche auch Hr. von Linné lange Zeit nur für eine Abänderung gehalten und mit der vorigen vereiniget hat. Nachdem aber die Herren Sauvages, Gouan und andere solche wieder als eine besondere Art angenommen, ist auch Herr von Linné diesen gefolget und hat den Hauptunterschied in den langgestielten Blättern angegeben, und solche Aristolochia longa genannt. Die Blätterstiele sind, nach Herrn Scopoli Bemerkung, fast länger als die Blumen. Es hat diese mit der zwoten Art gleiche Geburtsörter. Die Wurzel ist öfters sehr dicke, runzlicht, rundlich, aber mehr lang. Die Blume scheint äußerlich mehr grünlicht und inwendig dunkelpurpurfärbig.

Beyde Arten sind in unsern Gärten immergrünende Pflanzen, und wenn auch einige Stängel vertrocknen, treiben immerfort neue hervor. Sie blühen im Sommer häufig und lange, aber selten wird man reifen Saamen erhalten. Die Theilung der Wurzel muß mit Vorsicht geschehen. Kann man aus wärmern Gegenden

den Saamen erhalten, wird solcher ins Mistbeet gesäet. Die jungen Stöcke muß man sorgfältig warten und fast das ganze Jahr über im Glashause unterhalten. Die Töpfe mit alten Stöcken setzet man den Sommer über in die freye Luft, im Winter in ein mäßig warmes Gewächshaus und hält sie zu dieser Zeit mehr trocken als naß.

Von beyden ist die Wurzel äußerlich dunkelbraun, innerlich blaßgelb, von Geschmack scharf und bitter. Man will die runde für wirksamer, als die lange halten, selbiger auch eine stärker zertheilende Kraft zuschreiben, und mehr wegen dieser, als der bluttreibenden Kraft, verdienen beyde die Achtung der Aerzte. Vorzüglich hat man solche als ein Verwahrungs- und auch Heilmittel der Gicht empfohlen. Das ehedem geheime Mittel wider die Gicht eines Münsterischen Bischoffes, welches Spieß in seinem Buche der Arthridite beschrieben, besteht aus langer Osterluceywurzel, von welcher drey Unzen in eine Kanne Wachholderspiritus zwölf Stunden bey gelinder Wärme eingeweichet und von der durchgeseichten Essenz einige Löffel voll, die Woche über zweymal, einige Monathe über gebrauchet werden. Die Essenz, so mit Franzbrandwein aus der Wurzel bereitet wird, soll eben so kräftig seyn, wenn funfzig Tropfen zwey- oder dreymal in der Woche, als ein Verwahrungsmittel von denjenigen eingenommen werden, welche mit der Gicht beschweret sind. Das so genannte Puluis antiarthriticus Ducis Portlandiae oder Principis Mirandolae, welches auch Puluis arthriticus amarus heißt, hat seine Wirkung gleichfalls größtentheils von der Osterlucey; doch schicken sich diese Mittel nur für schleimichte Körper, oder so genannte kalte Naturen; diejenigen hingegen, welche einen Ueberfluß von Geblüte haben, und bey welchen solches leicht in Wallung geräth, werden davon gewiß mehr Schaden als Nutzen empfinden, und Gaubius in den Schriften der holländischen Gesellschaft 4 Th. 305 S. führet ein Beyspiel an, wo zwar durch den Gebrauch der Osterlucey die Gicht geheilet worden, kurz darauf aber ein trockener Husten, beschwerliches Athemholen und ein jählinger Tod erfolget; in dem todten Körper hat man Knoten in der Lunge gefunden.

4) Herzblätterichte eingekerbte Osterlucey mit einzelnen Blumen, Spanische Osterlucey, Aristolochia Pistolochia Linn. wächst auch in Spanien, Italien und dem mittägigen Frankreich, ingleichen in der Schweiz. Die gelblichte, gewürzhaft angenehm riechende, scharf und bitter schme-

ckende Wurzel besteht aus vielen dünnen, langen und an einem gemeinschaftlichen Kopfe sitzenden Fasern. Die Stängel sind dünne, schwach, gestreckt oder gewunden; die Blätter gestielt, herzförmig, am Rande zart und schwach eingekerbet, auf der untern Fläche netzartig gestreift und die Blumen stehen einzeln und aufgerichtet am Blätterwinkel. An den Blumenstielen sitzt unten ein kleines, herzförmiges Deckblatt platt auf. Die zungenförmige Lippe ist krumm gebogen. In der Wartung verhält sich diese wie bey no. 3. angemerket worden. Man will der Wurzel gleiche Kräfte mit der vorherstehenden beylegen.

5) Herzblätterichte krause Osterlucey mit einzeln abhangenden Blumen, immergrünende Osterlucey, Pistolochia cretica. Aristolochia semperuirens Linn. Diese wächst in Creta. Die Wurzel ist der vierten Art gleich. Die Stängel sind schwach, gestreckt, verschiedentlich gebogen oder gewunden, ecklicht und in Aestchen verbreitet; die Blätter herzförmig, länglicht, am Rande wellenförmig ausgeschweift, runzlicht, fast krause und gleichsam trocken anzufühlen. Das Blumenblatt ist purpurfärbig, fast länger als das Blatt. In Ansehung der Wartung gilt auch von dieser, was bey no. 3. angemerkt worden.

6) Herzblätterichte platte Osterlucey mit einzelnen Blumen und schwachen, oberwärts rundlichen, gewundenen Stängeln. Diese ist unter dem Namen Schlangenwurzel, Aristolochia serpentaria Linn, bekant, und soll auch von uns unter diesem Worte beschrieben werden.

7) Herzblätterichte Osterlucey mit einzelnen Blumen und großen herzförmigen Blattansätzen, Aristolochia anguicida Linn. Diese wächst in Indien. Herr Jacquin hat selbige in Carthagena im August blühend gefunden. Die ganze Pflanze hat einen unangenehmen widrigen Geruch. Die rundliche und in Zweige verbreitete, äußerlich braune Wurzel enthält innerlich ein weißes, markichtes Wesen, welches mit einem orangenfärbigen, bittern und stinkenden Saft erfüllt ist. Die rundlichen, unterwärts holzichten, oberwärts gestreiften Stängel klettern gegen zehn Fuß an den nahstehenden Bäumen in die Höhe. An jedem Blattstiele steht ein großer herzförmiger Blattansatz. Die Blätter sind herzförmig zugespitzet und ruhen auf einem kurzen haarichten Stiele. Die Blumen stehen einzeln am Blätterwinkel. Das Blumenblatt ist grüngelblicht und purpurfärbig gestreift. Herr Jacquin erzählet, daß der Saft dieser Wurzel, wenn solcher zu einem oder zwo Tropfen ei-

einer Schlange eingetröpfelt werde, solche dergestalt betäube, daß sie ohne Gefahr angetastet werden könnte. Ein Kunstgriff, dessen sich die amerikanischen Marktschreyer mit Vortheil zu bedienen wissen. Wenn der Schlange mehrere Tropfen beygebracht werden, bekömmt sie alsbald Zuckungen und stirbt kurze Zeit darnach. Es soll auch der Biß einer giftigen Schlange unschädlich seyn, wenn dieses Mittel äußerlich oder innerlich gebrauchet wird. Menschen können von diesem Safte einige Tropfen ohne Schaden verschlucken, doch hat Hr. Jacquin erfahren, daß solcher leicht Eckel und Erbrechen verursache.

8) **Dreylappichte Osterlucey**, Aristolochia trilobata Linn. wächst in dem mittägigen Amerika. Der Stängel ist gefurcht, einfach, und windet sich um andere Körper. Die Blätter sind eyförmig und in drey Lappen zerschnitten. Die Blumenstiele sind lang, gefurcht, und die Blumen sehr groß. Herr Rolander hat die getrocknete Pflanze und viel von gedörrten Stängeln aus Surinam an Herrn Bergius gesendet, mit der Nachricht, daß solche daselbst als ein besonderes Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten und als ein Gegengift gegen vergiftete Pfeile gebrauchet würde. Die Stängel haben einen starken Geruch und Geschmack. Der Geruch wird stärker, wenn man sie zwischen den Fingern reibet, und ein Quentchen zu Pulver gerieben hat das ganze Zimmer mit seinem Geruche erfüllet. Es ist solcher eben nicht widrig, doch auch nicht angenehm zu nennen, und Herr Bergius versichert, daß der Geruch nach einer Zeit von acht Jahren an den Stängeln sich nicht vermindert habe. Eine Erfahrung, welche Herr Bergius bey einem Knaben, welcher von einer Schlange gebissen, mit dem Aufgusse von diesen Stängeln angestellet, hat die schweißtreibende und dem Gifte widerstehende Kraft dieses Mittels deutlich bestätiget. Auch Herr Browne meldet, wie die Wurzel dieser Pflanze in Jamaika als ein schweißtreibendes und magenstärkendes Mittel häufig gebrauchet werde. Daher Bergius wünschet, daß die Wurzel und Stängel in unsern Apotheken möchten eingeführet werden, indem sie sowohl in bösartigen, als langwierigen Fiebern der virginischen Schlangenwurzel, Contraiera, und vielen andern, so genannten alexipharmacis weit vorzuziehen seyn dürfte. s. Abhandl. der Schwed. Akad. 26 Band 245 S.

Osterlucey, gemeine, runde, S. auch Erdrauch.

Ostracion.

Schalfische, deren viele und mancherley aus Amerika kommen.

Ostracion nennt auch der Ritter von Linne' sein 136 Thiergeschlecht, das ohne Bauchfloßen ist, dessen Körper aber mit einem knochichten Panzer bedecket ist. Müller führet es unter dem Namen Beinfische auf. Sie gehören allesammt zu dem Kleinischen Geschlechte, Crayracion, Miss.III. p. 18. Kropffisch, daher wir unter selbigen diese Ostraciones, Beinfische, mit aufgeführet. s. diesen Artikel, B. V. S. 784.

Ostraciten.

Versteinerte Austerschalen, Ostracites, sind eine Art von versteinerten Muscheln, davon die eine Schale gewölbt oder convex und die andere fast platt und eben ist. Man findet größere, kleinere, zackichte, und bisweilen einige, welche so groß wie ein Dreyer und mit drey Löchern durchbohret sind, so, daß sie einem Todtenkopfe gleichen. Diese nennt man Brattenburgische Pfennige, Numuli Brattenburgenses.

Ostrea.

S. Auster und Kammmuschel.

Ostreopectiniten.

Terebratuliten, Ostreopectinites, sind eine Art versteinerte Muscheln, deren Originale noch nicht bekannt sind. Die Schalen derselben sind ungleich, von welchen eine mit einem Schnabel hervorraget, der an der Spitze meistentheils durchbohret ist. Der Kern von diesen Muscheln heißt Hysterolith.

Ostritz. S. Meisterwurz.

Oswegothee.

S. Monarde.

Othonna.

Othonna ist ein neuer Geschlechtsname des Herrn v. Linne', weil Iacobaeastrum des Vaillant nicht Beyfall gefunden. Die Blume ist aus der Zahl der zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche, fast walzenförmige Kelch ist nur einblättericht und in viele Einschnitte tiefer oder seichter abgetheilet. So viel Kelcheinschnitte zugegen, so viel zählet man auch weibliche, zungenförmige, dreyspaltige Randblümchen, deren Griffel einen großen gekrümmten Staubweg trägt und der Fruchtkeim sich in einen länglichten Saamen verwandelt, welcher bey einigen Arten mit einer Haarkrone besetzet ist. Die röhrenförmigen, fünffach eingekerbten Zwitterblumen, so die Scheibe einnehmen, zeigen zwar den verwachsenen walzenförmigen Staubbeutel, einen länglichten Fruchtkeim und einen

einen Griffel mit zweyspaltigem Staubwege, lassen aber keinen Saamen zurück. Das Blumenbette ist nackend. In der Murrayischen Ausgabe hat Herr von Linne' eilf Arten angegeben, wovon einige zuvor mit den nahverwandten Geschlechtern des Creuzkrautes und der Aschenpflanze vereiniget worden, so wie im Gegentheil andere, welche er ehedem zur Othonna gerechnet, jetzo unter Aschenpflanze vorkommen. Ueberhaupt sind diese Geschlechter mit der Othonna so nahe verwandt, daß man in Bestimmung und Ordnung der Arten meistentheils zweifelhaft bleibt. Die Linnäischen Arten alle sind ausländische, und bey uns wenig bekannte Pflanzen, daher wir keine besonders anführen wollen.

Otilienkraut.

S. Rittersporn.

Otten- oder Otterbaum.

S. Erle.

Otter.

Meer- oder Seeotter, eine Art von Nadelfischen in Westindien, Solenostomus, 18. des Kleins, eine Röhr-Hohl-Schnauze, Vipera marina dictus. Syngnathus Ophidion, Linn. gen. 141. sp. 5. Müllers Seenatter seiner Nadelfische. s. diesen Artikel, B. VI. S. 34.

Otter, S. auch Schlange.

Otterfuß.

Diese, schon von Listern und andern beschriebene, Auster oder Kammuschel hat Hr. von Linne' in den Zusätzen unter dem Namen Ostrea pes lutrae erwähnet. Die Schalen sind oval-keulförmig, purpurfärbig und blaßbunt, der Länge nach sehr fein gestreift und mit sechs gleichweitigen Falten, die an der Spitze hervorstechen, ohne die einzelnen Seitenfalten zu rechnen, besetzet. Die Seitenränder steigen gleichsam mit einer kleinen Falte nach der Höhlung hinauf. Man sieht kaum einige Ohren, als etwa ein sehr kleines.

Otterköpfchen.

Eine Porzellanschnecke, S. Mohrenbauch.

Otterkopf.

Otter- oder Natterkopf nennt man wegen der Gestalt der Saamen das Pflanzengeschlechte Echium. Der Kelch ist in fünf aufgerichtete, pfriemenartige Einschnitte getheilet. Das glockenförmige Blumenblatt erweitert sich aus einer ganz kurzen engen Röhre in einen weiten, offenen, in fünf stumpfe Lappen abgetheilten Rand. Die Lappen sind bey den meisten Arten einander nicht ganz gleich, und alsdenn die obern

länger als der unterste, welcher auch mehr spitzig und rückwärts geschlagen ist. Die fünf Staubfäden haben fast gleiche Länge mit dem Blumenblatte, doch sind sie unter sich ungleich und gebogen. Der Griffel trägt einen zweyspaltigen stumpfen Staubweg. Der Kelch umgiebt vier rundliche, schief zugespitzte Saamen. Herr von Linné hat eilf Arten angegeben. Wir bemerken davon nur einige.

1) Gemeiner borstiger Otterkopf mit einseitigen Blüthähren, wilde Ochsenzunge, Frauenkrieg, Echium vulgare L. Diese zweyjährige Pflanze blühet in den Sommermonathen, auch später, häufig um die Vorstädte, Dörfer, Landstraßen, Mauern, auch auf den allerschlechtesten Aeckern, jedoch daselbst klein und mager, hingegen viel ansehnlicher in einem bessern Grunde. Stängel und Blätter, ingleichen der Kelch sind mit steifen Borsten, welche gleichsam aus einer knollichten Wurzel entspringen, und kleinen Stacheln über und über besetzet, und daher ganz rauh anzufühlen. Der Stängel ist auch überdieß geflecket, erreichet ohngefähr zween bis drey Fuß Höhe, und verbreitet sich in viele Zweige. Die Wurzelblätter sind im ersten Jahre häufig zugegen, am Stängel aber stehen wenige; es sind solche lang, schmal, lanzetförmig, die untern gestielet, die obern plattansitzend. Die Blumen stehen anfangs dichte bey einander, und stellen Köpfchen oder kurze Aehren vor, welche aus dem Blätterwinkel entspringen, und sich nachher in lange, krumme, einseitige Aehren verlängern. Sie selbst sitzen platt auf. Das Blumenblatt ist anfangs röthlicht, verwandelt sich aber nach und nach ins blaue. Die Staubfäden sind aufwärts gebogen. Man findet auch eine Spielart mit weißen Blumen. Die blühende Pflanze hat ein schönes Ansehen, und könnte deswegen im Garten unterhalten werden. Nützlicher Gebrauch davon ist nicht bekannt; man könnte sie der Ochsenzunge gleich schätzen. In Absicht auf den Honig aber ist solche eines der besten Bienenkräuter, zumal sie auch noch spät im Herbste blühend angetroffen wird. Die Pferde lassen die Pflanze unberühret.

2) Italienischer rauher Otterkopf mit weißen kleinen Blumen, Echium italicum Linn. Diese Art wächst in England, Italien, und der Schweiz. Der aufrechtstehende und mit Zweigen besetzte Stängel, wie auch die lanzetförmigen Blätter sind mit weichern, unterwärts knollichten Borsten besetzet, und daher nicht so rauh anzufühlen. Nach Herr Murray Anmerkung haben die

Borsten keinen knollichten Anfang. Die Blüthähren treiben überall aus dem Blätterwinkel hervor, und sind kürzer als bey der vorigen Art. Der Kelch ist stachlicht, das Blumenblatt klein, und nicht viel länger als der Kelch, gemeiniglich weiß, selten bläulicht, auch in ungleiche Einschnitte getheilet. Die Staubfäden sind lang, zumal der eine. Es ist auch eine zweyjährige Pflanze und leicht aus dem Saamen zu erziehen.

3) Cretischer gestreckter Otterkopf, Echium creticum L. wächst in Creta und dem Morgenlande. Die Wurzel ist jährig, der Stängel haaricht, ohngefähr einen Fuß lang, mit Zweigen besetzet, und ausgestrecket; die Blätter sind fast durchaus von gleicher Breite; die Blumen in den Blätterwinkeln ährenweise gestellet, die Blumen dunkelroth, groß; die Staubfäden haaricht und nicht länger als der untere Einschnitt des Blumenblattes; die Kelche stehen, wenn die Saamen reifen, mehr von einander entfernet, als zur Blüthzeit. Die Vermehrung geschieht ohne Kunst aus dem Saamen.

Ottig. S. Holunder.

Ovieda.

Dem Herrn Gonsalvo Fernandez d'Oviedo, welcher auch unter dem Namen de Valde bekanndt ist, und 1535. eine Beschreibung von Indien in Spanischer Sprache herausgegeben, hat Plumier ein Pflanzengeschlecht gewidmet, und solches Valdia genannt; Hr. von Linné hat dafür Ouieda gewählet. Der kurze, glockenförmige Kelch ist in fünf spitzige Einschnitte getheilet. Des Blumenblattes sehr lange und dünne Röhre endiget sich mit drey kurzen, einander fast ähnlichen Lappen. Die vier Staubfäden und der Griffel sind länger als das Blumenblatt, und der zweyspaltige Staubweg ist spitzig. Die Beere liegt in dem vergrößerten Kelche, und enthält zween Saamen. Herr von Linné hat zwo Arten angemerket. Beyde haben holzichte Stängel. Die stachlichte wächst im mittägigen Amerika, und die unbewehrte in Java. Beyde gehören zu den seltensten Gewächsen.

Oxel.
S. Mehlbeerbaum.

Oxyrinchus.

Eine Art Rochen mit der scharfen Nase, Cashouc; s. diesen unsern Artikel, B. II. S. 59. Raia Oxyrinchos, Linn. gen. 130. sp. 3. das Müllerische Spitzmaul der Rochen; Leiobatus, 7. des Kleins, ein Glatray. s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 437. desgleichen auch Brumbeerschwanz,

schwanz, Dasybatus, 13. des Kleins, B. I. S. 996.

Noch wird Oxyrinchus eine Gattung Forellen benennet. Salmo Oxyrinchus, Linn. gen. 178. sp. 18. der Müllerische Hauting seiner Salme. Trutta edentula, 3. des Kleins, eine ungezähnelte Forelle. s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 180. no. 14.

Ozelot.

S. Tigerkatze.

P.

Paaling.

Paaling, wird von den Holländern die erste Art unsers gemeinen Aals, als die schmackhafteste und beste, genennet. Muraena Anguilla, Linn. gen. 143. sp. 4. Kleinii Conger, 6. seiner Aalschlangen. s. unsern Artikel, Aal, Anguilla, B. I. S. 2. Palyng wird in Flandern der Aal, Anguilla, überhaupt genennet. Gesner ebendaselbst.

Pabst.

S. Citronbaum und Schlingbaum.

Pabstkrone.

Diesen Namen führet eine Spindelwalze, nämlich Voluta mitra papalis Linn. welche wir zugleich mit der Mönchskappe beschrieben. Es führen aber auch noch zwo andere Schnecken diesen Namen, davon die eine Bastardpabstkrone, die andere Flußpabstkrone genennet wird.

Die Bastardpabstkrone heißt auch das dornichte Schnabelbein, Rabenschnabel, gedornte Schneppennadel, die rauhe Trommelschraube, und beym Herrn von Linne' Murex aluco, welcher Beyname von einem gesprenkelten Huhne genommen scheint. Diese Stachelschnecke gehöret zu den Schnauzennadeln, ist drey bis vier Zoll lang, unten sehr breit, auf einem weißen Grunde braun gesprenkelt, an den Gewinden sehr knoticht, in der Mitte noch mit einem dornichten Striche besetzet, an der Spindel mit einer Falte versehen, und am Schwanze umgebogen. Dieses ist die eigentliche Basterd Pausekroon; es findet sich aber davon eine Abart, welche die Westindische Bastardpabstkrone oder Taxisdornspindel genennet wird, welche viel kleiner, bläulicht, schwarz geflecket und gesprenkelt ist, und stachlichte Gewinde hat. Beyde kommen aus Indien.

Die Flußpabstkrone ist eine eyrunde Schnirkelschnecke, und Helix amarula L. indem sie bitter schmecket. Die Schale gleichet der Gestalt nach der ächten Pabstkrone, Voluta mitra papalis, indem die Gewinde oben zahnichte Stacheln führen. Sie ist schwarzbraun, selten weiß, und über einen Zoll lang. Ihr Aufenthalt ist in den Mündungen tiefer Flüsse in Ostindien.

Pabstkrone, westindische falsche, S. Flügelnadel.

Pabstweide.

S. Kirschbaum und zwar Traubenkirsche.

Paca.

Pag, Pague, Mus Paca Linn. Ein vierfüßiges Thier in Brasilien, welches von einigen Schriftstellern im Deutschen Kaninichenmaus genannt wird, weil es sowohl mit den Mäusen, als auch mit den Kaninichen, jedoch nur eine geringe Aehnlichkeit hat. Es ist weit größer, als ein Kaninichen, auch noch etwas größer als ein Hase, und hat einen dickern und gedrungneren Leib, einen runden Kopf, eine kurze, mit Barthaaren besetzte Schnauze, und gleichet in der Bildung des Körpers mehr einem jungen Schweine, mit welchem es auch das fette Fleisch, das Grunzen, den Gang und die Art zu fressen gemein hat. Der Rücken ist braun oder schwärzlich und mit weißen Flecken besetzet; der Unterleib aber weißlich und der Schwanz überaus kurz. Jeder Fuß hat fünf Zehen; die große Zehe aber ist viel kürzer, als die übrigen, und nur durch die Klaue sichtbar. Diese Thiere wohnen gern an den Ufern der Flüsse, und machen sich Löcher in die Erde, wie die Kaninichen. Ihr Fleisch wird für eine angenehme Speise, und ihr Fell für ein gutes Pelzwerk gehalten.

Pacamo.

Pacamo von den Brasilianern, oder Euxaroco, (Emxarrocco nach dem Aldrovand) bey den Portugießen genannt, ist ein Seefisch, der zwischen den Klippen gefangen wird. Er ist von gutem Geschmacke, und gleichet in der Farbe und mit der Haut unsern Aalraupen sehr. Seine ganze Länge ist eilf Zoll: der Körper wird gegen den Schwanz zu geschlanker. Er hat einen großen, breiten und dicken Kopf, einem Teller, und was den Rachen anbelanget, einem Frosche nicht unähnlich. Das Maul ist mondenförmig, weit, und in den beyden Kiefern befindet sich eine Reihe, nicht gar zu spitziger, aber fester Zähne; nur in der untern Kinnlade von vorne ist die Reihe doppelt,

doppelt. Die Augen sind eben nicht groß, schwarz, und stehen auch nicht weit von einander, aber etwas hervor, und über jedem Auge befindet sich eine häutichte Erhebung, auch auf jedem Backen eine, und um den Unterkiefer ihrer viere, gleich hervorstechenden Hörnerchen. Hinter den Kiemen, welche fleischicht, weich und enge sind, hat er eine weiche häutichte Floße auf jeder Seite, die zween Zoll lang, und etwas über einen Zoll breit ist: auf dem Bauche auch, unter diesen beyden häutichten, anderthalb Finger lange, und einem Regenwurme ähnliche Floßen. Die so vom Hintern und von der Mitte des Rückens nach dem Schwanze herunterlaufen, ragen wenig hervor, und sind auch häuticht und weich. Die Schwanzfloße ist etwas über einen Zoll breit, und gleichfalls weich. Die Haut ist glatt, und hat auf beyden Seiten, von den Kiemen an bis zum Schwanze vier Reihen weißer Pünctchen. Der Fisch ist fett und von gutem Fleische. Die Haut kann ihm leicht abgestreifet werden; und gebraten ist er schöner als gekochet. In der Anmerkung wird angeführet, daß Aldrovand, Lib. III. de Pisc. c. 64 schreibe, diese Rana marina, s. piscatrix werde in Portugall Emxarroco genennet; aber seine Abbildungen kämen mit der Marcgravischen, wie es der Augenschein lehret, gar nicht überein.

Pacay.

Pacay ist ein noch nicht genugsam bekannter Baum in Chili, welcher wegen seiner Frucht angemerket zu werden verdienet. Es ist solche eine viereckichte Schote von verschiedener Länge; einige sollen nur vier Zoll, andere über einen Fuß lang seyn. Bey allen sollen zwo Seiten einen Zoll und etliche Linien, die zwey kleinern aber nur sieben bis acht Linien betragen. Inwendig ist die Frucht in kleine Fächer abgetheilet, und in jedem liegt ein Saame, welcher die Gestalt einer Bohne hat, und in einem weißen fäserichten Wesen stecket, das man für Baumwolle ansehen könnte, aber nichts anders, als ein geronnenes Oel seyn soll. Dieses Oel wird von den Einwohnern zur Erfrischung genossen, und hinterläßt im Munde einen lieblichen Muscusgeschmack.

Packhaay.

Packhaay, wird nach Müllern der gewöhnliche Meerengel genennet; Raia Rhinobatos, Linn. gen. 130. sp. 9. den Müller aber Haayroche lieber nennen wollen. Rhinobatus, 1. des Kleins, ein Engelsray. s. unsere Artikel, Engelsray, B. II. S. 593. und Haayroche, B. III. S. 599.

Paco.

Ein vierfüßiges Thier in Amerika, welches von dem Ritter von Linné unter die Kameele gesetzet, und von einigen Schriftstellern auch Alpaque, und im Deutschen gemeiniglich das Chilische Schafkameel genannt wird; denn es hat einen langen Hals, wie ein Kameel, obgleich keinen Höcker, und statt der Haare eine sehr feine, lange Wolle. Es gehöret unter die nützlichsten Hausthiere der Amerikaner, und kann als eine Nebenart von derjenigen Gattung angesehen werden, welche wir unter dem Artikel Lama beschrieben haben; denn es kömmt mit derselben größtentheils überein, nur ist es kleiner, hat ein dickeres Maul und kürzere Beine, als der Lama. Der Oberleib hat eine röthliche Farbe, der Unterleib aber ist weißlicht. Die Füße haben zwo Klauen. Es giebt auch wilde Schaafkameele in Amerika, die von eben der Art sind, und gemeiniglich unter dem Namen Vigogne vorkommen. Von diesen Thieren kömmt die sogenannte Vigognewolle, welche eben so theuer und kostbar, als Seide ist.

Padde.

Paddenfisch, ist, nach dem Chomel, ein Fisch, welcher in einigen Amerikanischen Gewässern, sonderlich den Virginischen, gefangen wird, und die Eigenschaft hat, daß er, sobald er aus dem Wasser kommt, dicke aufschwillet; sonst aber ist er eine gute Speise. Er wird aber ganz uneigentlich ein Fisch genennet; denn er ist eine Schildkröte, und allenfalls ein Wasserthier.

Paddenstuhl.

S. Blätterschwamm.

Padengras.

S. Quecken.

Pädengras.

S. Hundsgras.

Päderota.

Dieses Pflanzengeschlecht, welches zuerst Michelli unter dem Namen Bonarota, zu Ehren eines Florentinischen Rathsherrn und großen Kenners der Alterthümer, angegeben, hat Herr von Linné unter obigen gleichfalls angenommen, hernach aber mit dem viel ähnlichen Ehrenpreiße vereiniget, und endlich wieder wegen des fünffach getheilten Kelches davon getrennet, in sein erstes Ansehen zurück gebracht, und mit zwo Arten vermehret. Weil die eine Art von den ältern Schriftstellern unter Chamaedrys und Teucrium angeführet, und diese Geschlechter unter andern deutschen Namen auch Mendrele genennet worden, hat Herr Planer diesen

diesen der Paederota beygeleget. Der Kelch besteht aus fünf ausgebreiteten, einander ähnlichen, gleichbreiten Blättchen, oder tiefen Einschnitten. Das fast radförmige Blumenblatt ist in vier stumpfe Lappen getheilet, davon der obere breiter und zuweilen gespalten ist. Die zween Staubfäden stehen aufgerichtet. Der eyförmige Fruchtbalg ist länger als der Kelch, öffnet sich an der Spitze uud enthält in zwey Fächern viele rundlichte Saamen. Herr von Linné führet drey Arten an.

1) Die purpurfärbige Päderota mit gefiederten Blättern, Paederota bonae spei Linn. wächst am Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel ist einen Fuß lang, ausgestrecket und glatt; die gestielten, lanzetförmigen, gefiederten Blätter stehen unten am Stängel in gedritter Zahl beyeinander, oberwärts bey den Blumen aber nur paarweise einander gegenüber; die Blumen kommen wechselsweise aus dem Blätterwinkel, und stehen einzeln auf langen Stielen; das Blumenblatt ist purpurfärbicht mit weißen Linien.

2) Gelbe Päderota mit eingekerbten wechselsweise gestellten Blättern, Paederota ageria Linn. Der Linneische Zuname bezieht sich auf Agerium, von welchem J. Bauhin die Pflanze erhalten. Und dieser, zu seiner Zeit berühmte Kräuterkenner hätte bey Austheilung der Geschlechtsnamen nicht sollen übergangen werden. Herr Scopoli wollte auch dieses Geschlecht Ageriam nennen; weil aber Herr Adanson schon einer andern Pflanze diesen Namen beygeleget, hat er lieber Bonarotam statt Paederotam behalten wollen, indem er keine Ursache gefunden, warum dieser neue jenem ältern Namen vorzuziehen sey. Diese zwote Art wächst auf den Oesterreichischen Gebirgen. Die fäserichte Wurzel ist ausdaurend. Die rundlichten, aufrechtstehenden Stängel treiben keine Zweige, und endigen sich mit einem Blumenbüschel. Die untersten Blätter stehen wechselsweise, die obern einander gegenüber, sie sind sägartig ausgezahnet, und mehr trocken als saftig. Bey dem Kelche steht ein längeres Deckblatt. Das Blumenblatt ist gelb, und die untere Lippe in drey gleichgroße Lappen getheilet. Die Staubfäden sind weiß. Der Griffel ist nach der untern Lippe zugebogen. Die Pflanze leidet in allen Theilen Veränderung, welche Scopoli in der Flora Carniol. genau angegeben.

3) Die blaue Päderota mit paarweise gestellten Blättern, Paederota Bonarota Linn. Die Stängel sind von unten aus mit Zweigen

Zweigen besetzet, und treiben Knospen. Alle Blätter stehen einander gegenüber, sind ungestielet, eyförmig, sägeartig eingekerbet, saftig, und glänzend. Die Blüthen sind am Ende der Zweige ährenweise gestellet; bey jeder steht ein schmales haarichtes Deckblatt. Der Kelch ist röthlich und der obere Einschnitt kleiner als die übrigen. Das blaue Blumenblatt ist am Boden weißlicht, der obere Lappen eingekerbet, und von den untern der mittelste kleiner. Diese Art wächst auf den Oesterreichischen und Italienischen Alpen.

Päonie.

Dieser Name soll von einem alten griechischen Arzte Päon abstammen, welcher mit dieser Pflanze den Pluto geheilet, als selbiger vom Hercule verwundet worden. Man schreibt daher unrecht Pöonie. Patennige ist der verstümmelte Name. Der Kelch besteht aus fünf rundlichten, ausgehöhlten, rückwärts geschlagenen Blättern von ungleicher Größe. Die fünf Blumenblätter sind groß, ausgebreitet, rundlicht, vertiefet, und beym Anfange schmal. Man zählet gegen dreyßig kurze Staubfäden, und gemeiniglich zween, auch mehrere, doch vielleicht niemals mehr als vier wollichte, eyförmige Fruchtkeime, welche sich, ohne Griffel, mit einem platten, länglichten, stumpfen, gefärbten Staubwege endigen. Die Zahl der Fruchtbälge richtet sich nach den Fruchtkeimen, sie sind länglicht, wollicht, einfächericht, öffnen sich der Länge nach einwärts, und enthalten viele eyförmige, glänzende Saamen, welche an der Randnath ansitzen.

1) Die breitblätterichte Päonie, Pfingstrose, Königsrose, Gichtrose, Bingenrose, Benigwurzel, Paeonia officinalis L. wächst in der Schweiz und auf dem Berge Ida. Die Wurzel besteht aus länglichten, oder runden, starken, fleischichten, braunen Knollen, welche unter sich durch dünne Fäden zusammenhangen, und ziemlich tief in die Erde eindringen. Der röthlichte Stängel wird gegen zween Fuß hoch, und verbreitet sich in viele Zweige. Der röthlichte, dicke Blattstiel theilet sich in einige Zweige, und diese wieder in kleinere, daher die Blätter doppelt gefiedert, und die Blättchen groß, breit, dunkelgrün, glänzend, unterwärts etwas wollicht, völlig ganz und länglicht gestaltet sind. Die großen Blumen stehen einzeln an den Enden der Zweige. Die Saamen sind rund, schwarz und glänzend. Die Blume sowohl, als auch die übrige Pflanze leidet Veränderungen. In Ansehung des ganzen äußerlichen Ansehens, haben die ältern Schriftsteller

zwo Sorten angenommen, und eine die männliche, die andere die weibliche genannt. Ob nun zwar diese Benennung keinen Grund hat, und alle Päonien Zwitterblumen tragen, so hat doch Herr von Haller in der ersten Ausgabe der Schweizerischen Pflanzengeschichte zwo besondere Arten angenommen und beschrieben, auch wie es scheint, in der zwoten Ausgabe diesen Unterschied beybehalten, obgleich daselbst nur eine Art angeführet worden. Die sogenannte weibliche Pflanze, Paeonia foemina, hat nach Herr v. Hallers Benennung, drüsichte Wurzeln, glandulosa, vielleicht sind darunter knollichte zu verstehen, unordentlich in Lappen abgetheilte, zwey- und dreylappichte, auch ganze Blättchen, einen Fuß hohen Stängel, große purpurfärbige Blumen, gelbe Staubfäden, borstige Früchte und länglichte Saamen. Die andere, sogenannte männliche, Paeonia mas, hat zwar eine dicke, aber nicht drüsichte und ausgebreitete Wurzel, einen viel höhern, öfters zwo Ellen hohen Stängel, rothe Zweige und Blätterstiele, breitere, aber mehr ordentlich abgetheilte Blättchen, blasse purpurfärbige Blumen, und dickere runde Saamen. In Dycks Gartenkunst wird die morgenländische Zwergpäonie besonders angeführet, welche einen unterwärts purpurfärbigen, oberwärts blaßgrünen und zehen Fuß hohen Stängel, und eine sehr große, hell- oder dunkelrothe Blume zeiget, mithin nach diesen Theilen mehr für einen Riesen als Zwerg zu halten; die Blätter sollen schwarzgrün, mit weißen Adern, gegen das untere Ende mit Karmesin, und an der untern Fläche grau gefärbet seyn, auch am Stängel selten mehr als zwey Blätter, als eines ganz unten, das andere nicht weit von den Blumen entfernet stehen. Die gewöhnlichsten Abänderungen zeigen sich in unsern Gärten bey der Blüthe. Es ist diese öfters, jedoch schwächer oder stärker gefüllet, und die Blumenblätter sind bey den einfachen und gefüllten von verschiedener Röthe, auch manchmal nur fleischfärbicht, oder ganz weiß, man findet auch Blumen, welche scheckicht, und andere, wo die Blätter in Lappen geschnitten sind.

Die Päonie verlanget eben keine besondere Wartung. Alle Sorten sind dauerhaft und kommen in jeder Art von Grund und Boden wohl fort, sie erhalten sich auch an solchen Oertern, welche von Bäumen beschattet werden, und blühen daselbst fast besser, wenigstens länger, als an sehr sonnenreichen Plätzen; wie denn die Wurzel in einem etwas feuchten und schattichten Grunde, zumal wenn solcher zugleich locker

ist, sich leicht und häufig vermehret. Die Vermehrung geschieht am leichtesten durch Theilung der Wurzel im April, oder besser im Herbste, wobey Acht zu haben, daß die abgenommene Pflanze auch einen Keim an ihrem obern Theile behalten, und die Wurzeln nicht zu viel getheilet werden, indem sonst die Blüthe zu lange außenbleibt. Die ausgehobenen Wurzeln müssen alsobald wieder eingesetzet werdeu. Die Theilung und Versetzung der alten Stöcke soll auch nicht öfters, sondern erst nach vier oder fünf Jahren einmal geschehen; indem sie nach der Verpflanzung wenig oder gar keine Blumen treiben. Aus dem Saamen, welcher im Herbste auszusäen, kann man neue Abänderungen erziehen.

Die getrockneten Knollen von der Wurzel werden in der Apotheke aufbehalten. Die ältern Aerzte haben solche sehr hochgeschätzet, und bey vielen, auch großen Krankheiten empfohlen, wobey aber viel Aberglauben vorkömmt. Man hat die Wurzel allein von dem sogenannten Männlein gewählet, an einem gewissen Tage, und unter dem Einflusse gewisser Gestirne ausgegraben, und öfters auf ungewöhnliche Weise den Gebrauch davon angestellet. Vorzüglich ist selbige in Nervenkrankheiten angepriesen, und bey der fallenden Sucht, allerley Arten Krämpfe und der Lähmung empfohlen worden. Man gebrauchet davon das Pulver zu einem halben und ganzen Quentchen, oder den, aus der frischen Wurzel bereiteten, Trank. Man hat in den Apotheken das abgezogene Wasser und den Syrup. Einige pflegten die Saamen und Blumen statt der Wurzel zu gebrauchen. Die Kraft der Wurzel wider die fallende Sucht hat unter den Alten sonderlich Galen angenommen, und sogar behauptet, daß solche nur an den Hals gehangen das böse Wesen verhüte, und auch vertreibe. Andere haben die Saamen, welche man gemeiniglich Gichtkerner nennt, angereihet und den Kindern um die Arme gebunden. Und obgleich die neuern diese, wie viele andere Anhängemittel, billig für unkräftig gehalten, haben sie doch von dem innerlichen Gebrauche dergleichen starke Wirkung ferner angenommen, und daher fast bey allen zusammengesetzten Mitteln, welche gegen diese schreckliche Krankheit in den Apotheken aufbehalten werden, angewendet. Noch in der Fortsetzung von Geoffroi Mat. medica wird behauptet, daß man auch jetzo kein besseres Mittel aus dem Pflanzenreiche wider die fallende Sucht kenne, und Vogel berichtet, wie Herr Brendel diese Wurzel nicht für unkräftig gehalten. Die

Pflanze besitzt allerdings ihre Kräfte; sie giebt einen unangenehmen, fast stinkenden Geruch von sich, und Herr von Haller will selbige für verdächtig halten. Der Saame erreget, wie Boerhaave erwähnet, Erbrechen, oder, nach anderer Erfahrungen, häufigen Stuhlgang. Die frische Wurzel schmecket scharf, süßlich und bitterlich, und dem ohngeachtet zweifeln Ludovici, Boerhaave und andere an den großen Wirkungen, die man bey Nervenkrankheiten davon erlanget haben will. Wenn der Baldrian bey der fallenden Sucht nichts auszurichten vermag, wird die Päonie sich auch gewiß unkräftig bezeigen. Indessen muß der Arzt doch dieses Mittel kennen, und da die Ursachen der fallenden Sucht sehr verschieden sind, könnte vielleicht solches zuweilen nützlich seyn.

2) Die schmalblätterichte Sibirische Päonie, Paeonia tenuifolia. Die Ukräine ist ihr Geburtsstand, die ausdaurende Wurzel kriechend, und der Stängel ohne viele Zweige, aber dichte mit Blättern besetzet. Diese sind dreyfach zusammengesetzet, und die Blättchen in viele zarte gleichbreite Lappen zerschnitten. Die dunkelrothen Blumen stehen einzeln auf den Spitzen der Zweige, sie öffnen sich im April und May und sind kleiner als bey der ersten Art. Es wird diese wie die vorige, behandelt, verlanget aber mehr Schutz, eine wärmere Lage und einen etwas trocknen Grund.

Päthewinde.

S. Winde.

Pagament.

Pai, Paii, Mixtura argentea cupri proportione maiori praeparata; wird eigentlich diejenige Silbervermischung genennet, welche in ihrer Versetzung mehr Kupfer als Silber hat. Es ist dieselbe von verschiedenem Gehalt, nachdem manchmal mehr, manchmal weniger, allezeit aber mehr Kupfer als Silber bey der Vermischung befindlich ist.

Pagapate.

Unter diesem Namen beschreibt Herr Sonnerat einen Baum, welcher auf der Insel Pissang in feuchten Gegenden wächst. Die Blätter sind eyförmig und stehen einander gegenüber. Die Blumen wachsen einzeln an den Enden der Zweige. Der Kelch zeiget sechs steife, spitzige Einschnitte, welche, wenn die Frucht reif geworden, sich aus einander geben, und die Gestalt eines Sternes annehmen. Die sechs carminrothen Blumenblätter sind schmal, spitzig, und sitzen nebst einer großen Menge Staubfäden am Kelche an. Der Fruchtkeim trägt einen Griffel mit einem Staub-

Staubwege. Die Frucht ist eine kugelförmige Beere, die auf dem Kelche sitzt, und durch sehr feine Häute in sechs und zwanzig Fächer abgetheilet ist. In jedem Fache liegt ein blasenartiges Gewebe, das einen sauren Saft enthält, in welchem etliche Saamen liegen.

Pagodenschnecke.

S. Dach, das chinesische.

Paguacaguare.

Paguacaguare soll nach Müllern ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 156. seyn, der Müllerische Gabelschwanz seiner Klippfische, Chaetodon saxatilis, Linn. gen. 164. sp. 21. er heißt aber vielmehr Iaguacaguare. s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 211.

Pagurus.

Der Pagurus wird mit Musik gefangen; ein Schaalfisch; Richt. Ist aber eigentlich kein Fisch. So schön ihn auch Catesby, p. et tab. 36. beschreibt und zeichnet, so gedenket er doch nichts von dem Locken und Fangen mit Musik; die sich auch nicht gar wohl ausnehmen würde, da sie sich immerzu an die Felsen halten, daran die Wellen ihre eigene Musik machen.

Pajero Ningo.

Pajero Ningo, in Südamerika; vid. Meermensch, auch Schweinfisch; Richt. Ist wohl ein Irrthum. Pajaro Ninjo findet sich an der Conceptionsbay und in Callao; es ist aber einer Gans ähnlicher als einem Menschen oder Schweine. S. A. Reisen, B. IX. S. 538.

Paimonen.

In der Beschreibung der Maldivischen Eylande, und deren dreyzehen Provinzen, Atollons genannt, wird angemerket, daß man bey niedriger Ebbe ganz wohl aus einer Insel, ja aus einem Atollon in den andern, gehen könnte, ohne weiter bis an den Gürtel naß zu werden, und also die Einwohner, zur Unterhaltung der Gemeinschaft, keiner Schiffe nöthig hätten, wofern sie sich nicht derselben, auch aus Furcht vor den Paimonen, einer Gattung großer Fische, welche den Leuten die Beine entzweyschlagen, und sie hernach auffressen, fürchten müßten. Weitere Nachricht und Beschreibung derselben haben sich zur Zeit nicht finden lassen. S. A. Reisen, B. VIII. S. 196.

Pajomirioba.

Pajomirioba oder Pagimirioba, ist ein noch nicht genugsam bekannter kleiner Strauch in Brasilien, mit gefiederten Blättern, schmetterlingsförmigen gelben

Blumen und schotenartigen Früchten. Man hält solchen für eine Art Erven, wenigstens gehöret er zu dieser Familie. Der Saamen in Wein eingeweichet soll die Krätze heilen, und die Wurzel den Blasenstein abführen, auch wider allerley Gift nützlich seyn. Man hat die veränderliche Stellung der Blättchen auch hier angemerket, und beobachtet, daß sie bey Untergang der Sonne sich gegeneinander anlegen, des Morgens aber sich wieder von einander entfernen.

Paklera S. Remora.

Pala.

Pala, sonst auch Farra, der Genfer Weißgangfisch, Salmo albula, Linn. gen. 178. sp. 16. Müllers Weißfisch der Salme. Curimata Brasil. des Marcgravs, p. 156. Trutta Edentula, 13. des Kleins, eine Trutte, Fohre; s. unsern Artikel Forellen, B. III. S. 179. allwo auch die Beschreibung der Curimata zu finden.

Pale.

Pale wird, nach dem Pontoppidan, Nathist. S. 269. in Norwegen eine Art vom Sey, Graasey, der Köhler, genennet. So lang der Seyfisch oder Köhler klein ist, wird er Mort; wenn er etwas älter, Pale, genennet; und alsdenn ist er ziemlich wohlschmeckend. Gadus Virens Linn. gen. 154. sp. 7. Müllers grüner Schellfisch s. Cabeljaue. s. unsern Artikel Kabbeljaue, B. IV. S. 330. auch Pamuchel des Kleins, Callarias imberbis, 1. 2. B. VI. S.

Palen.

Palen sollen auch in einem Theile von Niederdeutschland die Meeraale, Anguilla marina, genennet werden; mit welchem Recht, will Gesner, Nomencl. p. 89. nicht wissen.

Palme.

Die Palmen, Palmae, machen in dem Gewächsreiche eine besondere Familie aus. S. Gewächsreich. Es unterscheiden sich selbige von allen übrigen Gewächsen durch ihr eigenes Wachsthum. Sie haben einen einfachen, gleichsam rohrartigen, zähen, aber zugleich festen und harten Stamm, welcher öfters an Höhe den höchsten Bäumen gleichkommt, solche auch wohl übertrifft. Es ist solcher einfach, ganz bloß, ohne Aeste und Blätter, und trägt nur am Ende einen ansehnlichen Strauß von einer besondern Art Blätter, deren Stiel mit seinem breiten Anfange den Stamm umgiebt, und wenn das übrige Blatt vertrocknet und abfällt, daran sitzen bleibt, und indem sich der Stamm verlängert, solchen als trockne Häute cirkelförmig bedecket. Aus dem Gipfel des Stammes

mes zwischen, oder nahe unter den Blättern treibt die Blüthe hervor. Diese stellet anfangs einen länglichten, gestielten, mit einer Scheide, Spatha, bedeckten Körper oder Kolben vor, welcher sich bey zunehmendem Wachsthume vergrößert, die Scheide abwirft, und in traubenartige Blüthsträußer, Spadices genannt, verwandelt. Die jungen Sprossen, Blätter und Blüthen, auch die grünen Gipfel der Stämme, werden Palmkohl, Palmiste genennet, und wie ein ander Gemüße gespeiset. Diese Art von Gewächsen findet man in kältern Ländern gar nicht, und in Europa nur in einigen von den allerwärmsten Gegenden von Portugall, Spanien, Italien; Afrika und vornehmlich Indien ist ihr eigentliches Vaterland. Die Palmen sind sowohl an der Blüthe als Frucht vielfach von einander unterschieden, doch ist beydes, sonderlich die Blüthe von wenigen zur Genüge bekannt, daher die Geschichte der Palmen noch immerfort sehr mangelhaft, und Herr von Linne' nur überhaupt neun Geschlechter derselben bestimmen können. Und auch bey diesen zeigen sich noch Mängel, und man muß die genauere Bestimmung derselben von der künftigen Zeit erwarten. Als etwas besonderes merken wir nur überhaupt noch an, wie bey den meisten männliche und weibliche Blüthen vorkommen, und beyde drey Blumenblätter, auch die weiblichen drey Staubwege, und die männlichen eine doppelte Anzahl Staubfäden enthalten. Ein merklicher Unterschied zeiget sich in den Blättern, und Herr von Linne' hat seine neun Geschlechter, die derselbe in der Murrayischen Ausgabe angeführet, nach diesen unter drey Abtheilungen gebracht. Alle tragen zwar zusammengesetzte Blätter, bey einigen aber stehen sehr viele dünne, lange Blättchen auf der Spitze des Stiels, welche von der Mitte nach den Seiten zu an Länge abnehmen, und indem sie ausgebreitet und von einander abstehen, einen Fecher vorstellen; diese werden daher Fecherpalmen, Palmae flabellifoliae genennet. Dergleichen sind die Zwergpalme, Chamaerops, die Weinpalme, Borassus, und die Schirmpalme, Corypha. Andere tragen lange gefiederte Blätter, bey welchen die Blättchen seitwärts an der Ribbe der Länge nach gemeiniglich paarweise ansitzen, mit einem einzelnen am Ende, und diese heißen gefiederte Palmen, Palmae pennarifoliae. Zu diesen gehören der Dattelbaum, Phoenix, Oelpalme, Elais, Arecapalme, Pflaumpalme, Elati und Kokosbaum. Die drittte Abtheilung enthält nur ein Geschlecht mit doppelt gefiederten Blättern, nämlich

nämlich die Brennpalme, Caryota. Von diesen Palmengeschlechtern haben wir die Areca-, Kokos- und Dattelpalme besonders beschrieben, die übrigen sechse wollen wir hier zugleich anführen, ferner aber auch die vom Herrn Ehret abgemalte, und von Herr Linné ehedem zu den Palmen, in der Murrayischen Ausgabe zu den Farnkräutern, gerechnete Keulpalme, Zamia, ingleichen einige andere merkwürdige, unbestimmte Palmenarten erwähnen, hingegen den, auch zu dieser Familie gehörigen, jetzo aber vom Herrn von Linné auch zu den Farnkräutern gebrachten Sagobaum, Cycas, an seinem Orte beybringen.

1) Zwergpalme, Butterdattelbaum, Palmetto, Chamaeriphes, Chamaerops Linn. Es ist nur eine Art davon bekannt, welche man die stachlichte Zwergpalme nennen könnte. Sie wächst in dem mittägigen Europa, sonderlich in Spanien häufig wild. Die dicke, knotichte Wurzel breitet sich daselbst im sandigen Boden weit aus, und treibt oberwärts sehr starke Keime, aus welchen der Stamm erwächst. Herr von Linné nennet diese Art die niedrige, humilis, und nach einiger Schriftsteller Beschreibung, ist kein eigentlicher, und nackender Stamm vorhanden, sondern die Blätterstiele kommen unmittelbar aus dem obern Theile der Wurzel. Pontedera aber beschreibt den Stamm, von acht Ellen Höhe, und eines halben Fußes Dicke. Herr Houttuin hat in dem Amsterdamer Garten den Stamm von drey Fuß Höhe bemerket. Wir haben an alten Stöcken gleichfalls einen, jedoch viel niedrigern Stamm gesehen, und an selbigem die übriggebliebenen, zirkelförmigen Anfänge der Blätterstiele deutlich wahrgenommen. Die Blätter erscheinen anfangs zusammengefaltet und wollicht, und breiten sich nachher in einen breiten Fecher aus. Solche sind neun bis achtzehen Zoll lang, und in der Mitte fast vier Schuh breit, und die Blättchen am Rande zart sägeförmig gezähnelt. Der Blätterstiel ist seitwärts mit vielen Stacheln besetzet. Zwischen den Blättern treibt die Blüthkolbe ohngefähr einer Hand lang hervor. Die Scheide theilet sich in zwey Stücke, und der gemeinschaftliche Blüthstiel, ingleichen die vielen davon abgehenden Zweige sind gelblicht, breitgedrücket und fleischicht. Manche Stämme tragen Zwitter, andere auch nur männliche Blumen. Beyde bestehen aus einem ganz kleinen, dreyfach eingekerbten Kelche, drey lederartigen, dicken, gelben, eyförmigen, mit der Spitze einwärts gebogenen Blumenblättern, und sechs Fäden. Bey der Zwitterblume sieht man

drey Fruchtkeime und drey Griffel mit spitzigen Staubwegen. Es folgen drey kugelförmige Steinfrüchte, deren jeder einen gleichgestalteten Kern enthält. Die Blätter dieser Palme werden in Spanien überall statt der Besen und des Bastes gebrauchet. Die Wurzel, sonderlich die Keime derselben, werden abgeschälet und roh gespeiset, auch dadurch die Vermehrung veranstaltet. Gewisser geschieht diese durch den Saamen, welchen man in Scherbel, so mit sandiger Erde erfüllet sind, einleget, und in ein Mistbeet eingräbt. Die jungen Pflanzen muß man nach und nach an die freye Luft gewöhnen, und wenn sie stärker geworden, erhält man sie den Sommer über im Garten an einem warmen Orte, im Winter aber in einem wärmern Glashause. Die Wurzel von ältern Stöcken will nicht zu sehr eingeschränket seyn, daher man lieber größere Kübel gebrauchen soll. Die männliche Gattung blühet zeitig, zwischen dem zwanzigsten und dreyßigsten Jahre, die Zwitterbäume viel langsamer. Miller erwähnet noch eine andere Sorte von der Zwergpalme, mit sehr großen fecherförmigen Blättern und glatten Stielen. Diese soll in Westindien wachsen, niemals einen Stamm erhalten, und immerfort ohne Stacheln seyn.

2) Weinpalme, Borassus L. Es ist hiervon auch nur eine Art bekannt. Die männliche Sorte heißt im malabarischen Garten Ampana, und die weibliche Carimpana, und diese beym Rumph Lontarus domesticus, und ist vielleicht diejenige Palme, welche von einigen der Latan oder Latanienbaum, von den Holländern Jagerboom genannt worden. Vom Herrn von Linné wird diese Art, welche wir hier beschreiben, Borassus flabellifer, die fächertragende genannt. Ostindien ist ihr Vaterland. Vorzüglich häufig wächst solche in Ceylon, aber auch nur auf dem Striche nach Morgen, gegen Abend soll dergleichen nicht zu finden seyn. Nach der Rumphischen Beschreibung erreichet der Stamm fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß Höhe, und unten an der Wurzel zween Fuß dicke, steiget aber kegelförmig aufwärts und behält oberwärts nur einen Fuß Stärke. Die zirkelförmigen Ueberbleibsel der Blätter stehen weit aus einander, sind nicht sehr groß und gleichsam dunkelgrün bemooßt. Die an der Spitze des Stammes befindlichen Blätterstiele sind ungefähr vier Fuß lang, breit, platt, doch in der Mitte vertiefet, und an beyden Rändern sägeartig ausgezahnt oder mehr stachlicht. Jeder trägt sein großes, rundliches, ohngefähr vier Fuß langes und

aus siebenzig bis achtzig stern- oder fächerförmig mit einander vereinigten Blättchen, zusammengesetztes Blatt. Ehe sich selbige ausbreiten, stellen sie ein zusammengefaltenes langes Horn vor. Die dreyeckichte Blüthscheide theilet sich in drey Stücke. Die männlichen und weiblichen Blumen, welche auf verschiedenen Stämmen erscheinen, zeigen drey Blumenblätter, und die erstern sechs Staubfäden, die letztern einen Fruchtkeim mit drey kurzen Griffeln und einfachen Staubwegen. Es folget nach diesem nur eine rundliche stumpfe Steinfrucht von der Größe eines Kinderkopfes, welche drey Kerne enthält. In europäischen Gärten wird man diese Palme nicht leicht antreffen. Herr von Münchhausen hat einen dergleichen Palmbaum unterhalten, welcher acht bis neun Schuh Höhe gehabt und zu Anfange des Frühlings verschiedene männliche Blüthsträußer hervorgetrieben, worauf aber andere mit männlichen und weiblichen Blüthen vermischte Sträußer gefolget, wovon auch viele Früchte reif geworden; die davon gesteckten Kerne haben ausgekeimet. Wo nicht alle, doch die mehresten Palmen enthalten einen weinartigen Saft. Diese aber verdienet vorzüglich den Namen Weinpalme, indem der meiste Palmwein daraus bereitet wird. Hierzu aber dienen nur allein die weiblichen Stämme, deren Blüthstrauß, wenn solcher noch in der Scheide eingewickelt liegt, erstlich stark zusammengedrücket, hernach der vordere Theil davon, täglich ein neues Stückchen, abgeschnitten wird, bis endlich der ganze Strauß abgenommen worden. Der aus dem beschnittenen Theile abtröpfelnde Saft wird entweder zu Wein oder Zucker angewandt. Dieser Palmwein ist süße, hält sich aber nur kurze Zeit und wird in wenig Tagen in Essig verwandelt. Er treibt den Urin stark und verhütet Grieß und Stein. Um Zucker daraus zu machen, wird der Saft bis zu einer gewissen Dicke eingekochet, in Körbe gegossen und durch den Rauch vollends ausgetrocknet. Dieser Zucker ist roth und heißt Jagara. In Ceylon und Coromandel bedienet man sich der unreifen Früchte, welche unter der weichen Schale einen noch weichern Kern enthalten, den man Liplap nennt, und als ein angenehmes kühlendes Mittel gegessen wird. Der häufige Genuß davon schwächet den Magen. Die reife Frucht enthält einen gelben Saft, und wenn dieser Saft ausgedrücket worden, wird der Ueberrest roh gegessen, oder auf andere Art zubereitet. Auch die Wurzel wird als ein Zugemüse gekochet oder daraus Mehl bereitet. Der Saft, welcher aus der männlichen Pflanze tröpfelt, ist eine bewährte

währte Arzney wider das Blutspeyen, die Lungensucht und rothe Ruhr. Das Holz von den Stämmen gleicht dem Ebenholze; es ist hornartig, schwarz, mit wenig gelben Adern durchzogen.

3) Schirmpalme, Corypha Linn. Es ist hiervon zur Zeit auch nur eine Art bestimmet, welche im malabarischen Garten Codda pana, beym Rumph Garibaeus, und Herrn von Linne' Corypha vmbraculifera genannt wird. Weil der Linnäische Zuname mit dem deutschen Geschlechtsnamen übereintrifft, könnte man diese Art die gesternte Schirmpalme heißen. Es wächst diese gleichfalls in Indien. Sie soll in fünf und dreyßig Jahren auf siebenzig Schuh Höhe wachsen, vor dieser Zeit nicht blühen, und alsdenn, wenn die Knospe hervorzubrechen anfängt, schnell fortschießen und in vier Monathen noch gegen dreyßig Schuhe treiben, dieses Jahr reife Früchte geben und hierauf völlig absterben. Von allen diesen hat Rumph nichts angemerket, und in dem malabarischen Garten wird angegeben, daß sie vor dem dreyßigsten oder vierzigsten Jahre nicht blühe. Rumph bemerket, wie der Stamm weniger, als bey andern Palmen geschieht, mit dem Ueberreste vom Blätterstiele besetzet, und mehr glatt, als uneben sey. Der Blattstiel ist sechs Fuß lang, der Länge nach ausgefurcht und am Rande sägartig ausgezahnt. Das Blatt selbst ist rund, in Gestalt eines Sternes, drey bis viertehalb Fuß breit, und in acht, auch mehrere Strahlen oder Einschnitte abgetheilt; anfangs erscheinen diese zusammengelegt und zwischen den Falten liegen wollichte Fäden, welche aber abfallen, wenn sich das Blatt und dessen Einschnitte völlig ausbreiten. Nach Rumphs Beschreibung ist jeder Einschnitt wieder in zwo Spitzen zerschnitten. Zwischen den Blättern treiben schwache röthliche, ohngefähr drey Fuß lange Blüthstiele hervor. Alle Blumen sind Zwitter. Die allgemeine Hülle ist aus vielen Blättchen zusammengesetzt. Der eigentliche Kelch mangelt. Drey eyförmige, stumpfe Blumenblätter umgeben sechs längere Staubfäden und einen rundlichen Fruchtkeim mit einem kurzen Griffel und einfachen Staubwege. Von dieser Linnäischen Beschreibung weicht Herr Browns einigermaßen ab, indem nach dieser auch die Blumenblätter mangeln und bey den Blumen einzelne besondere Kelchscheiden stehen. Die rundliche Steinfrucht ist nach dem Rumph nicht größer als eine Flintenkugel; dergleichen hängen sehr viele an den ästigen Stielen unterwärts, sind bis zur völligen Reife saffrangelb, und erscheinen alsdenn schwarz. Die

India-

Indianer machen von dieser Palme mancherley Gebrauch. Der jungen, noch nicht ausgebreiteten Blätter bedienen sie sich, wie auch von andern Palmen geschieht, statt des Papiers; die ausgebreiteten gebrauchen sie statt des Sonnen- oder Regenschirmes. Das schwarze und mit gelben Adern durchwebte Holz läßt sich schön glätten; das Mark des Stammes giebt eine Art Mehl. Zu diesem Geschlechte gehöret vielleicht auch die Thebaische Palme, welche Pococke in seiner morgenländischen Reisebeschreibung I Theil 281 S. beschrieben und auf der 73 Tafel abgebildet hat. Der Stamm wächst nicht hoch, sondern theilet sich bald gabelförmig in zween Aeste, welche sich wieder und mehrmals gabelförmig abtheilen. Das Blatt ist halbrund und hält ohngefähr drey Fuß im Durchmesser. Die eyförmige Frucht ist drey Zoll dicke und zween Zoll breit.

4) Oelpalme. Wir verstehen darunter Elaeis, wie Jacquin, oder Elais, wie Hr. v. Linné schreibt. Herr Jacquin hat diesen Namen von dem Orte dieser Palme hergenommen. Es ist nur eine Art bekannt, welche man Elais guineensis genannt, indem solche eigentlich aus Guinea abstammet und von da in eine andere Gegend versetzet worden. Jacquin hat solche häufig in den amerikanischen Gärten, aber nirgends wildwachsend angetroffen. Bey der guineischen Oelpalme ist der Stamm nicht allein mit dem zirkelförmigen Anfange des Blattstieles umgeben, sondern es bleibt auch ein Theil des Stiels selbst, wenn gleich das eigentliche Blatt abfällt, übrig, und der ganze Stamm ist mit solchen steifen, und einer Stachel ähnlichen Stielen besetzet, welche desto länger sind, je näher solche gegen die Krone stehen. Die Blätter sind einfach gefiedert und mit dem Stiele gegen funfzehn Fuß lang. Der untere Theil des Stiels, woran keine Blättchen sitzen und ohngefähr vier Fuß Länge zeiget, ist am Rande mit Stacheln von verschiedener Größe und Gestalt besetzet. Die Blättchen sind schwerdförmig, einen Daumen breit und ohngefähr einen halben Fuß lang. Der Blüthstiel ist einen Fuß lang und wohl in funfzig Zweige getheilet, welche ganz, nur die Spitze ausgenommen, mit kleinen Blüthen bedecket sind. Bey jeder Blüthe steht ein rundliches zugespitztes Deckblatt. Die Blüthkolben auf einem Stamme sind verschieden; einige enthalten zwar Zwitterblumen, welche aber unfruchtbar bleiben, andere aber fruchtbare weibliche. Die Zwitterblumen zeigen sechs eyförmige, vertiefte Kelchblätter, ein röhrenförmiges, in sechs spitzige Einschnitte getheiltes Blumenblatt, sechs Staubfäden und drey

Fruchtkeime mit abgestutzten Griffeln. Bey den weiblichen, wovon der Kelch und das Blumenblatt nicht gehörig bekannt sind, sieht man nur einen Fruchtkeim, dessen Griffel aber mit drey auswärts gebogenen Staubwegen geendiget ist, und dieser verwandelt sich in die lederartige, eyförmige, eckichte, ohngefähr an Größe einem Taubeneye ähnliche Frucht, welche eine Nuß enthält, so unterwärts drey Löcher zeiget, in drey Klappen sich theilet und einen ausgehohlten Kern enthält. Die äußerlich gelb, röthlich und schwarz scheckichte Schale der Frucht enthält sehr vieles Oel, welches sich leicht mit dem Finger auspressen läßt, und aus den zerstoßenen und gepreßten Früchten wird, wie Hr. Jacquin angiebt, das so genannte Palmöl, oleum palmae, bereitet.

Ob das so genannte Palmöl allein aus dieser Palmart, oder auch aus andern bereitet werde, scheint ungewiß zu seyn. Einige Schriftsteller führen eine hohe stachlichte Palme unter dem Namen Aouara an, welche in Westindien, auch Senegal wächst, eine fleischichte, goldgelbe Frucht von der Größe eines Hühnereyes trägt, und deren dreylöcherichte Nuß einen weißen Kern enthält, welcher anfangs lieblich, zuletzt aber scharf schmecket, und aus welchem das Palmöl gemachet werden soll. Ist Aouara vielleicht Elaeis? bey dieser aber wird das Oel nicht aus dem Kerne, sondern dem Marke bereitet, welches die Nuß umgiebt. Die Palma oleosa, welche bey der Blackwell Tab. 363. aus dem Sloane entlehnet, abgebildet wird, ist von der Elais ganz verschieden, und vermuthlich diejenige, welche Müller unter dem Namen Palma foliorum pediculis spinosis, fructu pruniformi luteo oleoso beschrieben. Es wird solche in Westindien der ölichte Palmbaum, und von andern das Negeröl genannt. Die Frucht der Sagopalme giebt auch ein Oel. Das Palmenöl, welches von den Materialisten verkaufet wird, ist ein schmieriger, dicker, blaßgelber Saft, und riecht nach Violenwurzel. Es wird öfters von Baumöl, Wachs, Violenwurzel und Curcume dergleichen nachgemachet, oder dieses nur damit verfälschet. Man kann den Betrug leicht entdecken; indem das ächte in freyer Luft seine Farbe verändert, das falsche aber nicht. Das ächte wird mit der Zeit weiß, es nimmt aber seine vorige Farbe wieder an, wenn man es an dem Feuer zergehen läßt. Die Aerzte rühmen von dem Palmenöle, daß es die Glieder und Nerven stärke und die Schmerzen lindere, welche von Erkältungen, Feuchtigkeiten, der Gicht und dergleichen entstehen. Herr Bönneke in den

fränkischen Sammlungen II. B. empfiehlt solches vorzüglich wider die Frostbeulen und bey aufgesprungenen Händen. Das Emplastrum diapalmae kann, wenn es ächt ist, in dergleichen Fällen nützlich seyn. Die balsamische Kraft des Palmöls äußert sich auch an den todten Körpern, und Herr Quelmalz hat solches zu anatomischen Einspritzen der Gefäße in einer besondern Einladungsschrift empfohlen.

5) Pflaumpalme, Elate. In der Onomat. botanica wird selbige Tannenpalme genannt. Es ist davon wieder nur eine Art bekannt, welche beym Herrn von Linne' Elate sylvestris und im malabarischen Garten Katou-Indel heißt. Sie wächst in Indien. Es ist dieses eine niedrige Art. Der Stamm erreichet ohngefähr nur vierzehn Fuß Höhe, und ist nicht, wie bey den meisten Arten mit Zirkeln umgeben, sondern mit einer grauen Cruste bedecket. Der glänzende Blätterstiel ist unterwärts stachlicht und trägt ein gefiebertes Blatt, dessen kurzgestielte Blättchen einander gegen über stehen und länglicht zugespitzet sind. Männliche und weibliche Blumen stehen auf einem gemeinschaftlichen Stiele und werden von einer gemeinschaftlichen zweyblätterichten Scheide umgeben. In beyden sieht man drey rundliche Blumenblätter, und in beyden fehlet der Kelch. Die männlichen enthalten drey Staubfäden, die weiblichen einen rundlichen Fruchtkeim mit einem pfriemenartigen Griffel und spitzigem Staubwege. Die eyförmige, zugespitzte, dunkelrothe oder schwärzliche Steinfrucht ist auch von der Größe einer Pflaume und enthält eine Nuß, welche der Länge nach mit einer Furche bezeichnet ist und einen weißen bitterlichen Kern enthält. Die Indianer pflegen diese Frucht wie die Arecanuß mit Betel zu kauen. Die Elephanten sollen die Blüthstiele begierig aufsuchen, indem sie ein angenehmes markichtes Wesen enthalten. Aus den Blättern bereiten sich die Einwohner Hüte.

6) Brennpalme, Caryota. Die bekannte Art wächst in Indien und heißt im malabarischen Garten Schunda-panna beym Rumph Seguaster maior, und Herrn von Linne' Caryota vrens. Die Rinde des hohen Stammes ist kaum merklich in Zirkel abgetheilet und mehr glatt, daher auch das Aufsteigen den Indianern beschwerlich fällt, und wenn solche vom Regen naß geworden, verursachet sie ein beschwerliches Jucken oder Brennen auf der Haut. Der Gipfel besteht aus wenig, aber sehr großen Blättern. Der Hauptstiel hat unterwärts eine vorragende, spitzige, scharfe, und treibt der

der Länge nach auf beyden Seiten einander gegen über gestellte dreyeckichte Zweige, davon die hintersten die längsten, die vördersten viel kürzer sind, welche alle wieder in andere kleinere sich vertheilen, woran die Blättchen sitzen. Es sind demnach doppelt gefiederte Blätter, die Blättchen aber kleiner und von der gewöhnlichen Gestalt der Palme unterschieden. Jedes stellet gleichsam eine Fischschuppe, oder mehr ein abgerissenes Stück, als ganzes Blättchen vor. Die meisten gleichen einem ungleichen Dreyecke, oder einem Keile, dessen Spitze abgebissen und ungleich eingekerbet ist. Bey jeder Abtheilung der Ribbe sitzt hinter- und vorwärts ein vollkommen dreyeckichtes, dunkelgrünes und glänzendes Blättchen. Zwischen den Blättern brechen die Blüthstiele hervor, jeder theilet sich, wenn die vielblätterichte Scheide sich geöffnet, in zwölf und mehrere lange Zweige, an welchen sowohl männliche als weibliche Blumen hängen. Die erstern zeigen drey lanzetförmige Blumenblätter und viele Staubfäden; die weiblichen auch drey kleine Blumenblätter und einen rundlichen Fruchtkeim mit einfachem Griffel und Staubwege. Die rundliche Frucht enthält zween fast halbkugelförmige Nüsse. Die Frucht ist anfangs mehr dreyeckicht, wird aber zuletzt rundlich, erlanget ohngefähr die Größe einer Pflaume, ist purpurfärbig, auf der einen Seite mehr schwärzlich und enthält ein festes hartes Fleisch, welches eine brennende Eigenschaft besitzt und wenn man solches berührt, ein heftiges Jucken auf der Haut verursachet. Wenn diese Palme einmal Frucht getragen, stirbt sie gänzlich ab. Die Frucht hat keinen Nutzen. Der Stamm besitzt wenig schwarzes, aber hartes und lange ausdauerndes Holz; das meiste ist Mark, und dieses kann leicht in Mehl verwandelt werden.

7) Keulpalme, Zamia pumila Linn. Palmifolia femina Trew beym Ehret T. 26. Das mittägige Amerika ist dieser Vaterland. Der dicke rauhe Stamm bleibt niedrig und ist nur oberwärts, nach Art der Palmen mit gefiederten Blättern besetzet. Die Anzahl der Blättchen ist unbestimmt. Man zählet fünf, sieben, auch mehrere, sie stehen einander gegen über, auch wechselsweise, und halten keine bestimmte Ordnung; sie sind steif, glänzend, ohngefähr einen Querfinger breit und einer Hand lang, lanzetförmig und am Rande zart eingekerbet. Der gemeinschaftliche Stiel ist etwas wollicht und zugleich mit Stacheln besetzet. Blüthe und Frucht ist von andern Palmen merklich unterschieden, und deswegen hat vielleicht Hr. v. Linné in

in der Murrayischen Ausgabe dieses Geschlecht von den Palmen abgesondert, mit den Farnkräutern vereiniget und neben das Kannenkraut gesetzet. Die männlichen und weiblichen Blumen stellen ein zapfenartiges Kätzchen vor, dessen Schuppen bey den männlichen unterwärts mit dem Staubmehle ganz bedecket sind.

8) Herr Jacquin hat ein neues Palmengeschlechte bestimmt und solches Bactris genannt. Dieser Name bezieht sich auf den Gebrauch, indem davon Stöcke gemachet werden, deswegen wollen wir solches die Stockpalme heißen. Es beschreibt derselbe zwo Arten, die größere und kleinere, Die kleinere Stockpalme, Bactris minor. Die dicke, knotichte, walzenförmige Wurzel kriecht platt unter der Oberfläche der Erde hin, treibt einen Stamm, kriecht weiter, treibt den zwoten, und, indem sie immer weiter hinstreicht, entsteht aus einer einzigen Wurzel gleichsam ein großer Palmenwald. In ihrem Fortgange treibt selbige auch allenthalben dünne Fasern, welche tief in die Erde eindringen und die Stämme befestigen. Der Stamm wird ohngefähr einen Daumen Stärke, und nicht leicht über zwölf Fuß Höhe erreichen, und ist selbiger mit vielen Stacheln und abgestorbenen, zerrissenen Blätterstielen besetzet. Die Stämme, wenn sie nur vier Fuß erreichet, fangen schon an Blüthe und Früchte zu tragen. Die Blätter am Gipfel sind gefiedert. Der gemeinschaftliche Stiel umgiebt mit seinem breiten Anfange den Stamm und ist im übrigen Theile mit Stacheln bewaffnet. Die Blättchen stehen wechselsweise, auch einander gegen über und sind lanzetförmig, zart eingekerbt, und wenn man an selbigen von der Spitze unterwärts mit den Fingern streicht, scheinen sie stachlicht. Die Blüthkolben treiben einzeln zwischen den Blättern hervor. Die allgemeine Scheide ist stachlicht und besteht nur aus einem Blatte. Der Blüthstiel theilet sich in viele Zweige, und auf diesen stehen männliche und weibliche Blumen unter einander. An beyden ist der einblätterichte Kelch, wie auch das Blumenblatt gelblicht und in drey kurze Einschnitte getheilet; die männlichen zeigen sechs Staubfäden, welche an dem Blumenblatte sitzen und die weiblichen einen eyförmigen Fruchtkeim, kürzern Griffel, und einen stumpfen, dreyspaltigen Staubweg. Die rundliche, saftige, dunkelrothe Steinfrucht gleicht der Größe nach einer Kirsche und enthält eine ähnliche, aber auf beyden Seiten eingedrückte und mit drey Löcherchen begabte Nuß, deren Kern auch drey Vertiefungen zeiget. Das saftige Wesen von der Frucht pflegen die Ameri-

Amerikaner zwar zu essen, es schmecket aber nicht angenehm; besser schicket sich solches zu Bereitung eines Weins. Aus den abgeschälten Stämmen werden schöne, leichte, schwarze, glatte, doch mit vielen Absätzen versehene Stöcke verfertiget, welche die Franzosen Cannes de Tabago nennen, und zuweilen nach Europa verschicket werden. Diese, wie auch die größere Art, Bactris maior, hat Herr Jacquin um Carthagena angetroffen. Dieses Palmengeschlecht wird in dem deutschen Pflanzensysteme des Hrn. v. Linné nicht angeführet, obgleich verschiedene andere, vom Ritter nicht bemerkte Palmbäume, in dem ersten Theile dieses ungemein weitläuftigen Werkes vorkommen.

Es giebt eine andere Art kleiner Palmen, welche man Palma baculus zu nennen pfleget. Diese hat gleichfalls einen geraden Stamm ohne alle Aeste, und ist überall mit Stacheln besetzet. Man hält solche für das ächte spanische Rohr, welches man ihm zwar von außen nicht ansehen kann, wenn aber die Rinde abgezogen, erscheint der glatte, mit einem Rücken versehene Stock, auf welchem man weiter keine Spur von den, auf der Rinde befindlichen, Stacheln wahrnehmen kann, und denen, welche wir von den Holländern erhalten, nach Osbecks Berichte, vollkommen gleich sind. Auf Sumatra und Java sollen viele dergleichen Röhre wachsen. Es müssen aber dazu solche Bäume ausgesuchet werden, deren Schößlinge zwischen zween Gliedern so lang sind, als die Stöcke nach der Mode seyn müssen.

Wir erwähnen hier auch der Kohlpalme oder des Kohlbaums, welcher in Dycks Gartenkunst weitläuftig beschrieben wird. Wegen des schönen Ansehens wird selbige auch der königliche Palmbaum genannt. Amerika ist dessen Vaterland. Der Stamm geht nahe an der Erde aus einander, dadurch er eine ansehnliche Grundfläche erhält, seine sehr große Höhe zu unterstützen, indem er eine Höhe von hundert und dreyßig Fuß erhält. Er hat ohngefähr sieben Fuß im Umfange und läuft gegen oben spitzig zu. Das schwärzliche Holz ist außerordentlich hart und umgiebt viel weißlichtes Mark. Die Rinde ist mit den Ueberbleibseln der Blattstiele besetzet, und bis auf eine gewisse Höhe aschfärbig, ändert sich alsdenn auf einmal und wird seegrün und behält diese Farbe bis zum Gipfel. Die untern Blätter breiten sich wagerecht aus, die Spitzen der obern hängen niederwärts wellenförmig. Von dem ausgewachsenen Blatte ist der Stiel ungefähr zwanzig Fuß lang, und das Blatt selbst gegen drey Fuß lang und anderthalb Fuß breit.

Das innere Gewebe des Blattes besteht aus vielen Fäden, welche wie Hanf gesponnen und daraus Stricke und Fischernetze gemachet werden, welche sehr lange aushalten. Der obere grüne Theil des Stammes besteht aus verschiedenen, mit einander verwickelten Häuten, und darinnen befindet sich dasjenige, so man Kohl nennt, in vielen dünnen, schneeweißen Flocken, welche noch süßer als Mandeln schmecken und ein öhlichtes Wesen enthalten. Diese Flocken gehörig zugerichtet, geben ein angenehmes Essen. Die Blüthkolben treiben an dem Orte hervor, wo der aschfarbene Stamm die grüne Farbe annimmt. Viele Scheiden wachsen an langen Stielen. Die innere Seite derselben ist voller weißen fäserichten Faden, und wenn sie jung geöffnet werden, liegen zwischen diesen viele gelbe mehlichte Kerner, welche den Sägespähnen gleichen. Diese Fäden werden von dem Mehle gereiniget, eingemachet und in Europa unter die besten eingemachten Sachen gerechnet. Die Frucht ist eine kleine eyförmige dünnschaalichte Nuß von der Größe einer Coffeebohne. Wer dergleichen Palme unterhalten will, muß selbige beständig auf dem Lohbeete im Treibehause aufbewahren. Diese Palme ist vielleicht Herrn Millers Palma frondibus pinnatis, caudice aequali, fructu minore, und der so genannte Cabbagebaum, dessen kräftige Rinde wir unter diesem letzten Namen bereits angeführet haben.

Noch eine andere amerikanische Palme hat Dyck unter dem Namen Macawbaum angeführt. Der Stamm erreichet dreyßig bis vierzig Fuß Höhe und ist gemeiniglich gegen den Gipfel dicker, als an dem Fuße, und sowohl als die gefiederten Blätter mit schwarzen Dornen gewaffnet. Männliche und weibliche Blumen stehen auf einem Stamme. Die Frucht ist ohngefähr so groß, wie ein mittlerer Apfel und in eine harte Schale eingeschlossen. Die Schwarzen pflegen die jungen Früchte zu durchstechen, und den angenehmen herausfließenden Saft zu genießen. Miller nennt diese Palme Palma frondibus pinnatis vbique aculeatis, aculeis nigricantibus, fructu maiore.

Das Geschlechte Borassus pfleget man zwar Weinpalme zu nennen, es giebt aber mehrere Palmarten, woraus Wein gemachet werden kann, und unter allen ist wegen dieses Nutzens diejenige berühmt, welche Rumph unter dem Namen Saguerus oder Gomuto beschrieben. Diese erkennet Rumph für die eigentliche Weinpalme, dürfte aber wohl weder zu unserer Zwergpalme, obgleich Herr Burmann solche Chamaerops

maerops vinifera frondibus pinnatis, flore et fructu racemosa genannt, noch zu der Weinpalme zu rechnen seyn. Hr. Houttuin will diese mit der Pflaumpalme vereinigen, und als die zwote Art dieses Geschlechts annehmen. Es wächst selbige häufig auf den Moluckischen Inseln. Diese Palme hat ein schlechtes Ansehen. Der Stamm bleibt niedrig und ist durch rauche Cirkel abgetheilet, auf welchen allerley Mooß und Farnkräuter wachsen. Die Blätter sitzen nicht allein am Gipfel, sondern auch öfters einige Alte darunter an dem Stamme. Sie sind gefiedert, funfzehn bis achtzehn Fuß lang, und am Stiele sitzen einige Stacheln. Die Frucht ist rundlich dreyeckicht, ohngefähr von der Größe einer Mispel; die unreifen pflegen die Sineser mit Zucker einzumachen; die reifen werden gar nicht geachtet. Jede Frucht enthält gemeiniglich drey länglichte, dreyeckichte Nüsse, welche unter einer schwarzen dünnen Schale einen weißen Kern enthalten. Dieser ist in dem halbreifen Zustande weißlichtblau, und so durchsichtig wie Eis, tauget aber, wenn er auch reif ist, nicht zum essen. Das fleischichte Wesen, welches diese Nüsse umgiebt, ist von schädlicher Beschaffenheit, es erreget ein heftiges Jucken und Brennen, und wenn man solches in den Mund nimmt, schwellen die Lippen auf. Das Wasser, worinnen diese Früchte so lange eingeweichet worden, bis sie zu faulen anfangen, ist so scharf, daß Menschen, welche man damit begießt, rasend davon werden, deswegen solches auch Höllenwasser, aqua infernalis, genannt worden. Zwischen den Blätterstielen und wo selbige entspringen, sitzt ein schwarzes haarichtes Wesen an besondern Stöckchen, aus welchen allerhand Hausrath verfertiget wird. Der obere Theil des Stammes kann gespeiset werden. Das Holz des Stammes ist schwarz und ungemein hart. Aus dem Marke des Stammes kann ein Mehl, wie aus dem Sogou bereitet werden. An der Ostküste von Java wird dergleichen vornehmlich verfertiget, und in Borneo werden davon runde Kerner gemachet, welche man leicht für den rechten Sagou halten kann. Man nennt diese Kerner gemeiniglich Borneo-Sagou. Der vorzüglichste Nutzen dieser Palme besteht in dem Weine, welcher daraus bereitet wird. Die weibliche Kolbe wird hierzu allein gewählet, und damit so verfahren, wie bey der Weinpalme angeführet worden. Dieser Wein schmecket anfangs wie Most und ist ganz klar, kurz darauf wird er trübe, weißlicht und scharf. Weil aber selbiger in dieser Beschaffenheit nicht füglich zum trinken tauget, wird die Wurzel eines Baumes,

mes, Sesoot genannt, dazu gethan, wodurch der Wein schmackhafter, aber herber und bitter gemachet wird. Deswegen auch die neuen Ankömmlinge aus Europa solchen nicht achten, sich aber bald daran gewöhnen. Es kann auch aus diesem Safte ein Oelzucker oder Arack bereitet werden. Aus dem schwarzen haarichten Gewebe, welches um die dünnen, aufrechtstehenden Reiser an dem Stamme ansitzt, werden Seile und Stricke verfertiget und die Reiser, welche ohngefähr einer Elle lang sind und leicht abspringen, von den Indianern als Pfeile gebrauchet, welche sie aus Röhren mit solcher Stärke blasen, daß dadurch leicht bösartige Wunden entstehen. Das Haargewebe nennen die Indianer Gomuto und die Reiser Pansuri. Unter dem haarichten Gewebe sitzt ein zartes, weiches, leichtes und schwammichtes Wesen, welches Baru genannt und zu Verstopfung der Fahrzeuge gebrauchet wird.

Der Nypabaum gehöret auch zu denjenigen Palmen, aus welchen eine Art Wein erlanget werden kann. S. Nypabaum.

Zu den Palmen gehöret auch der Cocosbaum, von welchem wir unter diesem Namen gehandelt, auch daselbst zugleich der Maldivischen Nuß erwähnet, aus Mangel besserer Nachrichten aber eine unzulängliche oder gar falsche Beschreibung gegeben haben. Wir wollen solche hier, da die Frucht auf einem Palmbaume wächst, nach Herrn Sonnerats Nachricht, verbessern. S. dessen Reise nach Guinea, S. 5. in der deutschen Ausgabe. Es wächst dieser Palmbaum, dessen Frucht unter dem Namen Meerkokos, Salomonskokos und Maldivische Kokos bekannt ist, auf der so genannten Palmen- oder Praslininsel, sie lehnet sich gemeiniglich über das Ufer hinaus und läßt einen großen Theil ihrer Früchte ins Meer fallen, welche durch den Wind und die Ströme, die in diesen Gegenden eine ostnordöstliche Richtung haben, auf den Maldivischen Inseln ans Ufer geworfen werden. Da man bisher den Baum, auf dem diese Früchte wachsen, nicht kannte, hat man mancherley unrichtige Nachrichten davon aufgezeichnet, und sonderlich vorgegeben, wie die Frucht von einer Pflanze abstamme, die auf dem Boden des Meeres wüchse, sich aber davon trennte, sobald sie zur Reife gelanget, und wegen ihrer geringen Schwere sich auf der Oberfläche des Wassers erhielte. Herr Sonnerat hat nunmehr durch seine Entdeckung alles fabelhafte aufgelöset, und folgende Beschreibung gegeben. Die Höhe dieser Palme oder Meerkokos erstrecket sich bis auf zwey und vierzig Fuß. Die Krone besteht aus zehn bis

zwölf

zwölf fächerförmig gestellten Blättern, die zwey und zwanzig Fuß lang und funfzehn Fuß breit sind, und an sieben Fuß langen Blattstielen sitzen. Ihr Rand ist ziemlich tief eingeschnitten und jeder Lappen ist wieder in zween Theile gespalten. Aus dem Blattwinkel erhebt sich ein ziemlich beträchtlicher Blüthbüschel mit vielen kleinen Zweigen. Dieser ist sechs Fuß lang und das unterste Ende fleischicht und dicke. An den Enden der Zweige dieses Büschels sitzt ein Klumpen weiblicher Blumen, die alle einen Kelch zu haben scheinen, der aus fünf, sechs, auch sieben Blättern besteht. Die kugelförmige reife Frucht hat einen Fuß im Durchmesser, ihre äußerliche Schale ist eben so dicke und fäsericht, als beym gewöhnlichen Kokos und umgiebt drey andere Schalen. Diese innern Schalen sind sehr dicke, fast kugelförmig, an einer Seite eingedrückt und der Länge nach bis auf die Mitte in zween Theile getheilet, wodurch sie eine besondere Gestalt erhalten. Sie füllen sich inwendig mit einem weißen Wasser an, das bitter und unangenehm schmecket. So wie die Nuß reif wird, verwandelt sich dieses Wasser, wie bey dem gemeinen Kokos, in ein festes, weißes und ölichtes Wesen, das sich an der innern Wand der Schale ansetzet. Der Kelch bleibt unten an der reifen Frucht sitzen. Herr Sonnerat hat bey seinem Aufenthalte im Julius keine männliche Blüthen wahrnehmen können; nachher aber von Herrn Kosbe, welcher im October diese Insel besuchet, einen männlichen Blumenbüschel erhalten, welcher drittehalb Fuß lang, und ohne alle Zweige, walzenförmig, und mit einer ungeheuern Menge männlicher Blumen bedecket war, die aus einem sechsfach getheilten Kelche und sechs den Einschnitten des Kelches gegen über stehenden Staubfäden bestanden. Hr. Sonnerat hält daher davor, daß die männlichen und weiblichen Blüthbüschel auf verschiedenen Stämmen stehen und vergleichet diesen Meerkokos mit der Palmenart, welche in Amerika den Namen Latanier führet, und zu dem Geschlechte Borassus gehöret. Die Gestalt der Frucht ist nach der Abbildung, welche Hr. Sonnerat gegeben, unterwärts in zween Theile gespalten und kömmt darinnen mit der Beschreibung überein, welche man im ersten Theile des deutschen Linnäischen Pflanzensystems S. 108. u. f. findet. Die Nuß hat nach dieser Beschreibung eine plattrunde Gestalt, ist in der Mitte durch eine tiefe Nath getheilet und besteht gleichsam aus zwey Backen. Die Dicke beträgt nur die Hälfte von ihrer Länge und Breite, welche beynahe gleich sind. Auf der einen Seite ist sie rund, auf

auf der andern platt. Hr. Houttuin besitzt eine dergleichen Nuß, welche einen Fuß lang und eben so breit ist, und worinnen man zween Kerne klappern höret. Es sollen diese Nüsse in Indien selbst noch eine große Seltenheit seyn, und für eine rechte gute hundert und funfzig Thaler bezahlet werden. Es giebt aber auch kleinere Arten von einer hosenförmigen Gestalt, dergleichen von Rumphen abgebildet und in dem deutschen Linnäischen Pflanzensystem, nach Houttuins Vorstellung, wiederholet worden. Und von dieser Gestalt ist uns neulich eine Maldivische Nuß um den Preis von hundert und funfzig Thalern angebothen worden. Ehedem war diese Frucht in einem großen Werthe, und der König der Maldivischen Inseln soll dergleichen den asiatischen Fürsten sehr theuer verkaufen, oder ihnen solche, als das kostbarste Geschenke, das sie erhalten könnten, überschicken. Der Preis aber soll jetzo schon von einigen hundert Rupien auf zwölfe gefallen seyn. S. Wielands Merkur, 1775. S. 264.

Palmeichhörnchen.

Dieses ausländische Eichhörnchen, Sciurus palmarum Linn. welches auch Palmist und Palmenratze, ingleichen das afrikanische Wieseleichhörnchen genañt wird, hat diesen erstern Namen deswegen erhalten, weil es sein Leben meistentheils auf den Palmbäumen zubringt. Es hat beynahe einen solchen Kopf, wie die kleine Feldratze, und kurze, breite, besonders inwendig stark mit Haaren besetzte Ohren. Die Vörderfüße sind vierzehig und die Hinterfüße fünfzehig. Mitten über den Rücken geht vom Halse bis zum Schwanze, ein weißer Streif, der auf jeder Seite einen braunen, und darauf wieder einen andern weißlichen Streif neben sich hat. Der Schwanz, welchen dieses Thier nicht, wie andere Eichhörnchen, über sich schlägt, sondern fast senkrecht aufgerichtet trägt, ist so lang, als der ganze Körper nebst dem Kopfe. Das Haar am Schwanze ist länger, als das auf dem Leibe befindliche Haar, jedoch viel kürzer als das Schwanzhaar bey unsern gemeinen Eichhörnchen. Uebrigens ist dieses Eichhörnchen zwar sehr lebhaft, aber dabey von einem überaus sanftmüthigen Naturell und läßt sich leicht zahm machen.

Palmetto. S. Palme.

Palmfisch.

Von Hamburg schrieb man den 8ten Jan. 1721: Bey Wischhaven in dem Stifte Bremen, allwo vor drey Jahren die damalige große Wasserfluth einen weiten Bruch verursachet, hat man am vergangenen Freytage einen großen

ßen, sogenannten, Palmfisch, gefunden, welcher sechzig Schuh lang und achtzehn Schuh hoch gewesen. Selbiger soll fast eine Elle dick Speck gehabt haben, so, daß die Fischer, welche denselben zerschnitten, einige Fahrzeuge damit angefüllet haben. Er wird für eine Art der Wallfische gehalten. s. Breßl. Samml. Vers. XV. S. 98.

Palourdes.

Palourdes, oder auch Polaurdes, Fische zu Guinea im Flusse Sesthos; Richter. Diese Palourdes führet Loyer unter andern bekannten Fischen des Flusses Issini, in seiner Reise nach Guinea, doch bloß dem Namen nach, an. S. A. Reisen, B. III. S. 454. Meinet aber der Autor wiederum einen Schaalfisch darunter, wie kurz vorher bey dem Pagurus: so merken wir an, daß Bomare dergleichen zwoschalichte Conchylie, unter dem Namen Palourde, aufführet, die aber an den französischen Küsten, vornehmlich zu Poitou, Aunis, Xaintonge und Provence zu finden.

Pambele.

S. Bach-Bambele, Phoxinus, B. I. S. 469.

Pambus.

Pambé, franz. auch Pampus. Ein vom Sloane beschriebener, bey Jamaika gefangener, Fisch, Stromateus Paru, Linn. gen. 194. sp. 2. nach Müllern der einfärbige Breitfisch; s. diesen Artikel, B. I. S. 924. allwo in der dritten Linie von unten, statt Linne, Kiemen, zu lesen; und Deckfische, B. II. S. 304. Nach dem Bomare findet sich dieser Fisch am häufigsten um Amboina und Coromandel, ist auch sonst in ganz Ostindien sehr beliebt. Man trocknet ihn an der Sonne, schneidet ihn auch in Stücke, und leget ihn also in eine mit Tannenrinde zubereitete Salzlacke einige Zeit ein, bis er genugsam eingetrocknet und als ein eingemachter Fisch versendet werden kann; da er denn von den Portugiesen Pesce Para, Paru, genannt werde.

Pamuchel.

Pamuchel, in Preußen Pomochel, eine Gattung Stockfische, machet bey dem Klein, Miss. V. Fasc. VII. p. 4 sq. ein eigenes Fischgeschlecht mit vierzehn Gattungen, Callarias, derjenigen Fische, die unverschlossene, oder mit einem Deckel versehene Kiemen, und drey wahre Rückenfloßen haben; s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 65. und Kabbeljau, B. IV. S. 327. mit welchem deutschen Namen das 154ste Thiergeschlecht des, nunmehro auch am 10 Jan. 1778. selig verstorbenen, Ritters von Linne', Gadus, von Müllern beleget worden. Er

nennt diese Fische, die drey wahre Rückenfloßen haben, Tripteros, und merket an, daß sie auf jeder Seite neben den Kiemendeckeln mit einer Seitenfloße, sodann mit zwo Brustfloßen; desgleichen nach dem, einen blutigen und hervortretenden Nabel vorstellenden, After, mit zwo Floßen, begabet sind. Sein Kopf ist kreiselförmig, und der hintere Theil des Leibes, bis an die gemeiniglich zirkelrunde Schwanzfloße, kegelförmig, und mit spitzigen Zähnen stark bewaffnet. Seiten und Bauch kielförmig, und sind jene mit einer mehr oder weniger bogichten Seitenlinie, von dem Bauche (vielleicht von dem Rücken) nach der ganzen Länge des Leibes, unterschieden; übrigens ist der Fisch gemeiniglich mit ganz sichtbaren, glatten und festsitzenden, Schuppen bedecket und von verschiedener Farbe. Dieses soll die einzige Fischfamilie seyn, die ihre Benennung, Callarias, aus dem Alterthume beybehalten, wie solches der gelehrte Klein folgendermaßen bestätiget. Zuförderst ist zu merken, daß der Callarias, Pamuchel, bärtig oder unbärtig sey; Asellus; Asinus; ὄνος, Oniscus Auctor. Gadus Athenaei, potius Dorionis, et Artedi, Synon. p. 34. sqq. Merlucius der Alten, und des Salvians Scarmus, Asellus, Merluzus, Merluccia, P. Iouii, Merlu, Merlang der Franzosen, gleichsam Maris Lucius; Merlangus, Aegrefinus, Morrhua vulgaris, Asellus maximus, des Bellons, Morrhua; s. Molua altera, des Gesners und Aldrovands; Molua, Aeglefinus, des Rondelets, welches der Ling des Charletons; Callarias, Asellorum generis, minor, nach dem Plinius, lib. IX. cap. 17. und lib. XXXII. cap. 11. und Bacchus maior, der auf dem hohen Meere gefangen werde und desto schmackhafter sey; Γαλλάριας, und Καλλάριας des Dorionis und Archestrati bey dem Athenäus, Banchus et Callarias des Jovius; per syncopen Κλαρίας des Oppianus; Galaxias, παρὰ τοῦ Γάλακτος, von der milchweißen Leber desselben; Curuata-Pinima, der Brasilianer; Codfish der Engländer; Haddok, Haak, Poor-Iohn, des Charletons; Schelvisch der Holländer; Callarias, Galerida, Galaxea, bey andern; Piscis Capitosus: bey den Neuern, Po-Pamucheln, vielleicht von Maucheln, Suffuror, einen großen Wetsack tragen, weil der Bauch des Callarias und der Asellorum, vor andern Fischen, von dem großen Magen aufgetrieben wird, hervortritt und einen Sack vorstellet; Salitus, Dorsch, weil ein guter Trunk darauf schmecket, wen da durstet, besonders den Bewohnern des Baltischen Meeres; Po-

Pomuchla der Polen, und dergleichen Synonyma mehr. Er verändert auch seine Beynamen nach den Gegenden, wo er gefangen wird; z. B. Groenlandicus, Groenfisch; Terrae nouae oceani septentr. Nord-Sea-Cod. Aberdonensis, sale inueteratus, Habberdeen, Labberdohn, s. unsern Artikel, Aberdeen, B. I. S. 53. und ließ daselbst Pamuchel. Islandicus, Kabblaw, Kabbeliau, Backeliau, von Baculo, Stock, Backeler, ein Instrument, dessen sich die Gerber bedienen, das Leder geschmeidig zu machen, und Sau, rus, bey den alten Deutschen (Saugeboren) rurigena, ein Pauer, (Bauer) Pauerfisch, der, wie sie gebackelt, oder mit dem Backeler, wie das Gerberleder, präpariret werden muß, wo er gut seyn soll; daher sie auch Fustiarii, Stockfische, genannt werden. Die Ursache dieser Benennung giebt Anderson in seinem Island, S. 81. an. Die gehörig zubereiteten und feil liegenden Fische nennt man Zartfische, Bürger- Berger- Börger-Fische, Schelfische, aber nicht von dem Flusse Schald, (Schelde) bey Antwerpen, wie einige meinen, sondern, weil ihr Fleisch schelfrich, d. i. in feine Schelfen und Blättlein sich auflösen läßt; auch nach belobtem Anderson; bey dem, und bey dem Schoneveld, mehrere Namen und Beynamen anzutreffen. Von diesem allen hat uns, (dem Klein) besonders die älteste Benennung, Callarias, gefallen, besonders deswegen, weil es die kleinern Arten der Stockfische, die Pamucheln des Balthischen Meeres, mehr nach dem Sinne, als wegen der Autorität des Dorions, Archestrats, Oppians, Plinius und einiger Neuern, anzeiget; obgleich Mustelae Affinis Massiliensis, Callaria, genannt, oder Galée, s. Cellaria marina des Bellons; Tinca marina des Aldrovands; Phycis des Rondelets; Pesce fico der Italiener; the Sea-Tench der Engländer; keine Aselli sind, (Miss. IV. pag. 53. not. b.) von welchem Charleton bezeuget, daß sie zum Aalgeschlechte gehöreten; wiewohl auch die Alten, nebst dem Bellon und Rondelet, wie Aldrovand wohl angemerket, in Zählung der Floßen nicht übereinstimmen, dahingegen alle Neuern darinne einig sind, daß den Alten nur zwo Gattungen der Stockfische, Asellorum, bekannt gewesen. Solchemnach werden wir uns sicherer des Geschlechtsnamen, Callarias, als des Gadus, dessen nur ein Dorion bey dem Athenäus gedenket, und des Morrhua, s. Molua, bedienen können. Die neuern Griechen nennen ihn Gaidaron, und wollen diesen Namen von der Alten Gadus herleiten.

Nach der beygefügten Nota, b) merket Klein an, daß er auf

 diese

diese Art die, die Ohren beleidigenden, Wörter, Asellus, Oniscus, Asinus, vermeide. Von der Engl. Ling, Merluccio und Lota, sey sein Missus IV. an nur angeführtem Orte nachzusehen; wollte man einwenden, nur benannte Fische könnten eben so gut, wie die Aselli, getrocknet und eingesalzen werden: so würde daraus nichts zu erweisen stehen, da auch die Hechte, Esoces s. Lucii, die Zärten, Zertae, ein der Warte fast eigener Fisch, und viele andere Fische, an der Sonne getrocknet, geräuchert, an der freyen Luft gedürret und eingesalzen, Τάριχοι, zu uns gebracht werden, und von angenehmen Geschmacke sind, deswegen aber nicht gleich zu Stockfischen würden. Plinius, lib. IX. c. 18. führet an, daß der Salpa, (Synagris, 6. des Kleins, s. unsern Artikel, Meerbraßem, B. V. S. 476.) auch mit dem Stocke geschlagen werden müßte, daher auch einige vermeynet, er sey Piscis fustiarius, ein Stockfisch; es hat aber schon Rondelet ganz recht bemerket, daß der Salpa dieses, mit dem Stocke tractiret zu werden, ehe er zu sieden, mit vielen andern Fischen gemein habe. Zu dem Geschlechte, Callarias, zählet Klein mit vielen andern Naturforschern, nur diejenigen Fische, die drey Floßen auf dem Rücken haben, Tripterygios; da aber die Lenge, Ling, der Engländer beym Anderson, S. 87. nur der Größe oder Länge nach, von dem Asello Aberdonensi, Aberdeen, unterschieden ist, so folget, daß Willughbeys, von dem Salvianus entlehnte, Abbildung, nur eine lange Rückenfloße ganz wider die Natur darstelle. Die Stockfische, Callariae, sind allerdings ein sehr großes Lebens- und Nahrungsmittel, und bringen auch daher, durch ihre Zubereitung und Verführung sehr ansehnlichen, fast erstaunlichen, Gewinn; wovon Schoneveld und Zorgdrager nachzusehen; wiewohl der erstere, de Asellis p. 17. von der Natur, Verschiedenheiten und Theilen derselben, ziemlich verworren geschrieben, vieles ungewisses für gewiß ausgegeben, und durch übel gezeichnete, auch wohl gar erdichtete, Zeichnungen, seine Leser verführet hat.

Nach dem §. IV. wird zuerst aufgeführet Callarias barbatus, der bärtige Pamuchel, mit einer von dem Kinne herabhängenden Bartfaser; und zwar in zehen Gattungen:

1ster bärtiger Pamuchel, Callarias, der schmutzig olivenfarbige, so mit gelblichen Flecken, bunt schattiret, und mit einer weißen Seitenlinie gezieret. Asellus maior vulgaris; Codfish, oder Keeling, Willughb. p. 165. Tab.

Tab. L. m, 1. n, 1. fig. 4. Cod, a Keling, a Pellwel, Charleton. Cabiliau, Cabbeljau, Bakkeliau; Bolch, der getrocknete, (s. unsern Artikel Bolch, B. I. S. 904.) Stockfish, (Stockvisch,) der Holländer. s. Zorgdrager vom Bakkeljau- und Stockfischfang, nach dem Denys aus dem Holl. Morrhua, s. Molua altera, Aldrovands und Gessners; Morrhua vulgaris, maxima Asellorum species, des Bellons; Molua des Rondelets; Asellus maior des Schonevelds; Cablia der Schweden; Kablag der Dänen, auch Torsk, Taretorsk. Morue, Morrhue, Molue der Franzosen. Gadus, dorso tripterygio, ore cirrato, cauda aequali fere, cum radio primo spinoso, Artedi, syn. p. 35. sp. 6. Gadus Morhua, Linn. gen. 154. sp. 3. der gemeine Cabeljau nach Müllern. Der, in unserm Artikel, Cabbeljau, B. II. S. 3. bereits angeführten Geschichte des Stockfisches finden wir noch folgendes, aus dem Müller vorzüglich, beyzusetzen: Wegen seines großen Ueberflusses wird er der gemeine Cabeljau genennet; der aber noch verschiedene Spielarten unter sich hat; wozu noch kömmt, daß die, auf bestimmte Merkmale und entscheidende Kennzeichen nicht sehende, Fischer, vielerley Fische zusammen für Cabeljau ausgeben: denn in dem sogenannten Cabeljau- und Backeljaufange kommen große, Dösche, Gülling, Leng, Stockfische, Laberdan, Klipfische, Steinbolke, ächte Cabeljau, (auch Pa- oder Po-Mucheln,) alles untereinander, vor, und wir, (Müller) selbst gestehen, daß wir sehr zweifeln, daß alle die genannten Fische eben so sehr von einander verschieden sind, um besondere Arten daraus zu machen, und ob nicht vielmehr eine und andere darunter nur für Spielarten zu halten sind, wozu theils das Alter der Fische, theils aber die Meeresgegend, etwas beytragen kann; wiewohl sie alle fast einerley Lebensart haben, und schaarenweise herumziehen, am meisten aber hinter die Heringe sich setzen, und auf selbige, oder auch auf ihren Roggen, aßen, daher auch, wenn der Heringsfang vorbey ist, der Cabeljaufang seinen Anfang zu nehmen pfleget. Die jetzige Linneische Art ist folgender Gestalt: es hat derselbe, die Morue der Franzosen, und Cod der Engländer ebenfalls, (wie bey dem Klein) drey Rückenfloßen, am Kinn einen Bart, eine fast gerade Schwanzfloße, und an der Afterfloße die erste Finne scharf; doch will sich dieser letzte Umstand an den holländischen Cabeljauen nicht zeigen. Nach drey Exemplarien hat die erste Rückenfloße vierzehen bis

funf-

bis funfzehen; die zwote acht-zehen bis zwanzig; die dritte sech-zehen bis neunzehen, Stralen oder Finnen; die Brustfloße be-steht aus siebenzehen bis zwanzig; die Bauchfloße aus sechs, die er-ste Afterfloße aus siebenzehen bis ein und zwanzig, die zwote aus funfzehen bis sechzehen, und die Schwanzfloße aus sechs und drey-ßig bis vier und vierzig Finnen, je nachdem die Exemplaria oder Spielarten verschieden sind. Et-liche Zähne sind, wie an den Hech-ten, beweglich. Nach dem Linné soll noch die erste Afterfloße ge-flecket, und der Fisch besonders ein Einwohner des großen Euro-päischen Weltmeeres seyn. Die Größe des Cabeljaues steigt bis vier Schuh und darüber in die Länge, und diese sind einen Schuh breit und einen halben Schuh di-cke. Ein solcher Fisch giebt für etliche Personen eine herrliche Mahlzeit ab: wenn man die Mit-telscheiben gekochet, mit Butter und Senf; den Kopf gedämpfet, mit einer Austern- und Capern-sauce, und den Schwanz gebra-ten mit Citronen, zurichtet. Es ernähren sich aber die großen Ca-beljaue von kleinen Schelfischen, Seesternen, Krabben und Kreb-sen; ja auch die großen Taschen-krebse und Hummern müssen her-halten, da denn diese harte Schaa-len gar bald in dem Cabeljaus-magen aufgelöset, und in einen Schleim verwandelt werden. Am gewöhnlichsten aber füllen sie den Magen mit Heringen. Man hat in dem Roggen der Cabeljaue über neun Millionen Eyer gefunden; wenn nun aber auch das meiste dieser Eyer verloren geht, oder unbefruchtet bleibt, so ist doch die Vermehrung ganz erstaunlich, und darum ihr Ueberfluß nicht zu bewundern. Dem einzusalzenden Fische schneidet man den Kopf ab, nimmt ihm die Eingeweide her-aus, spaltet ihn und leget ihn in Tonnen, welcher alsdenn Laber-dan heißt; s. unsern Artikel, B. V. S. 1. Derjenige, den man dörrt, daß er steif, wie ein Stock wird, und der mürbe geklopfet werden muß, heißt aus dieser Ur-sache, Stock- oder Klopffisch; den man aber salzet, und auf Fel-sen und Klippen in der Luft trock-net, heißt daher Klipfisch; we-nigstens sind unter diesen Stock- und Klipfischen, genug ächte Ca-beljaue, ob sie gleich für besonde-re Arten gehalten werden; so wie auch unter dem Laberdan genug andere Fische durchwandern, die eben keine ächte Cabeljaue sind. Es machet aber diese Verwechse-lung einen merkwürdigen Unter-schied in dem Geschmacke, und in der Zartheit derjenigen Fische, die für Laberdan, Stock- und Klip-fische verkaufet werden. In An-sehung des sehr beträchtlichen Ca-beljaufangs, ist anzumerken, daß

darunter nicht blos die Fischerey auf Cabeljaue, sondern auch auf vorbenannte Dorsche, Klip- und Stockfische, wie auch Leng, Bolch, und dergleichen, zu verstehen sey, und selbige nur in den nördlichen Gegenden des Oceans getrieben werde, indem sich diese Fische verlieren, je weiter man nach Süden kommt, so, daß sie schon an der Küste von Frankreich sparsam, an der spanischen Küste seltner, und weiter hinauf gar nicht mehr, angetroffen werden; da hingegen sie sich in den kalten Gegenden nach dem Südenpol zu wieder einzustellen scheinen: denn der Admiral Anson hat sie an der Jvan Fernandes und an der Küste von Chili in Amerika wieder angetroffen. Je höher man aber nach Norden kommt, je reichlicher ist der Vorrath, und je ergiebiger auch die Fischerey. In Norwegen gehen die mit sechs Mann bewaffnete Fischerboote aus, und stellen achtzehen bis vier und zwanzig Seenetze, die mit einander fünf hundert Klaftern ausmachen. Dichte bey Bergen in Norwegen stellet man nur sechzig bis hundert Faden aus einem einzigen Boote aus, läßt diese Netze in einer Tiefe von funfzig bis siebenzig Klaftern stehen, und fängt damit jedesmal für ein Boot vier- bis fünfhundert Dösche, so daß das Schiff voll wird. Eine Zeit nach der andern stellen sich auch wieder andere und größere Fische, als Leng, Stockfisch und Cabeljau, ein. Man gebrauchet nebst den Netzen auch Kabel oder Stricke mit Hacken, woher vielleicht der Name Cabeljau kommt, und fängt damit in einer Tiefe von hundert Klaftern so viel Fische, daß man in einem Morgen das Boot wohl dreymal ausleeren muß. Diese Fische werden theils gesalzen, und dazu wird, in Bergen allein, jährlich mehr, als vierzig tausend Tonnen spanisch und französisches Salz gebrauchet; theils aber zu Stockfischen gedörret, und davon bringt man in Bergen wohl zwölf Millionen Pfund Stockfische jährlich zusammen, wovon allein zehentausend Tonnen jährlich nach Christiansund verschicket werden, ohne was nach Hamburg, Bremen, Amsterdam, Flandern, England, Italien und Spanien geht; denn Frankreich hat auf Terreneuf seine eigene Fischerey. Die gesalzenen Fische hingegen gehen von Bergen aus mehrentheils nach der Ostsee, als Danzig, Riga, Petersburg, und so weiter. Hierzu kommt noch, daß die Fischer in Bergen die Roggen dieser Fische besonders gut einzusalzen wissen, und da selbige zum Sardellenfang unentbehrlich sind, so werden jährlich vierzehen bis sechzehen große Schiffsladungen, mit eingesalzenen Roggen nach Nan-

tes

tes gebracht, ohne was die Franzosen mit ihren eigenen Schiffen selbst abholen, die hernach solche Roggen in das Meer streuen, um die Sardellen zusammen zu locken. Ein ähnlicher reicher Fischfang ist auch auf der Insel Island; denn die ganze Insel und alle Einwohner leben davon; sie fangen aber die Fische nur mit Hamen an verschiedenen Schnüren, und das Lockaas besteht in Kiemen anderer Fische, oder in dem Herze und Eingeweide der Meuwen. Der größte Fischfang aber ist auf den Sandbänken der Westküste von Nordamerika, vorzüglich bey Terreneuf, auf welcher Fischerey vor zweyhundert Jahren jährlich hundert und funfzig französische, hundert spanische, funfzig portugiesische, funfzig englische, und dreyßig biskaiische, mithin gegen vierhundert große Schiffe ausgiengen. Seit der Zeit wurde dieser Fischgang je länger je stärker, und nunmehr schicken die Engländer, die in den Besitz dieser Fischerey gekommen sind, jährlich wohl fünfhundert Schiffe dahin, und bringen zwischen drey- bis viermal hunderttausend Centner Fische zurück; denn jedes Schiff beladet sich etwan mit dreyßigtausend Cabeljauen, und jeder guter Fischer fängt in der Fischzeit auf einem Tage wohl drey- bis vierhundert Stück. Es dauert aber diese Zeit zween bis fünf Monathe, je nachdem die Witterung beschaffen ist, und die Fische werden zu Laberdan gesalzen, oder zu Stockfischen gedörret. (s. unsern Artikel Laberdan, B. V. S. 1. Die Holländer haben gleichfalls einen beträchtlichen Fischfang unter Island, wohin sie im Jahr 1753. sechs und funfzig Schiffe abschickten, die über tausend Lasten gesalzener Fische mitbrachten. Im Jahr 1757. giengen hundert und eilf Schiffe dahin, und im Jahr 1759. wurden sogar hundert und vier und zwanzig Schiffe dahin geschicket. Die hundert und drey und zwanzig Schiffe, die von den Holländern im Jahr 1761. dahin geschicket wurden, brachten dritthalbtausend Lasten Fische mit; denn jedes Schiff, welches ein Buis, oder Hoeker, genannt wird, hält vierzig bis sechzig Lasten. Eine andere dergleichen Fischerey wird von den Holländern auf Doggersand, einer Sandbank in der Nordsee, zwischen England und Jütland, mit funfzig bis sechzig Schiffen angestellet. Endlich ist auch die Fischerey der Holländer an ihren eigenen Stranden sehr ergiebig, doch giebt selbige keinen Vorrath zum Einsalzen ab, sondern dienet nur um die Einwohner mit frischen und lebendigen Fischen zu versehen.

Man

Man kann nun hieraus auf die ungeheuere Menge der Fische dieser Art schließen; und wie voll würde das Meer seyn, wenn nicht die Cachelotte aus dem Geschlechte der Wallfische eine große Menge derselben aufrieben? Wieviel aber wird nicht erfordert, um ganz Europa mit Fischen zu unterhalten? und was würden viele Länder zur Fastenzeit anfangen, wenn sie keinen Stockfisch, Laberdan oder Klipfisch, nebst den Heringen hätten? Denn die Anzahl der Fische süßer Wasser ist, gegen die Menge der Seefische, fast für nichts zu achten.

2ter bärtiger Pamuchel, Callarias, von Farbe irdischweiß, an den Seiten mit einem schwarzen Flecken; mit einem getheilten Schwanze; mit kleinen, aber mit sehr scharfen Zähnchen besetzten Kinnbacken. Asinus, s. Onos, der Alten; Asellus tertius, s. Aeglefinus, des Rondelets und Gesners, S. 40. (welcher letzterer in Nomencl. p. 77. ihn lieber Eglefisch, genennet wissen will, da im Englischen, die ihm den Namen gegeben, Egle, Eagle, zwar einen Adler, Aquilam, bedeute, die Endung fin aber, was sie bedeuten soll, nicht anzugeben sey.) Aegrefinus des Bellons, the Hadock der Engländer, (Haddock; s. unsern Artikel, B. III. S. 614.) Willughb. p. 170. Tab. L. m, 1. n, 2. Sibbaldus in Hist. Animal. in Scotia, p. 23. Callarias des Plinius; Schelfish, des Schonevelds, p. 18. no. 2. Gadus, dorso tripterygio, ore cirrato, corpore albicante, maxilla superiore longiore, cauda parum bifurca, Artedi, syn. p. 36. sp. 7. Callarias, Galerida, Galaxia, Haak, Poor-Iohn, piscis capitosus, des Charletons. Gadus Aeglefinus, Linn. gen. 154. sp. 1. der Müllerische Schelfisch seiner Cabeljaue. s. unsern Artikel, Kabbeljau, B. IV. S. 329. Dieser Fisch hat, nach Müllern, bey den Alten, (nämlich einem Bellon, Rondelet, Gesner, rc.) verschiedene Namen, Aigrefinus, Aiglefinus, Eglefin, rc. Asellus, und da das ganze Geschlecht Asellus hieß, so war diese Art der kleine, Asellus minor; bey den Schweden Kaellior; den Dänen, Koll, Kuller, nach dem Pontoppidan, desgleichen Hysse; (doch s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 199.) Er erreichet die Länge einer halben, bis dreyviertel Elle, hat ein rundes Maul mit einem Bärtchen an der Mitten des untern Kiefers, etwan eines Zolles lang; der Rücken ist mit drey Floßen besetzet, die Haut silberfärbig, doch auf dem Rücken etwas schwärzlicht, und an den Seiten mit einer schwarzen Linie bezeichnet, nebst einem braunen Flecken, an der linken Seite; der

obere Kiefer ist länger, als der untere; die Augen sind groß, hell und blau; der Schwanz gabelförmig; die erste Rückenfloße hat, nach zwo Gattungen, funfzehen bis sechzehen; die zwote achtzehen bis zwanzig; die dritte neunzehen bis zwanzig; die Brustfloße siebenzehen bis achtzehen; die Bauchfloße sechs; die erste Afterfloße zwey- bis vier und zwanzig; die zwote ein und zwanzig; und die Schwanzfloße drey und zwanzig Finnen. Es werden diese Fische in dem Norderoceane in sehr großer Menge gefangen, und kommen im Winter schaarenweise bis vor die Holländischen Strande, besonders wenn die Luft helle ist, und sich ein kleiner Frost bey einem östlichen Winde einstellet. Man kann wohl behaupten, daß jährlich etliche Millionen in den Niederlanden consumiret werden. Sie schmecken, besonders, wenn sie lebendig zerschnitten worden, vortrefflich, und werden in Frießland gemeiniglich mit Butter, Senf, und Erdäpfeln gegessen. Sie sind nahrhaft und nicht ungesund. Die Fischer werfen gegen Abend etliche lange Schnüre von etlichen Ruthen aus, an welchen verschiedene kleine Schnüre mit Hacken, die ohngefähr einer Klafter weit von einander fest angebunden sind; an diesen Hacken hangen kleine Fischlein zur Lockspeise, und wenn sie des Morgens die Schnüre aufziehen, ist fast an jedem Hacken ein Fisch, so daß ein jeder Fischer oft mit einer Beute von hundert und mehrern Schelfischen und Kabeljauen nach Hause fährt, je, nachdem er das Recht hat, viele Schnüre auszuwerfen; wie wir bey einer Schelfischfischerey, der wir einmal auf der Insel Ameland zur Lust mit beywohneten, bey einer schönen Herbstwitterung selbst erfahren haben.

Der bärtiger Pamuchel, Callarias, von lichter Olivenfarbe, mit borstigen Brustfloßen. Bibur, Bib or, Blinds, in Cornwallis. Asellus luscus des Raius. Willughb. p. 169. Asellus mollis latus, Whiting-Poutes, zu London, Willughb. App. p. 22. Tab. L. m, 1. n, 4. Asellus barbatus, Charlton, p. 3. Gadus, dorso tripterygio, ore cirrato, ossiculo pinnarum ventralium in longam setam producto, Artedi, Syn. p. 35. sp. 5. Holl. Knyp-Oog. Gadus luscus, Linn. gen. 154. sp. 4. Müllers Blödauge s. Cabeljaue. Er soll die in den vorigen Arten sehr geräumliche Augenhaut, als ein Bläschen, auftreiben können, und sich dadurch blöd- oder kurzsichtig machen, daher die Benennung. Die erste Finne der Bauchfloßen ist bürstenartig, dadurch er sich von andern Arten unterscheidet; er wird nicht über einen

Fuß

Fuß lang; ist etwas breit und an den Seiten zusammen gedrückt; die Schuppen sitzen fester an der Haut, und sind noch einmal so groß, als bey den Cabeljauen, denen er zwar ähnlich sieht, doch ein zarteres Fleisch hat. In der ersten Rückenfloße hat er dreyzehen, in der zwoten drey und zwanzig, in der dritten achtzehen; in der Brustfloße eilf; in der Bauchfloße sechs; in der ersten Afterfloße ein und dreyßig, in der zwoten achtzehen; in der Schwanzfloße siebenzehen Finnen; und der Schwanz ist nicht gabelförmig; auch steht der After nur einen dritten Theil der Länge vom Kopfe ab. Sein Aufenthalt ist im Europäischen Ocean.

4ter bärtiger Pamuchel, Callarias, mit auf weiß und grünen Grunde gelblicht gefleckten Rücken und Seiten, mit silberfarbenen Kehle und Bauche, weißen Augenregenbogen, nicht getheiltem Schwanze, und aschenfarbigen grünlichten Floßen; so sich um Danzig herum häufig findet, und vom Klein gleichsam einheimisch erkannt wird; den er auch deswegen, Miss. V. Tab. I. fig. 1. nach dem Leben abzeichnen lassen. Bey den Fischern zu Hela, dieser benachbarten, und zu Danzig gehörigen, Fischerstadt heißt er grüner Pamuchel; er wird zu dritttehalb Fuß lang, und übertrifft, an der Feinheit des Geschmackes, alle andere seiner Art. Nach der über die Hälfte verjüngten Zeichnung, ist er auf sechzehen Zoll lang, über drey Zoll breit, und der Kopf auf vier Zoll lang; das fleischichte Maul klaffet auf einen Zoll lang; am Unterkiefer und dem Kinne hängt ein, einen halben Zoll langes, Bärtchen; die Augen sind ziemlich groß; die breitlichte Seitenlinie streicht nahe am Rücken von den Kiemendeckeln bis in den Schwanz; der große After steht fast in der Mitten des Fisches; der fächerartige Schwanz ist ungetheilet; die erste Rückenfloße stellet ein anderthalb Zoll erhöhetes Dreyeck vor; die zwo folgenden neigen sich schief, wie auch die Afterfloßen nach dem Schwanze; die Kiemenfloßen sind länglicht abgerundet, desgleichen die Brustfloßen, nur etwas spitziger; und der Fisch ist über und über mit breitlichten Flecken bezeichnet.

5ter bärtiger Pamuchel, Callarias, der mit braunen Strichen und Flecken schattiret, eine weißlichte Kehle und Bauch, braune Floßen, und einen gelblichten mit schwarz vermischten Augenring hat. Der bunt gefleckte und gestreifte Dorsch, (Salitus) Scheibendorsch des Schonevelds; der einen vier Fuß langen, als eine große Seltenheit, gesehen hat, da er gemeiniglich einen, bis anderthalb Fuß lang wird. Bey den

den Helensern heißt er Steinpamuchel, weil er gemeiniglich zwischen den Klippen an den Ufern des benachbarten Schlosses Kalipke gefangen werde, und, wenn er todt, wie alle andere mit weit aufgesperrten Rachen erscheine, deswegen aber doch Gaaper genennet werde. s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 243. Seine Abbildung befindet sich Tab. I. fig. 2. Asellus varius des Jonstons; Gadus, dorso tripterygio, ore cirrato, colore vario, maxilla superiore longiore, cauda aequali, des Artedi, syn. p. 35. sp. 4. (nach welchem er bey den Schweden Sma Torsk, bey den Engländern Cod und Codfish, genennet werde. Bey den Dänen heißt er, nach dem Pontoppidan Torsh, Tare, Tarre-, Seetarretorsk;) und nach dem Linné, Faun. Suec. gleichfalls Torsk, mit kleinen, zähen und glatten Schüppchen. Bey den Russen heißt er Nawaga, nach dem Kölreuter, der ihn in dem Comment. Petropol. Tom. XIV. sehr eigentlich beschreibt und zeichnet. s. unsern Artikel, Nawaga, B. VI. S. 82. allwo bereits angemerket worden, in wieferne die Kölreuterische Zeichnung von der Kleinischen abgehe. Vom Torsk, dessen verschiedenen Arten und Fischerey, handelt belobter Pontoppidan in der Norweg. Nathist. II. S. 292. aber so ausführlich, daß wir nur auf ihn verweisen müssen. Beym Linné ist dieser Pamuchel, Gadus Callarias, gen. 154. sp. 2. der Müllerische Dorsch s. Cabeljaue. Er weis von den Ursachen dieser Benennungen keine Rechenschaft zu geben. Man verstehe darunter eine Art der Cabeljaufische, die nicht völlig so groß, als der Schelfisch, aber ein zarteres Fleisch habe, und wohl hauptsächlich in der Ostsee zu Hause sey, ob man ihn gleich auch in der Nordsee, und an der Küste von Norwegen finde. Durch folgende Umstände unterscheide er sich von dem Schelfische. Der Schwanz sey nicht gabelförmig; der Körper von obenher schön blau marmoriret; die erste Rückenfloße habe, nach fünf von dem Ritter angeführten Exemplarien, vierzehen bis funfzehen; die zwote neunzehen; die dritte siebenzehen bis neunzehen; die Brustfloße zehen bis zwanzig; die Bauchfloße sechs; die erste Afterfloße sechzehen bis zwanzig; die zwote sechzehen bis achtzehen; und die Schwanzfloße drey bis vier und zwanzig Finnen. Es werden diese Dösche mit Schnüren und Hacken, wie die Schelfische, auch mit Schleppnetzen an den Stranden gefangen. Bey Travemünde ist ein reichlicher Fang, desgleichen an der Insel Oehland, Gothland und Bornholm,

holm, wo sie den vorbeyfahrenden russischen Schiffen zugeführet werden, und den Reisenden, die sie da frisch aus dem Wasser bekommen, mit Butter und Senf ganz unvergleichlich schmecken; doch weiter hinauf in dem Finnischen Meerbusen und nach Petersburg zu, verlieren sie sich gänzlich. Ihr Zug ist also einzig durch den Sund, und so nach der Norwegischen Küste. Sie werden auch von den Fischern in der Sonne gedörret; doch zum Einsalzen sind sie zu klein, und verlieren ihren feinen Geschmack.

6ter bärtiger Pamuchel, Callarias, mit der schwarzen Schnauze, weißen Augenringe, über und über am Leibe, bis in den fächerähnlichen, etwas ausgeschweiften Schwanz, desgleichen an den drey Rücken- und der zwoten Afterfloße, mit gelblichtschwarzen geschlängelten Streifen und Flecken dichte schattiret; dagegen die Kiemen-, Kehlen- oder Brustfloßen, nebst der ersten Afterfloße und dem Unterbauche, weiß und wolkicht, auch alle insgesammt mit hervorragenden Grätenspitzen gleichsam bewaffnet sind; die ziemlich breite und weiße Seitenlinie streicht vom obern Theile der Kiemen nahe am Rücken, bis in den Schwanz gerade, doch etwas schlänglicht; die erste Afterfloße ist kurz, die zwote, dem Schwanze nähere, ist um die Hälfte größer, und mit der gegenüber stehenden dritten Rückenfloße von gleicher Länge und Breite. Dieser Fisch ist ganz von geschlankem Leibe, zween Fuß und fünf Zoll lang, von einem trockenen und Leckermäulern unangenehmen Fleische. Bey den Helensern wird er das Jägerchen genennet, und weil er so gar mager und geschlank, als ein Windhund, Vertagus, selten zu Markte gebracht. Soviel sich Klein erinnert, ist er zur Zeit nirgends beschrieben oder abgebildet zu befinden. Es hat ihn aber die Tochter eines D. J. G. im Junius des Jahres 1744. mit einer Abbildung in Lebensgröße dieses, von ihm vorher noch nicht gesehenen, Fisches, beschenket. Er soll deutlich in die Augen fallende, doch sehr zähe Schuppen haben. Die Kleinische Abbildung, Tab. II. fig. 1. ist um die Hälfte kleiner in Kupfer gestochen. Nach der sehr schönen Zeichnung ist der Fisch auf vierzehen Zoll lang; in der größten Breite über die Kiemendeckel fast drey Zoll, in der Schwanzgegend etwan dreyviertel Zoll breit; der Kopf ist nach der Proportion ziemlich lang, die spitzige, fleischichte, weit gespaltene Schnauze, vorzüglich am untern, langgebärteten Kiefer, mit langen, starken, hackichten Zähnen besetzet; die Augen sind groß, hoch, der Mundspalte fast gegen über, und

noch weiter vor, die Nasenöffnungen: der große hervortretende After ist meistens in der Mitten des Fisches, der zwoten Rückenfloße gegenüber; überhaupt aber ist dieser Fisch von sehr schönem Ansehen, und gleißet also schön von außen.

7ter bärtiger Pamuchel, Callarias, der mit aus roth orangenfarbigen Flecken gesprenkelt ist, und bey den Helensern Graspamuchel heißt, weil er selten an die Ufer kömmt, vielmehr gemeiniglich in dem Pautzkerwick oder Meerbusen, allwo auf dem Grunde des Meeres vielerley Arten von Meergräsern und andern Gewächsen anzutreffen, gefangen wird. Klein zeichnet denselben Tab. II. fig. 2. Er ist der vorstehenden Art ziemlich gleich; nur ist die Schnauze nicht so spitzig; die Floßen sind mehr abgerundet ohne hevorragenden Stacheln und ohne Flecken; die Mittellinie viel breiter, der Schwanz nicht getheilet, sondern rundlicht, fächermäßig; er ist nicht so dichte mit schlänglichten Flecken bedecket, und die Bartfaser ist auch nicht so lang.

8ter bärtiger Pamuchel, Callarias, den die Fischer bey Hela oder Heila, Hornbogen, nennen; er hat keine bewegliche Zunge, wie die andern, und wird nur zur Sommerszeit gefangen. s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 108.

9ter bärtiger Pamuchel, Callarias, der einen dünnen zusammengezogenen Leib und faltichten Schwanz hat; Asellus nanus, cauda sinuata, als wenn selbiger an zwo Arten verrenket oder gebrochen wäre. Dwergdorsch, Krumstert, Leitfisch, gleichsam der Heerführer der Stockfische, Schoneveld. Denn, wenn er zuerst gefangen wird, soll er einen reichen Fang versprechen. s. unsern Artikel, Leiter, B. IV. S. 89.

10ter und letzter bärtiger Pamuchel, Callarias, unter allen der kleinste, mit dickgewölbten Bauche, ventre carinato; gedippelten Kiemendeckeln und Kiefern; mit lichtbraunen Rücken und schmutzigweißen Bauche; Asellus mollis minor; Asellus omnium minimus des Raius, Willughb. p. 171. Tab. I. m, 1. n, 2. Anthiae secunda species des Rondelets und Gesners, S. 40. Ist er wohl Merlangus des Bellons, dafür ihn Gesner halten will? Mollo zu Venedig; Cappellan zu Marseille. Rondelet giebt ihn unrecht für glatt und ohne Schuppen aus, die er doch gewiß, aber sehr dünne, dichte und zähe hat. Gadus dorso tripterygio, ore cirrato, corpore sescunciali, ano in medio corporis, wie nämlich nach dem Klein, alle Aselli einen blutigen

tigen Nabel oder After in der Mitten des Leibes haben, Artedi, syn. p. 36. sp. 8. Gadus minutus, Linn. gen. 154. sp. 6. der Müllerische Zwergcabeljau; es verstehe nämlich der Ritter hierunter einen sehr kleinen cabeljauartigen Fisch aus dem mittelländischen Meere, der nach dem Artedi, nur anderthalb Unzen wiegen soll, und dessen After in der Mitten des Körpers sich befinde. Jedoch giebt es auch in der Nordsee, um die Küste von England und Holland herum eine etwas größere Art, die sehr weiß ist, und darum in Holland Molenaar, das ist, der Müller, in England aber wegen seiner kleinen Gestalt Power (Póor) d. i. armer Tropf, genennet werde. Artedi hat in der ersten Rückenfloße zwölf, in der zwoten neunzehen, in der dritten siebenzehen, in der Brustfloße dreyzehen, in der Bauchfloße sechs, in der ersten Afterfloße sieben und zwanzig, und in der zwoten siebenzehen Finnen gezählet, die Anzahl der Schwanzfinnen aber nicht beobachtet. s. unsern Artikel, Cappellan, wo statt Mallo Mollo zu lesen, B. II. S. 42.

Nun folgen bey dem Klein §. IV. vier Gattungen der unbärtigen Pamuchel, Callarias imberbis.

1ster unbärtiger Pamuchel, Callarias imberbis, mit dem schmutziggrünlichten Rücken, weißlichten Kehl- oder Brustfloßen, den übrigen aber nebst dem getheilten Schwanze von schwärzlichter Farbe; mit dem weißlichten Bauche, grünlicht schattichten Seiten und wenig gebogenen Seitenlinie. Asellus virescens, Kohlmühle, Seeherr, Grasherr, des Schonevelds, der als eine Spielart anführet, Asellum flauicantem, pinnis minoribus, lateribus ex flauo opacis, blanke Kohlmuhle, gelbe Kohlmuhle, mit mehr gebogener Seitenlinie. Gadus, dorso tripterygio, ore imberbi, maxilla inferiore longiore, linea laterali curua, des Artedi, syn. p. 35. sp. 3. wobey aber Klein anmerket, daß es wohl bedenklich sey, wegen der veränderlichen längern oder kürzern Ober- und Unterkiefer, gleich eine besondere Art aus dem nämlichen Fische zu machen. Ferner soll dieser Fisch, nach dem Artedi, Asellus Huitingo-Pollachius, des Willughb. p. 167., oder auch Asellus virescens desselben, p. 173. seyn, und auch bey den Engländern a Whiting-Pollack, heißen. Bey dem Linné ist er Gadus Pollachius, gen. 154. sp. 10. der Pollac nach Müllern, welchen die Engländer Whiting-Pollac nennten, wegen der Aehnlichkeit, die er mit dem Wittling, no. 8., (der dritten Kleinischen Gattung der un-

bärtigen Pamuchel) habe. Er unterscheide sich auch von dem Gadus, Carbonarius, dem Kohlmund, sp. 9. da bey diesem die Seitenlinie krumm laufe. Es werde auch zu des Artedi Art der Schwedische Lyrblek gerechnet, obgleich die Anzahl der Finnen sehr verschieden. Man zählet nämlich, nach drey Exemplarien in der ersten Rückenfloße eilf bis dreyzehen, in der zwoten sieben bis neunzehen, in der dritten sechzehen bis drey und zwanzig; in der Brustfloße sechzehen bis siebenzehen; in der Bauchfloße sechs; in der ersten Afterfloße sechzehen bis sieben und zwanzig, und in der zwoten achtzehen bis drey und zwanzig Finnen, die also nicht gezählten Schwanzfloßenfinnen zur Zeit unbestimmet; es giebt ihm auch der Ritter einen etwas mondförmigen, fast unausgeschweiften Schwanz. Diese große Verschiedenheit der Floßenstralen kann also wohl unmöglich ein bestimmtes Merkmal der Arten seyn, und scheine es das Ansehen zu haben, als müsse man mehr auf andere Merkmale sehen, z. E. auf den etwas mondförmigen, fast geraden Schwanz.

2ter unbärtiger Pamuchel, Callarias imberbis, mit kohlenschwarzen Kopfe und Rücken, schwach weißlichten Bauche, und ins bläulichte fallenden Floßfedern. Ist er wohl der Colvish des Bellons, wenn er sonst recht beschrieben? Asellus niger, carbonarius, Kohlfisch, Köhler, des Schonevelds, beym Willugh. p. 168. Tab. I. m, 1. n, 3. Colefish, Raulin-Pollak. Gadus, dorso tripterygio, ore imberbi, maxilla inferiore longiore, et linea laterali recta, des Artedi, syn. 34. sp. 2. Gadus Carbonarius, Linn. gen. 154. sp. 9. der Müllerische Kohlmund s. Cabeljaue. Dieser Fisch hat seine Benennung von seinem inwendig schwarzen Munde und Kehle, wiewohl er vor der vorhergehenden und noch auch folgenden, zehenten und achten Linneischen Arten nicht sehr verschieden; wie denn diese drey Arten in Norwegen fast für einerley gehalten werden. Denn er hat ebenfalls einen längern Unterkiefer, wie der vorhergehende, nur ist die Seitenlinie dieser Art gerade. Artedi zählet in der ersten Rückenfloße vierzehen, in der zwoten zwanzig, in der dritten zwey und zwanzig, in der Brustfloße achtzehen, in der Bauchfloße sechs, in der ersten Afterfloße zwey- oder drey und zwanzig, und in der zwoten neunzehen Finnen. Die Engländer hätten auch einen Colefish, dessen Kopf und Rücken schwarz sey, auch häufig gefangen werde, doch ohne besondern Geschmack; indessen halte sich wenigstens diese Art mit

ihren etwanigen Verschiedenheiten überall in dem Europäischen Ocean auf. Müller zeichnet ihn Tab. III. fig. 3. Nach dem Artedi ist dieses allerdings der nämliche Kleinische Fisch.

3ter unbärtiger Pamuchel, Callarias imberbis, der mit silberglänzendem Leibe, graulichtem Rücken, und an den Wurzeln der Seitenfloßen mit einem schwarzen Flecken, begabet und gezeichnet ist; wie er denn auch mit dergleichen Flecken an den Afterfloßen besprenget ist, und eine gekrümmte Seitenlinie führet. Asellus mollis maior, seu albus; ist er wohl der Merlanus des Rondelets und Gesners, 40. a.? wie selbst Artedi fragt. a Whiting, beym Willughb. p. 170. Tab. L. m, 1. n, 5. Candidus primus des Schonevelds; der Dänen und Helenser: Withing des Charletons. Witling, Weißling; Tab. III. fig. 2. Er wird in dem Pautzker Meerbusen, und zwar in der Gegend um das Dorf Heisterneſt gefangen. Gadus, dorso tripterygio, ore imberbi, corpore albo, maxilla superiore longiore, des Artedi, syn. p. 34. sp. 1. der Schweden Whitling, Widding, Linn. Faun. Suec. der Engländer a Whiting. Nach der angeführten Kleinischen Zeichnung hat dieser Fisch einen etwas erhabenen, mit dem Rücken gleichgewölbten Kopf, einen mit Zähnen bewaffneten längern Ober- als Unterkiefer, eine anfangs, nahe an dem Rücken gerade, von der zwoten Rückenfloße gekrümmte, und dann wieder in den fächerartigen fast geraden Schwanz, ziemlich gerade fortlaufenden Seitenlinie, und besonders die erste Afterfloße sehr lang, die zwote aber mit der gegenüber stehenden dritten Rückenfloße parallel.

Gadus Merlangus, Linn. gen. 154. sp. 8. Müllers Wittling. Dieser Name wird dem Fische in Niedersachsen gegeben, weil er, ohne einem schwarzen Fleck an der Wurzel der Vörder- oder Brustfloßen, ganz weiß ist. Französisch heißt er Merlan; Englisch Whiting; Holländisch Wyting. Ob aber, wie etliche meynen, der Wyting, ein alter Molenaar, no. 6., oder der Molenaar ein junger Wyting sey, ist noch nicht recht entschieden. Er hat mit den Cabeljauen fast gleiche Anzahl der Finnen, welche sich aber nach verschiedenen Zählungen und vier Exemplarien folgender Gestalt verhalten: In der ersten Rückenfloße vierzehen; in der zwoten achtzehen bis drey und zwanzig; in der dritten zehen bis zwanzig; in der Brustfloße sechzehen bis ein und zwanzig; in der Bauchfloße vier bis sechs; in der ersten Afterfloße acht und zwanzig bis

drey und dreyßig, in der zwoten neunzehen bis drey und zwanzig, und einmal in einer Schwanzfloße ein und dreyßig Finnen. Er ist zarter als der Schelfisch, nicht länger als einen Schuh, an den Englischen und Holländischen Küsten reichlich zu finden, und durch die weiße Farbe, auch längern Oberkiefer, von dem Schelfische leicht zu unterscheiden. Noch ist der Umstand besonders merkwürdig, daß man öfters solche Wittlinge fange, die Milch und Roggen zugleich bey sich führen, und deswegen für Hermaphroditen gehalten werden; es müsse denn seyn, daß der Anfang der Roggen, ehe sie in Körner gewachsen sind, einer Milch der Fische ähnlich wäre. Sein Fleisch soll unter allen Seefischen das allergesundeste seyn, besonders, wenn es gebraten werde. Das meiste von dieser Geschichte führet Bomare, unter dem Artikel Merlan, gleichfalls an.

4ter unbärtiger Pamuchel, Callarias Imberbis, mit einer durch zwo Reihen Schuppen gleichsam gezähnelten, Seitenlinie; auf dem Rücken und in den Seiten von, ins grünliche fallender, am Bauche aber von weißer und glänzender, Farbe; mit der dritten langen Rückenfloße, so am Anfange des Schwanzes nicht breit, und der gegen über stehenden gleich ist. Curuata Pinima, Brasil. Bointo Lusit. ein Marcgravischer Fisch, in der Größe des Cordcouadis; dessen Beschreibung S. 150. also lautet: der Brasilianer Curuata Pinima, und der Portugiesen Bointo, ist ein Fisch in der Größe des Cordcouadi, (der aber, wenigstens in der gedruckten Fischhistorie unsers Marcgravs, weder beschrieben noch gezeichnet ist) auch wohl größer, von langgestrecktem, doch aber auch verhältnißweise ziemlich breiten und dicken, Leibe; mit breiten Kiemenöffnungen und großen silberfarbenen Augen. Er hat keine Schuppen und wird bloß von einer Haut, bis in die Mitten der Seiten, bedecket. Denn, durch die Mitten der Seiten, von den Kiemen an bis in die Schwanzfloße, läuft eine breite, goldfarbige Linie, und über derselben eine andere, von den Kiemen an bis auf zwey Drittel der ganzen Fischlänge, der erstern parallel, wo diese dann die goldfarbige schief durchschneidet, und alsdenn derselben parallel bis in den Schwanz fortläuft. Diese der goldfarbenen parallele Linie, ist vorwärts und bis sie die goldfarbige durchschneidet, mit einer gedoppelten Reihe sehr kleiner Schüppchen eingefasset, selbst aber ist sie glatt; am hintern Theile aber, wo sie die goldfarbige durchgeschnitten, und sofort unter derselben, läuft sie mit ihr parallel fort, und gleichfalls mit

mit einer doppelten Reihe Schüppchen bezeichnet, die aber größer sind; doch ist die Linie selbst, wie ihr Vordertheil, nicht glatt, sondern gleichsam gezähnelt und stachlicht. Die Farbe des Fisches ist am Rücken und in den Seiten grünlich, am Bauche weiß und glänzend. Er hat sieben Floßen, nämlich eine länglichte nach jedem Kiemen; unter diesem zwo, am Unterleibe mit einander hinterwärts vereiniget; eine mitten am Leibe; dieser gegen über eine auf dem Rücken, und noch eine Rückenfloße weiter vorwärts nach dem Kopfe zu. Von der zwoten hintern Rückenfloße und der gegen überstehenden Bauchfloße an, läuft auf beyden Seiten eine lange stachlichte Floße bis an den gabelförmigen Schwanz. Er wird öfters im Meere gefangen und ist von gutem Geschmacke. In einer Anmerkung wird beygefüget: Gesner schreibe, der Thunnus oder Thynnus der Alten werde von den Portugiesen Bonito genannt; desgleichen aus dem Rondelet, daß andere die Amiam auch Bonito nennten; aber keine von deren Zeichnungen komme mit der gegenwärtigen, der Marcgravischen, überein; und dieses verhält sich auch also. Im Gegentheile machet auch Klein bey der Marcgravischen Beschreibung eine kleine Anmerkung. Der Autor saget: der Fisch habe keine Schuppen und wird in der Mitten der Seiten bloß mit einer Haut bedecket. Diese Mittellinie wäre mit einer gedoppelten Reihe kleiner Schüppchen bezeichnet (gleichsam eingefaßt) und sie selbst sey glatt; am hintern Theile derselben und hinterwärts wäre sie gleichfalls mit einer gedoppelten Reihe Schuppen bezeichnet, die aber größer wären; es müsse also das glabrum bey dem Autor eben so viel bedeuten, als das laeue. Und gewiß, wenn der Fisch an der Seitenlinie so in die Sinne fallend geschuppet sey, daß er dadurch rauh und schiefericht anzufühlen, so würde er wohl an dem übrigen Leibe auch nicht ganz ungeschuppt, folglich wohl glatt, laeuis, aber nicht kahl und bloß, glaber, seyn. Er sey nämlich mit sehr kleinen, feinen, und dichte an einander gefügten, Schüppchen, (wie etwa die Aale) bedecket, daß es schiene, als wäre er zugleich glatt und kahl, das ist, mit Schüppchen nicht bedecket.

Panapana.

Der Panapana, ein Brasilianischer Flußfisch, ist von mittelmäßiger Länge, und hat eine harte, unebene Haut, wie der Seehund. Uebrigens ist er der Zygene ganz gleich, die zu Marseille Cagnole genannt wird. S. A. Reisen, B. XVI. S. 283. und B. III. S. 840. allwo sein Kopf auf der

Kupfertafel no. 11. gezeichnet ist, und er der Pantouflier, Panapa, oder Hammerfisch genannt wird. s. Kleins Ostracion, 2. ein Grobschmidt, s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 525.

Panaxsaft.

S. Opopanax.

Pandakaki.

Die Indianer geben diesen Namen zwo Pflanzen, und gebrauchen den milchichten Saft davon zu den meisten von ihren Arzneyen. Herr Sonnerat meldet, wie beyde von einander gänzlich unterschieden seyn, und die kleine Art vielleicht zu dem Geschlechte des Hundskohl gehöre, die größere aber, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung unter dem Namen der wilden Kakepire bekannt ist, indem sie mit der Gardenia florida, die daselbst auch Kakepier heißt, etwas ähnliches hat. Herr Sonnerat aber hält solche für ein eigenes Geschlecht, und hat solches nach dem Herrn Bergk, Secretair des Raths auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Bergkias genannt. Es ist solche ein Strauch, etwa sechs bis sieben Fuß hoch; die Blätter stehen einander gegen über; auf der Spitze der Zweige stehen einzelne wohlriechende Blumen. Der Kelch ist röhricht, oben in verschiedene kleine Blättchen getheilet, unterwärts aufgeblasen und mit einigen kleinen Schuppen besetzet; das weiße Blumenblatt sitzt auf dem Fruchtkeime und verbreitet sich aus einer langen Röhre in neun große rundliche Einschnitte. Neun Staubfäden stehen an der Mündung des Blumenblatts; die Staubbeutel theilen sich in zwo nadelförmige Spitzen. Der Griffel endiget sich mit verschiedenen Staubwegen. Das Blumenblatt mit dem obern Theile des Kelches fallen ab, der untere Theil bleibt stehen und vereiniget sich mit der eyförmigen und fleischichten Frucht. Diese zeiget inwendig fünf Kuchen oder Saamenhalter, woran viele schwarze Saamen sitzen, die mit einem häutichten Umschlage versehen sind, und in einer Art von Teige liegen, der die ganze Frucht ausfüllet.

Pandang.

Viele im Malabarischen Garten und vom Rumph im Herbario amboinensi beschriebene und abgezeichnete Gewächse, wenn sie auch wegen ihres Nutzens merkwürdig wären, haben wir deswegen nicht erwähnen wollen, weil die Beschreibungen öfters unzulänglich sind, und daher die Pflanzen von den jetzigen Kräuterlehrern nicht gehörig bestimmet werden können. Zu diesen gehören auch diejenigen, welche Rumph unter dem Namen Pandanus angeführet

führet. Weil aber Hr. Zückert in der Abhandlung von Speisen den ceranischen Pandang erwähnet, haben auch wir solchen nicht füglich übergehen können. Die Pandangs machen gleichsam eine einige Familie aus, und unterscheiden sich, dem Wachsthume und der Beschaffenheit nach, gar merklich von andern Gewächsen. Rumph beschreibt davon zwölf Arten. Alle scheinen gleichsam ihre Gestalt von andern Pflanzen entlehnet zu haben, und zeigen daher mit verschiedenen einige Aehnlichkeit. Der holzichte, fäserichte und in Gelenke abgetheilte Stamm gleicht den Palmen; die langen, sägartig ausgezahnten Blätter kommen mit der Ananas oder einigen Arten des Riedgrases überein, und die Frucht ist fast den Zapfen der Fichten ähnlich. Ueberdieß besteht die Wurzel gleichsam aus vielen Wurzeln, welche hoch über die Erde hervorwachsen, und die Blüthen vergleichet Rumph mit den milchfärbigen Gedärmen der Fische. Eine nähere Erklärung und Beschreibung dieser besonders gestalteten Theile müssen wir von denjenigen erwarten, welchen das Glück vorbehalten ist, die Moluckischen Inseln und besonders Amboina zu besuchen, und die dasigen vielen Schätze aus dem Gewächsreiche nochmals aufzusuchen und andern gehörig mitzutheilen. Die Frucht von den meisten Arten Pandangs enthält und giebt ein Oel, und den ceranischen pflegen die Einwohner der Moluckischen Inseln, bey solchen Speisen, welche Fettigkeit verlangen, häufig zu gebrauchen. Vornehmlich kochen sie damit den Reiß, oder nehmen das, besonders aus der Frucht bereitete, Oel und vermischen solches mit Reiß. Dieser erhält dadurch eine rothe Farbe.

Pangolin.

Panggoeling, Manis Pentadactyla Linn. Ein vierfüßiges Thier in Ostindien, dessen Körper mit starken Schuppen, die wie Ziegeln über einander liegen, bedecket ist; daher man es im deutschen Schuppthier zu nennen pfleget; unter welchem Artikel nähere Nachricht von demselben folgen soll.

Panke.

Panke oder Panque. Der Pater Feuillee führet unter diesem Namen eine Pflanze an, welche in der amerikanischen Provinz Chily, und daselbst in morastigen Gegenden wächst; die Blätter, welche am obern Theile der langen Wurzel stehen, sitzen auf Stielen, welche unter der grünlichten Rinde ein weißes, wässerichtes, süßlichtes Wesen enthalten, welches sogleich schwarz wird, wenn es zerschnitten worden. Das Blatt

selbst ist breit, und in fünf, auch mehrere große, und wieder gespaltene Lappen abgetheilet, und am ganzen Umfange sägartig eingekerbet. Die Blume hat Feuillee nicht untersuchet. Die Einwohner essen die abgeschälten Blätterstiele roh, sie haben einen süßlicht angenehmen Geschmack. Die Färber bedienen sich der Wurzel zum schwarz färben, auch die Gerber richten damit die Häute zu, welche sich dadurch verlängern, auch wohl dicker werden sollen. Bey andern und den neuesten Schriftstellern haben wir keine Nachricht davon gefunden.

Panther.

S. Parder.

Pantoffel.

Diesen Namen führen zwo Conchylien. Unter den Klippklebern heißt eine Lippschale, nämlich die Patella fornicata Linn. wegen der Aehnlichkeit mit einem Weiberpantoffel.

Der Pantoffel, oder auch Mönchsschuh. Die Schale ist eyförmig, mit dem Wirbel umgekrümmet, und von unten mit einer hohlrunden Lippe versehen, worinnen das Pantoffelähnliche zu suchen. Sie ist über einen Zoll lang, einen Zoll breit und fast einen halben Zoll tief, dickschalicht, aber glatt, und mehrentheils braun, oder rostfärbig, geflecket, oder gestreift. Das mittelländische Meer.

Die andere Pantoffelmuschel ist nur versteinert gefunden, und vom Herrn von Linne' in den Zusätzen Anomia Sandalinum genannt worden. Die Schale ist nicht größer, als ein Glied vom Daumen, dichte, dick gethürmt, hat einen flachen Rücken, eine gestreifte Höhlung, und einen flachen, strahlichten, halbrunden Deckel, der auf die halbrunde Höhlung passet, und deren Striche vom Mittelpuncte bis zum Umfange gehen. Der Rand des Rückens zeiget eine Spur vom Schlosse. Diese ist in Deutschland im Jüllichischen gefunden worden.

Pantoffelblume.

Der erste Beobachter dieser Pflanze, Peter Feuillee, fand in der Gestalt des Blumenblattes und einem türkischen Pantoffel eine Aehnlichkeit, und nannte daher solche Calceolaria. Wenn der Grund dieser Benennung nicht so deutlich wäre, könnte man leicht glauben, als ob selbige auf den Veronensischen gelehrten Apotheker, welcher im sechzehenten Jahrhunderte die auf dem Berge Baldo wachsenden Pflanzen aufgezeichnet, nämlich Franc. Calceolarius, abziele, und desselben Andenken gewidmet worden. Es ist aber dieser bey Austheilung der gewöhnlichen Belohnung leer ausgegan-

gegangen, und Calceolaria bedeutet so viel als ein Schuh oder Pantoffel. Da auch schon eine andere Pflanze unter dem Namen Calceolus, und im deutschen Marienschuh genannt worden, haben wir lieber den Pantoffel davor wählen wollen. Herr Planer hat Schubblume angenommen. Feuillee hat zwar in Peru zwo Arten angemerket, beyde auch Herr von Linné in der Murrayischen Ausgabe angeführet, als eine mit gefiederten, die andere mit ganzen Blättern. Beyde gehören aber unter die seltensten Pflanzen, und die zwote ist noch weniger bekannt, als die erste, daher wir auch nur diese beschreiben wollen.

Die gefiederte Pantoffelblume ist ein Sommergewächse. Die fäserichte Wurzel treibt einen aufrechtstehenden, zween Fuß hohen, mit Zweigen besetzten, und in Gelenke abgetheilten, haarichten, und gleichsam mit einem feinen, schleimichten Thaue besprengten Stängel. Die Zweige stehen einander gegen über und sind kürzer als der Stängel. Die gefiederten Blätter stehen einander gegen über, und bestehen aus sieben bis eilf länglichten, zerschnittenen, oder federartig in Lappen abgetheilten, weichen, oberwärts wollichten, und gleichsam mit Thau benetzten, unterwärts etwas klebrichten Blättchen. An den Spitzen der Zweige sitzen gemeiniglich zwo Blumen bey einander. Der einblätterichte stehenbleibende Kelch zeiget vier eyförmige Einschnitte. Das gelbe Blumenblatt ist in zwo Lippen getheilet; die obere Lippe ganz klein, aufgeschwollen, fast kugelförmig, ausgehöhlt und vorwärts gespalten, die untere hingegen sehr groß, gleichfalls aufgeblasen und kugelförmig, zärter gespalten und ganz und gar über die obere Lippe aufwärts geschlagen. Zween kurze Staubfäden liegen unter der obern Lippe und die Staubbeutel sind mit einem besondern Ansatze gezieret, welche zwischen dem Spalte der obern Lippe hervorstehen. Der Griffel ist ganz kurz, und der Staubweg stumpf. Der kugelförmige Fruchtbalg ist zweyfächericht, öffnet sich mit zwo oder vier Klappen und enthält viele Saamen. Die Pflanze hat weder Geschmack noch Geruch, und man kann davon keinen sonderlichen Nutzen hoffen. Die Blume ist eine der sonderbarsten und hat wohl nicht ihres gleichen. Es verlanget die Pflanze viel Wasser und lockere Erde, und Herr von Linné meldet, wie von unzählich vielen Saamen, welche er an verschiedenen Stellen des Gartens ausgesäet, nicht ein einziger, die im Scherbel gesäeten aber alle aufgegangen.

Pantoffelholz.

S. Korkbaum.

Pantouflier.

Pantouflier. s. kurz vorherstehenden Artikel, Panapana.

Panzerfische.

Panzerfische nennt Müller das 177ste Thiergeschlechte der vierten Klasse vierten Ordnung, nämlich der Bauchfloßer, Piscium Abdominalium, des Ritters von Linné, Loricaria, deren Körper ringsherum mit einer knochichten Haut bekleidet ist. s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 73. Die Kennzeichen dieses Geschlechts sollen, ein glatt und niedergedrückter Kopf, ein ungezähneltes, und sich zurück zu ziehen vermögendes, Maul, eine sechsstrahlichte Kiemenhaut, und ein gepanzerter Körper, seyn. Hieraus, und daß besonders der Körper mit steifen, knochichten Schuppen bedecket und gleichsam gepanzert ist, läßt sich die Ursache der lateinischen und deutschen Benennung leicht abnehmen. Wie denn auch die Holländer dasselbe Harnasmannen nennen, auch andere Schriftsteller demselben den Namen Cataphractus, so von gleicher Bedeutung ist, beylegen. Es werden davon nur folgende zwo Arten angeführet:

1) Loricaria Cataphracta, der Harnischfisch nach Müllern. Nach selbigem führet dieser Fisch mit Recht seine Benennung, denn die Schuppen sind hart, groß, und in die Quere länglicht, sitzen fest an einander, und machen den Körper einigermaßen eckicht. Der Körper ist spindelförmig und länglicht, oben platt, in der Gegend der ersten Rückenfloße gleichsam viereckicht. Der Kopf ist sehr groß, von oben platt gedrückt und beinicht, unten nackend, und durch die Kiefer scharfeckicht. Die Augen stehen dichte bey den Nasenlöchern in pomeranzenförmigen Ringen, von sich selbst aber in einer weiten Entfernung. Die Schnauze ist rund und stumpf, mit breiten Lippen versehen, das Maul aber klein und gefalten, daher dieser Fisch auch von andern (vom Seba und Gronov) Plecostomus, genannt wird. Die Kiemenhaut hat zu beyden Seiten drey Beinchen; die Seitenlinie fängt gleich hinter dem Kopfe an, und geht gerade bis zum Schwanze. Der Nabel steht näher am Kopfe, als am Schwanze; die Schuppen sind rauh und der Schwanz gabelförmig. Die obere Finne desselben geht in einen borstenartigen Faden aus, welche an einem zehn Zoll langen Exemplare des Seba die Länge von drittehalb Zoll hatte. Die Farbe des Rückens und der Floßen ist dunkelaschgrau, doch sind letztere auch mit schwarzen Puncten gesprenkelt;

kelt; untenher ist der Körper weiß. Die Anzahl der Finnen in der Rückenfloße ist eine steife von achten, in der Brustfloße eine von sieben, in der Bauchfloße eine von sechsen, desgleichen in der Afterfloße, und zwölf Finnen in der Schwanzfloße. Sein Vaterland ist das mittägige Amerika, und die Zeichnung desselben giebt Müller Tab. VIII. fig. 4. Die von dem Ritter nach dem Gronov angeführte Nebenart unterscheidet sich hauptsächlich darinne, daß die obere Finne des Schwanzes in einen so langen borstenartigen Faden ausgeht, als der ganze Körper ist, da selbige an dem vorbeschriebenen Exemplare nur einen vierten Theil der Länge des Körpers ausmachet.

2) Loricaria Plecostomos, das Runzelmaul nach Müllern; Guacari der Brasilianer des Marcgravs, S. 166. und Trutta edentula, 17. (nicht 16.) des Kleins. s. unsere Artikel, Forelle, B. III. S. 182. und Guacari, ebendas. S. 544.

Panzerhahn.

Panzerhahn, nach Müllern, die erste Gattung der Seehähne, Trigla Cataphracta, Linn. gen. 172. sp. 1. Trigla, cirris plurimis, corpore octagono, des Artedi Syn. p. 75. sp. 10. Cataphractus 14. des Kleins, ein Küraßirer, s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 828.

Panzerthier.

S. Armadill.

Panzerwels.

Panzerwels wird von Müllern Silurus Cataphractus, Linn. g. 175. sp. 21. genannt, nach dem Vorgange des Catesby, III. p. et tab. 19. der ihn den amerikanischen Harnischmann genannt hat. s. unsern Artikel, Wels.

Papagey.

Dieser Vogel, Psittacus, ist bey uns nicht einländisch sondern kömmt aus Indien zu uns. Klein rechnet ihn zu seiner dritten Familie, nämlich zu solchen Vögeln, die von ihren vier Zehen, zween vorwärts und zween hinterwärts, letztere weiter aus einander, als die erstern, stehen haben; wohin die Spechte, Kukuke, Eisvögel, u. s. w. gehören. Der Papagey hat einen hohen, dicken, kurz gekrümmten und reißenden Oberschnabel, der Unterschnabel ist viel kürzer. Die Zunge sieht aus wie ein länglicht abgerundetes Stück Fleisch, mit einer Sammethaut bedecket, breit und vorne rund. Füße und Zähen fleischfarben und weich, die Klauen aber sehr krumm gebogen; der Schwanz etwas lang. Er gehöret nicht unter die Raubvögel, denen er weder mit dem Schnabel

noch den Füßen gleich kömmt. Es ist auch nicht bekannt, daß er sich vom Raube nähre und andere Thiere fange; sondern er lebet von Baum- und Feldfrüchten. In Gegenden, wo der Kaffee stark gebauet wird, finden sich die Papageyen zur Zeit der Kaffeeärndte zu tausenden ein, und verwüsten diese Bäume. Sie fliegen, zumal die kleinern, immer in großen Haufen und jedesmal paarweise. Auf die Kaffeebäume fallen sie des Abends vor Sonnenuntergang, und sind alsdenn in großen Parthien zu schießen. Ihr krummer Schnabel dienet ihnen zum Klettern; denn sie helfen sich damit fort, und halten sich, wie mit einem Haken an, so oft sie beym Auf- und Absteigen einen Fuß loslassen. Die Papageyen bauen ihre Nester mit vieler Geschicklichkeit aus Binsen und Baumreisern künstlich zusammen gewebet, und machen sie an die äußersten Spitzen der schwächsten Zweige, oder der höchsten Bäume, fest. Das Fleisch derselben ist auch zu essen, welches in Ländern geschieht, wo sie sich häufig aufhalten. Uebrigens sind alle diese Vögel, zumal die größern Arten, sehr gelehrig, und lernen leicht sprechen, wenn sie nur genug unterrichtet werden. Dieses ist auch die vornehmste Ursache, warum sie so häufig nach Europa gebracht werden, wo man ihren Werth nach ihrer Fertigkeit im Sprechen schätzet. Denn außer den menschlichen Stimmen, außer den Wörtern und Reden, lernen sie auch allerley Stimmen von Thieren nachahmen. Sonst sind noch die Farbe und Größe bey ihrem Werthe in Betrachtung zu ziehen. Denn aus den Papageyenfedern werden allerley künstliche Zierrathen zur Tracht verfertiget, als Schürzen, Mäntel, Kopfputze, u. s. w. deren man sich in Amerika sehr häufig bedienet. Es sind auch in Amerika wirklich diese Vögel am häufigsten. Unerachtet man sie auch in Afrika und Ostindien, vornehmlich den Moluckischen Inseln, findet; so werden doch die mehresten und schönsten aus Westindien zu uns gebracht. Aus dieser Ursache will ich mich in Erzählung der Ordnungen nach dem Herrn Fermin richten, der in seiner Beschreibung von Surinam die begreiflichste Ordnung beybehalten hat. Die übrigen zahlreichen Arten, welche die Ornithologen aufführen, sind im Grunde wohl nichts, als Varietäten, und auch diese kaum. Vermuthlich ist oftmals einerley Papagey, unter verschiedenen Namen und veränderten Kennzeichen, vorgestellet. Selbst in Kleins sehr vielen Arten finde ich nicht Unterschied genug. Herr Fermin gesteht, daß man bey den Schriftstellern große und lange Verzeichnisse von Papageyen findet: er aber habe nur sein Au-

genmerk

genmerk auf diejenigen gerichtet, welche in der Colonie befindlich sind. Inzwischen bringe jede Gegend des amerikanischen festen Landes diese Art Thiere hervor, die lediglich nach der Farbe ihrer Federn unterschieden werden: das letzte, worauf man bey den Charakteren der Vögel zu sehen hat. Und allem Ansehen nach werden auch nach Surinam die meisten andern amerikanischen Arten von Papageyen gebracht, die dem Herrn Fermin daher nicht unbekannt können gewesen seyn. Die Papageyen lassen sich demnach in drey Klassen eintheilen, in große, in mittlere, in kleine. In der erstern stehen die zwo Arten des Aras, als des größten unter den Papageyen: so groß wie ein Huhn, und nur der Farbe nach unterschieden. Es scheint, daß dieser Name Aras von andern anders geschrieben werde. Die erste Art hat den rothen, dessen Federn am Kopfe, Halse und Bauche feuerroth sind; die Flügel blau, rothgelb untermischet, Schwanz bis zwanzig Zoll lang und prächtig roth. Kopf und Schnabel groß; Oberkiefer weiß, unterer schwarz; an den Schläfen weiß. Die zwote Art ist der blaue Aras. Schnabel schwarz und etwas länger als des vorigen, um die Augen eine Haut, mit schwarzen Federn untermischet, auf dem Kopfe grün, Bauch gelb, Rücken schön blau, Füße braun, mit schwarzen Klauen. Der zwoten Klasse Papageyen sind um ein Drittel kleiner, als die Aras, unterscheiden sich vorzüglich durch ihre Gefieder, auch die Namen ihres Vaterlandes, oder der Orte, wo sie hergebracht werden. Hier finden sich folgende Arten. Der brasilianische Papagey, vom Orenoga. Rothe Flügel, saffranfarbener Ring um die Augen, Kopf oben gelb, der Körper grün, Schnabel oben schwarz, hernach blau und roth, Füße aschfarben. Alle brasilische Papageyen sind grün; ihre Federn sind wie mit kleinen weißen und sehr feinen Pflaumfedern bedecket und gleichsam versilbert. Sie sind vor andern zahm, gesellig und gelehrig. Die zwote Art dieser Klasse ist der graue, guineische Papagey, wird mit den Negerschiffen von der Küste Guinea nach Amerika gebracht. Schnabel schwarz, der ganze Leib dunkelaschfarben. Schwanz roth und kurz, so wie auch des vorhergehenden, um die Augen eine weiße Haut. Die dritte Art, der grüne Papagey vom Amazonenflusse; von Farbe blendend grün, und außerordentlich schön, vor andern groß, einige gelbe Federn auf der Stirne. Die vierte Art, der violetblaue Papagey; Kopf und ganzer Unterleib schön karmoisin, Brust und Bauch schön violetblau, hinten am Kopfe ein violet-

violetblauer Streif, Schulterfedern schön blau, Flügel und Schwanz grün und roth, starker, schwarzer Schnabel, Ring um die Augen goldgelb. Die fünfte Art, der bunte Papagey, weil er an Brust, Hals und Bauch bunt ist, dunkel, braun, blau, Rücken grün, Flügelfedern bläulich, Schwanz grün, kann mit den Kopffedern einen Kamm machen. Die sechste Art, der grüne Papagey mit gelben Rücken, übrigens blaßgrün. Die siebente Art, grüner Papagey mit gelbem Kopfe und Schultern, an der Kehle aschgrau. Die achte Art, grüner Papagey mit himmelblauem Kopfe, und um den Hals eine gelbe Binde. Die neunte Art, kleiner, grüner Papagey, Schnabel, Schenkel und Füße etwas roth. Die dritte Klasse enthält alle kleinere Papageyen, die deswegen auch Zwergpapageyen, Perroquet, genannt werden; sie werden wegen ihrer Kleinheit geschätzet. Die auf Surinam, als die erste Art dieser Klasse, sind nur so gros, als eine Amsel, und alle grün, am Kopfe etliche rothe Federn, weißer Schnabel. Sie ziehen stäts in Haufen, und fallen sehr auf die Hirse, haben einen lieblichen Gesang. Die zwote Art, gleichfalls ein schön grün geflamter Papagey mit goldfarbnem Augenringe, himelblauem Oberschnabel und schieferblauen Unterkiefer, Kopf braun, Rücken und Schwanz grün geflammet, Kehle braunschuppicht, Schwanz kurz, unten rothbraun, Füße und Klauen schwarz. Die dritte Art, der guineische Zwergpapagey, ist etwas größer, als die vorigen. Kopf oben graubraun, Oberleib, Flügel und Schwanz bräunlich grün; Brust, Bauch, Schenkel, schön pomeranzenfarben. Die vierte Art ebenfalls ein guineischer Zwergpapagey, so groß wie eine Lerche, Schnabel, Stirne, Backen, Kehle hochroth bey dem Männchen, und weniger bey dem Weibchen, Unterleib schön hellgrün, Oberleib dunkelgrün, überm Kreuze glänzend hellblau, Schwanz roth und schwarz gemischet, nicht lang, Füße schwarz. Herr Klein führet vierzig Arten an, die aber meist auf die Farbe ankommen. Man kann sie nach diesen nicht gut in eine Ordnung stellen. Die weißen Papageyen sind vielleicht die, welche am wenigsten vorkommen, sollen aber dabey gelehriger, als andere seyn. Die Mandelkrähe, die blaue Raake, der Birkheher, eine Art der Aelstern, wird, weges ihrer schönen Farben, auch sonst der deutsche Papagey genannt.

Papagey oder Papagoy, Psittacus, ist auch eine Gattung von Krammetsfischen, oder Scarus; Richter. Rondelet legt seiner vierten Gattung der Turdorum, nach dem Vorgange der Fischer

um

um Montpellier, eben diesen Namen Perroquet, Psittacus, bey. Nach der Beschreibung und Zeichnung des Catesby, p. et tab. XXIX. ist er auch gewiß einer der schönsten Fische. Er nennt ihn den Papageyfisch, Psittacus, piscis viridis, Bahamensis. Der Rachen desselben ist groß, und gleichsam wie mit stumpfen Zähnen gepflastert, die so dichte, wie bey dem Seewolfe, beysammen stehen. Sein Leib ist mit großen, grünen Schuppen bedecket; die Augen sind roth und gelb; der obere Theil des Kopfes ist braun, der untere nebst den Ohren blau und dunkelroth eingefasset. Von der Kehle an geht bis hinter die Ohren ein rother Streif, bey dessem obern Ende ein glänzend gelber Flecken ist. Der Floßen sind fünfe: eine erstreckt sich fast durch die ganze Länge des Rückens, und ist braun oder zimmetfarbig; zwo stehen hinter den Ohren, und haben eine aus schwarz, grün und purpur gemischte Farbe, am obern Rande aber eine blaue Einfassung. Unter dem Bauche ist eine andere rothe, und blau eingefaßte, Floße; unter dem After aber steht eine lange, schmale und grüne, welche in der Mitten einen rothen Streif hat; am Grundtheile des Schwanzes war an jeder Seiten ein großer gelber Flecken. Der Schwanz ist groß, gespalten und grün; durch die Mitte desselben geht ein krummer rother Strich, so mit der Krümme des Schwanzes parallel läuft, und sich in zwo Spitzen endiget. Die Schönheit machet diesen Fisch schätzbarer, als sein Geschmack. Man fängt sie an den Küsten der Insel St. Domingo, Cuba und der Bahamischen Inseln. Bomare führet zwo Gattungen des Perroquet de mer auf, und merket an, daß die erste, die amerikanische, nach dem Labat, einem Karpfen ziemlich gleiche; (wie nämlich aus der Catesbeyischen Zeichnung zu ersehen, als welcher auch die Beschrei bung noch näher kömmt); der Papageyfisch bey der Insel Tabago soll einen wahrhaften Papagaykopf haben, und einer Makrelle mehr gleichen. Von beyden will er behaupten, daß sie gut schmeckten, gute Säfte hätten und leicht zu verdauen wären; von dem Geschmacke aber ist Catesbey etwas anderer Meynung.

Papagey. So nennt auch Müller die sechste Gattung des 158sten Linneischen Thiergeschlechtes, seiner Stutzköpfe, Coryphaena Psittacus, den Papagey, der aber auch von den vorstehenden Arten verschieden ist. Er soll aus Carolina seyn, und daselbst Parratfish, d. i. Papageyfisch genannt werden.

Papageyenfeder.

S. Amaranth.

Papagenensaamen.
S. Saflor.

Papagayenschnabel.

Unter diesem, bey den Holländern gebräuchlichen, Namen verstehen wir die Anomia terebratula Linn. welche daher auch Hr. Müller Terebratul nennt. Die Franzosen nennen solche gleichfalls le Bec de Perroquet, oder auch le Coq et la Poule, der Hahn und die Henne. Man beschreibt diese versteinerte Muschel als querenförmig, glatt, erhaben rund, die eine Schale zwofach, die andere dreyfach. Das Original davon ist vor einigen Jahren von den Franzosen an den Malouinischen Inseln, auch nachher in dem Norwegischen Meere gefunden worden.

Papagayenschnabel, wird auch das Müllerische alte Weib seiner Hornfische, Balistes Vetula, Linn. gen. 135. sp. 7. genannt, welche bey den Brasilianern eine Art von der Guaperua, und bey dem Klein ein Maus-Bocks-Maul, Capriscus, 2. ist. s. unsere Artikel, Hornfisch, B. IV. S. 116. Guaperva, B. III. S. 551. und Mausbocksmaul, B. V. S. 429.

Papas oder Pape.
S. Erdäpfel.

Papawbaum.
S. Annonenbaum.

Papaya.

Diesen Geschlechtsnamen findet man beym Tournefort. Herr v. Linné hat dafür Carica gewählet; da man aber unter diesem auch den Feigenbaum verstehen kann, hat Ludwig den erstern beybehalten. Es sind davon zwo Arten bekannt.

1) Papaya mit ausgeschweiften Blätterlappen, Melonenbaum, Baumrohr, Carica Papaya Linn. Diese Art wächst in beyden Indien. Der Stamm ist einfach und zeiget äußerlich viele dreyeckichte, erhabene, dunkelbraune Linien, als Merkmale, wo die abgefallenen Blätter angesessen; er ist mehr weich, als holzicht, indem unter der härtern Rinde ein weiches, krautartiges Wesen liegt; inwendig erscheint eine hohle Röhre, welche an jungen Stämmen durch zarte Querwände der Länge nach in Fächer abgetheilet ist, so aber mit der Zeit ganz verschwinden. An dem obern krautartigen und grünen Theile des Stammes stehen viele Blätter der Länge nach unordentlich über einander. Der Stiel ist ohngefähr drey Fuß lang, und setzt sich, nach Art der schildförmigen, an die untere Fläche des Blattes an. Das Blatt selbst ist wohl anderthalb

Fuß

Fuß lang und breit, in sieben, neun, oder eilf Lappen, nach Art der handförmigen, abgetheilet und jeder Lappe wiederum vielfach eingeschnitten. Aus dem Winkel der Blätterstiele, oder nahe um selbige entspringen die Blüthstiele, welche an einem Stamme nur männliche, auf dem andern weibliche Blumen halten. Die männlichen Blüthstiele sind weißlicht, lang, dünne, hängen unterwärts, und endigen sich mit einer Blumenähre. Bey diesen scheint der Kelch ganz zu fehlen. Das trichterförmige, weißlichte Blumenblatt besteht aus der dünnen, sehr langen Röhre und dem Rande, dessen fünf Einschnitte schief aufgerollet sind; am obern Theile der Blumenröhre sitzen zehn Staubfäden, deren fünfe kürzer und fünfe länger und unter sich wechselsweise gestellet sind. Diese Blumen haben einen schwachen aber angenehmen Geruch, welcher jedoch in den Frühstunden, oder nach einem warmen Regen, viel stärker sich äußert. Aus den zerschnittenen Blätterstielen und dem geritzten Stamme fließt ein milchichter, nicht scharfer, sondern bitterlicher Saft. Die weibliche Pflanze ist kaum von der männlichen unterschieden. Der Stamm soll höher treiben und die Blätter hellgrüner seyn. Bey den Blumen aber scheint der Stiel zu mangeln, und sie sitzen fast platt, einige neben einander um den Blätterstiel an. Diese haben einen kleinen fünffach gezahnten Kelch, und fünf lange, anfangs aufgerichtete, hernach auswärts und unterwärts gebogene Blumenblätter, und der Fruchtkeim trägt fünf platte, abgestutzte und eingekerbte Staubwege. Auch diese haben einen schwachen lilienartigen Geruch. Die Frucht ist an Größe und Gestalt fast einer Melonen ähnlich, der Länge nach ausgefurcht, mit dem Kelche oberwärts besetzet, und gelb gefärbet. Sie sollen, wie Oldendorp in der Geschichte der Mission meldet, oft anderthalb Fuß Länge, und sechs Zoll im Durchschnitte erhalten. Unter der dünnen Haut liegt viel gelbes, saftiges, fleischichtes Mark und schwarze länglichte Saamenkerner. Das fleischichte Wesen hat einen starken Geruch und süßlichen Geschmack. Auch die weibliche Pflanze enthält die bitterliche Milch. Von der rohen abgeschälten Frucht wird das saftige, gelbe Fleisch gegessen; es giebt aber wenige und schlechte Nahrung, und dienet mehr zur Kühlung. Oefterer wird die halbreife, und wenn das Fleisch noch weißlicht ist, in Scheiben zerschnitten, mit Wasser und Zucker abgekochet und gespeiset. Die Sineser pflegen auch das Fleisch mit Zucker einzumachen, es soll aber nicht lieblich schmecken. Die Blät-

ter werden von den Negern statt der Seife zum Waschen gebrauchet, und aus den hohlen Stängeln schnitzen sie sich Pfeifen. In Indien zeiget diese baumartige Pflanze einen sehr schnellen Wachsthum, in fünf oder sechs Monathen erreichet sie schon Mannshöhe und fängt an zu blühen; der Wachsthum dauert aber fort und der Stamm wird ohngefähr drey Mannslängen hoch; doch soll der Baum nicht über fünf Jahre alt werden. Die Vermehrung geschieht durch den Saamen, den man aus Indien erhalten muß; dieser wird auf das Mistbeet gesäet, die jungen Pflanzen, jede besonders, in kleine, mit lockerer, leimichter Erde gefüllte Töpfe gepflanzet, diese auf ein Treibebeet von Lohe gesetzet, und so lange vor der Sonne beschattet, bis sie angewurzelt, nachher soll man sie in das Treibehaus auf ein Lohbeet setzen, und beständig daselbst unterhalten. Im Winter sollen sie selten, im Sommer öfters, aber wenig auf einmal begossen werden. Bey guter Wartung wird die Pflanze bey uns im dritten oder vierten Jahre blühen.

2) *Papaya mit ganzen Blätterlappen*, Carica Posoposa L. Diese Art wächst in Surinam, unterscheidet sich von der erstern durch den ästichten und mit schwachen Stacheln besetzten Stamm, die ungetheilten und ganzen Lappen der Blätter und rosenrothen Blumen. Die Frucht hat mehr die Gestalt einer Birne, ist wohlriechend, durchaus gelb, und kann wie von der ersten Art, gespeiset werden.

Papier.

Schon in den ältesten Zeiten haben die Menschen angefangen einander ihre Gedanken in der Entfernung mitzutheilen, oder selbige auf ihre Nachkommen zu bringen, und aufzubewahren. Sie haben diejenigen Zeichen, deren sie sich hierzu bedienten, und als Buchstaben anzusehen sind, auf Tafeln von Wachs, Bley, vornehmlich auf Baumrinde und Blätter eingegraben und sich eine lange Zeit mit diesem beschwerlichen Mittel beholfen. Sie wähleten hierzu mancherley Bäume und Pflanzen. Unsere Birke gehöret unter die ersten und gewöhnlichsten, auf deren Rinde man geschrieben; wobey wir aber anmerken, daß man nicht die ganze Rinde, sonderlich nicht die äußerste, sondern nur die innerste Lage erwählet, welche näher an dem Holze liegt und in Holz verwandelt wird; und von diesem Gebrauche hat vermuthlich auch dieser Theil der Rinde noch itzt ihren gewöhnlichen Namen Liber erhalten, ob wir gleich im deutschen solchen nicht Buch, sondern Bast zu nennen pflegen. Eben so gemein war der Gebrauch der

Palmblätter zum schreiben, und man findet noch heut zu Tage viel dergleichen beschriebene Blätter in den Natur- und Kunstkammern und Bibliotheken aufbehalten. Die Egyptier, welche in alten Zeiten zu neuen Erfindungen eine besondere Fähigkeit gezeiget, sind die ersten gewesen, welche diese ungemächliche Art mit einer bequemern vertauschet, und aus einer Pflanze eine Materie bereitet haben, worauf man gut schreiben, solche Blätterweise zusammen legen, in beliebige Form bringen, und das beschriebene füglich aufbehalten könnte, und diese Materie war die erste Sache, die den Namen des Papiers verdienete. Die eigentliche Zeit, wenn diese Erfindung geschehen, ist nicht gewiß anzugeben. Die meisten geben hierinnen dem Plinius Beyfall, welcher meldet, daß solches zu der Zeit geschehen, als die Egyptier von Alexander dem Großen überwunden worden wären, obgleich die Pflanze schon zu den Zeiten des Homers bekannt gewesen. Durch dieses Papier kamen Blätter und Rinde gar bald außer Gebrauch, und auch entfernte Völker suchten dergleichen aus Egypten zu erhalten. Die Gallier und andere Völker suchten daher, weil die Pflanze außer Egypten nicht zu finden, oder, wenigstens zu dieser Zeit, sonst nirgends bekannt war, aus einer andern Materie, welche sie in ihrem Lande hätten, eine ähnliche Art Papier zu verfertigen, und es gelung ihnen Papier aus Baumwolle zu machen. Dieses soll, nach des Pater Montfaucon Meynung, zu Ende des neunten, oder Anfange des zehnten Jahrhunderts geschehen seyn. Hierdurch fiel das Egyptische Papier in dem ganzen Oriente, und im Occidente gab diese Erfindung Gelegenheit zu Erfindung des jetzigen Papiers, das aus Lumpen gemachet wird. Die Erfindung aus baumwollenen Lumpen Papier zu verfertigen, will Pater du Halde den Chinesern zueignen und behaupten, wie schon im Jahre Christi 95 ein Mandarin allerhand Baumrinden und alte Stücke seiden und hänfen Zeug dazu angewandt habe. Es kann dieses vielleicht wahr seyn, doch ist die Benutzung der Lumpen zum Papiere vielleicht nicht eher, als um die, vom Montfaucon angegebene, Zeit allgemein angewandt, und erst um diese Zeit das Egyptische und im Oriente bereitete Papier fast außer Gebrauch gesetzet worden. Unser Lumpenpapier ist, nach gewissen Urkunden, im zwölften Jahrhunderte in den Abendländern verfertiget worden, doch ist solches erst im folgenden Jahrhunderte recht in Gebrauch gekommen. Da nun nachher alles Papier, wenigstens in den meisten Ländern, aus Lumpen bereitet worden,

den, und nach Erfindung der Buchdruckerkunst, sonderlich bey der großen Menge von Büchern, welche in den neuesten Zeiten ausgefertiget werden, der Vertrieb und Verbrauch dergestalt zugenommen, daß sich endlich ein Mangel an Lumpen geäußert, so hat man Versuche angestellet, aus andern Materien entweder allein, oder mit Zusatz von Lumpen Papier zu verfertigen, und der Erfolg hat gezeiget, daß es nicht allein möglich, sondern auch bequem und nützlich zu veranstalten sey. Hiervon sind einige schon längst bey diesen und jenen Völkern im Gebrauche, und andere können und werden vielleicht mit der Zeit in Gebrauch kommen. Der Pater du Halde berichtet in der Geschichte von China, wie die Chineser ihr Papier aus der zwoten Rinde des Bambusbaumes, aus der Rinde des Maulbeerbaumes und andern Bäumen, auch aus Korn- und Reißstroh, ingleichen Hanf bereiteten. Auch in Japan wird, wie Kämpfer meldet, aus der innern Rinde einer Art von Maulbeerbäumen Papier bereitet. Nach des Herrn von Loubaire Nachricht wird in Siam sowohl altes baumwollenes Zeug, als auch die Rinde eines Baumes, Toncoc genannt, dazu angewendet. Flacourt beschreibt die Art, wie in Madagascar das Papier aus einer Art von Binsen, Namens Avo, gemachet werde. Die meisten Arten Palmen schicken sich vor andern hierzu, und beym Rumph findet man viele Nachrichten davon. Mehrere wollen wir nicht anführen, und wenn man alle diejenigen Gewächse nennen wollte, von welchen man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß sie zum Papiermachen könnten angewandt werden, so würde das Verzeichniß sehr ansehnlich ausfallen. Die Bemühungen und Versuche eines Guettards und Schäfers haben gelehret, wie auch aus verschiedenen inländischen Bäumen und Pflanzen, als der Linde, den Disteln, auch aus andern schlechten und verachteten Sachen, als Sägespähnen, Scheben von Hanf, Papier, welches aber freylich manchmal sehr schlecht ausgefallen, könnte verfertiget werden. Ob man aber allein aus dem Gewächsreiche, oder ob aus dem Thierreiche Materialien zum Papiere wählen könne, ist eine Frage, welche noch nähere Untersuchung bedarf. Herrn Reaumür schien das Wespennest viel ähnliches mit dem Papiere zu haben, und hat daher solche den Papiermachern empfohlen. Die Raupennester möchten sich vielleicht auch darzu schicken und Hr. Guettard hat damit Versuche angestellet. Ob man in China aus Seide Papier mache, scheint noch zweifelhaft. Du Halde meldet zwar, wie

wie die Chineser diejenigen Bälglein von den Seidenwürmern, die in den Seidenfabriken bey dem Abhaspeln ausgeworfen werden, sammlete und Papier daraus verfertigte, und Herr Guettard zweifelt gar nicht, daß es möglich sey, aus Seide dergleichen zuzubereiten. Herr de la Lande aber s. die Kunst Papier zu machen in der deutschen Uebersetzung, §. 169. behauptet, daß das bekannte Chinesische Papier wirklich aus dem Gewächsreiche bereitet werde, indem die Seide, wie andere thierische Materien, brenne, ohne sich zu entzünden, sich runzele, hart werde, einen ölichten Dunst und unangenehmen Geruch von sich gebe, hingegen die Baumwolle und Fäsern von Pflanzen, wenn man sie an das Licht bringt, sich entzünden, und die Flamme so lange unterhalten, bis sie verzehret sind, und dieses geschieht mit dem Chinesischen Papiere. Das meiste von diesem soll aus dem Bambusrohre gemachet werden. Man kann hierüber und die andern Versuche, welche Herr Guettard mit verschiedenen Sachen angestellet, dessen Abhandlung im Journal Oeconomique 1751. in der Uebersetzung davon im Hamb. Magaz. 18. Band 339 S. oder im allgemeinen Magazine 3 Band, 216 S. ingleichen Hrn. D. Schäfers Versuche ohne Lumpen Papier zu machen, welche in Regenspurg 1765. herausgekommen, nachlesen. Bey allen diesen ungewöhnlichen Papiermaterialien ist besonders auf die ohne viele Kosten zu erlangende Menge und Güte Rücksicht zu nehmen, damit nicht das neue Papier theuer zu stehen komme, oder erbärmlich schlecht ausfalle. Wir haben dieses wenige nur deswegen angeführet, weil einige Gewächse den Namen vom Papiere erhalten. Zu diesen gehöret vorzüglich der Papiermaulbeerbaum, welchen die Japanenser Kaadsi nennen, von welchem wir aber, so wie von einigen andern, das merkwürdige am gehörigen Orte angeführet haben.

Von dem Papiercypergrase aber, da man aus solchem zuerst Papier, welches mit dem unsrigen viele Aehnlichkeit hat, verfertiget, und bey den Römern und Griechen lange Zeit im Gebrauche gewesen, wollen wir noch einiges hier besonders anmerken.

Das Schilf oder Gras, aus dessen Fäden die Römer und Griechen ihr Papier verfertigten, ist eine Egyptische Wasserpflanze, welche Papyrus syriaca, oder Cyperus nilotica genannt worden. Auch die neuesten Kräuterlehrer führen sie unter dem letzten Namen und unter den Arten des Cypergrases an, und heißt beym Hrn. von Linné Cyperus Papyrus. Theophrast und nachher sonderlich Plinius haben sowohl

von der Pflanze, als der Zubereitung einige Nachricht gegeben, und Guilandinus, welcher über das Capitel, worinnen Plinius vom Papiere gehandelt, einen gelehrten Commentarium herausgegeben, hat diese Grasart in Egypten selbst gesehen und beschrieben. Es wächst aber auch in Sicilien eine Pflanze, welche den Namen Papero erhalten, und mit der Egyptischen viele Aehnlichkeit hat; daher auch Raius und andere geglaubet, wie beyde einerley, oder nur eine Art wären. Es scheint aber nicht, daß die Alten von der Sicilianischen einigen Gebrauch gemacht haben, und B. de Jussieu glaubet nicht, daß man selbige mit einander vermengen dürfte, zumal Strabo ausdrücklich angegeben, daß der Papyrus nur allein in Egypten und Indien wachse. Indessen können doch beyde nur eine Art ausmachen; vielleicht aber ist nur die Egyptische allein zu diesem Gebrauche angewendet worden, und vielleicht war zu dieser Zeit noch nicht bekannt, daß die nämliche Pflanze auch in Sicilien wild wachse. C. Bauhin vereiniget beyde, und die neuesten Kräuterlehrer unterscheiden sie nicht als besondere Arten. Nach des Plinii Beschreibung zeiget das Egyptische Papiergras einen dreyeckichten Stängel von neun bis zehen Fuß Höhe, und von der Dicke, daß solcher mit der Hand umfasset werden konnte. Die Wurzel ist krumm und endiget sich mit einem Busch von Borsten, welche Ueberbleibsel von den abgefallenen Blättern sind. Diese unvollkommene Beschreibung kann man durch die allgemeinen Kennzeichen des Cypergrases ergänzen, welche wir im zweeten Bande S. 277. angeführet, und damit noch die besondern, dieser Art eigenen Kennzeichen vereinigen. Diese sind: der nackende dreyeckichte Halm endiget sich mit einer Blüthdolde, welche aus sehr vielen, fast gleich hohen, und unterwärts einander umfassenden Blüthstielen besteht, und von einer allgemeinen achtblätterichten, kürzern Hülle umgeben ist. Vier Blätter dieser Hülle stehen mehr auswärts und sind breiter, als die vier übrigen mehr inwärts gestellten. Die kleinen einzelnen Dolden bestehen aus drey ganz kurzen Stielen, und deren Hülle aus drey schmalen Blättchen.

Diese Pflanze, welche man für das Gome der Ebräer hält, und in Egypten Berd genennet wird, wurde ehedem auf mancherley Weise genutzet. Der egyptischen Priester ihre Kränze und Schuhe, auch andere Kleider, Madratzen, Segeldecken und dergleichen Geräthe, sollen daraus verfertiget worden seyn. Die Egyptier pflegen auch denjenigen Theil des

Stängels, welcher der Wurzel am nächsten ist, zu essen. Vorzüglich wurde solche zum Papiere angewendet. Die Art und Weise, wie diese Zubereitung geschehe, ist nicht genau bekannt, wenigstens beschreiben solche die ältern Schriftsteller nicht auf einerley Art. Nach Plinii Berichte sollen die Schalen des Stängels, welche, wie Häute vielfach übereinander liegen, dazu gebrauchet worden seyn. Die äußere Schale hielt man für unschicklich. Nur die innern Lagen wurden dazu gewählet, und die innersten für die besten gehalten. Diese Schalen oder Häute, dergleichen man von einem Stängel nicht mehr als zwanzig abziehen konnte, wurden auf eine Tafel geleget, und der Länge nach an einander gefüget, und andere der Quere nach darauf geleget, alle aber vermittelst des Nilwassers und der Presse zusammengeleimt. Es wurden auch diese Blätter mit einem Zahne oder einer Muschel geglättet, und wie bey den unserigen geschieht, mit Leimwasser überzogen. Den Lein machte man aus dem feinsten Mehle, welches in Wasser eingeweichet, und mit einigen Tropfen Essig vermischet wurde. Plinius beschreibet dieses Verfahren weitläuftig, und daß solches richtig sey, bestätiget Cassiodorus, indem dieser meldet, daß dieses Papier weiß wie Schnee, und aus vielen kleinen Stückchen zusammengesetzet gewesen, ohne daß man eine Zusannnenfügung daran wahrnehmen können. Daher die Nachricht, welche man in Lucas Reisebeschreibung ließt, nicht wohl Beyfall verdienen möchte; wie man nämlich nur aus dem Marke des Stängels, nachdem es im Wasser gekochet worden, einen schneeweißen Leim erhalten, solchen in dünne Blätter gezogen, und sich derselben, wenn sie recht trocken geworden, statt des Papieres bedienet habe.

Papierbaum.

S. Pappelbaum.

Papierblume.

Einige Schriftsteller wählen dafür Strohblume, Pergamentblume, Xeranthemum Linn. Unter dem letzten deutschen Namen verstehen auch einige das Geschlecht Stoebe, welches unter dieser Benennung vorkommen wird. Die Papierblume gehöret zu den zusammengesetzten. Die lanzetförmigen Schuppen oder Blätter des gemeinschaftlichen Kelches liegen nach Art der Dachziegel übereinander, und die innerlich gestellten sind gefärbet, glänzend, immerfort gleichsam trocken, und ragen über die Blumen hervor, daher man diese leicht für Blümchen ansehen kann. Alle Blümchen sind zwar röhrenförmig,

förmig, fünfzähnicht, und an Größe einander gleich, die äußerlichen aber weibliche, und die übrigen Zwitter. Jene haben einen kleinen Fruchtkeim, und einen dünnen Griffel mit zwo Staubwegen, diese aber sind noch außerdem mit dem verwachsenen walzenförmigen Staubbeutel besetzet. Nach allen folget ein länglichter Saame, welcher bey einigen Arten mit einer Haarkrone, bey andern aber mit fünf Borsten besetzet ist. Das Blumenbette ist bey einigen nackend, bey andern mit Spelzen versehen. Herr von Linné führet dreyzehen Arten an. Die meisten wachsen in Afrika. Die bekanndteste in hiesigen Gärten ist

die jährige Papierblume mit spelzigen Blumenbette, Perpetuelblume, Flockblume, Xeranthemum annuum Linn. Sie wächst in Italien, der Schweiz und Oesterreich. Die fäserichte Wurzel treibt zwar nur einen Stängel, welcher aber von unten an und überall mit vielen Zweigen versehen ist, welche zween bis drey Fuß Höhe erreichen. Stängel und Zweige sind gestreifet, und wie auch die lanzetförmigen, völlig ganzen, unordentlich gestellten Blätter, mit einem schwachen weißen, wollichten Wesen überzogen. Jeder Zweig endiget sich mit einer Blume; diese blühen nach und nach auf, so daß man dergleichen einige Monathe über bis in den späten Herbst finden wird. Bey den weiblichen Blümchen ist der Staubweg ungetheilet, und bey den Zwittern nur ein wenig gespalten. Die Spelzen des Blumenbettes sind fast länger als die Blümchen, und die Saamen mit fünf, oder nach Hr. Scopoli Wahrnehmung, mit zehn zarten Borsten besetzet. Man findet von dieser Art in den Gärten vielerley Abänderungen. Die natürliche scheint purpurfarbene Blumen zu tragen; man findet auch Stöcke mit weißen, nnd von beyden Farben gefüllte Blumen, und unterscheidet auch klein- und großblümichte. Und da man diese Pflanzen allein aus dem Saamen erziehen kann, arten die daraus erwachsenen Pflanzen öfters aus. Von den ausgefallenen Saamen erhält man Stöcke, welche zeitig im folgenden Sommer blühen. Weil man sich aber darauf nicht verlassen kann, säet man im Frühjahre den Saamen auf Rabatten, und versetzet die Stöcke nach Belieben. Sie blühen und tragen Saamen ohne Wartung. Wenn man die völlig ausgebreiteten Blumen abschneidet und vorsichtig trocknet, bleiben sie viele Monathe frisch und schön. Die Gärtner pflegen solche auch blau oder auf andere Art zu färben, und man kann der-

dergleichen getrocknete Blumen im Winter zur Zierde aufstellen.

Papiernautilus.

Papiernautilus S. Nautilus. Es ist zwar von unserm verstorbenen Mitarbeiter unter Argonaute auf Papiernautilus verwiesen worden, wir haben aber dieses Geschlecht zugleich mit dem Nautilus anführen wollen.

Papillonsflügel.

S. Tute, die Guineische.

Pappel.

Diesen Namen führen sowohl verschiedene Pflanzen von der Familie der Malven, als auch ein besonderes Baumgeschlecht. Dieweil aber das letztere nicht füglich einen andern deutschen Namen erhalten kann, und Pappel vielleicht das verstümmelte Wort Populus ist, haben wir, um alle Verwirrung zu vermeiden, die erstern unter Malve angeführet, ob wir gleich einige, den Malven beygelegte Namen, als Ernrose, Halsrose und Herbstrose auf Pappel verwiesen haben. Man wird solche alle unter Malve finden. Das eigentliche Pappelgeschlechte, von welchem wir hier handeln, ist demnach Populus. Männliche und weibliche Blumen wachsen auf verschiedenen Stämmen. Beyde erscheinen in länglichten, hangenden Kätzchen, welche aus vielen aneinander gelegten, länglichten, platten, und am Rande zerrissenen Schuppen bestehen; jede Schuppe stellet ein Blümchen vor, bey welcher ein röhrenförmiges, mit einem schiefen Rande geendigtes Honigbehältniß, welches Herr von Haller als den eigentlichen Kelch betrachtet, und bey den männlichen acht sehr kurze Staubfäden mit viereckichten großen Staubbeuteln, bey den weiblichen aber ein eyförmig zugespitzter Fruchtkeim, und ein vierspaltiger Staubweg steht. Der eyförmige Fruchtbalg öffnet sich mit zwo zurückgeschlagenen Klappen, zeiget zwey Fächer und in jedem Fache liegen viele eyförmige, mit zarten wollichten Haaren versehene Saamen. Es sind hiervon fünf Arten bekannt. Bey allen stehen die Blätter wechselsweise an den Aesten. Die Pappel ist mit der Weide nahe verwandt, doch zeiget sich nicht allein in den Blättern, sondern auch in der Blüthe einiger Unterschied. S. Weide.

1) Der schwarze Pappelbaum, Pappelweide, schwarz Alberbaum, Sarbacher, Sarbaum, Sarbauchbaum, Salbenbaum, Wollenbaum, Felbaum, Rheinweide. Vielleicht gehören auch einige Namen von der weißen Art hieher. Populus nigra L. wächst zwar am liebsten in einem guten fetten Moorgrunde, welcher

welcher im Sommer auf eine gewisse Tiefe trocken wird, jedoch auch in einem geringern Boden, wenn er nur feuchte ist. Er treibt viele starke, weit um sich gehende Wurzeln, welche ziemlich tief in die Erde eindringen; doch geben die entblößten Thauwurzeln viele Sprossen; der Wuchs ist sehr schnell, und in wenig Jahren liefern sie starke Stangen; nicht selten wird der Stamm im vierten Jahre eine Höhe von zwanzig Fuß, und die Dicke eines Mannsschenkel erhalten, und doch erreichen solche ein hohes Alter. Im Nürnberg. Commerc. Litter. 1737. wird ein solcher erwähnet, der bey der Eulenmühle zu Prag gestanden, und dessen im Umfang acht Kraftern haltender Stamm ganz ausgehöhlet seyn, und dem Müller statt einer Stallung dienen soll. Man schätzet dessen Alter auf tausend Jahr. Die Rinde am Stamme ist glatt, weißlicht oder aschgrau, und wird mit der Zeit rauh und dunkel. An den Aesten fällt solche noch etwas weißer aus. Die Blätterknospen sind dicke, zugespitzet, klebricht, von einem nicht unangenehmen, balsamischen Geruche. Die Blätter bilden beynahe ein Dreyeck, welches hinterwärts mehr gerundet ist, und vorwärts in eine lange Spitze ausläuft; der Rand ist rundlicht ausgezahnet; beyde Flächen sind glatt, die obere ist besonders glänzend, und auf der untern das Adergewebe merklich. Die Blattstiele sind mit dem obern Theile der Seite nach aufgerichtet, am untern aber breit gedrücket, deswegen sie durch den geringsten Wind in Bewegung gesetzet werden. Die Blüthe bricht eher als das Laub hervor. Die männlichen Kätzchen fallen im May ab, und der Saame ist schon im Junius reif. Man kann von diesem Pappelbaume verschiedenen Nutzen erhalten. Die aus der Wurzel treibenden Sprossen, ingleichen die abgeschnittenen Aeste, geben ein nützliches Reißig zu Faschinen beym Wasserbaue ab. Das Köpfen oder Kröpfen des Stammes kann, wie bey den Weiden geschieht, alle vier oder fünf Jahre, oder auch jährlich geschehen. Der gekröpfte Stamm verliert zwar nach und nach seinen Kern, treibt aber demohngeachtet sehr gut. Das Holz ist sehr weich, giebt viel Rauch, aber wenig Flamme, ist aber dennoch zur Feuerung noch nützlicher als das Weidenholz. In Schweden werden aus der Rinde Stricke zu Fischernetzen verfertiget. Aus den frischen Knospen, welche in einigen Gegenden den Namen Sarbellen oder Sarbollen führen, wird in der Apotheke eine schmerzlindernde Salbe, Vnguentum populeum bereitet, welche bey der blinden güldenen

Aber, bey Flechten, Brandschäden, und zu Erweichung der unbeweglichen Sehnen und Gelenke, nützlich zu gebrauchen ist. In England pfleget man aus den Knospen mit Honig eine Augensalbe zu verfertigen, und empfiehlt solche bey Geschwüren der Augenlieder und der Hornhaut. Man kann auch aus den frischen Knospen mit Brandtewein eine Essenz bereiten, und diese als ein heilendes Wundmittel gebrauchen.

Aus den kleberichten Knospen tragen auch die Bienen im Frühjahre den sogenannten Bienenkütt, Propolis, der seines schönen Geruches wegen, Aufmerksamkeit verdienet. Nach den Berlinischen Sammlungen im zweeten Band kann man die Knospen in kochendes Wasser weichen, wieder auspressen, und dadurch eine Art Wachs erhalten. In Savary Dictionaire werden die Blüthknospen, vermuthlich die männlichen, wenn sie in ihrem rechten reifen Zustande sich befinden, das ist, recht klebricht sind, hierzu empfohlen; man schüttet diese in einen Sack von Zwillig, und presset solche unter der Presse durch. Die durchgepreßte Materie brennet gut, und giebt einen angenehmen Geruch von sich. Mit den getrockneten Blättern oder ganzen Zweigen kann man im Winter die Schaafe füttern. Aus der Saamenwolle hat Herr D. Schäfer gutes Papier bereitet. Die Rinde und das Laub von dem schwarzen und weißen Pappelbaume haben Herr Pörner und Siefert auch zum Färben angewendet. Man wird aber davon nicht viel erlangen. S. das Verzeichniß der Pflanzen, die Malern und Färbern nützen. S. 756. u. f. Die Pappel vermehret sich durch den ausgefallenen Saamen häufig von selbst. Die künstliche Vermehrung geschieht am sichersten durch die ausgehobenen Schößlinge, oder durch eingelegte Ruthen, auch durch Setzlinge, welche aber nicht so leicht, wie von der weißen Pappel oder der Weide anschlagen.

Der Italienische Pappelbaum, Populus italica, ist von vielen als eine besondere, und von der schwarzen Pappel ganz verschiedene Art ausgegeben worden. Er ist aber wenig davon unterschieden, und kann nur als eine Abart angesehen werden. Der Unterschied besteht vorzüglich in dem Stande der Aeste, welche sich nicht so weit ausbreiten, oder gegen die Erde niederhangen, sondern mehr aufgerichtet stehen, näher am Stamme anliegen, und daher dem Baume ein pyramidenförmiges Ansehen geben. Ueberdieß sind die Zweige biegsamer, die Blätter etwas dunkelgrüner und schmäler, und das Holz und die Rinde weißer.

Man

Man hat den Anbau derselben, sonderlich wegen des schnellen Wuchses, auch mehr nützigen Gebrauches gar sehr angerühmet, und man hat nicht geringe Kosten angewendet, dergleichen Pappelwälder anzulegen. Es ist aber diese Pappelsucht schon größtentheils wieder verschwunden, und man kann sicher behaupten, daß unser Pappelbaum eben so schnell und stark, wo nicht noch stärker, treiben werde, wenn man solchen in einem frischen fetten Grunde unterhalten und so pflegen wollte, wie mit dem italienischen geschieht. Da die Aeste des italienischen biegsamer sind, schicken sich solche zu Reifen und Korbmacherarbeit besser, als von der gemeinen. Die Vermehrung der Italienischen geschieht bey uns allein durch Reiser, welche nur ein Jahr alt sind, und wenn solche vier und zwanzig Stunden im Wasser gelegen, werden sie so tief in die Erde gestecket, daß nur zwey oder drey Augen hervorstehen, und hierauf alle Abende, bis sie Wurzeln geschlagen, begossen; da denn im ersten Jahre das Reiß zween bis drey Sprossen treibt, wovon man in dem folgenden Frühjahre die beste stehen läßt, und die andern zu weiterer Vermehrung abschneidet. Die obern Enden der Zweige erfrieren leichtlich.

2) Weißer Pappelbaum, Pappelweide, Albe, Albele, Abielbaum, Abelen, Abelken, Tabelken, Alber, Albernbaum, Alberbrust, Weißalber, Schneepappel, Bell- oder Bollweide, Alaprobst, deutscher Silberbaum, Weißbaum, Papierbaum, Wunderbaum, Heiligenholz, Götzenholz, weißer Saarbaum, Lawele, Populus alba Linn. In einem guten, oder doch mittelmäßigen feuchten Boden treibt diese Art einen geraden und hohen Stamm, welcher oft nach zwölf bis sechzehen Jahren schon die Dicke eines starken Mannes erreichet. Er hat weit ausgebreitete Aeste, machet eine schöne Krone, und erhält ein gutes Ansehen. Die Rinde ist aschgrau und glatt. Bey Stämmen, welche Kernfaul sind, welches nach einem zwanzigjährigen Alter gemeiniglich geschieht, erscheint solche mehr rauh und rissig. Die Knospen sind wie der vorigen Art beschaffen, die jungen Triebe aber weißlicht und wollicht, auch die Blätterstiele mit weißer Wolle bedecket, und die Blätter oberwärts dunkelgrün, und unten mit einer silberfarbigen, fest aufsitzenden, dichten Wolle bekleidet, der Gestalt nach rundlicht, in drey bis fünf ungleiche Einschnitte getheilet, und am Rande ausgezahnet. Im Herbste ist gemeiniglich die obere Fläche der Blätter mit braungelblichten Flecken bezeichnet. An alten Bäumen ist das Laub kleiner.

ner. Es giebt auch eine Spielart mit gelb oder weiß gescheckten Blättern. Der Nutzen dieser Art erstrecket sich allein auf das Holz, und obgleich dieses zu den weichen und schlechtern Arten gehöret, sollte man doch wegen des schnellen Wuchses den Anbau mehr befördern. Die Bäume fallen überdieß durch das schöne Laub in die Augen. Das Holz von jungen Stämmen ist schön weiß, und deswegen, auch weil es sich nicht wirft und reißt, bedienen sich einige der daraus geschnittenen Breter zum Austäfeln der Zimmer und zu Fußböden. Miller aber erinnert wegen des letztern Gebrauches, wie solche wegen der weichen Beschaffenheit nachgeben, und von allen harten Körpern leicht Eindrücke erhielten. Nach Herr Gleditschens Erfahrungen läßt sich das Holz zwar behobeln, fasert aber unter dem feinen Hobel sehr stark aus, und daß von alten Pappeln muß man nur grob behobeln, wenn es nicht bröckeln soll. Es werden auch daraus Teller, Löffel, Molden, Backtröge, Absätze, Holzschuhe und anderes Geräthe gemachet. Das Holz von alten Stämmen erhält eine mehr braune Farbe, und wird in Braband häufig zur Vertäfelung der Zimmer und Schränke angewendet. Die Wurzel giebt zuweilen ein überaus schönes, flaserichtes, gekraußtes Holz, welches die Kunsttischer zu Kästchen verarbeiten, und mit einem gelben Firniß überziehen. Es läßt sich auch das weiße Holz schön schwarz beizen. Es giebt dieser Pappelbaum auch Hopfenstangen und Weinpfähle, die gekröpften Stämme viel Reißholz, und der Stamm in achtzehen bis zwanzig Jahren Scheitholz. Dieses trocknet langsam aus, und gehöret zu den geringen Brennholzarten. Es wird jedoch für besser, als das Weidenholz gehalten. Die Weißpappel giebt einen guten Schatten, aber die Traufe soll, nach Gleditschens Angeben, das darunter wachsende Gras und andere Pflanzen dem weidenden Viehe etwas zuwider machen. Man muß sie auch nicht nahe an Gärten, Wiesen und Aecker setzen, indem die Wurzel sich weit ausbreitet, und die Wurzelbrut das Land stark aussauget, diese auch schwerlich auszurotten ist, und durch die ausgefallenen Saamen die Vermehrung leicht und häufig geschieht. Außerdem kann die Vermehrung leichtlich durch die Wurzelbrut und eingesteckte Zweige veranstaltet werden. Im Februar und März leget man Ruthen oder Zweige zehen Fuß weit von einander ein; stärkere Aeste oder Setzlinge werden zu Ende des Octobers gepflanzet. Man pfleget auch ordentliche Baumschulen anzule-

zulegen, und stärkere Stämme zu verpflanzen.

3) Zitterpappelbaum, Zitterbaum, Aspe, Aspenbaum, Espe, Aespe, Zitter-, Flitter-, Rattel-, Pattel-, Baber-, Barber-, Beber- und Flüttereſche, der Ratteler, Raſſeler, Heſſe, Populus tremula Linn. wächſt auf guten und ſchlechten Boden; auf dieſem bleiben die Blätter klein, auf jenem aber werden ſelbige groß. Das Wachsthum iſt ſchnell, beſonders im naſſen Grunde, und dieſes dauret bis zum dreyßigſten, auch fünf und dreyßigſten Jahre, nachher wird der Stamm kernfaul und mulmicht, kann aber doch bis in das funfzigſte Jahr aushalten. Alsdenn höret die Dauer der Hauptwurzel auf, der Stamm verliert den Wipfel, geht aus, und verwandelt ſich gleichſam in ein Strauchwerk. Die Rinde am Stamme iſt glatt, weißlicht, oder auch etwas ſchwärzlich, und borſtet nach vollendetem Wachsthume auf. Die jungen Triebe, welche aus ſpitzigen, braunen, glänzenden Knoſpen hervorkommen, ſind, nebſt dem zarten Laube, anfangs rauch, die Blätter unterwärts wollicht, herzförmig zugeſpitzet, und von fremden Anſehen, daß man die Lohden nicht für das halten ſollte, was ſie wirklich ſind. Wenn der Trieb über ſich völlig entwickelt, ſind die nämlichen Blätter glattrund, mit weitläuftig ausgezackten Rande und einer Spitze verſehen, hingegen an den äußerſten Enden der Aeſte mehr eckicht. Sie ſind in Verhältniß der vorigen Arten die kleinſten, und hangen an langen, ſehr ſchwachen Stielen, daher ſie bey der geringſten Bewegung mit einem Geräuſche zittern. Sie ſind oberwärts grün, unterwärts weißgrün, und ehe ſie abfallen, werden ſie ſchwärzlich. Nach Herr von Linné Anmerkung, erſcheinen auf dem jungen Blatte am hintern Theile zwo mit einander vereinigte Drüſen, dergleichen an der weißen Art gar nicht, und bey der ſchwarzen ſich gleichſam an den Zähnen des Randes befinden. Die Blüthknoſpen öffnen ſich ſehr zeitig, öfters noch beym Froſte und Schnee; die dunkelgrauen Kätzchen verlängern ſich mit der erſten Frühlingswärme, und die Saamen fliegen ſchon im April und May davon. Die Aſpe giebt ſchlechtes Brennholz. Es iſt leicht und weich, und verlodert geſchwinde, doch wird die Menge den ſchnellen Abgang bey der Feuerung erſetzen. Die Kohlen davon ſind nicht beſſer, doch werden ſolche hin und wieder zu Verfertigung des Schießpulvers angewendet. Sie verhalten aber gar leicht Feuer, und können leicht zu großen Schaden Gelegenheit geben. Da das Holz weiß,

weiß, glatt, etwas zähe, und fein gewässert, läßt es sich naß und trocken, zu allerhand Drechslerwaare, als Weifen, Spinnrädern, Tellern ,Büchsen, Löffeln und dergleichen gut verarbeiten. Es werden auch Holzschuhe und Stühle daraus verfertiget, und die Bildhauer gebrauchen es zu Rahmen und Laubwerk. Im Wetter hat es wenig Dauer. Junge Stämme von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, welche nicht kernfaul sind, geben Bauholz, das sich nicht wirft, im Trocknen zu gebrauchen. Herr du Roi merket als etwas besonderes an, daß die Ziegel, wenn sie mit frisch' gehauenen Espenholz gebrannt werden, eine bläulichte Glasur und eine mehrere Festigkeit erhalten. Die Rinde brennt mit einer hellen Flamme, und wird daher öfters zu Lichtspähnen oder Schleißen angewendet. Sie soll auch zum Lohgerben dienen. Sie ist nicht allein die liebste und vornehmste Nahrung des Bibers, sondern auch den Hirschen, Rehen, Pferden, Schaafen, Ziegen, und andern Thieren angenehm. Wie denn auch diese Thiere die jungen Triebe, das Laub und die Knospen gerne verzehren, und deswegen zur Winterszeit zur Fütterung des Wildprets umgehauen werden. Die Aspe hat nicht allein in den Waldungen ihren ordentlichen Stand, sondern wird auch in den Hecken häufig angetroffen, ein besserer Aufschlag des Holzes dadurch unterdrücket, und die Triften und Wiesen davon überzogen. Da sie aber keinen Boden verachtet, und auch in dem Flugsande gut fortkömmt, und mit ihren kriechenden Wurzeln, durch welche die Bruth, besonders nach dem Hiebe, auf dreyßig bis vierzig Fuß weit vom Stamme ausschweifend vermehret wird, weit hinausläuft, wird man bey ganz entblößten Stellen, Wüsten und auf keine andere Weise zu nutzenden Oertern verschiedenen Vortheil ziehen können. Die Vermehrung geschieht wie bey den vorigen Arten.

4) Carolinischer Pappelbaum mit eckichten röthlichten Aesten, Populus balsamifera Mill. Populus heterophylla L. Diese aus Carolina abstammende Pappel hat gleichfalls einen schnellen Wuchs, vornehmlich ist der Trieb der Aeste außerordentlich stark. Sie sind beynahe vier- auch fünfeckicht, und wenn man sie durchschneidet, stellet die Markröhre einen Stern mit eben so viel Ecken vor; in der Jugend sind sie hellroth, werden aber nach und nach grün. Die jungen Blätter sind mit kurzen wollichten Haaren besetzet, welche sich bey dem zunehmenden Wuchse verlieren. Sie haben die Größe einer Mannshand, sind gestielet,

stielet, herzförmig, fein eingekerbet, hellgrün, und auf beyden Flächen mit einer erhabenen, und in Nebenäste abgetheilten, hellrothen Ader versehen. Man kann diese Art, wie die einheimischen, durch Ausläufer und Schnittlinge leicht vermehren; die Stämme aber, sonderlich die Aeste, leiden im Winter leicht Schaden. Bey starkem Winde sollen im Sommer wegen des großen Laubes die Stämme leicht abbrechen oder zerspalten. Man muß sie daher in einem bedeckten Orte, oder gar in Kübeln unterhalten, folglich ist daraus kein Nutzen zu erlangen, dergleichen sie ohnedem keinen geben kann; das Holz ist noch weicher als von unsern Arten, und ob aus den Knospen ein Balsam zu erlangen, wie Miller angiebt, ist noch ungewiß, indem du Roi versichert, wie er niemals dergleichen wahrgenommen.

5) Der Balsampappelbaum mit harzichten Blattansätzen, Populus balsamifera Linn. Populus Tacamahaca Mill. Herr Medicus verlanget, daß diese Art Tacamahacenpappel, und nicht Balsampappel genennet werde; indem der letzte Name neu und gar nicht bestimmet sey. Es wird wohl gleichviel gelten. Es wächst solcher in dem nördlichen Amerika; Gmelin hat solchen in Sibirien angetroffen. Die Rinde ist schwärzlich und glatt, und das Holz weiß und fester als von andern Pappeln. Die Knospen sind im Frühjahre mit einem gelblichten zähen Safte versehen, der bey warmen Tagen tropfenweise darauf sitzt, und einen dergestalt starken Geruch von sich giebt, daß man solchen unter dem Winde auf funfzig Schritte riechen kann. Die Blattansätze sind gleichfalls harzicht und einigermaaßen stachlicht. Die gestielten Blätter sind steif, stark, ey- oder mehr herzförmig zugespitzet, am Rande fein ausgezahnet, oberwärts glänzend, dunkelgrün, unterwärts weißgrün, ohne merkliche Wolle, mit einem feinen weißlichten Adergewebe durchzogen. Dieser Baum hält im freyen Lande unsere Winter aus. Die stark auslaufende Wurzel treibt, zumal wenn die Stämme abgeköpfet werden, häufig Schößlinge, wodurch und die eingesteckten Aeste man die Vermehrung leicht unternehmen kann. Er wächst in einem trocknen Grunde, gedeihet aber besser in einem etwas feuchten Erdreiche. Gmelin berichtet, wie die Einwohner in Irkutzk im Frühjahre auf die Knospen Brandtewein gießen, und demselben dadurch eine urintreibende Eigenschaft mittheilen; es soll dieser auch alsdenn nützlich zu gebrauchen seyn, wenn von der Liebesseuche in der Harnröhre Auswüchse

se übriggeblieben, und dadurch der Abfluß des Urins verhindert wird. Ob das in den Apotheken gebräuchliche Gummi Tacamahaca von diesem Pappelbaume abstamme, oder viemehr, wie Hr. Jacquin vermuthet, von der Fagara octandra, welche wir unter Stahlbaum anführen, ist noch ungewiß; wir handeln davon unter Tacamahaca.

Pappeln.

S. Eibisch, Malve und Sammtpappel.

Pappelweide.

S. Pappelbaum.

Pappenkraut.

S. Löwenzahn.

Papusmuschel.

S. Mießmuschel.

Paracod.

Der Paracod ist rund, und von der Stärke eines großen Hechts; er ist aber ordentlicher Weise viel länger. Man findet ihn auch nirgends so gut, als auf dieser Küste. (der Amerikanischen Meerenge.) Indessen bemerket man doch, daß es einige Oerter giebt, wo man keine andern fängt, als solche, die giftig sind. Waffer vermuthet, es sey nichts anders daran Schuld, als was sie fressen. Er hat aber viele Personen gekannt, saget er, die, wenn sie davon gegessen haben, gestorben sind; oder die krank davon geworden, und denen die Haare ausgefallen und die Nägel abgegangen sind. Er setzet hinzu, der Paracod führe auch gleich sein Gegengift bey sich. Dieses ist seine Rückgräte, die man in der Sonne trocknen läßt, und sie alsdenn sehr fein zu Pulver stößt. Eine Messerspitze davon in einem Tranke eingenommen, heilet gleich auf der Stelle. Waffer machete einen glücklichen Versuch damit. Man versicherte ihn, wenn man die giftigen Paracoden von denen unterscheiden wollte, die es nicht wären, so dürfte man nur die Leber untersuchen. Wenn sie süß ist, so hat man nichts zu befürchten, und nur diejenigen sind gefährlich, bey denen sie bitter schmecket. S. A. Reisen, B. XVI. S. 120.

Paradiesäpfel.

S. Citronbaum und Pisang.

Paradiesbaum.

S. Oelbaum, wilder.

Paradiesblume.

S. Pfauenschwanz.

Paradiesfisch.

Paradiesfisch wird von Müllern die dritte Gattung f. Fingerfische, Polynemus Paradiseus, Linn. gen. 186. sp. 3. genennet; nach dem Vorgange des holländischen

Paradys-Visch. s. unsern Artikel, Fünffingerfisch, B. III. S. 227.

Paradiesholz.
S. Aloeholz.

Paradieskerner.
S. Cardamome.

Paradiesvogel.

Ein ausländischer Vogel, wird von den Portugiesen auch Sonnenvogel genannt, weil er gleichsam die Gestalt der Sonne annimmt, wenn er den langen Schwanz zugleich mit den Flügeln ausbreitet. Klein rechnet ihn, seiner Füße und Schnabels wegen, zu den Hehern und Aelstern. Im Latein heißt er auis paradisiaca, manucodiata. Die Fabel vom Namen, als wenn der Vogel aus dem Paradiese herkäme, ist keiner weitern Berührung werth. Es ist ein kleiner Vogel, zweyerley Art: der größere wie eine Taube, der kleinere wie ein Staar. Die Schönheit und das Gemische ist an ihm ganz etwas außerordentliches, und giebt ihm einen gar eigenen Werth. Man findet darin alle Schattirungen, in solcher Ordnung und Vereinigung neben einander, daß nichts schöners seyn kann. Zwar eine Farbe zeiget sich jederzeit an ihm, als die vornehmste. Ist diese roth, so ist sie mit grün, blau, schwarz, citrongelb, goldgelb u. s. w. unendlich schön vermenget. Sind der Kopf und der Hals gelb, so sind die Kehle grün, Rücken und Flügel roth, u. s. w. überhaupt aber sind die Federn so unvergleichlich vermischet, daß sie den schönsten Teppig vorstellen. Kopf und Augen sind im Verhältniß zum Leibe klein, ersterer mit zween kleinen schwarzen Streifen versehen; der Schnabel gleicht dem Aelsterschnabel, die Füße sind zwar kurz, aber doch mit scharfen Klauen versehen, daß der Vogel wohl im Stande ist, kleine Vögel, oder andern geringern Raub zu fassen und zu halten. Einige rechnen ihn daher unter die Raubvögel, und besonders unter die Falken. Um die Augen ist ein rother Ring, der Hals ziemlich lang und dünne, die Flügel sind sehr lang, und werden oberwärts mit langen, unterwärts mit kurzen Federn bedecket. Der Schwanz lang und gespalten. Die Schriftsteller und neuern Bemerker sagen, daß er sich meistens an den Ufern der Flüsse und Teiche aufhalte, sich auch daselbst von Fischen und allerley Gewürmen nähre. Er kann außerordentlich schnell fliegen, und erhaschet mit seinem Schnabel alles und jedes in der Luft, auf die sicherste Weise. Vorzüglich fängt er die Mücken und kleines Ungeziefer in derselben. Anfänglich brachte man ihn

ihn mehrentheils aus Ostindien, besonders aus den Moluckischen Inseln, aus der Insel Ternate, und den Pappuseylanden, auch aus Neu Guinea. Aber nachher hat man ihn auch häufig in Westindien, und auf den dasigen Inseln gefunden. Die Indianer trieben damit vor Zeiten einen großen Handel, fiengen die Vögel, nahmen sie aus, trockneten sie, schnitten ihnen die Füße ab, und verkauften sie an die Europäer. Daher kam es, daß die Alten dem Vogel keine Füße beylegten. Daß die Paradiesvögel ihren eigenen König haben, wenn sie fliegen, der sich durch seine Kleinheit und Pracht der Farben unterscheidet, dünket mich eine Erdichtung oder ein Irrthum der Wahrnehmung zu seyn. Aus den Federn werden verschiedentlicher Putz, und allerley Büsche und Plümen auf den Kopf, und an die Helme gemachet. Die am Schwanze sind auch zu diesem Behuf die schönsten. Diese Vögel in die größere und kleinere Art einzutheilen, wäre schon hinlänglich, weil man von den nähern unterscheidenden Kennzeichen an ihnen noch nicht genugsam unterrichtet ist. Inzwischen hat Herr Klein unterschiedliche Arten davon namhaft gemachet, die ich hier zugleich berühren will. 1) Paradiesvogel mit goldgelbem Kopf. 2) weißköpfichter, mit goldgelben Flecken, und grüngelben Schnabel. 3) Reutervogel, so nennet er ihn, wegen seiner Größe. Allein es scheint dieß sey einer der großen Art, wie schon gesaget ist. 4) Straußvogel, ebenfalls einer der größern Art. 5) gemeiner Paradiesvogel. 6) größerer Königsheher, ist der, welcher der vorgebliche König der Paradiesvögel seyn soll, wenn sie haufenweise ausfliegen. 7) gemeiner Königsheher, der kleiner ist. 8) Amboinischer Paradiesvogel. 9) röthlichter Paradiesvogel. 10) bunter Paradiesvogel. Man sieht wohl, daß bey dieser Eintheilung das mehreste, oder fast alles, auf die Farben und auf das Vaterland dieser Vögel ankömmt. Man muß damit zufrieden seyn, bis uns die genauern Observationen der Naturgeschichtkenner aus den Indischen Gegenden den Vogel, nebst dessen Arten, näher charakterisiren.

Paràtonium.

Paraetonium; scheint bey den alten lateinischen Schriftstellern dasjenige Salz zu seyn, so nach ausgetrocknetem Seewasser übrigbleibt; so wie das vom ausgetrocknetem Seeschaum entstandene Salz von den Alten Halosachne genennet worden. Beyde Salze sind im Grunde einerley.

Paraganthee.

S. Botryskraut und Cassinenstaude.

Parati.

Parati ist, nach dem Marcgrav, p. 181. ein Brasilianischer Fisch, der von den Portugiesen Tainha, von den Holländern Harder, genennet wird. Er wächst zu einem Fuß lang, der Gestalt seines Leibes nach, wie die Curema, dem er, außer der Größe, und außer einem goldfarbenen Ringe um die Augen, durchgehends ähnlich ist. Er ist von einem trocknen Fleische, welches unter dem Sieden eine gelbe Fettigkeit von sich giebt. Sie werden in großer Menge gesalzen, in der Sonne getrocknet und eingeschlagen. Sie werden, wie die Curema, mit Netzen gefangen, springen aber über dieselben, wenn sie gezogen werden, zu großem Vergnügen der Zuschauer: denn wenn es Windstille ist, springen sie zahlreich aus dem Wasser heraus.

Es ist aber der Curema, welche Umstände unserm Artikel, B. II. S. 272. annoch beyzusetzen, ein, zu zwo Ellen lang erwachsender, Seefisch, mit einem länglichten, fast cylindrischen Körper, welcher, nach Art der Flußforellen, dicke und sehr fett ist. Der Kopf endiget sich in einen stumpfen Kegel, welcher oberwärts zusammengedrücket, breit, hart, und mit harten Schuppen bedecket ist. In Vergleichung mit dem Körper hat er einen kleinen parabolischen Mund, mit einer in die Augen fallenden beweglichen Oberlippe; unterwärts ist das Maul dreyeckicht, stumpf, etwas kürzer als das obere, und ungezähnelt. Die Augen sind groß, rund, schwarz, mit einem silberfarbenen Ringe, und vorwärts gesetzet; über dem Maule stehen zwey Nasenlöcher. Die Kiemen sind nicht weit und halbmondenförmig. Er hat sieben Floßen, außer der zweyhörnichten Schwanzfloße; nämlich zwo Kiemenfloßen; am Unterleibe zwo dreyeckichte, nach dem Schwanz sich neigende, dicht neben einander; auf dem hohen Rücken eine kleine, mit drey harten Gräten unterstützte; eine nach dem After, so zweyhörnicht, und der, auf dem Rücken gegenüber stehenden, an Größe gleich. Er ist mit großen, platten, schildartigen Schuppen bedecket. Die Farbe des ganzen Fisches ist, auf der Höhe des Kopfes, Rücken und Seitenmitten, dunkel aschfarbig, durch welche eine grünlichte Glasfarbe durchglänzet; der übrige Theil der Seiten, der Bauch und Untertheil des Kopfes, ist von glänzender Silberfarbe; wie auch die Bauchfloßen; die übrigen Floßen nebst dem Schwanze haben eben die Farbe, als der Rücken. Er ist sehr fett, und kann gesotten

ten und gebraten ohne Oel und Butter gegessen werden. Gesalzen und in der Sonne getrocknet, wird er in großer Menge aufbehalten; doch wird er auch eingesalzen und in Lacke eingeleget. Der beste Theil desselben ist der Bauch. Er kann also unter die Meeräsche des Kleins, Cestreos, 3. et 4. gezählet werden.

Pardel.

Der Name eines Vogels, Pardalis, welcher mit den Kybitzen zu einerley Geschlechte gehöret: drey Zähen vorne, und keinen hinten hat. Es ist schon bey dem Kybitze angemerket worden, daß der Sporn, oder das hintere Anhängsel, was sich manchmal am Fuße dieser Vögel findet, kein wirklicher Zähe sey, sondern ein kleiner in der Haut steckender Ansatz, wie bey der grauen Pardel. Unter diesem Geschlechte nun werden der eigentliche Pardel, oder graue Kybitz, der graue Pardel, und der Steinpardel oder Steinwälzer aufgeführet, deren bereits oben bey den Kybitzen ist gedacht worden.

Parder.

Den Namen Parder oder Panther giebt man gemeiniglich allen vierfüßigen, reißenden Thieren, welche eine mit runden Flecken besetzte Haut, aber keine spitzigen, mit Haarbüscheln besetzte Ohren haben. Durch den Mangel dieser Haarbüschel unterscheiden sich die Parder von dem Luchse, und durch die runden Flecke von dem Tieger. Einige Schriftsteller führen von diesen Thieren, welche der Ritter von Linné in das Katzengeschlecht setzet, drey besondere Arten an, nämlich das große Panterthier, das kleine Panterthier und den Leoparden; welcher Name aber auch von vielen Schriftstellern der ersten Art gegeben wird.

Das große Panterthier, Felis Pardus Linn. ist von der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes fünf bis sechs Fuß lang; die Länge des Schwanzes beträgt über zween Fuß. Es hat in der Bildung des Körpers, der Beine und des Schwanzes, eine große Aehnlichkeit mit den Katzen; es unterscheidet sich aber von diesen Thieren vorzüglich durch die Gestalt des Kopfes. Der Panther hat eine dickere Schnauze, ein weit mehr in die Augen fallendes Kinn, eine nicht so hervorstehende Nase, ein nicht so erhabenes Stirnblatt, weiter von einander abstehende, kleinere Augen, und viel kürzere, mehr runde Ohren als die Katzen. Der Oberleib hat eine falbe, der Unterleib aber eine weißliche Grundfarbe. Der ganze Körper nebst dem Schwanze und den Füßen ist mit schwarzen Flecken gezeichnet, welche wie große Ringe

oder Rosen aussehen und bisweilen drey Zoll im Durchmesser halten.

Der kleine Panther, welcher auch den Namen Unze führet, Felis Onca Linn. ist ohngefähr viertehalb Fuß lang und hat einige Aehnlichkeit mit dem Luchse, wodurch der Name Unze, den man aus Lynx oder Lunx gemachet hat, veranlaßt worden ist. Er unterscheidet sich von dem großen Panther, außer der Größe, vorzüglich durch das längere Haar, durch den größern Schwanz, dessen Länge drey Fuß und drüber beträgt, und durch die Farbe der Haut, welche bey dem kleinen Panther ins weißgraue fällt. Die Flecken aber sind von eben der Farbe und auch fast von eben der Gestalt, als bey dem großen Pantherthiere.

Der Leopard ist etwas größer als die Unze, aber viel kleiner, als der große Panther, indem seine Länge nicht viel über vier Fuß beträgt. Sonst glaubte man, daß diese Thiere aus der Vermischung eines Löwen und eines Parders entstünden; dieses hat zu dem Namen Leopard Anlaß gegeben. Das Haar auf dem Rücken und an den Seiten hat eine falbe, am Unterleibe aber eine weißliche Farbe. Die Flecken sind ebenfalls fast wie Ringe oder Rosen gebildet, aber viel kleiner, als bey den vorhergehenden Arten und meistentheils aus vier oder fünf kleinen vollen Flecken zusammengesetzet. Der Schwanz ist zween bis drittehalb Schuh lang.

Herr Klein unterscheidet nur zwo Arten von diesen Thieren. Die erste Art nennt er Parder, Pantherthier und Leopard, wodurch er den Panther mit dem langen Schwanze versteht. Die andere Art, nämlich der Panther mit dem kurzen Schwanze, heißt bey ihm Katzenparder; weil nicht nur der Schwanz dieser Thiere einem Katzenschwanze sehr ähnlich ist, sondern weil man auch ehemals glaubte, daß sie aus der Vermischung eines Parders mit einer Katze ihren Ursprung hätten.

Alle diese jetzt beschriebenen Thiere werden vorzüglich in Afrika, die Unze aber auch häufig in Asien gefunden, und sind von sehr wilder und blutdürstiger Art. Doch läßt sich der kleine Panther leicht zahm machen und zur Jagd abrichten. Ihr Fell wird sehr geschätzet und das Fleisch von den Afrikanern gegessen.

Pareira.

Die Pflanze, deren Wurzel in den Apotheken diesen Namen führet, wird vom Marcgraf und Piso Caapeba, und das Geschlechte, worunter selbige steht, vom Hrn. von Linne' Cissampelos genannt. Ob nun gleich beym Linne' die Pareira

reira nur eine von den drey verzeichneten Arten des Geschlechtes ausmachet, wollen wir doch keinen andern Geschlechtsnamen wählen, zumal noch sehr unbestimmt ist, ob die andern beyden Arten davon verschieden, oder ob solche vielleicht gar nicht dahin zu rechnen sind. Am wenigsten schicket sich der Name Grießholz oder Grießwurzel, welchen Planer und andere angenommen haben, indem diese Eigenschaft noch nicht erwiesen ist.

Die, in Apotheken gebräuchliche Pareira braua, oder Cissampelos Pareira Linn. wächst in dem mittägigen Amerika. Die Wurzel treibt Ranken, welche sich entweder um die Bäume schlingen, oder auf der Erde hinkriechen. Doch müssen vielleicht die ältern Stängel steifer seyn. Nach Browns Beschreibung windet sich der Stängel, nach Herr Löflingen aber ist solcher einfach, straucharartig und aufgerichtet. Die Blätter sind, wegen der Einfügung des langen Stieles, schildförmig, und der Gestalt nach herzförmig, eingekerbt und auf der untern Fläche haaricht. Die Blumen sitzen an der Spitze der Zweige. Männliche und weibliche befinden sich auf verschiedenen Stöcken. Die männliche zeiget vier eyförmige, ausgebreitete Blätter, welche Herr von Linné ehedem für die Blumen- jetzt aber für die Kelchblätter angenommen, außer diesen ein radförmiges Honigbehältniß und vier verwachsene Staubfäden. Die weibliche besteht aus einem zungenförmigen Kelchblättchen und drey Griffeln, worauf eine einsaamige Beere folget.

Der französische Staatsrath Amelot hat im Jahre 1688 die Wurzel dieser Pflanze aus Portugall nach Frankreich gebracht, und von da ist solche weiter bekannt worden. Man findet davon zweyerley Sorten. Die eine ist etwa einen Daumen dicke, locker, schwammicht, und fällt aus dem aschgrauen ins schwärzliche; diese scheint die junge Wurzel zu seyn; die andere, völlig ausgewachsene und alte ist wohl einen Arm dicke, braun, gleichsam gewunden oder mit vorragenden Zirkellinien umgeben, inwendig dunkelgelb, hart, holzicht, jedoch auch fäsericht und gleichsam gewunden, ohne Geruch und von einem vermischten bitterm und süßlichem Geschmacke. Die Brasilianer und Portugiesen schätzen diese Wurzel hoch; sie rühmen solche vorzüglich wider den Nieren- und Blasenstein, und empfehlen sie als ein urintreibendes, auch herz- und magenstärkendes, und allem Gifte, sonderlich dem Schlangenbisse widerstehendes Mittel. Die Bestandtheile dieser Wurzel sind theils schleimichte, theils harzichte.

te. Der mit Wasser gemachte Aufguß ist hellroth und bitterlich; durch den Weingeist erhält man eine dunkelrothe Tinctur, die einen vermischten, scharfbitterlichen und dabey süßlichten Geschmack hat, und nach diesen Bestandtheilen wird sich der beygelegte Ruhm merklich vermindern lassen. Geoffroi, welcher dieses Mittel ziemlich hochschätzet, hat selbigem schon die steinauflösende Kraft abgesprochen, jedoch behauptet, daß der verhinderte Abgang des Urins nach dem Gebrauche der Wurzel bald und häufig, auch mit vielem Sande vermischet, erfolget, und dieses deswegen, weil dadurch die zähen und schleimichten Säfte aufgelöset, die Uringänge eröffnet und dadurch der Erzeugung des Steins vorgebauet werde; wie denn auch derselbe ferner durch eigene Erfahrungen bestätigen wollen, daß die Wurzel als Thee oder als ein abgekochter Trank getrunken, bey der Engbrüstigkeit, die von einem verdeckten Schleime herrühret und bey der Gelbsucht, welche von einer dicken Galle verursachet wird, vortreffliche Dienste geleistet, und dennoch hat ihr Gebrauch in unsern Zeiten ungemein abgenommen, und wir können solche auch billig entbehren. Herr von Linné wiederholet die steinzermalmende oder steinaustreibende Kraft; Boerhaave aber in seinen Consult. verdienet mehr Beyfall, wenn er behauptet, daß solche wider den Stein selbst und die Steinschmerzen, die Gelbsucht, den Saamenfluß und dergleichen Krankheiten keine Kraft besitze. Alle Wirkungen, die man mit Gewißheit davon erwarten kann, bestehen in einer gelinde eröffnenden, reinigenden und urintreibenden Kraft, und wird daher in langwierigen Krankheiten, welche von der Schwäche der festen Theile, und daher abhangenden Verdickung, Verschleimung und Schärfe der Säfte entstehen, nicht ohne Nutzen gebrauchet werden. Dergleichen Mittel aber giebt es viele, welche wir selbst besitzen, und nicht erst aus Amerika holen dürfen. Der *Nachtschatten*, welcher den Namen Bittersüß führet, ist gewiß der Pareira braua weit vorzuziehen.

Pargues.

Pargues sollen Fische bey St. Vincent an der afrikanischen Küste, nach dem Richter, seyn; dem wir etwas zuzusetzen zur Zeit noch nicht gefunden haben.

Parisapfel.

S. Coloquinthen.

Pariskraut. S. Einbeer.

Parisvogel.

Coccothraustes aurantia, heißt eine Art der Dickschnäbel, oder derjenigen Vögel, die sich unter dem großen Geschlechte der Sperlinge

linge durch ihren dicken, starken Schnabel, vor allen übrigen, unterscheiden. Dieser Parisvogel nun hat einen dicken, rothen Schnabel, dessen oberer Kiefer etwas erhaben, wie ein Schiffskiel ist, sind weiß, roth und schwarzbunt, der Schwanz schwarz, die Farbe des Körpers orange, die im Frühjahre und Herbste citrongelb wird. Edward hat einen aus der Hudsonsbay erhalten; aber sie kommen auch in die europäischen Gegenden, deswegen Hr. Klein sie etlichemal gesehen hat. Denn sie kommen nicht alle Jahre, sondern nur zuweilen in die hiesigen Gegenden, und ziehen vermuthlich über die schmälern Meerstriche. Herr Klein hat sogar einen etliche Monathe im Kefige gehalten, der mehr roth als orange gewesen. Er hat Wachholderbeeren auch große Spinnen gefressen.

Parkinsonie.

Dieser Name zielet auf den englischen Apotheker, John Parkinson, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in seinem Paradiso und Theatro botanico viele, meistens aber überall wachsende, Pflanzen, öfters schlecht und undeutlich, beschrieben und abgebildet hat. Im ersten Theile des deutschen Linnäischen Pflanzensystems S. 563. werden dessen Werke beträchtlich genannt. Dieses ist gewiß nur von der Dicke zu verstehen. Eine einzige Art, nämlich die stachlichte Parkinsonie, machet zur Zeit dieses Geschlecht aus. Es wächst dieses artige Bäumchen in dem wärmern Amerika und erreichet mit seinen Aesten ungefähr zwölf Fuß Höhe. Die Stacheln stehen gemeiniglich einzeln, an den ältern Aesten aber drey bey einander. Die Blätter sind gefiedert, und gemeiniglich entspringen drey und mehrere aus einem Orte, oder stehen doch dichte bey einander und bestehen aus vielen, glänzenden, kleinen, länglichten Blättchen. An dem Blätterwinkel und Spitzen der Aeste stehen lockere Blüthähren. Die Blumen haben einen sehr angenehmen Geruch. Fünf lanzetförmige, vertiefte, zurückgeschlagene, gefärbte und einander ähnliche Kelchblättchen stehen auf einem besondern glockenförmigen Blumenträger. Die fünf gelben ausgebreiteten, platten Blumenblätter sind zweymal so lang, als der Kelch, und viere davon eyförmig und mit kurzen Nägeln versehen, das obere aber ist mehr rundlich, unterwärts roth gefleckt, und ruhet gleichsam auf einem besondern viel längern Nagel oder Stiele. Die zehn Staubfäden sind etwas nieder gebogen und nicht viel länger, als der Nagel des obern Blumenblattes. Der walzenförmige Fruchtkeim ist unterwärts gerichtet. Der Griffel

aber richtet sich mehr aufwärts und endiget sich mit einem stumpfen Staubwege. Die lange, und zwischen den Saamen äußerlich eingezogene, bräunlichte Schote öffnet sich mit zwo Klappen und enthält einige länglichte Saamen. Herr Jacquin hat öfters Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit an diesem Bäumchen wahrgenommen, auch angemerket, wie die, aus den Saamen erzogenen, Stämmchen schnell in die Höhe geschossen und schon im ersten Jahre geblühet. Um Martinique bestehen die lebendigen Zäune aus Parkinsonie und Poinciane, und es ist leicht zu glauben, daß dergleichen das Auge und die Nase ergötzen. Schade, daß beyde bey uns in Töpfen gehalten, und den Winter über sorgfältig im Glashause unterhalten werden müssen. Die Parkinsonie kann man nur aus Saamen ziehen, welchen man in kleine Töpfe säet, und diese ins Lohbeet eingräbt, auch die jungen Pflanzen werden auf dem Lohbeete unterhalten und nach und nach an die freye Luft gewöhnet. Sie bleiben immer gegen die Kälte sehr empfindlich, daher man sie auch die meiste Zeit im Sommer im Glashause unterhält. Bey guter Wartung fallen die Blätter nicht ab, die Blumen aber haben bey uns niemals Saamen nachgelassen.

Parnassie.

Parnasserkraut oder Gras, Einblatt-Hornblümlein, Steinblume, weißes Leberblümlein. Sie wurde auch ehedem in den Apotheken Hepatica alba genannt, und deswegen behält Herr Planer Leberblume zum Geschlechtsnamen. Es ist nur eine Art bekannt. Parnassia palustris L. Solche wächst bey uns häufig auf feuchten Wiesen und blühet im August und September. Die zäserichte, ausdauernde Wurzel treibt viele gestielte, eyförmige, völlig ganze Blätter und einfache, nicht viel über einen halben Fuß hohe Stängel, welche ohngefähr in der Mitte mit einem einzigen Blatte und auf der Spitze mit einer Blume besetzet sind. Das Stängelblatt ist ungestielt, herzförmig, und umgiebt mit den vorragenden Lappen den Stängel. Die Blume ist weiß, nicht groß, aber wegen ihrer Beschaffenheit schön. Fünf längliche, stehenbleibende Kelchblätter umgeben fünf ausgebreitete rundliche, vertiefte, gestreifte und eingekerbte Blumenblätter, und diese wieder fünf Honigbehältnisse. Jedes besteht aus einem herzförmigen, ausgehöhlten Blättchen, dessen Rand mit vielen Stielchen, welche von der Mitte nach den Seiten verhältnißmäßig niedriger werden und ein gelbes Knöpfchen tragen, besetzet ist. Die

fünf Staubfäden und der Fruchtkeim, welcher oberwärts ein Loch zeiget und seitwärts mit vier stehenbleibenden Griffeln besetzet ist, vereinigen sich mit, und sondern sich wieder von einander ab, und dieses Spiel ist ein deutlicher Beweis, daß der Fruchtkeim von den Staubbeuteln befruchtet und geschwängert werde. Anfangs, wenn die Blüthe sich öffnet, stehen die Staubfäden aufgerichtet, hernach biegt sich einer nach dem andern, und zwar wechselsweise, als der erste, hernach der dritte, u. s. f. gegen die Oeffnung des Fruchtkeims, bringt den Staubbeutel in die Oeffnung, und wenn solcher das Pulver ausgeschüttet, richtet sich der Staubfaden wieder in die Höhe, schlägt sich auswärts und leget sich auf das Blumenblatt. Der Fruchtbalg ist eyförmig, fast viereckicht, mit den vier Griffeln besetzet, öffnet sich mit vier Klappen, und an diesen hängen einige länglichte Saamen. In England will man diese Pflanze mit gefüllter Blume unterhalten. Die ältern Aerzte empfohlen die Pflanze zu Eröffnung der verstopften Leber und rechneten sie unter die Wundkräuter; es ist aber der Gebrauch ganz und gar aus der Mode gekommen, und wir werden dadurch gewiß nichts verlieren. In Westmanland pflegen die Bauern die Pflanze mit Bier zu kochen und dieses wider das Sodbrennen zu trinken. Die Bienen besuchen die Blumen fleißig.

Parsch.

Perca, ist ein eigenes Fischgeschlecht des Kleins mit ein und dreyßig Arten, welches er in seiner Histor. Piscium Miss. V. §. 24. u. f. und zwar unter den Fischen mit einer Rückenfloße, monopteris, beschreibt; s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 67. Desgleichen machet auch der Parsch, Perca, bey dem Ritter v. Linné ein eigenes Thiergeschlecht, nämlich das 168ste mit sechs und dreyßig Arten derjenigen Fische, die sägeförmig gezähnelte Kiemendeckel haben sollen, aus; s. unsern nur angeführten Artikel, Fisch, S. 72. Bey uns Deutschen wird der Name desselben auf verschiedene, fast gleichlautende Art, nämlich, Paersch, Persch, Barsch, Baarsch, Baersch, Bärsching, Baerschling, Bersch, Berschk rc. geschrieben, und will Richter S. 777. diese Benennung von einem alten Stammworte, Berschen, da sich der angegriffene Fisch gewaltig sträube und bersche, ableiten. Er hat aber wohl seinen Ursprung aus dem griechischen, da Aristoteles die πέρκας unter die Pisces Saxatiles, Stein- und Klippenfische zählet, Perca aber einen mit schwarzen Flecken gezeichneten, besonders bedeutet; daher denn auch dieses Wort fast von allen Völ-

kern beybehalten worden. Er heißt nämlich, lateinisch, Perca, französisch, Perche, ital. Persego, nach dem Salvian bey den Insularibus Pesce Parsico, englisch a Pearch, holländ. Baars, deutsch Parsch, welche Schreibart unser Klein mit gutem Fuge beybehaten.

Unter den monopteris führet er zuerst diejenigen auf, die eine einzige lange, scheinbar getheilte, oder abgesetzte, jedoch durch ein paar niederliegende Finnen wirklich zusammenhängende, vorwärts grätichte, hinterwärts weiche, Rückenfloße haben, und diese nennt er eigentliche Percas, Parsche, wie die nunmehr folgenden vierzehn Gattungen bestätigen. Es sind nämlich, mit einer langen, scheinbar abgesetzten Floße, Pinna vnica, longa, (interrupta,) auf dem Rücken begabet:

I. Perca, πέρκη, auch wohl περκὶς; außer der Rücken- und Schwanzfloße hat der Parsch noch zwo Kiemenfloßen; desgleichen führen die europäischen und brasilischen Fische, gemeiniglich zwo, die carolinischen nur eine, Bauchfloße; alle aber nach dem After nur eine Floße; jene zwar ohne Stacheln, diese aber mit einem oder zwo stachlichten Gräten, bey dem Anfange der Floße; auch haben sie alle dichte, harte und rauhe, scharfe Schuppen.

1ster Kleinischer Parsch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, schwärzlichen, vom Rücken bis in den Bauch, herabsteigenden, Flecken, (daher Epicharmus bey dem Athenäus, II. fol. 159. diese Fische αἰόλας, varias, bunte, nennt.) mit einem gelben Augenringe und mit rothen Floßen, auch mit rothem getheilten Schwanze. Perca fluuiatilis Auctorum. Percia und Phycis zu Rom. Perche der Franzosen, Perca maior, Barß, Barsch, Parsch, des Schonevelds, a Pearch, Willughb. p. 291. Tab. S. 13. fig. 1. dessen Zeichnung nicht viel taugt, besser aber die andere Figur des Baltners, ist, wiewohl auch die Rückenfloße zu weit abgesetzet ist; Aborn, der Dänen, (Aboere des Pontoppidan auch in Norwegen, woselbst er auch Tryde, und von einigen Stibbo, genannt wird); und ist zugleich ein Fluß- Bach- und Seefisch. Perca, lineis vtrinque sex transuersis, nigris, pinnis ventralibus rubris, des Artedi, Syn. p. 66. sp. 1. Perca pinnis dorsalibus distinctis, secunda radiis sedecim, Suec. Aborre, Linn. Faun. Suec. Perca marina, dilutioris coloris; Perca Pelagia Paul. Iouii; Perca marina des Bellons, Salvians, Gesners, (S. 168. Perca fluuiatilis, die Egle.) Willughb. p. 327. Perseus maris rubri, der Araber; (Bersling) Berschling,

ling, Wretensa, Marsil. Danub. T. IV. Tab. 23. Perca, I. Perca, lineis vtrinque septem transuersis nigris, ductibus miniaceis caeruleisque in capite et antica ventris, des Artedi, syn. p. 68. sp. 6. Haff-Parß des Schoneveld. Die größten befinden sich in dem Pautzker-Meerbusen, zuweilen zu einem Fuß lang; Kleins Zeichnung, Tab. VII. fig. 2. ist von einem Originale mittlerer Größe, unterscheidet sich sehr von der Marsilischen, und ist auch wohl treffender nach dem Leben gezeichnet. Bey dem Linné ist er Perca fluuiatilis, gen. 168. sp. 1. und zwar mit zwo unterschiedenen Rückenfloßen. Müller nennt ihn den Flußparsch und merket an, daß er in unsern europäischen Flüssen und Gewässern, auch Weihern, Teichen, Gräben und Morästen, gefunden werde, doch daß er in reinen und frischen Wassern viel schmackhafter und größer werde. Er habe zwo Rückenfloßen, und stünden die Finnen etwas weit von einander. (woraus zu ersehen, daß man des Kleins seine Einleitung und weitläuftige Anmerkung, §. XXIV. welche er doch Tab. VII. mit den Figuren, 2. 3. und 4. erläutert, nicht gelesen haben müsse.) Sie ragten mehrentheils mit scharfen Spitzen hervor, wären bläulich, am Bauche aber roth. An dem hintern Theile der ersten Rückenfloße befinde sich ein schwarzer Flecken; (den bereits Artedi, spec. p. 74. angezeiget, sich aber doch in den Zeichnungen des Marsilli und Kleins nicht findet) Die Farbe des Körpers sey obenher bläulich, weiter und in den Seiten und nach unten zu, silberfärbig, in die Quere mit fünf (sechs) auch wohl sieben dunkeln Bändern besetzet. Die Kiemendeckel bestünden aus zwey Beinchen, etwas krumm und vermittelst einer Haut zusammen verbundenen Platten, davon die obere größer und am Umfange gezähnelt, die untere aber kleiner und nur mit einer einzigen Stachelspitze bewaffnet, sey. In den Bauchfloßen sey eine, und in der Afterfloße zween, stachlichte Strahle; die Schwanzfloße, wie die Bauchfloßen, roth; die Schuppen rauh, hart, aber klein. Die Anzahl der Finnen ist, nach den Artedischen und Gronovischen Exemplarien, in der ersten Rückenfloße vierzehn, in der zwoten vierzehn bis sechzehn, in der Brustfloße dreyzehn bis vierzehn, in der Bauchfloße sechs, oder nur eine steife von sechsen, in der Afterfloße eilf, oder zwo steife von zwölfen, und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen. Auf eine Finne mehr oder weniger kömmt es wohl nicht an. Der Parsch ist ein sehr geschwinder Fisch, der fast so schnell als der Hecht fortstreicht, aber wegen seiner stachlichten Floßenfinnen,

nen vor dem Hechte ziemlich sicher ist; wiewohl der Hecht die junge Bruth der Pärsche stark aufreibt; dahingegen der Parsch sich sowohl an seine eigene Brut, als der Weißfische und anderer Weichfloßer machet, daher man auch in den Parschweihern wenig andere Fische, und noch weniger junge Bruth, antrifft. In reinen, frischen, fließenden Wassern sind sie schön und schmackhaft, in trüben und sumpfichten Wassern aber sehr unschmackhaft und gründig. Die holländischen Flußpärsche sind sehr berühmt, und daselbst ein so genanntes Waterzoodje, das ist, ein Pärsching mit Petersillenwurzel und Kraute in bloßem Wasser gesotten, und so aus dem Wasser mit Semmel oder Butterbrod gegessen, eine der allgesündesten und delicatesten Speisen, darinnen man sich fast nicht satt essen könne, und würden die viertelpfündigen Milchner besonders dazu ausgesuchet. Die beste Jahreszeit sey nach dem May bis in den Herbst. Schäffer hat diese Percam, welche in Bayern und zu Regensburg das Pürstel, von bersten, als wolle er vor Zorn gleichsam bersten, heißt, aufs genaueste beschrieben und gezeichnet; auch den schwarzen Fleck der ersten Rückenfloße wohl ausgedrückt; in seiner Pentas Pisc. Bauar. Ratisbon. p. 1. Tab. I. fig. 1. tit. Perca Vulgaris, Bürstel Bauarorum. Nach dem Kramer wird er in Oesterreich Warschieger, auch Goldparsch, genannt, und soll selten über zwey Pfund schwer werden.

2ter Kleinischer Parsch, Perca, mit dicken, fleischichten Bausbacken und zwo Bauchfloßen; von Farbe über und über asch-silberglänzend, mit gefleckten Rückenfloßen, spitzigern, mehr vorgestrecktem, Kopfe; an den äußersten Kiefern mit eingebogenen Hundezähnen bewaffnet, deren der obere etwas länger ist; mit goldfarbigem Augenringe und schwärzlichen Seitenlinie; Lucio-Perca des Gesners, (Schill, Nagmaul, S. 176. und im Nomencl. p. 316.) des Schonevelds und anderer. Zannat, Zandat, Zant, der Preußen. Schilus, s. Nagemulus, der Deutschen; Gesner in Paralip. Lucio-Perca, Schiel, Smul, Syllo, Marsill. Tab. XXII. p. 69. Hechten-Perschling, Sehend-Zant; Perca pallide maculosa, dentibus vtrinque maioribus, des Artedi, Syn. p. 67. sp. 2. Perca, pinnis dorsalibus distinctis, secunda radiis viginti tribus, Gios, Suec. Linn. Faun. Suec. Willughb. p. 293. Tab. S. 14. dessen Zeichnung aber nicht viel tauget, daher Klein, Tab. VII. fig. 3. eine bessere gegeben, welche auch mit der Marsillischen sehr übereinkömmt. Unser Klein merket ferner an, daß dieser Parsch zu zwanzig Pfund schwer werde.

Den

Den Alten ist er unbekannt gewesen. Aldrovand will zwar muthmaßen, es werde der Asellus von den Dänen und Preußen Zandat oder Sandat, vom Sande, Arena, genannt, in welchem er und viele andere Fische, nach dem Aristoteles, sich zu verbergen pflegten; und das würde wohl unser nunmehriger Sandbarsch gewesen seyn: doch hält sich dieser nur in süßen und reinen Wassern auf. In Preußen befindet er sich in großer Menge; es werden aber die abgestandenen kaum von den Armen gegessen. In Deutschland wird der abgestochene, oder vor den Kopf geschlagene, weit und breit herum gesandt, besonders von Frankfurt an der Oder nach Sachsen. Er wird auch wohl eingesalzen und in Fässer geschlagen, versandt. Bey dem Linnäus ist er Perca-Lucio perca, gen. 168. sp. 2. der Müllerische Sandbarsch seiner Bärschinge. Die Benennung soll so viel als Hechtbarsch bedeuten, da er mit seiner langen Gestalt besonders den Hechten gleich kömmt. Um Augsburg herum wird er Scheidel, auch Schiel, im Pommerschen und Hollsteinischen, Sandat, Sandbarsch, lat. Nagemulus, Nagmaul genannt; (bey uns aber gemeiniglich, Sander, Zander. s. unsern Artikel, Nagmaul, B. VI. S. 48.) Er ist länglichter, als ein Parsch; hat eine längere und spitzigere Schnauze; der Rücken ist nicht so hoch gewölbet, und der Bauch ist platt und breit. Der Rücken und die Seiten haben eine schmutzige braungelbe Farbe mit dunkeln unregelmäßigen Strichen. Der Unterleib ist, nebst den Bauchfloßen, etwas röthlich; die beyden Kiefer sind mit kleinen Zähnchen, (nach dem Verhältnisse auch wohl mit ziemlich großen, einwärts gebogenen Zähnen) und der Gaumen mit vierzig kleinen Zähnchen besetzet. Der obere ist etwas länger, als der untere. Neben dem ersten Paare Floßen ist ein Beinchen mit drey Stacheln. Die Kiemendeckel endigen sich in einen scharfen Stachel; die Schuppen sind mit einem rauhen Rande umsäumt, und nach dem Artedi haben die Kiefern große Hundszähne. In der ersten Rückenfloße befinden sich vierzehn, in der zwoten zwo steife von drey und zwanzigen, in der Brustfloße sechzehn, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße vierzehn, und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen. Richter giebt uns S. 760. und 773. sowohl von der gegenwärtigen, als der vorhergehenden, Gattung der Sand- und Flußparsche, umständliche Nachrichten und Beschreibungen, daß wir also dahin sicher verweisen können.

3ter Kleinischer Parsch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, höher gewölbtem Rücken als Bauche, auf

auf goldenem Grunde silberglänzenden Schuppen; mit sieben großen, langen lichtbraunen Streifen in den Seiten; am Kopfe mit einem breiten, schwarzen, auf beyden Seiten heruntersteigenden, Streifen, einem blauen Maule, gelben Floßen, und gleichfärbigem getheiltem Schwanze, rothen, braun und weiß vermischtem Augenringe. Acara pinima des Marcgravs, S. 152. der die Figur eines meißnischen Parsches vorstellet. Sloane in Itin. Iamaico. s. diesen Art. B. I. S. 72.

4ter Kleinischer Parsch, Perca, mit zwo Bauchfloßen; erhöhetem Rücken; einer, mit einem steifen Dorne bewaffneten Afterfloße; einer, mitten auf dem Rücken aufsitzenden, und in eine Furche niederzulegenden, stachlichten Floße; einem in zwey Hörner getheilten Schwanze; mit silbernen, goldglänzenden, Schuppen; in den Seiten mit zwo dicken, goldfarbigen Streifen; mit falbem Obertheile des Kopfes, weißem Bauche, aschfarbigen Floßen und silberglänzendem Augenringe. Capeuna der Brasilianer des Marcgravs, S. 155. s. diesen unsern Artikel, B. II. S. 40. wo also Capeuna, statt Capenna, zu lesen. Er ist nämlich, nach desselben Beschreibung, ein Fisch mit einem länglichten, nicht gar breitem, Leibe, der etwa zu sieben Zoll auswächst. Er hat ein stumpf gespitztes, Maul oder Schnauze, und in beyden Kiefern eine Reihe der kleinsten Zähnchen; die ganze innere Höhle des Mundes und die Zunge sind von blutrother Farbe. Die Augen sind klein, wie bey dem Stuferbarsche, crystallinisch, mit einem bunten, theils silberglänzendem Ringe umgeben. Er hat sieben Floßen: nach den Kiemen auf jeder Seiten eine länglichte, dünne, gleichsam dreyanglichte; am Unterleibe zwo dergleichen; nach dem After eine, mit einer scharfen Gräte bewaffnete; eine lange Rückenfloße, deren vordere Hälfte mit spitzigen Stacheln bewaffnet, die er zurück beugen kann, die hintere Hälfte aber weich und ohne Stacheln ist; auch hat der zweyhörnichte Schwanz eine weiche Floßfeder. Er wird mit kleinen silbernen Schuppen bedecket, durch welche etwas goldfarbiges schimmert. Auf jeder Seite führet er zwo dicke goldfarbige Linien, deren die eine von der Höhe der Schnauze durch die Augen, und die Mitten des Leibes bis zum Schwanze, (die Mittel- oder Seitenlinie) die andere etwas höher durch die Breite des Rückens fortstreicht. Auf der Höhe des Kopfes ist er bleichgelb, alle Floßen aschfarbig, der Bauch und dessen Floßen weiß. Gesotten ist er von gutem Geschmacke; und wird er in Meeren zwischen den Klippen hauptsächlich gefangen.

5ter Kleinischer Parsch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, so mit einem scharfen Dorne bewaffnet; am Rücken und Leibe ist dieser Fisch gleichsam eyförmig; er hat aus wenigem güldenen Grunde, Feuille mort, silberglänzende Schuppen; aschfarbige Floßen; einen getheilten Schwanz; ein mit kleinen Zähnchen besetztes Maul, und inwendig oben und unten ein Beinlein, und einen weißgoldnen Augenring. Piraumba der Brasilianer, des Marcgravs, S. 167. nach welchem dieser, bey den Portugiesen Chayquarona benannte Fisch, die Größe und Gestalt eines Karpfen hat; von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes zehn Zoll lang, und, wo er am breitesten, etwas über vier Zoll breit, ist; gegen den Schwanz mehr und mehr verjünget, und sodann zween Zoll breit bis zum Schwanze verbleibt. Er hat ein Maul, wie der Karpfen, große hervortretende Augen, mit einem crystallinischen Augapfel und einem, mit weiß vermischten, goldfarbenen Augenringe. Er führet acht Floßen: nämlich mitten auf dem Rücken eine, über drey Zoll lange und einen Zoll breite, welche er in eine Furche zurücklegen, und mit neun steifen Gräten aufrecht erhalten, kann; an diese stößt sofort eine andere fast drey Zoll lange, noch nicht einen Zoll breite, und durch keine steife Finnen unterstützte, Floße an; nach jedem Kiemen eine, drey Zoll lange und an der Wurzel einen Zoll breite; am Unterleibe zwo, zween Zoll lange, kaum einen Zoll breite, mit einer steifen Gräte bewaffnete, und gleichsam vereinigte; nach dem After eine, einen Zoll breite, einen halben Zoll lange, ebenfalls mit einer steifen Gräte unterstützte; und endlich eine zum Schwanze gehörige, drey Zoll lange und breite, gabelförmige, Floße. Er hat große, silberglänzende, mit etwas Gold untermischte Schuppen, wie ein Karpfen, jede Schuppe aber ist von der Mitten an bis an ihre Einsenkung von gelblichter Farbe; unterm Kopfe und an dem Vordertheile des Bauches ist er mehr silberfärbig. Alle Floßen sind lichtaschenfarbig. In dem Maule hat er oben und unten einen, mit den kleinsten, kaum zu fühlenden, Zähnchen besetzten Stein. Er ist ein eßbarer Fisch von gutem Geschmacke.

6ter Kleinischer Parsch, Perca, mit zwo Bauchfloßen; mit kleinen, nadelartigen Zähnchen, im Unterkiefer, mit zween langen und dicken, nnd darunter vermischten, sehr kleinen Zähnen, im Oberkiefer bewaffnet; mit einem auf Silber gegründeten blutrothen Augenringe; mit einer, zur Hälfte in eine Furche sich niederlegenden Rückenfloße; einem gleichen, fächerähnlichem Schwanze; mit silber-

silbernen, blutroth schattirten, Schuppen; weißem Bauche und Maule, und, außer den Bauchflossen, blutrothfarbigen Floßen. Acaeranya, verfälscht Garanha, (vielmehr aber Acara-aya,) des Marcgravs, S. 167. s. diesen unsern Artikel, B. I. S. 71.

7ter Kleinischer Parsch, Perca, mit zwo zirkelrunden Bauchfloßen; mit einer zur Hälfte stachlichten, bogichten, uud in eine Furche zurück zu ziehenden, Rückenfloße; einer harten, und mit einem spitzigen Dorne unterstützten, Afterfloße; mit einem breiten, ganz silberfarbenen Schwanze; einem dunkeln schattichten Rücken; in den Seiten mit acht, bis in den Bauch nicht hinuntersteigenden, Streifen und weißem Bauche; desgleichen lichtbraun-silberfärbigen Rücken- Kiemen- und Schwanzfloßen und gezähneltem Maule. Corocoro des Marcgravs, S. 177. den Willughbey S. 301. für einen Verwandten der Coracinorum erklären will, da er doch vielmehr, der Beschreibung und Zeichnung nach, für einen Parsch, mit einer langen, abgesetzt scheinenden, Rückenfloße, pinna longa, interrupta, zu halten. Marcgrav beschreibt ihn nämlich folgendermaßen: der Brasilianer Corocoro ist ein Fisch mit einem etwas gekrümmten (gewölbten) Rücken, stumpfen Kopfe und Maule, etwa in der Länge eines Fußes. Er hat kleine, spitzige Zähnchen, ziemlich breite Kiemendeckel, deren vorderer Theil in einen spitzigen Dorn ausläuft; sechs Floßen, nämlich eine drey Zoll lange auf jeder Seite nach den Kiemen; zwo fast dreyeckichte, am Ende zirkelförmige und oberwärts mit einer steifen spitzigen Gräte unterstützte, am Unterleibe; eine, mit einem dicken, harten und spitzigen Stachel unterstützte Floße nach dem After, vor welcher eine kleine Stachel annoch befindlich. Von der Höhe des Rückens fängt eine Floße an, die bogicht nach der Mitten des Rückens niedersteigt, und mit steifen und spitzigen Stacheln unterstützet ist; bey deren Ende fängt eine zwote, weiche, ebenfalls bogichte an, und läuft fast bis zum Anfange des Schwanzes fort. Der Schwanz, vielmehr die Schwanzfloße, ist zween Zoll lang, und vier Zoll breit. Der über und über silberglänzende Fisch ist mit ziemlich großen Schuppen bedecket, doch auf dem ganzen Rücken und dessen Höhe besonders, ist licht umberbraun mit eingemischt, und durch die Seiten steigen acht, einen Zoll breite, lichtbraune Streifen, bis nahe an den Bauch, der Quere herunter; der Bauch selbst aber und dessen Floßen sind weiß: die Rücken- Kiemen- und Schwanzfloßen sind aus Silber mit lichtbraun vermischter Farbe. Die vorderste Rückenfloße kann

er auch in eine Furche zurück ziehen. Er ist ein Seefisch und eßbar. In unserm Artikel, Corocoro, B. II. S. 233. haben wir auf diesen Kleinischen Parsch verwiesen.

8ter Kleinischer Parsch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, rundlichem, mit einer gabelförmigen Floße besetzten, Schwanze; vor den Kiemen- und in den Bauchfloßen mit Stacheln bewaffnet, mit silberglänzenden, sägförmig gezähnelten Schuppen, mit oberwärts rauhem und schön incarnatnem Kopfe, desgleichen mit fleischfarbenen Floßen, außer der vordersten, stachlichten mit goldschattirten Rückenfloße. Ueber den Augen befindet sich ein blutrother Flecken, und der Augenring ist silberglänzend. Iaguaraca des Marcgravs, S. 174. in der Größe eines Mittelbarsches; s. diesen unsern Artikel, Jaguaraca, B. IV. S. 212.

9ter Kleinischer Parsch, Perca, mit einer einzigen Bauchfloße, weitem Maule, aus Gold schattirten Schuppen, röthlichten halben Rücken- After- und Schwanzfloßen an dem fast gleichen Schwanze. Perca marina, pinna dorsi diuisa, the Cröker, Catesby, II. p. et tab. 3. Die Beschreibung desselben lautet folgendermaßen: der Seebarsch mit getheilter Rückenfloße. Diese Figur stellet den Fisch in derjenigen Größe vor, welche er insgemein hat, und wie sie in den meisten Flüssen von Virginien gefunden werden; (hier ist er vierzehn Zoll lang, und viertehalb Zoll breit, wo er am Anfange der ersten Rückenfloße am breitesten) in tiefern Wassern aber und in dem großen Meerbusen von Chesabrak, fängt man zuweilen welche, die drey Schuh lang sind. Er ist mit Schuppen bedecket, so eine Farbe, wie gebrannter Ocker haben; im Auge hat er einen goldfarbenen Ring, und sein weiter Mund zeiget etliche Reihen sehr kleiner scharfer Zähne. Er hat sechs Floßen: eine dreyeckichte mitten auf dem Rücken; eine von rother Farbe, so sich von dieser bis an den Schwanz erstrecket; zwo hinter den Ohren, und zwo unter dem Bauche; (vermuthlich eine Bauch- und eine Afterfloße, nach der Zeichnung.) Er ist eine ziemlich gute Speise. Bey dem Ritter Linne heißt er Perca vndulata, gen. 168. sp. 8. nach Müllern der Wellenbarsch; er wird auch von D. Garden Croker, und von den Holländern Kwaaker, genannt; er habe zwo einigermaßen mit einander verbundne, gleichsam eine einzige ausmachende, Rückenfloßen, und wäre leicht an einem braunen Flecke an den Brustfloßen zu erkennen. Man zähle an den vordern Kiemendeckeln fünf kleine Zähnchen, in der

ersten Hälfte der Rückenfloße zehn, in der zwoten eine steife von neun und zwanzigen; in der Brustfloße achtzehn, in der Bauchfloße eine steife von sechsen, in der Afterfloße zwo steife von sechzehn, und in der Schwanzfloße neunzehn Finnen, und sey er in Carolina zu Hause.

10ter Kleinischer Parsch, Perca, mit einer einzigen langen Bauchfloße und kleinem Maule; von Farbe ist er ganz roth, außer dem weißlichen Bauche, und den zween vordersten Stacheln der Afterfloße. Der hinterste Theil der Rückenfloße ist sehr lang; vielmehr hoch und spitzig; die vordere Rückenfloße hat zwölf Stacheln, davon der vierte und fünfte die höhesten sind. Der Schwanz ist tief scheerenförmig, Perca marina rubra, the Squirrell, Catesby, ibid. p. et tab. 3. nach dessen Beschreibung sein rother Seebarsch insgemein die Größe seiner gezeichneten Figur, (eines Schuhes) habe, wiewohl auch einige viermal größer würden. Sein Auge ist groß und der Ring in selbigem gelb. Der Mund ist mehr klein, als groß zu nennen, und hat viel kleine Zähne, wie der gemeine Parsch. Der ganze Fisch war roth und hat sechs Floßen: eine am Rücken, die mit verschiedenen, (zwölf) starken spitzigen Beinen verstärket war; hinter dieser und gleich daran stund eine lange, (fast drey Zoll erhöhete) biegsame, in eine Spitze sich endigende, Floße; ferner hatte er eine lange unter dem Bauche, und eine andere hinter dem After, welche mit einem starken scharfen Beine verwahret und mit selbigem durch eine Haut verbunden war. (Die Kiemenfloße gehöret auch dazu.) Der Fisch ist gut zu essen.

11ter Kleinischer Parsch, Perca, mit der stumpfen Schnauze, gezähneltem Maule, acht Stacheln der andern Hälfte der Rückenfloße, und mehrern ästigen Finnen der hintern Hälfte, oder nach dem Salvian, ohne Stacheln, mit breitem Schwanze, breiten und schiefen Schuppen, etwas längerm als breitem Leibe. *Σκίαινα*, Vmbra, ombrina, des Salvians, fol. 115. Willughb. p. 300. tab. S. 19: Sciaena, ex nigro varia, pinnis ventralibus nigerrimis, (non integerrimis) des Artedi, syn. p. 65. sp. 2. Die Kleinische Anmerkung bey dieser Perca, s. unsern Artikel, Cestreus, 5. Klein. Meeräsche, B. V. S. 461. Sciaena vmbra, Lin. gen. 167. sp. 4. nach Müllern die Seekrähe seiner Umberfische. Von dieser Art führet das ganze Geschlecht seine Benennung; auch giebt Müller, Tab. VI. fig. 7. eine Zeichnung von diesem Fische. s. unsere Artikel, Seekrähe und Umberfische.

12ter Kleinischer Parsch, Perca, mit der abgestumpften Schnauze, einer kleinen rundlichen Bartfaser am untern Kiefer; weiten, nach dem Salvian, dem Gehöre und Geruche dienenden, Oeffnungen vor den Augen; breitlichen, gleichsam wächsernen, leicht auszudehnenden Schuppen, silberglänzendem Bauche, mit Rücken und Seiten, so mit breiten, schiefen, wellenförmigen, bald gelben, bald fahlen, abwechselnd gesetzten Fleckchen und Plätzchen bezeichnet sind, mit schwarz geränderten Kiemendeckeln, schwarzen Floßen. und mit einem starken steifen Stachel unterstützten Afterfloße. Κορακῖνος, Coracinus, Coruo Saluiani, fol. 116 b. Willughb. tab. S. 21. Ist diese Perca wohl mit dem Coracino des Salvians, oder vielmehr mit dem Coracinus albus des Rondelets, ein und derselbe Fisch? Von den schwarzen Floßen haben wohl der Coracinus, Coruulus, beym Athenäo ihre Benennung; sed Coracinorum multa genera ipse scribit, quae Saluianus sec. Kleinium, fol. 118. declarauerit.

13ter Kleinischer Parsch, Perca, so fast ganz schwarz ist, einen sehr steifen langen Stachel an der Afterfloße führet; eine abgestumpfte, aber nicht warzige oder bebärtete, Schnauze hat; übrigens mit dem vorhergehenden sehr überein kömmt, doch viel kleiner ist. Coracinus niger, Coruo di fortiera, Romae, nach dem Salvian, fol. 128 b. Coracinus niger des Rondelets, Willughb. Tab. S. 20. wobey Klein anmerket, daß Willughbey diesen Fisch anders zeichne, als der Salvian. Dieser zeichnet die Rückenfloße desselben abgesetzt, wie sie sich bey den Parschen, Percis, finde, jener aber vereinigt beyde Floßen durch zwey kleine niedrige Stächelchen und Häutchen. Vielleicht wäre Willughbey ganz von ungefähr auf diese kleine, §. XXIX. nota a, beschriebene, Stächelchen gerathen. Artedi hält diesen Fisch, syn. p. 66. für eine Unterart der vorstehenden zwölften Gattung seiner zwoten Sciaena.

14ter Kleinischer Parsch, Perca, mit gleich vom hohen Rücken an herabsteigendem Kopfe, zwo Bauchfloßen, großen Augen, goldfarbenem Augenringe, schwarzem Augapfel, silberglänzenden Kiemendeckeln und Seiten, gelblichten Rücken, Schnauze und Kehle, gleichem ungetheilten Schwanze, und mit neun bis zehn goldfarbigen, punctirten, in gleichem Abstande von einander, von den Kiemen durch die Seiten bis in den Schwanz fortlaufenden Linien; und mit etwas längerm Unter- als Oberkiefer. Klein hat ihn ehedem in seinem Kabinete gehabt, und ihn also, Tab. VII. fig. 5. nach dem Leben zeichnen lassen.

Nun folgen die Kleinischen Pärsche, oder Kaulpärsche, mit eben einer einzigen langen, aber nicht abgesetzten, sondern nur eingebogenen oder gefalteten Rückenfloße, pinna, vnica longa dorsali non interrupta, sed sinuosa, die er aber, Percis, Percides, nennt; s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 67.

II Percis. Salvian hält davor, daß die Griechen eben den Fisch sowohl πέρκη als περκὶς, genannt hätten und will lieber den Plinius, lib. 37. (lib. 32.) c. 11. einer Unachtsamkeit beschuldigen, daß er Percas und Percides als verschieden anführe und beyden verschiedenes zuschreibe; dahingegen er selbst beyde Fische als einen und eben denselben annimmt, wiewohl er doch selbst die Percam, als der Channae und Phycidi ähnlich, ausgiebt, und eben dadurch einer größern Unachtsamkeit sich anschuldiget. Wir wollen lieber den von dem Plinius und Dioscorides gemachten Unterschied billigen, daß nämlich die Perca und Percis zwar eines Geschlechts, aber doch unter sich als verschiedene Gattungen zu erkennen, indem sie sich durch besondere Kennzeichen des Kopfes, der Stacheln neben den Kiemenhäuten, der kleinen Dörnchen auf den gezähnelt und sägeförmig erscheinenden Kiemendeckeln, der länglichten und zusammenhängenden Rückenfloße, selbst der Farbe, daher die Alten die Percam vorzüglich Variam, buntfarbig, den Flußparsch aber die kleine Percam auratam genannt; daher die Aurata des Tragi, (Gesner. und Aldrou.) Aspredo, Io. Caii; oder auch von dem Rücken, der einem abschüßigen und borstigen Schweinsrücken nicht unähnlich, und folglich χοῖρος, nicht unschicklich für den Porcus fluuiatilis des Strabo, besonders nach der Nota a. §. XXIV. zu halten. Es sey auch, wie es wolle, so wollen wir doch lieber mit einem Dioscorides und Plinius irren, als beyde ohne alle Nothwendigkeit einer Unachtsamkeit beschuldigen. Es verbleibe also die Percis, (gleichsam Percula, Porces Frisiis) Perca, pinna dorsali continua, sed *sinuosa*, anteriore medietate spinis pungentibus suffulta, posteriore radiis mollibus inermi, in concursu sinum plus minus altum formantibus; daß zwar die Perca, an sich und simpliciter betrachtet, einen, mit einer einzigen Floße besetzten, (monopterygium) Rücken behalte, die aber doch durch eine merkliche Furche in der Mitten dergestalt abgesetzt sey, daß sie bisher, aus nicht genugsamer Aufmerksamkeit, für eine gedoppelte Floße gehalten worden. Hierüber kommen auch die Percides mit der Perca darinnen überein, daß beyde

sechs

sechs oder fünf Floßen, außer der Schwanzfloße, haben das ist, entweder nur eine Rücken- zwo Kiemen- zwo Bauch- und eine Afterfloße, oder eine Rücken, zwo Kiemen- nur eine einfache Bauch- und eine Afterfloße haben; doch sind sie auch daher, sowohl von der Perca, als unter sich selbst unterschieden, daß wenigstens einige derselben nur drey Floßen, nämlich eine Rücken- eine Bauch- und eine After- aber keine Kiemenfloßen haben. Unser Klein erläutert diesen seinen Satz durch einige Anmerkungen: not. b. die Percidem nennt Gesner (im Nomencl. S. 287.) mit andern Porcem, Caius Aspredinem; den Bellonius Cernuam fluuiatilem, die Deutschen Kaulparß, Kaulbarß, Pictorius Aspratilem, die Engländer a Ruffe, i. e. asperum. (Sea Bream, perca aurata, ein Goldbersch, porculus cernua, ein Kaulbarsch, Ferkelfisch) item the Cole Pearch, a vocab. Kaulbarß, Phil. Transact. Angl. Vol. VII. benennen; s. auch den Bellonius.

1ster Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit sechs Floßen; die vordere Hälfte der Rückenfloße ist mit vierzehen steifen Stacheln, davon die dritte und vierte die höhesten, und die Afterfloße mit zwo dergleichen, unterstützet; die hintere Hälfte der Rückenfloße besteht nur aus weichen Finnen; von Farbe ist der Rücken aus Grün gelblicht, der Bauch silberglänzend; der ganze Leib und Floßen sind gelblicht, und mit bräunlichten Flecken besetzet, außer den unbefleckten Bauchfloßen; die Kiemendeckel sind gezähnelt und an den Rändern gerippt; die Schuppen sind rauch und hart; der Schwanz ein wenig rundlicht ausgebogen, und mit einigen bräunlichten Querlinien durchzogen. Cernua fluuiatilis des Bellons; Perca fluuiatilis minor; Aurata des Tragus; Gesners, (in Nomencl. p. 288.) Aldrovands; a Ruffe, Cole-Pearch, der Engländer, Perca dorso monopterygio, capite cauernoso, des Artedi, syn. p. 68. sp. 4. Perca, pinnis dorsalibus coadunatis, radiis viginti septem, aculeatis quindecim; Giers, Snorgers, der Schweden, Horch der Dänen. Linn. Faun. Suec. Schrollus Danubianus, Schrolln zu Regenspurg, Gesner. Perca minor des Schonevelds; Willughb. p. 334. 345. Tab. X. 14. fig. 2. Kaulparß der Preußen, lacustris, nach der Kleinischen Zeichnung, Tab. VIII. fig. 1. fluuiatilis et recentis Habi, (des frischen Haffs,) fig. 2. der angezogenen 8. Kupfertafel. Perca II. Pfaffenlaus, Marsill. Danub. IV. tab. 23. Rotzwolf in Oesterreich, Kramer. Ist er wohl der Regensburgische

Schrait-

Schraitser, Willughb. p. 335. wo er die Verschiedenheiten desselben angezeiget. Neuerlichst hat eben dieses der belobte Schäffer in seiner Pentas, cap. 2. und 3. und in seiner Tab. II. fig. 1. und 4. sehr deutlich und umständlich dargethan, und durch seine Zeichnungen nach dem Leben, wird es gar augenscheinlich. Aus den Marsillischen und Kleinischen Abbildungen, leget es sich auch schon zu Tage; doch ist es besonders, daß sich alle diese Zeichnungen mehr oder weniger ähnlich sehen. Vielleicht zum Beweise, daß auch bey den Arten sich einige Spielarten bemerken lassen. Noch bemerket Klein, daß einmal in dem Frischhaff der Preußen, in der Nachbarschaft der Aemter Fischhausen und Lohstedt oder Lochstedt, auf einmal siebenhundert Tonnen unter dem Eiße gefangener Kaulpärsche und kleiner Lachse, zu einer Fuß Länge und darüber verkaufet, und noch achtzig Tonnen den Armen und Tagelöhnern ausgetheilet worden. Perca Cernua, Linn. gen. 168. sp. 30. der Müllerische Kaulbarsch. Ist ein kleiner, dem Europäischen Bärsching ganz, (vielmehr nicht ganz) ähnlicher Fisch, der aber keine schwärzlichten Bänder hat, dergleichen der gemeine Barsch zu führen pfleget, sondern statt dessen mit braunen Sprenkeln oder Flecken, über dem ganzen Körper bezeichnet ist. Die Holländer nennen ihn Post, Posch, Poschje, seiner Kleinigkeit halber. Sein Kopf ist zwischen den Augen etwas platt, hin und wieder mit Grübchen versehen; der Rücken scharf; der Bauch etwas platt, auch platter und schlüpfriger als der gemeine Parsch. Die Anzahl der Finnen ist nach vier Exemplarien, eines Artedi, Gronovs, Kramers und Schäffers, gar sehr verschieden; da man in den Rückenfloßen, von sechs bis acht und zwanzigen, funfzehen stachlichte, in der Brust- zwölf bis funfzehen, in der Bauch- von sechsen eine stachlichte, in der Afterfloße von sieben bis acht zwo stachlichte, sechzehen bis achtzehen Finnen aber in der Schwanzfloße, wahrgenommen haben will. Er ist ein Einwohner der süßen Wasser in Europa, auch nach dem Linné, unterirdischer Höhlen. Die Richterische Geschichte des Baars und Kaulbaarses, S. 773. verdienet auch nachgelesen zu werden. Nach unserm Artikel, Kaulbaars, B. IV. S. 431. soll und wird er auch Stufer-, Stuverbarsch, genennet.

2ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit sechs Floßen; mit den beyden vordersten sehr kurzen, der dritten aber sehr langen und längsten Stachel; Schraitser, Willughb. p. 335. Schranz, Schrätzel, Schrätz, Perca III. Marsill.

Marsill. tab. 23. welche aber Klein, der von dem Marsilli angeführten Unterscheidungszeichen ungeachtet, doch lieber für eine Abänderung der vorstehenden Arten gehalten haben möchte. Schraitser zu Regensburg, Schäffer, nach welchem sich die auf der zwoten Kupfertafel Fig. I. und IV. abgebildeten, und mit lebendigen Farben ausgemalten Schroll und Schraitser, gar sehr unterscheiden; besonders, wenn auch nur beym Schroll die sechs, durch den Schwanz in der Quere laufenden, und bey dem Schraitser die drey bis vier, von den Kiemen durch den Leib bis in den Schwanz laufenden, schwarzen Linien, die Schäffer für das eigentliche Unterscheidungszeichen dieses Fisches, Nota characteristica, hält, beständig angetroffen werden; den Unterschied des stumpfern und kürzern Kopfes und fast über und über gesprenkelten Leibes und Floßen bey dem erstern, und des längern Kopfes und Schnauze, der allein gesprenkelten Rückenfloße, und der unter der Mittellinie winklicht oder wellenförmig gezeichneten, Seiten und Bauches, nicht zu vergessen.

3ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit sechs Floßen, von Farbe röthlicht, am Bauche roth und weiß geflecket; an den Seiten mit hellrothen und schwarzen Fleckchen bunt gesprenkelt; mit rothen schwarz gefleckten Floßen, zehen stehenden Stacheln in der vordern Rückenfloße, und mit dergestalt untereinander vereinigten Schuppen, daß er für ganz glatt und nacket zu halten. Iuruucapeba, der Brasilianer bey dem Marcgrav, p. 146. Turdis affinis des Rajus in syn. Die Marcgravische Beschreibung dieses Fisches, siehe in unserm Artikel, Iuruucapeba, B. IV. S. 324.

4ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit sechs Floßen; über und über von hellrother Farbe; mit sehr vielen schwarzen Dippelchen, wie mit Mohnsaamen, außer dem Bauche, besprenkelt, und mit mondförmigen Schüppchen bedecket; sonst aber dem vorstehenden sehr nahe verwanndt. Carauna der Brasilianer bey dem Marcgrav, p. 147. nach welchem dieser Fisch die Größe und Gestalt des vorstehenden hat, doch sich von selbigen, in Ansehung des Kopfes und der Leibesfarbe, unterscheidet. Floßen hat er, wie sein Vorgänger; aber sein Maul ist mondförmig, mit sehr kleinen und spitzigen Zähnchen. Die Kiemen klaffen weit, und deren Deckel sind am hintern Theile mit Stacheln bewaffnet. Die nicht weit von einander entfernten, nicht eben großen, Augen, stehen an den Seiten des erhöheten Kopfes, mit einem schwarzen eyförmigen,

migen, und mit einem rothen Ringe, eingefaßtem Ringe. Er hat überall mondförmige, hellrothe, schwarz gedippelte Schuppen, außer am Bauche; wird im Meere zwischen Klippen gefangen, ist ein, mit weichem schmackhaftem Fleische begabter, Speisefisch.

5ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit sechs Floßen, und eilf Stacheln auf dem Rücken, davon die dritte die längste ist; mit nur einem Stachel versehenen Bauch- und Afterfloßen; mit runden blutrothen Flecken am ganzen Leibe und auf den Floßen besprenkelt, und mit der, nach dem Schwanze zu breitern zwoten Rückenfloße; mit großen Augen und einem, selbige umfassenden schwarzen, gold- und blutroth vermischten, Ringe; mit so kleinen Schuppen bedecket, daß er ganz glatt anzufühlen, wenn man ihn nicht vom Schwanze nach dem Kopfe zu streichet. Pira pixanga der Brasilianer des Marcgravs, p. 152. Nach selbigem heißt dieser Fisch bey den Holländern Gatvisch; weil er im Meere zwischen den Klippen wohne. Er ist vom Anfange der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes neun Zoll lang; der Schwanz selbst zween Zoll; das Maul anderthalb Zoll breit; und mit den kleinsten und spitzigsten Zähnchen besetzet. Der Kopf ist nicht eben groß; die Augen aber groß, hervortretend; der Augapfel gleichet an Farbe dem schönsten Türkiß, und ist mit einem schwarzen, mit Gold- und Blutfarbe vermischten, Ringe eingefasset. Die Kiemendeckel endigen sich in einen breiten, mit einem spitzigen Dorne bewaffneten, Dreyangel. Er hat sieben Floßen. Eine über den ganzen Rücken, einen Zoll breite, hinterwärts noch breitere, und weiche, deren vorderer Theil mit eilf steifen, hervorragenden Dornen bewaffnet ist; eine auf jeder Seite nach den Kiemen, so zween Zoll lang und breit, rundlicht und fleischicht ist; zwo schmale, jede mit einem Stachel unterstützte, fast mitten am Unterleibe nahe an einander; eine mittelmäßige, ebenfalls mit einem Stachel versehene, nach dem After; und eine, fast zween Zoll lange und breite, nicht getheilte, sondern am äußersten Rande rundlichte, vor den Schwanz. Er ist über und über mit kleinen dergestalt vereinigten Schüppchen besetzet, daß er glatt anzufühlen, wenn er nicht etwan vom Schwanze nach dem Kopfe zu gestrichen wird. Der ganze Leib, Kopf, Floßen und Schwanz, sind weißlichtgelb, über und über mit hellrothen, runden, wie Hanfkörner, Flecken, besprenkelt, darunter einige am Bauche noch größer. Die an ihren Rändern dunkler rothen Floßen, sind auf eben die Art gefleckt.

flecket. Er hat fast die Gestalt der Aurata, und ist ein Speisefisch von gutem Geschmacke. Gefangen kann er drey Stunden lang außer dem Wasser leben; zwo Stunden nach seinem Tode hat sich das herausgenommene Herz noch beweget.

6ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit sechs Floßen; ꝛc. Pirati apua, (apia) der Brasilianer bey dem Marcgrav, p. 157. nach folgender, die Kleinische in sich fassender, ausführlicherer Beschreibung: Er ist ein Fisch von länglichtem, ziemlich dickem Leibe; und erwächst dann und wann zu funfzig Pfund schwer; sein Unterkiefer ist länger als der obere; sie sind beyde mit kleinen, spitzigen Zähnchen, sonder Ordnung besetzet; der ganze innere Rachen und die Zunge sind roth. Die hervortretenden Augen haben einen eyförmigen crystallinischen Apfel mit einem rothen Ringe, und vor beyden Augen befindet sich eine Oeffnung. Die breiten Kiemendeckel endigen sich in eine dreyeckichte Figur. Die von der Höhe des Rückens bis an den Schwanz sich erstreckende Floße wird an der vordern Hälfte mit acht durchstechenden, erhöheten, starken Stacheln unterstützet, die hintere Hälfte aber ist weich. Am Unterleibe nach dem After hat er ebenfalls eine rundlichte weiche Floße; auch jederseits nach den Kiemen hat er eine, und am Unterleibe zwo neben einander, ebenfalls rundlichte Floßen. Der Schwanz ist fast viereckicht, fächermäßig, am Ausgange breiter als am Anfange. Die Schuppen sind klein. Der Rücken und Unterleib sind zinnoberroth, die Seiten aber graulichtbraun. Sonst ist er auch über und über geflecket, und auf dem Rücken hat er, einen Meißnischen Pfennig große, graulichtbraune, aber in den Seiten und unterm Bauche, gleichfarbige, doch kleinere, Flecken. Alle zinnoberrothe Floßen haben an den äußersten Rändern eine sehr weiße Linie, und noch neben derselben einen breiten, kohlschwarzen Saum. Im Gegentheil sind die Kiemenfloßen ganz zinnoberroth, ohne dergleichen schwarzen und weißen Saume. Die vordere Hälfte der Rückenfloße ist ebenfalls ganz roth, die hintere aber hat ebenfalls eine schwarze und weiße Einfassung. Gesotten hat er ein sehr schön schmackhaftes Fleisch.

7ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit fünf Floßen; am ganzen Leibe schwarz gefärbet, weißlicht aber gegen den Bauch; mit einem rothen Augenringe, tiefgespaltenem Maule, schwarzen Floßen, außer den am Rande saffrangelben Seitenfloßen; über den ganzen Leib ist er mit runden, rothen Fleckchen besprenkelt;

aus den zehen Rückenstacheln ist die dritte die längste; die Afterfloße aber ist gleich weich. Doch merket Klein mit an, daß die meisten Percides an den Afterflossen eine bis zwo vorstehende Stacheln führen. Perca marina venenosa punctata, the Rockfish, des Catesby, Tom. II. pag. et tab. V. der vergiftete und punctirte Seebarsch; dessen Beschreibung in unserm Artikel, Giftbarsch, B. III. S. 409. bereits mitgetheilet worden. Perca venenosa, Linn. gen. 168. sp. 23. der Müllerische Giftbarsch s. Bärschinge. Die Einwohner der bahamischen Inseln wollen es dem Fische äußerlich ansehen, ob er giftig sey, werden aber auch nicht selten betrogen. Der Ritter giebt ihm nur eine Rückenfloße und einen gabelförmigen Schwanz; die Finnen aber sind nicht angezeiget worden.

8ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit fünf Floßen; am Kopfe mit länglichten, blauen und gelben, wechselsweise herunterlaufenden Streifen gezeichnet; mit hellgelbem Augenringe; braunen, gelb gerändeten Schuppen; weitem, inwendig rothem Maule; längerm Unterkiefer; dreyzehen Stacheln auf dem Rücken, darunter die fünfte und sechste die höhesten; mit langen schmalen aschfarbigen Kiemenfloßen, wie die übrigen alle, und der gabelförmige Schwanz; und mit einem einzigen Stachel an dem Anfange der Afterfloße. Pinna marina, capite striato, the Grunt, des Catesby, pag. et tab. 6. Perca formosa, Linn. gen. 168. sp. 35. der Blaukopf, nach Müllern, s. diesen unsern Artikel, B. I. S. 827. allwo auch die Catesbyische Beschreibung befindlich. Man könnte, schreibt Müller, eben nicht sagen, daß dieser Fisch nur eine Rückenfloße habe, aber doch stünden sie so nahe zusammengerücket, daß sie gleichsam für eine einzige könnten gehalten werden, wiewohl sie sich dadurch von einander unterschieden, daß die erste nach der zwoten zu abnehme und kürzer werde. Die Kiemendeckel wären ordentlich gezähnelt, wiewohl die Kiemenhaut nur vier Stralen habe. In der Rückenfloße sind von drey und zwanzigen zehen steife oder stachlichte, in der Brustfloße sechzehen, in der Bauchfloße eine steife von sechsen, in der Afterfloße drey steife von zehen, und in der Schwanzfloße neunzehen Finnen zu zählen. Carolina ist sein Vaterland.

9ter Kleinischer Kaulparsch, Percis mit fünf Floßen; funfzehen Stacheln auf dem Rücken, davon die sechste, siebente und achte die höhesten; zwo steifen Stacheln nach dem After; von Farbe ist er braun; am ganzen Leibe bis an die Schnauze mit blauen Fle-

cken dicht gesprenkelt; das Maul ist mittelmäßig; der Augenring, und die langen Kiemenfloßen sind saffrangelb, und der Schwanz gleich, nicht getheilet. Perca marina puncticulata, the Negrofish, des Catesby, p. et tab. 7. dessen Beschreibung fast gleichlautend. Perca marina punctulata; der punctirte Seebarsch. Er war, seiner Figur nach, einem Barsch nicht ungleich; insgemein aber hat er eine Länge von sechs bis zehen Zollen, und eine dunkelbraune Farbe, wobey er über und über mit kleinen, braunen (nach der Zeichnung selbst mit rundlichten blauen) Flecken, (nämlich auf dem braunen Rücken und weißröthlichten Bauche) besprenget ist. Der Ring im Auge ist gelb und roth gemischet; der weite Rachen zeiget in jedem Kiefer, (davon der untere etwas länger) eine einfache Reihe scharfer, (ziemlich großer) Zähne. Die Anzahl der Floßen erstrecket sich auf fünfe. Eine stund auf dem Rücken, und war vornen mit funfzehen grätigen Beinen verstärket; hinten aber zärter und biegsamer; zwo andere stunden hinter den Ohren; eine unter dem Bauche, und die fünfte, an welcher zwey scharfe Beine haugen, hinter dem After. Der Schwanz war an seinem Ende rund. (Von Farbe war derselbe und die Floßen rothbraun; die Kiemenfloßen aber bräunlichtweiß.) Perca punctata, Linn. gen. 168. sp. 20. Müllers Sprenkelbarsch. Die Linneische Beschreibung ist ein Auszug der Catesbyischen. Des Fisches Vaterland ist Amerika.

10ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit fünf weißen Floßen; zween, (zwölf) Stacheln auf dem Rücken, darunter die vierte die höheste; mit einem Dorne an dem Anfange der Afterfloße; braunem Rücken; weißem Bauche; sechs, vom Kopfe bis zum Schwanze laufenden gelben Linien; schwarzem gabelförmigem Schwanze mit einem weißen Saume, und schwarzem Augenringe. the Black-Tail. (Melanurus) des Catesby, p. et tab. 7. Perca marina, cauda nigra, der Seebarsch mit dem schwarzen Schwanze. Dieser Fisch ist insgemein so groß, wie der vorige; dunkelschwarz auf dem Rücken; heller gegen den Leib; (ganz weiß unter der Mittellinie, am Bauche) und hat vom Kopfe bis zum Schwanze einzelne (vier bis fünf) Reihen gelber Schuppen; Mund und Zähne sind, wie bey einem gemeinen Parsche. Der Augenring ist dunkelgrau. Auf dem Rücken hat er eine große (zwölf) stachlichte Floße, und an selbiger hanget eine, rundlichte, kleinere, mit einem glatten Rande. Hinter den Ohren waren zwo andere; eine un-

ter dem Bauche, und noch eine hinter dem After, an deren Vordertheil ein scharfes Bein hanget. Der Schwanz ist schwarz, mit einem breiten, weißen, (mehr weißlichtgelben) Saum eingefasset, auch stark gespalten. Perca Melanura, Linn. gen. 168 sp. 24. Müllers Schwarzschwanz. Die Beschreibung aus dem Catesby. Sein Vaterland ist auch Amerika.

11ter Kleinischer Kaulbarsch, Percis, mit fünf Floßen; eckichter Stirne; saffrangelbem Augenringe; kleinem Munde; acht Stacheln auf dem Rücken; dreyen am Anfange der Afterfloße; bräunlichtem Rücken bis an den weißlichten Bauch; auf dem Rücken große dunkelgelbe Flecken; auf dem Bauche fünf Linien mit bräunlichten, weiß und gelb vermischten Fleckchen; und mit mondförmigem, am Rande röthlichtem, Schwanze. Perca marina sectatrix, the Ruderfisch, des Catesby, p. et tab. 8. Nach dessen Beschreibung ist die Zeichnung nach der ordentlichen Größe des Fisches (etwan sechstehalb Zoll) gemachet; seine Rückenfloße war vornen stachlicht, hinten aber nicht, (fast in gleicher Höhe nach dem Schwanze sich neigend.) Zwo Floßen stehen hinter den Ohren; eine unter dem Bauche, und die fünfte, (die Afterfloße) zwischen dieser und dem Schwanze, an welcher vorne drey scharfe spitzige Beine sind. Der obere Theil des Körpers war braun, mit großen dunkelgelben Flecken gestreifet; der untere aber war wechselsweise, gelb und weiß gestreifet; die Augen und Ohren hatten eine, aus weiß, roth und gelb vermischte Farbe; der Schwanz war am Ende roth und gespalten. Diese Fische finden sich am gemeinsten in warmen Climaten, und, wenn die Schiffe das Atlantische Meer durchstreichen, so bleiben die Steuerruder selten von ihnen frey. Es scheint, als ob sie an dem, am Steuerruder, und unten an den Schiffen hangenden Schleime ihre Nahrung sucheten; und ob es gleich sehr kleine Fische sind, so folgen sie doch den Schiffen in ihrem geschwindesten Laufe. Perca Sectatrix, Linn. gen. 168. sp. 25. Nach Müllern der Springer; (vielmehr der Ruderfisch; denn bey dem Catesby heißt er Sectatrix, wie bey dem Ritter, nicht Saltatrix.) Die Müllerische Beschreibung ist sonst ein Auszug aus der Catesbyischen.

12ter Kleinischer Kaulparsch, Percis mit fünf Floßen; bucklichem Rücken, worauf zehen Stacheln; mit einer einzigen Bauchfloße; an der Afterfloße mit fünf, nach dem Kopfe sich neigenden, Stacheln, darunter zween ganz kurz; mit breiterm und längerm Unterkiefer; über die Mitte des Leibes bis an den Unterbauch,

aus dunklerer ins lichterblaue, sich ziehender Farbe; mit gelbem Bauche; blauen Kiemendeckeln, so bis an den Rand mit sechs gelblichten Linien gestreifet, und an der äußersten Ecke mit einem, einen schwarzen Flecken auffangenden, rothen Flecken gezeichnet; dadurch er sich von allen seines gleichen unterscheidet; und mit braunen Floßen und gleichfarbigen, in etwas stumpf getheilten, Schwanze. Perca fluuiatilis gibbosa, ventre luteo, the Fresh-water-Pearch, des Catesby, p. et tab. 8. no. 3. der hochrückichte Flußbarsch mit dem gelben Bauche. s. diesen unsern Artikel, Flußbarsch, B. III. S. 163. Bey dem Ritter ist er Labrus Auritus, gen. 166. sp. 9. Müllers Langohr s. Lippfische; s. diesen unsern Artikel, Lippfische, B. V. S. 155. sp. 4.

13ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit fünf Floßen; zween, gegen die übrigen, sehr großen Zähnen, in dem obern Kiefer des weiten Maules; neun steifen Stacheln auf dem Vorderrücken; sonst glatt anzufühlen, mit gelbem Augenringe; blaßrothem Kopfe; braunem Rücken; weißlichtem Bauche; am ganzen Leibe und an der Afterfloße mit dichten rothen Flecken gesprenkelt; mit zween dicken Stacheln vor der Afterfloße bewaffnet; und mit einem breiten, am Ende rundlichten und braunfarbigen Schwanze. Cugupuguacu der Brasilianer, the Hind, des Catesby, p. et tab. 14. Sloane, Iter. Iamaic. tab. 247. mit dem nahe verwandten Cuguguacu, tab. 248. s. die Catesbyische Beschreibung in unserm Artikel, Cugupuguacu, B. II. S. 261. und die Marcgravische, p. 159. nach welchem dieser Fisch bey den Holländern Iacob Evertzen heißt, in diesem unsern Artikel, B. IV. S. 206. wobey ebendaselbst, S. 204. die eilf Arten des sogenannten Jacob Eversongeschlechts, die Ruysch unter seinen Amboinischen Fischen aufgeführet, und deren Geschichte zu befinden. Perca Guttata, Linn. gen. 168. sp. 21. auch nach Müllern der Jacob Evertsfisch. Es giebt nämlich nach ihm in dieser Abtheilung noch eine Art gesprenkelter Fische, deren Flecken, den rothen Blutstropfen gleich sehen, aber sowohl in den Flecken selbst, als in der Grundfarbe, ein wenig von einander abweichen. Es giebt nämlich braune, hernach rothe, die man in Brasilien Pira pixanga, Holland Gattvisch, Percis, 5. des Kleins, ein Kaulparsch nennet; dann punctirte, welche in den Indien Cunapuguacu, heißen; und endlich auch der Cugupuguacu der Brasilianer, oder sogenannte Jacob Everts. Alle diese Fische gehören, sowohl in Absicht auf die unterschiedene

Merkmale, als äußerliche Gestalt und fleckichte Zeichnung hieher, wiewohl sie nicht alle gleich groß werden, und sonst auch den Namen Brachseme führen: denn der Capsche, den die Hottentotten fleißig mit der Angel fangen, und der hier, bey dem Müller, Tab. VII. fig. 1. abgebildet ist, bekömmt eine mäßige Größe; da hingegen der Cugupu der Brasilianer (der bey dem gedruckten Marcgrav, und auch sonst, uns zur Zeit nicht vorgekommen,) wohl fünf bis sechs Schuhe lang, und anderthalb Schuhe breit, auch mehr als vier Schuhe im Umfange groß wird. Es soll aber dieser Cugupu, der von den Einwohnern (vielmehr von den Portugießen) auch Meros, genannt würde, ein großes rundes Maul ohne Zähne, nur mittelmäßig große Augen und gelbe Ringe derselben, haben; die Schuppen sollen klein; die Schwanzfloße fast viereckicht, die Farbe aschgrau mit Umber versetzet, nach dem Rücken zu etwas dunkler, und am Bauche weißlicht; alle Floßen braun, und das übrige gesprenkelt seyn.

14ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit fünf Floßen; zwölf Stacheln auf dem Rücken, darunter die vierte die höheste; mit einer starken und langen Stachel vor der Afterfloße; langen Kiemenfloßen; nebst allen übrigen mit dem gabelförmigen Schwanze, von gelber (etwas röthlicht gestreifter) Farbe; gelben Augenringe; mittelmäßigen Maule; graulichten Schuppen bis an die dritte Spina dorsi, sonst aber mit saffrangelben und grauen auf weiß abwechselnd, (und also sehr schön bandiret ist. s. unsern Artikel, Band, bandirte Fische, B. I. S. 531.) Perca marina rhomboidalis fasciata, the Porkfish, des Catesby, p. et tab. 4. Sparus Rhomboides, Linn. gen. 165. sp. 17. nach Müllern der Gelbfloßer s. Meerbrachseme. s. unsern Artikel, Gelbfloßer, B. III. S. 316. desgleichen Meerbrachseme, B. V. S. 490.

15ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit vier Floßen; in der Rückenfloße mit den hintersten höhern Finnen; ohne Kiemenfloßen; mit zwoen, den Kiemen sehr nahenden, Bauchfloßen; einer Afterfloße, mit zween starken, durch ein Häutchen verbundenen, vorstehenden Stacheln; mit eilf steifen hervorragenden Stacheln in der vordersten Hälfte der Rückenfloße. Dem Anfühlen nach ist der Fisch glatt; das Maul über die Augen hinaus gespalten; die Augen groß mit gelblichtem Ringe; die Kiemendeckel eckicht, in einen Dreyangel auslaufend. So ist auch der Fisch über und über, benebst den Floßen, mit großen, rundlichten, bleyfarbigen, mit blaß-

blaßrothen vermischten, Flecken besprenkelt; und ist vormals in dem Kleinischen Cabinete aufbehalten, auch daraus, Tab. VIII. fig. 3. abgezeichnet worden.

16ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit drey Floßen; ohne Kiemenfloßen; mit einer Rücken-, Bauch- und Afterfloße, welcher vier Stacheln, darunter die dritte die längste, vorstehen; mit acht Stacheln in der vordern Hälfte der Rückenfloße, davon die erste und dritte die höhesten; mit winklicht getheiltem Schwanze; mit zween starken hackichten Zähnen an der äußersten Spitze des Oberkiefers; mit großen dunkelrothen oder ziegelfarbenen Schuppen; großen Augen, gelben Augenringen, und mit schmutziggelben Floßen und Schwanze. Perca marina, pinnis branchialibus carens; the Schoolmaster, des Catesby, p. et tab. 4. fig. 2. oder Seebarsch, dem die Floßen an den Ohren mangeln. Manchmal, schreibt Catesby, werden diese Fische einen Schuh groß; doch ist die gegenwärtig gezeichnete, (zu neun Zoll ohngefähr) ihre gemeinste Größe. Gegenwärtiger war, mit großen dünnen Schuppen von dunkelrother Farbe bedecket. Sein etwas eyförmiges Auge ist groß, mit einem gelben Ringe. Er hat nur drey Floßen: eine am Rücken, deren vorderer Theil mit (acht) scharfen Gräten versehen; eine unter dem Bauche, und eine andere zwischen dem After und dem Schwanze, welche vornenher mit drey scharfen Beinen verwahret ist. Der Schwanz war gespalten; alle Floßen aber hatten, wie derselbe, eine dunkelgelbe Farbe.

17ter Kleinischer Kaulparsch, Percis, mit dem großen Kopfe, glattem und kurzem Leibe; wie etwan die Zwerge, in Vergleichung mit ihrem kleinen Körper, einen zu großen Kopf zu haben pflegen. (Capitones) mit dem längern Unterkiefer; aschfarbig; mit verschiedenen braunen Dippelchen besprenktem Rücken, und ungetheilter Schwanzfloße; weißen, mit einem breiten schwarzen Zirkel eingefaßten Augenringe; und mit sechs Floßen. Cottus fluuiatilis capitatus des Schwenkfelds, Müller, Kaulhäuptlein, Kaulfisch, genannt; obgleich der Cottus, gemeiniglich Gobius fluuiatilis, capitatus, so sonst ein ganz anderer Fisch, und mit zwoen Rückenfloßen, (dorso dipterygio) versehen ist. Cottus alepidotus glaber, capite diacantho, des Artedi, syn. p. 76. sp. 1. Wir, (Klein) besitzen den getrockneten Fisch. The Bull-Head, Cull Pillers- (Millers) Lumb, Gobio capitatus, des Charletons. Cottus Gobio, Linn. gen. 160. sp. 6. der Müllerische Kaulkopf s. Knorr-

 hähne

hähne. s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 630.

Nun folgen auch die sechs und dreyßig Linneischen Arten, s. Percarum, Parsche, nach Müllern Bärschinge, mit dem Beziehen auf die vorstehenden angeführten Kleinischen Percas und Percides, Parsche und Kaulparsche. Der Ritter machet drey Abtheilungen derselben, nämlich:

A. Bärschinge mit zwoen, von einander unterschiedenen, Rückenfloßen; sieben Arten.

B. mit einer einzigen Rückenfloße, und ungetheilter Schwanzfloße; funfzehen Arten.

C. mit einer einzigen Rückenfloße, und einem gabelförmigen Schwanze; vierzehen Arten.

A. 1ster Linneischer Parsch oder Bärsching, Perca fluuiatilis, der Müllerische Flußbarsch s. Kleins Perca, 1.

A. 2ter Linneischer Parsch, Perca Lucioperca, Sandbarsch; Klein. Perca, 2.

A. 3ter Linneischer Parsch, Perca Asper, der Streberbarsch; Perca, lineis vtrinque octo siue nouem transuersis nigris; des Artedi, syn. p. 67. sp. 3. Gobius asper, ein raucher schuppichter Gropp, des Gesners, S. 162. b. zu Regensburg Strever. In den Südlichen Gegenden von Europa hält sich ein Fisch auf, der noch länger und dünner, als der Sandbarsch, ist, aber lange nicht so groß wird; man nennet ihn Streber. Vom Kopfe bis zur ersten Rückenfloße geht ein Grübchen; die Seiten sind, nach Art der Bärsche, mit acht bis neun schwarzen Querbändern bezeichnet. Der Rücken ist schuppicht, aber der Bauch nacket. Artedi und Linné zählen nach zwey Exemplarien in der ersten Rückenfloße acht bis vierzehen; in der andern dreyzehen bis zwanzig; in den Brustfloßen vierzehen; in der Bauchfloße fünf bis sechs mit einer steifen; in der Afterfloße zwölf bis dreyzehen; und letzterer in der Schwanzfloße siebenzehen Finnen. Zu Lyon heißt er Apron. Der Ritter führet aus dem Gronov noch eine Nebenart an.

3ter Linneischer Parsch, Perca Zingel, mit gedoppelter Rückenfloße, platt niedergedrücktem schuppichtem Kopfe, und viel kürzern Unterkiefer; welche aus der Donau kommt, und von Kramern unter dem Namen Zingl, von Schäffern unter dem Namen Asperulus, Zindel, wie der vorherstehende, Asper verus, der Streber, sehr eigentlich beschrieben, nach dem Leben gezeichnet, und wie sie von einander, ingleichen von dem Bürstel; Schroll und Schraitser, unterschieden sind, auf einer besondern Tabelle angezeiget worden. Nach drey Exemplarien zählen Gronov, Schäffer und Kramer, in der ersten Rückenflo-

ckenfloße drey- bis vierzehen; in der zwoten achtzehen mit einer steifen, bis zwanzig; in der Brustfloße zwölf bis vierzehen; in der Bauchfloße fünf bis sechs mit einer steifen; in der Afterfloße zwölf bis dreyzehen, und in der Schwanzfloße siebenzehen, Finnen. Er ist wohl mit dem Streber, nach dem Linné, sehr nahe verwanndt, doch aber auch nicht nur durch den dünnern Kopf, sondern auch durch die kleinern, und anders gesetzten Floßen ꝛc. sehr unterschieden; wovon Schäffer vorzüglichst nachzusehen.

4ter Linneischer Parsch, Perca Punctatus, Müllers Gelbschwanz; Yellow-taill der Engländer, von Dr. Garden, aus Carolina. Er wird Punctatus genennet, weil der Körper mit verschiedenen schwarzen Linien, die aus lauter Puncten bestehen, auf einem silberfärbigen Grunde besetzet ist. Bey den Holländern heißt er Geel-Staart, (doch ist er von einem andern Geelstaerdt, Geelschwanz, Xanthurus Indicus; s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 300. sehr verschieden,) bey den Engländern Yllowtil; (Yellow-tail) die Rückenfloßen sind nicht vollkommen von einander abgesondert, und der Schwanz ist ungetheilet; die Kiemenhaut hat sieben Stralen; die erste Rückenfloße eilf, die zwote von drey und zwanzig eine steife, die Brustfloße sechzehen, die Bauchfloße von sechsen eine steife, die Afterfloße von zwölfen zwo steife, und die Schwanzfloße neunzehen, Finnen; und der Kopf ist silbern.

5ter Linneischer Parsch, Perca Labrax; Müllers Salmbarsch. Perca, radiis pinnae dorsalis secundae, tredecim, ani, quatuordecim, des Artedi, syn. p. 69. sp. 7. Labrax heißt sonst ein Fisch mit einem großen Maule, von Labium oder Labrum, weil, nach Müllern, die Großmäuler mit guten ausführlichen Lippen versehen wären. Diese Benennung schicket sich, wegen seines, wirklich großen, Maules, recht gut auf ihn; daher wird er auch wohl von den, bey dem Artedi angeführten Schriftstellern, Lupus, oder Seewolf, von den Holländern Zee-Snoek, oder Seehecht, von den Spaniern Lupo, von den Franzosen Lubin, sonst zu Rom Spigolo, zu Venedig Bronchini, in Toscana Araneo, von den Engländern Bosse, von dem Klein Labrax s. Lupus, ein Seewolf, genennet. An der Gestalt, Fettigkeit und Geschmacke hat er viel ähnliches mit dem Salme; daher die Müllerische Benennung, Salmbarsch. Sein Rücken ist braun; der Bauch silberfarbig; das Maul mit vielen kleinen Zähnchen bewaffnet; die Zunge rund; die Nasenlöcher

dichte bey den Augen; die Augen weit von einander, mit blauen Augenliedern, silberfarbigen Ringen und gelben Einfassungen; und die Brust mit kleinen schwarzen Flecken bezeichnet. Nach zwey Exemplarien zählen Artedi und Gronov in der ersten Rückenfloße neun; in der zwoten von dreyzehen bis vierzehen eine steife, in der Brustfloße funfzehen bis neunzehen, in der Bauchfloße sechs, oder von sechsen eine steife; in der Afterfloße von vierzehen drey steife, und in der Schwanzfloße Gronov achtzehen, Finnen. Gronov nahm an seinem, im December 1750. am holländischen Strande gefundenen Exemplare, acht Floßen wahr, als zwoe auf dem Rücken, an der Brust und am Bauche, eine am Nabel, und die einigermaaßen gabelförmige Schwanzfloße. Er ist ein Einwohner des Mittelländischen Meeres, und die, in Rom zwischen den bey den Brücken der Tyber gefangenen, hielte man für die besten, und am Werthe den Stören, Acipenser, gleich. Er wird daselbst auch dieserwegen Muraena Helena, und Myxo in Tripatino, nach des Ritters Zusatze, genennet. s. unsern Artikel, Seewolf, Labrax des Kleins.

6ter Linneischer Parsch, Perca Alburnus, der Müllerische Weißbarsch. Da sonst die Rückenfloßen an den Parschen oder Bärschingen scharf sind, so hat diese Art zwo unbewaffnete Rückenfloßen, und statt der rothen Bauchfloßen weiße, daher er auch Alburnus, oder Weißbarsch, Englisch Whiting oder Weißling, Holländisch Bley, genennet wird. Er hat die Gestalt, wie ein Barsch, nur ist er etwas mehr länglicht. Der Körper ist mit vielen schrägen, braunen Bändern besetzet; das Maul, wie in den Bärschingen gezähnelt, die Kiemendeckel sind ein wenig gezacket, und die Kiemenhaut hat nur drey Stralen. Die zwo Rückenfloßen sind deutlich abgesondert; und die erste hat eine sehr kurze Stachelfinne; alle übrige Finnen aber sind steif. In der ersten werden von zehen eine steife, in der zwoten eine von vier und zwanzig, in der Brustfloße zwey und zwanzig, in der Bauchfloße sechs, in der Afterfloße von achten eine steife, und in der Schwanzfloße neunzehen, Finnen gezählet. Er ist ein Caroliner, aber nicht der von dem Ritter angeführte Alburnus Americanus, der Carolinische Weißfisch, des Catesby, p. et tab. 12. daher auch Müller denselben mit Stillschweigen übergangen haben mag. Er ist vielmehr ein Schwaal, Leuciscus, 12. des Kleins, davon an seinem Orte.

7ter Linneischer Parsch, Perca Nilotica, der Müllerische Nilbarsch. Haßelquist hat diese Fi-

sche

sche in Egypten zum öftern vier bis fünf Schuhe lang, und bey hundert Pfund schwer angetroffen; daher die Benennung. Die Araber nennen ihn Keschr; (s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 457.) die Franzosen in Cairo Variole. Der Gestalt nach ist er ein Barsch, der Kopf und Körper mehr hoch als breit; oben bräunlicht, unten silberfarbig, sowohl am Körper als an den Floßen; das Maul spitzig, etwas aufgeworfen; der obere Kiefer kürzer als der untere; die Augen röthlicht, dichte aneinander; die Kiemendeckel schuppicht, an der Seite stachlicht. Die beyden Rückenfloßen nicht ganz abgetheilet; in der vordersten befinden sich, nach zwey Exemplarien, acht Stachelfinnen, in der zwoten von acht- bis neunzehen, eine steife; in der Brustfloße vier- bis sechzehen, in der Bauchfloße sechs, und von sechsen eine steife; in der Afterfloße von zwölf bis dreyzehen, drey steife, und in der Schwanzfloße funfzehen bis zwanzig Finnen. Er ist einer der besten Fische des Nilstroms. Eben dieser Haßelquist fand bey Damiate noch zween andere, hieher gehörige Pärsche, von den Arabern Charms und Luth, genannt; den ersten mit einer einigermaaßen gabelförmigen, den andern mit einer runden, Schwanzfloße; und dieses letztern Zähne waren länglicht scharf und untenher doppelt. s. obangeführten Artikel, Kegrfisch.

B. 8ter Linneischer Parsch, Perca Vndulata, Müllerischer Wellenborsch. s. Kleins, Perca, 9.

9ter Linneischer Parsch, Perca marina, der Müllerische Seebarsch. Perca, lineis vtrinque septem transuersis nigris, ductibus miniaceis caeruleisque in capite et antica ventris, des Artedi, syn. p. 68. sp. 6. Die Alten nannten diesen Fisch vorzüglich Perca, daher er noch in Rom Percia heißt; um ihn aber von dem Flußbarsch zu unterscheiden, wird er Seebarsch genannt. Er ist, in Absicht auf die Farben, einer der schönsten Bärschinge; denn außer den sechs bis sieben Querbinden, ist der ganze Kopf, nebst dem Vordertheile des Bauches, mit hochrothen und himmelblauen Strichen recht zierlich bezeichnet. Die Floßen sind gelb, und mit röthlichten Puncten und Linien gesprenkelt; wenn sie aber alt werden, sind sie nicht so schön. Ueberhaupt aber weichen sie in der Farbe und Zeichnung sehr von einander ab; jedoch ist ihr Fleisch sehr schmackhaft. Die Anzahl der Finnen ist bey dem Artedi und Linné sehr verschieden: in der Rückenfloße von fünf- bis neun und zwanzig, zehen bis funfzehen steife; in der Brustfloße neunzehen; in der

Bauchfloße von sechsen eine steife; in der Afterfloße von zehen bis eilfen drey steife; und in der Schwanzfloße vierzehen, Finnen. Sein Aufenthalt ist im Mittelländischen Meere, am Italienischen Strande, in der Nordsee und an der Norwegischen Küste.

10ter Linneischer Parsch, Perca ocellata, der Müllerische Augenschwanz. Er führet den Namen von dem, an der Wurzel des Schwanzes nach oben zu sich zeigenden schwarzen, mit einem weißen Ringe umgebenen, einem Pfauen- oder Papillonsauge, ähnlichen, Flecken. In der Kiemenhaut zählet man sieben Strahlen; in den nicht völlig vereinigten Rückenfloßen werden in der ersten zehn, in der zwoten von fünf und zwanzig eine steife, von welchen letztern die erste sehr kurz; in der Brustfloße sechzehn, in der Bauchfloße sechse, in der Afterfloße von zehen eine steife oder scharfe, und in der Schwanzfloße sechzehn Finnen gezählet. Er ist ein Caroliner von dem D. Garden, Bass.

11ter Linneischer Parsch, Perca Nobilis, der Müllerische Silberbarsch. Die Benennung ist von dem ganz silberfärbigen, jedoch mit acht schönen braunen Querbändern gezierten Körper hergenommen. Chaetodon macrolepidotus albescens, lineis vtrinque octo nigris transuersis, des Seba, Muſ. 3. tab. 25. fig. 12. die Rückenfloße geht in einem fort; und hat von fünf und zwanzig bis dreyßig eilf bis zwölf steife, silberfarbig gerändert; in der Brustfloße funfzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine steife, in der Afterfloße von zehn bis zwanzig drey steife, und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen. Der Aufenthalt ist in dem nördlichen Meere von Amerika.

12ter Linneischer Parsch, Perca Polymna, der Müllerische weiß bandirte Barsch. Gronou. Perca, dorſo monopterygio, cauda ſubrotunda, corpore faſciis transuerſis albis. Seba, Muſ. 3. f. 20-24. Chaetodon, lineis duabus, candidis. Vermuthlich wird diese Art nach dem Linné und Müller, Polymna genannt, weil sie mit vielen Fischen, den Lippfischen, Brachsemen und Klippfischen, Labris, Sparis, Chaetodontibus, eine Aehnlichkeit hat, muß aber doch, der stachlichten Kiemendeckel halben, unter die Bärschinge gerechnet werden. Da inzwischen der Fisch schwarz ist, und zwey, auch drey, weiße Querbänder hat, so nennt ihn Müller den weißbandirten. Nach drey Exemplarien hat die einfache Rückenfloße von fünf bis sechs und zwanzig Finnen eilf steife; die Brustfloße achtzehn bis neunzehn, die Bauchfloße sechs, auch von sechsen eine steife; die Afterfloße von eilf bis sechzehn, eine bis zwo

steife, und die Schwanzfloße sechzehn bis siebenzehn Finnen. Der Schwanz ist ein wenig abgerundet, und die mittlere Querbinde geht durch die hintere Rückenfloße. Indien ist das Vaterland.

13ter Linneischer Parsch, Perca Cottoides, der Müllerische Knorrbarsch. Das von uns im B. IV. S. 627. abgehandelte 160ste Linneische Geschlecht der Knorrhähne führet den Namen Cottus. Wegen der Aehnlichkeit mit selbigem wird der gegenwärtige Parsch Cottoides genannt, von Müllern der Knorrbarsch. Von den andern Arten ist diese leicht daran zu erkennen, daß alle Floßen zwo punctirte Linien haben. Die Rückenfloße hat von zwanzig Finnen vierzehn steife; die Brustfloße vierzehn; die Bauchfloße von fünfen eine steife; die Afterfloße von zehen drey steife, und die Schwanzfloße zwölf Finnen. Man bringt diese Art aus Indien.

14ter Linneischer Parsch, Perca Philadelphica, der Müllerische Pensylvanische Parsch, wohnet, nach dem D. Garden im nördlichen Amerika. Chub. Die Rückenfloße geht in eins durch und hat in der Mitten, wo sie niedriger und verbunden ist, einen schwarzen Flecken; es ist auch der Körper schwarz geflecket, und hat von oben etliche schwarze Bänder, ist aber von untenher roth. Die Schuppen sind fasericht, desgleichen auch die Kiemendeckel, die aber nach hinten zu stachlicht auslaufen: die Anzahl der Kiemenstrahlen ist sieben, davon eine stachlicht ausläuft. In der Rückenfloße sind von ein und zwanzigen zehn stachlichte, nebst zwo sehr kurzen Finnen; in der Brustfloße sechzehn; in der Bauchfloße sechs mit einer stachlichten; in der Afterfloße zehn mit drey stachlichten, und in der Schwanzfloße eilf Finnen. Der eigentliche Aufenthalt muß wohl in der Gegend von Philadelphia seyn.

15ter Linneischer Parsch, Perca Palpebrosa, der Müllerische Braunwimper. Der braune Fleck an den Augenliedern giebt ihm diese Benennung. Die Seitenlinie geht krumm und der Schwanz ist gerade abgestutzet. In der Rückenfloße finden sich von drey und dreyßigen zwölf steife; in der Brustfloße funfzehn; in der Bauchfloße von sechsen eine steife; in der Afterfloße von eilfen zwo steife, und in der Schwanzfloße siebenzehn, Finnen. Der Fisch ist sehr klein und kömmt aus Amerika.

16ter Linneischer Parsch, Perca Atraria, der Müllerische Köhlerbarsch. Ein Caroliner, nach dem D. Garden, Blackfish. Der ganze Fisch ist schwarz, die Rückenfloße weiß gestreift und die übrigen Floßen weiß geflecket; die Seitenlinie ist gerade; die

Kiemen-

Kiemendeckel vorneher gezähnelt, hintenher faserícht; die Rückenfloßen laufen in eins zusammen, und der Schwanz ist gerade abgestutzet. Die Engländer nennen ihn, seiner schwarzen Flecken halben, Blackfish, d. i. Dintenfisch; welches sonst der Name der Sepiae ist, die eine dintenartige Feuchtigkeit ausspritzet; (s. diesen unsern Artikel, Blackfisch, B. I. S. 780.) daher Müller lieber den Namen Köhlerbarsch wählen wollen. Die Kiemenhaut hat sieben Strahlen; die erste Rückenfloße acht, die zwote drey und dreyßig; die Brustfloße zwanzig; die Bauchfloße sieben; die Afterfloße sechs und zwanzig und die Schwanzfloße zwanzig Finnen.

17ter Linneischer Parsch, Perca Chrysoptera, der Müllerische Gelbfloßer. Man kann, saget Müller, diesen Fisch wohl so nennen, da die Bauch- After- und Schwanzfloßen goldgelb, hin und wieder aber bräunlich gefleckt sind. Die Seitenlinie geht gerade, der Schwanz ist abgestutzet und gerade, die Rückenfloße läuft in eins zusammen, und die Kiemendeckel sind nur schwach gezähnelt. Aus des Catesby Beschreibung erhellet, daß der Rücken hoch empor stehe. Das Vaterland ist Carolina. Der Ritter giebt zwar diesen Fisch, für des Catesby Perca marina gibbosa, p. et tab. 2. fig. 1. aus; wir haben auch in unserm Artikel, Gelbfloßer, B. III. S. 315. die Catesbyische Beschreibung seines Parsches mit beygesetzet; allein es muß wohl hier ein Versehen geschehen seyn, da keine Catesbyische Perca mit des Ritters gegenwärtiger übereintreffen will; immaßen es ja der hohe Rücken nicht ausmachen kann. Die ermangelnden goldgelben Floßen, der tief getheilte gabelförmige Schwanz und die krumme Seitenlinie bey dem Catesby, stimmen mit der Linneischen Gattung ganz und gar nicht überein.

18ter Linneischer Parsch, Perca Mediterranea, der Müllerische Brustfleck. Die Gelegenheit zu der, an sich gar nicht schicklichen Benennung, ist wohl nicht leicht zu errathen, zumal der Fisch in Amerika zu Hause seyn soll. Müllers seine Benennung ist natürlicher, da doch der Fisch an der Wurzel der Brust einen schwarzen Flecken hat. Die Rückenfloßen sind vereiniget und die übrigen goldgelb. In der Rückenfloße zählet der Ritter von fünf und zwanzigen sechzehn steife; in der Brustfloße dreyzehn; in der Bauchfloße von sechsen eine steife; in der Afterfloße von dreyzehn drey steife und in der Schwanzfloße dreyzehn Finnen.

19ter Linneischer Parsch, Perca Vittata, der Müllerische Bänderbarsch. Da die Bärsche sonst in der Quere bandiret sind, so hat

dieser

dieser vielmehr die Länge herunter fünf weiße und braune Bänder, man kann ihn also Bänderbarsch heißen. Er hat in der Rücken- von achtzehn zwölf steife; in der After- von dreyzehn drey steife, und in der Brustfloße achtzehn; in der Bauchfloße von sechsen eine steife; in der Schwanzfloße dreyzehn Finnen und wohnet in Amerika.

20ster Linneischer Parsch, Perca punctata, der Müllerische Sprenkelbarsch. Bey dem Catesby, p. et tab. 7. fig. 1. ist er Perca marina punctata; ein Amerikaner. Percis, 9. des Kleins, ein Kaulparsch. s. diesen Artikel.

21ster Linneischer Parsch, Perca Guttata, der Müllerische Jacob Evertsfisch, Percis, 13. des Kleins; ein Kaulbarsch. s. diesen Artikel.

22ster Linneischer Parsch, Perca Scriba, der Müllerische Schriftbarsch. Die auf dem Kopfe befindliche Buchstaben, oder einer Schrift ähnliche Zeichnungen haben ihm diese Benennung gegeben. Merkwürdig ist auch, daß seine Brustfloßen gelb sind. In der Rückenfloße zählet man von fünf und zwanzigen zehn steife, in der Brustfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von sechsen eine steife, in der Afterfloße von zehen drey steife, und in der Schwanzfloße funfzehn Finnen. Sein Vaterland ist unbekannt.

C. 23ster Linneischer Parsch, Perca Venenosa, der Müllerische Giftbarsch. Perca marina venenosa punctata, des Catesby, p. et tab. 5. Percis, 7. des Kleins; ein Kaulbarsch. s. diesen Artikel.

24ster Linneischer Parsch, Perca melanura, der Müllerische Schwarzschwanz. Perca marina, cauda nigra, des Catesby, p. et tab. 7. fig. 2. Percis, 10. des Kleins; ein Kaulbarsch. s. diesen Artikel.

25ster Linneischer Parsch, Perca Sectatrix, der Müllerische Springer, (vielmehr, nach dem Catesby, p. et tab. 8. fig. 2. Perca marina Sectatrix, der Ruderfisch. Percis, 11. des Kleins, ein Kaulparsch. s. diesen Artikel.

26ster Linneischer Parsch Perca Stigma, der Müllerische Zeichenbarsch. Die auf dem Kiemendeckel einem Brandmahle ähnlichen Zeichnungen (opercula inusta) haben diesem Fische seine Benennungen gegeben; seine Rückenfloßen sind fäsericht; man zählet in selbigen von sieben und zwanzig achtzehn steife; in der Brust- dreyzehn; in der Bauch- von sechsen eine steife; in der After- von neunzehn neune, und in der Schwanzfloße siebenzehn, Finnen. Er ist ein Ostindianer.

27ster Linneischer Parsch, Perca Diagramma, der Müllerische Titelbarsch. Gronou. Sparus, lineis longitudinalibus luteis varia, aculeis XI. in pinna dor-

si. Seba, Mus. 3. tab. 27. fig. 18. Perca, maxilla superiore longiore, lineis longitudinalibus varia, aculeis dorsi decem. Es hat das Ansehen, als ob sich an diesem Fische gewisse Inschriften zeigeten, weil der Körper mit verschiedenen gelben Strichen gezieret ist. Man zählet in der Rückenfloße von sechs und zwanzig eilf steife, in der Brust= dreyzehn, in der Bauch= von sechsen eine steife, in der After= von eilfen drey steife, und in der Schwanzfloße achtzehn Finnen. Sein Vaterland ist unbekannt.

28ster Linneischer Parsch, Perca Striata, der Müllerische Strichbarsch. Dem Schwarzschwanze, P. Melanura, sp. 24. ist er sehr ähnlich, hat aber keinen schwarzen Schwanz; die Kiemendeckel sind nur wenig gezähnelt, in der Rückenfloße sind dreyzehn steife von acht und zwanzig, in der Brust= funfzehn, in der Bauch= von sechsen eine steife, in der After= von eilfen drey steife, davon die zwote die stärkste, und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen. Er wohnet in Nordamerika.

29ster Linneischer Parsch, Perca Lineata, der Müllerische lineirte Parsch. Mus. Ad. Fr. I. p. 66. Sciaena, fasciis quinque longitudinalibus albis, fuscisque alternis. Der Körper hat fünf vom Kopfe bis zum Schwanze laufende, weiße und braune, abwechselnde, Linien; daher der Name. Die Rückenfloße ist faserícht, in derselben zählet man von zwey und dreyßig siebenzehn steife, in der Brust= funfzehn, in der Bauch= von sechsen eine steife, in der After von eilfen drey steife und in der Schwanzfloße sechzehn Finnen. Sein Vaterland ist zwar unbekannt, doch vermuthlich, nach Müllern, Amerika und er wird sich bey seinem Bruder, P. Vittata, sp. 19. aufhalten; man könne doch ihrem Vaterlande keine so enge Schranken setzen.

30ster Linneischer Parsch, Perca Cernua, der Müllerische Kaulbarsch. Percis, 1. des Kleins, ein Kaulparsch. s. diesen Artikel.

31ster Linneischer Parsch, Perca Schraitser, der Müllerische Schraitser. Percis, 2. des Kleins, ein Kaulparsch. s. diesen Artikel.

32ster Linneischer Parsch, Perca argentea, die Müllerische Köchernase. Ob diese Art mehr silberfärbig, als andere, läßt sich nicht wohl bestimmen; doch sind die Nasenlöcher köcherförmig, (Nares tubulosae,) mithin die deutsche Benennung passender. An dem stachlichten Theile der Rückenfloße hat sie einen schwarzen Fleck; in dieser Floße selbst hat sie von zwey und zwanzigen zwölf steife, in der Brust= zwölfe, in der Bauch= von sechsen eine steife, in

der After- von eilfen drey steife, und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen. Das Vaterland ist Amerika.

33ster Linneischer Parsch, Perca Cabrilla, der Müllerische Blutstrieme. Statt der Querbänder ist dieser Fisch in die Länge mit vier blutfärbigen Strichen gezeichnet, und wegen der Aehnlichkeit rechnet der Ritter noch eine Nebenart hieher, welche eben so abwechselnde gelbe und violetfärbige Striche hat. Da inzwischen die Anzahl der Finnen bey beyden Arten fast mit einander übereinkömmt: denn es sind bey beyden in der Rückenfloße zehn stachlichte und vierzehn weiche Finnen; die erste hat in der Brust- sechzehn, die andere vierzehn, beyde in der Bauch- sechse, davon die erste eine steife, in der After- beyde drey stachlichte und sieben weiche, und in der Schwanzfloße die erste siebenzehn, die zwote sechzehn Finnen. Sie sind Bewohner des mittelländischen Meeres.

34ster Linneischer Parsch, Perca Radula, der Müllerische Raspelbarsch. Labrus immaculatus, pinnae dorsalis radiis decem spinosis; Linn. Amoen. Med. I. p. 313. Die Benennung ist von den eingekerbten, rauh und scharf anzufühlenden Schuppen ganz schicklich, und der Körper übrigens mit weißen punctirten Linien besetzet. In der Rückenfloße sind von zwanzigen eilf steife, in der Brust- zwölfe, in der Bauch- sechse, in der After- von dreyzehn drey steife, und in der Schwanzfloße siebenzehn Finnen, und ist er ein Indianer.

35ster Linneischer Parsch, Perca Formosa, der Müllerische Blaukopf. Perca marina, capite striato, Seeparsch mit dem gestreiften Kopfe. Catesby, p. et tab. 6. Percis, 8. des Kleins, ein Kaulparsch; s. diesen Artikel.

36ster Linneischer Parsch, Perca Trifurca, der Müllerische Dreyzack. Gegenwärtiger Art ist diese Benennung von der Schwanzfloße beygeleget worden, die, statt zwo, drey Spitzen hat, als ob sie gedoppelt wäre, daher der holländische Name Dubbelstaart. Der Kopf ist zierlich bunt oder scheckicht, die Kehle inwendig gelb, die Kiemendeckel sehr fein gezähnelt, und der Körper mit sieben blauen Bändern gezieret. Die Anzahl der Finnen in der Rückenfloße sind zwey und zwanzig, davon eilf stachlichte, und unter diesen hat die dritte und vierte noch einen fäserichten Fortsatz, der wieder eben so lang, als die Finne selbst, ist; in der Brustfloße sind sechzehn, in der Bauch- von sechsen eine steife, in der After- von eilfen drey steife, und in der Schwanzfloße zwanzig, Finnen. Der Aufenthalt dieser Fische ist in

dem

dem amerikanischen Meere, und in der Gegend von Carolina, wie D. Garden berichtet.

Parschbastart.

Maenas, machet bey dem Klein, Miss. V. Fasc. XI. p. 44. u. f. ein eigenes Geschlechte derjenigen Fische aus, die auf dem Rücken nur eine lange Floße, aber fast von gleicher Höhe und Breite, monopteros, pinna longa, coaequata, und daneben in beyden mit den Lippen bedeckten, Kiefern viele spitzige Zähne, plures dentes acutos, führen. Mit der einzigen langen Rückenfloße kommen sie den Parschen und Kaulbarschen, Percis und Percidibus, sehr nahe, daher auch die Benennung Parschbastarte ihre Veranlassung gefunden; und den alten griechischen und lateinischen Namen Μαινὶς, Maenas, Maena, hat er auch lieber beybehalten, als einen neuen Geschlechtsnamen ausdenken wollen. s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 67. In Ansehung der Zähne machet Klein §. XXVIII. folgende Einleitung: Es erinnert Artedi, P. II. Ichthyol. §§. 167. 169. ganz wohl, daß weder der Sitz, noch die Anzahl, der Zähne, ein vorzügliches Geschlechtskennzeichen abgeben könnten; da dieselben, nach §. 17. auch der Gestalt nach sich bey den Fischen sehr abzuändern pflegten. Sie haben z. B. spitzige Zähne, acutos, wie der Parsch, Perca, und die diesen ähnlich sind; sie haben von beyden Seiten zusammengedrückte, oben spitzige, a lateribus compressos, in apice acutos, wie die Stockfische und Hechte, Gadi, Esoces, auch haben sie breite, Menschenzähnen ähnliche, latos, hominis modo, wie die Meer- Geiß- und Sparbrachsem, Scari, Sargi, Spari etc. (s. unsern Artikel, Bradem, B. I. S. 936.) Außer dem Wasser fallen uns dieselben sofort in die Augen. Aber, wer würde wohl die Auratam, welche spitzige und rundliche Zähnchen hat, wegen der Gleichheit der Kiemenhaut, oder wegen der Anzahl der Blättchen und Knöchelchen, der Gräten und Strahlen, derselben, die man gar leicht übersehen kann, unter den Sparis suchen, die doch, Artedi, P. III. Gen. XXVIII. Menschen und Hunden ähnliche, breite und spitzige, und Backzähne, wie vierfüßige Thiere, haben. Wir, fährt Klein fort, wollen bey den übrigen Fischen, die mit einer langen, gleich hohen und breiten, Rückenckenfloße sich von andern unterscheiden, Monopteris, pinna longa coaequata, auf die Beschaffenheit des Mundes, ob er nämlich mit spitzigen, oder breiten, Zähnen besetzet, oder gar ungezähnelt, sey, vorzüglich Acht haben; auch wollen wir, außer der Nothwendigkeit, keine nagelneue Ge-

Geschlechtsnamen aussinnen, und gleichsam auf eine tyrannische Art, vorschreiben und andern aufbürden, sondern, so viel nur möglich, uns der alten bedienen, und sie also beyzubehalten suchen.

III. Geschlecht. Maenas; ist ein Fisch, wie der Parsch und Kaulparsch, denen er der Gestalt nach gleicht, und deswegen Parschbastart genannt worden; der auf der vordern Hälfte der Rückenfloße stachlichte, auf der hintern Hälfte aber weiche, biegsame Finnen hat, Acanthopterus und Malacopterus; zum höhesten mit vier und zwanzig Finnen gleicher Höhe, der mit seinen Lippen viele spitzige Zähne in beyden Kiefern bedecket; einen etwas langen Kopf hat, buntfarbig, und gemeiniglich mit Flecken oder Linien in den Seiten gezeichnet ist. Klein führet davon acht Gattungen in folgender Ordnung auf:

1ster Parschbastart, Maenas, der entweder blaßgrün oder schmutzig gelb ist, auch wohl im Frühlinge die Farbe verändern soll, und lange himmelblaue Linien, mit einem großen schwarzen Flecken, mitten in den Seiten, führet. Maenas des Bellons, Rondelets, Gesners, und Aldrovands; Willughb. p. 318 Tab. V. 8. fig. 4. Sparus varius, macula nigricante in medio latere, dentibus quatuor maioribus, Syn. p. 61. sp 9 des Artedi. Und diesem ist auch, in Ansehung der Floßen und Anzahl der Gräten, gleich, Smaris, des Bellons, Rondelets, Gesners und Aldrovands; Willughb. p. 319. Tab. V. 8 fig. 6. nur daß er kleiner und geschlanker, mit einem schwarzen Flecke, rothen Kiemenfloßen, und gleichfärbigen, getheilten oder gabelförmigen Schwanze. Sparus, macula nigra, in vtroque latere medio, pinnis pectoralibus caudaque rubris, Artedi, Syn. p. 62. sp. 10. Iride caerulea, Kl. Tab. VIII. fig. 4. mandibula superiore longiore. The Cackerel, (a cacando, der Scheyßer des Gesners) because it is laxative to the Eater, and purgeth the belly, Charleton. Linn. Sparus Maena, gen. 165. sp. 6. der Müllerische Laxierfisch, seiner Meerbrachseme; desgl. Sparus Smaris, sp. 5. die Rothfloße. s. diese unsere Artikel, Meerbrachseme, B. V. S. 486. A. 6. und 5.

2ter Parschbastart, Maenas, mit gelblichtem Bauche, gelbem Kopfe und Augenringe; braungelblichem Rücken und Floßen, schwärzlicher und breitlicher vom Kopfe bis zum Schwanze laufender Linie, längerm Unterkiefer, spitzigen Zähnchen, mit einer durch einen Stachel unterstützten Afterfloße, nach und nach sich verjüngenden und mit einer wenig getheilten Schwanzfloße. s. Kl. T. VIII. fig 5.

3ter Parschbastart, Maenas, mit dem bleichgelben Augenringe und halbem Kopfe; braunen, und nach und nach, aus blaßgelber Farbe ins Weiße bis an den Bauch übergehenden Rücken, mit über den ganzen Leib gesprenkelten, unzähligen braunen, sternartigen Fleckchen, gleichen Kiefern und wenig getheiltem Schwanze; s. Kl. Tab. VIII. fig. 6.

4ter Parschbastart, Maenas, mit einem blaß (vielleicht nicht blaß außer dem Spiritu Vini zum aufbehalten,) purpurfarbenen Flecken in den Seiten und gleichfalls ins purpurfärbige fallenden Kiemenhäuten, Kehle und Bauche, bis an die Afterfloße; mit einer breitlichen, auf beyden Seiten ausgebogenen Linie aus der Mitten der Seiten bis an den Schwanz, kurzen Schnauze, ein wenig umgebogenem Oberkiefer, zirkelrundem Schwanze, und weißem mit gelb vermischtem Augenringe; Tab. VIII. fig. 7. desgleichen die Spielart, (Varietas,) des hochgelben Parschbastarts, Maenadis, mit goldfarbigem Augenringe; mit einer violetschwärzlichen, langen, kegelförmigen, an beyden Rändern ein wenig blauen, unter der safrangelben, gleichsam gezähnelten, und ein Zickzack vorstellenden, Linie, mit schattichtem Oberkopfe, Rücken und Schwanze und mit einem weißen Flecken an der Ecke der Kiemendeckel, Tab. VIII. fig. 8. Iulis, Iulia Donzella, des Salvians, Bellons, Rondelets und Aldrovands; Willughb. p. 324. Tab. X. 4. fig. 1. Labrus palmarius, varius, dentibus duobus maioribus maxillae inferioris, des Artedi, Syn. p. 53. sp. 1. Labrus Iulis, Linn. gen. 166. sp. 15. der Müllerische Meerjunker seiner Lippfische. s. unsern Artikel, Lippfische, B. V. S. 157.

5ter Parschbastart, Maenas, von Farbe blaßgrün, gelblichem Augenringe, netzförmig gesetzten Schuppen und einem braunen Flecken an dem zirkelrundigen Schwanze; Tab. IX. fig. 1.

6ter Parschbastart, Maenas, mit blauen Strichen und Dippelchen an den Kiemendeckeln und längerm Unterkiefer. Fuca, s. Phycis-Percia, wegen der Aehnlichkeit mit der Perca, Parsch, des Salvians, fol. 228. (wobey angemerket wird, daß Rondelet die Phycis der Alten, für die Tenca marina Romanorum, nicht wohl ausgeben wollen; Bellon bezeuget, daß er braune, röthliche, grüne, πολύχροας, buntfarbige, gesehen. Außerdem hat unser Maenas einen gleichen, zirkelmäßig abgerundeten, Schwanz, und ist Phycis, des Artedi, in Append. p. 111. Blennius Phycis, Linn. gen. 155. sp. 7. Der Müllerische Glattkopf; s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 433.

7ter Parschbastart, Maenas, mit der spitzigen Schnauze, längerm und röthlichem Unterkiefer, mit zween weißen, sehr spitzigen, Stacheln an den Kiemendeckeln, schwärzlichem Rücken, violetweißlichem Bauche und Seiten, gelblicher oder röthlicher Rückenfloße, mit rothgefleckten Bauch- und Schwanzfloßen, mit rothen, ungleich ab- und eingetheilten Linien von der Schnauze bis zum Schwanze. Hiatula s. Channa des Salvians, fol. 229. Channa des Bellons, Rondelets; the Gaper, Ginfish, Willughb. p. 327. tab. X. 4. fig. 2. Man will behaupten, es gäbe bey diesen Fischen kein unterschiednes Geschlecht, sie wären alle weiblichen Geschlechts und würden mit Roggen schwanger gefangen, wie Rondelet anführet. Der Schwanz ist gleich, ungetheilt. Labrus secundus, Channa Recentiorum, des Artedi, syn. p. 53. und 54. sp. 2. γ. Hierbey merket Klein an, daß er zwar Channa, von χαίνειν, Hiatula, weil er das Maul aufsperre, heiße, aber andre Fische thäten dieses auch daher selbige der Epicharmus μεγαλοχαίμονας genant habe. Nach dem Bellon soll sonst eine solche Gleichheit zwischen dem Orphus, Heparus und Perca marina, seyn, daß er mit ihnen verkaufet und für einerley Fisch gehalten werde. Aber er unterscheidet sich doch vorzüglich durch die Rückenfloße, den Kopf, Schnauze und Schwanz, desgleichen auch mit dem mehr zusammengepreßten Leibe, dagegen die obangeführten Percae und Percides zu vergleichen stünden. Labrus Hiatula, Linn. gen. 166. sp. 12. der Müllerische Gähnfisch; s. uns. Art. Ginfisch, B. III. S. 417.

8ter Parschbastart, Maenas, mit der spitzigsten Schnauze, mit düster-schwarzen durch die Seiten gezogenen Querlinien, mit hellrothen und blauen Linien an dem Kopfe und vorderm Theile des Bauches, gelbschwärzlichem Rücken, falbem Bauche, gleich abgestutztem, breitem Schwanze, und stachlichter Gräte der Afterfloße. Perca Pelagia, des P. Jovius, Salvians und Geßners, Willughb. p. 327. tab. X. 6. fig. 11. Perca lineis vtrinque septem, transuersis, nigris; ductibus miniaceis caeruleisque in capite et antica ventris, des Artedi, syn. p. 68. sp. 6. Bey dem Salvian f. 225. merket (Klein) an, daß dieser Fisch, in Ansehung der Größe, auch wohl der Farbe, der Channa und Phycis sehr gleich sey; in der Salvianischen Abbildung aber die Querlinien mangelten. Wie ihm auch nun sey, so möchte er doch diesen Fisch mit den Phycis und Channa für Percas nicht ausgeben, sie wären aber mit den Percis sehr nahe verwandt, und daher von ihm zu die Maenas, Parschbastarte, gebracht

bracht worden; obwohl der Bellon, S. 194. der Perca marina eine einzige zusammenhängende, und der Percae fluuiatili zwo Floßen auf dem Rücken zuschreibe; s. oben de Percis, nota a. und vergleiche zugleich unsere Perca marina mit der des Salvians. s. auch kurz vorherstehende Perca marina, Linn. sp. 9.

Particke.

S. Weiderich, brauner.

Paru.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, S. 144. Paru, Jonston, p. 177. tab. XXXII. fig. 1. Rhomboides, 2. des Kleins, ein Bottbastart. s. diesen unsern Artikel, B. I. S. 924.

Parückenbaum.

S. Färberbaum.

Pasan.

Diesen Namen führet bey den Morgenländern ein vierfüßiges Thier aus dem Geschlechte der Gazellen, welches dem Hirsche an Haar, Bildung und Geschwindigkeit, an Größe aber einem gemeinen Ziegenbocke gleicht. Die Hörner sind gerade, über die Hälfte gerunzelt, hernach knotich und an der Spitze glatt. Im Deutschen wird es von einigen Schriftstellern Bezoarbock und Bezoargazelle genannt, weil man in demselben den Bezoar findet, der aber auch in andern Gazellen erzeuget wird. Man trifft diese Thiere in Aegypten, Persien, Arabien und andern morgenländischen Gegenden an, wo sie sich auf den Gebirgen aufhalten.

Passarillen.

S. Weinstock.

Passionsblume.

Die verschiedenen Pflanzen, welche unter diesem Namen bekannt sind, wachsen alle in Amerika, daher findet man bey den ältern Schriftstellern und vor dem Jahre 1560. keine angeführet, und die meisten davon haben wir dem Plümier zu verdanken. Die Amerikaner nennen diese Pflanze Murucuja. Da nun in diesen Zeiten der Aberglaube sich allenthalben einmischte, wollte man in der besonders gestalteten Blume die vornehmsten Werkzeuge, welche bey dem Leiden und Sterben Christi gebrauchet worden, als die Dornenkrone, Nägel, den Speer u. s. f. vorgestellet finden, und was noch daran fehlete, wurde durch die Einbildungskraft und den Maler ersetzet und daher öfters ganz wunderbare Abbildungen mitgetheilet. So wenig aber auch diese Vorstellung einigen Grund hat, so wurde sie doch durchgehends angenommen und die Pflanze erhielt den Namen Passionsblume; und

diesen führet sie auch noch jetzo fast in allen Sprachen, nur die Italiener verlachten solchen, und da die Frucht mit der Granate in der Gestalt, Farbe und innerlichen Beschaffenheit viele Aehnlichkeit zeigte, wähleten sie, statt Passionsblume, Granadille, welches so viel, als kleine Granate bedeutet. Diesen folgete auch Tournefort und Boerhaave, und Granadilla ist bey diesen der Geschlechtsname, welchen aber Herr von Linne', weil ihm alle dergleichen aufs kleine abzielende Namen misfielen, abgeschaffet, und den ältern, gewiß noch unschicklichern, jedoch etwas verändert, wieder eingeführet und das Geschlechte Passiflora genannt. Es sind in den neuern Zeiten viele Arten entdecket und bekannt gemachet worden, und Herr von Linne' hat 26 Arten bestimmet. Alle zeigen gleich dem Ansehen nach eine große Aehnlichkeit unter einander, indem der Stängel sich windet und mit wechselsweise gestellten Blättern, auch Gäbelchen besetzet ist; deutlicher aber äußert sich solche in der besondern Stellung des Fruchtkeimes und der Staubfäden, indem sich aus der Mitte der Blume ein Säulchen erhebt, auf dessen Spitze der Fruchtkeim ruhet, und um oder unter diesem die Staubfäden ansitzen; überdieß enthält die Blume ein Honigbehältniß, welches wie ein Kranz das Säulchen umgiebt und bey den meisten Arten aus drey über einander liegenden Schichten von Fäserchen besteht. Die Blumendecke besteht aus zehn platten, länglichten, ausgebreiteten, gefärbten Blättern, davon man die fünf mehr äußerlichen für die Kelch- und die fünf mehr innerlich gestellten für die Blumenblätter annimmt; bey einigen Arten steht in einer kleinen Entfernung von diesen Blättern noch eine besondere, gemeiniglich dreyblätterichte Hülle. Die fünf Staubfäden stehen nicht aufgerichtet, sondern hangen gemeiniglich unterwärts an der Spitze der Staubfäden. Die drey Griffel werden nach oben zu dicker, biegen sich auswärts und endigen sich mit knöpfichten Staubwegen. Die eyförmige, fleischichte Frucht sitzt an dem Stiele und enthält viele eyförmige, mit einer besondern Schale bedeckte Saamen. Nach den Blättern lassen sich die Arten unter vier Abtheilungen bringen. Einige Arten haben a) ganze, andere in Lappen abgetheilte Blätter, und von diesen giebt es b) zween, c) drey- und d) viellappichte. Zu den letzten gehöret die bekannteste Art. Es ist selbige

1) die viel- und glattlappichte Passionsblume, die gemeine oder breitblätterichte blaue Passionsblume, Passiflora coerulea Linn. Ihr Geburtsort ist Brasilien.

silien. Die Wurzel und Stängel sind ausdauernd, und die Blätter immergrünend. Der schwache Stängel mit den, zuweilen purpurfärbigen, Zweigen schlingen sich um andere Körper und steigen hoch. Die gestielten, dunkelgrünen Blätter sind nach Art der handförmigen gemeiniglich in fünf, auch sieben, breitere oder schmälere, eyförmig zugespitzte, am Rande völlig ganze Lappen abgetheilet, unterwärts zeigen sich an den Lappen, auch an dem Blattstiele einige Drüsen, und bey diesem stehen zween nierenförmige, eingekerbte Blattansätze. Die Blüthstiele sind länger, als die Blattstiele, stehen einzeln am Blätterwinkel, tragen einzelne Blumen und neben diesen sitzt das Gäbelchen. Nahe an der Blume zeigen sich drey große, herzblätterichte, vertiefte Deckblätter, welche gleichsam den äußerlichen Kelch vorstellen. Die Blume ist groß. Die Kelch- und Blumenblätter sind oberwärts weißlicht, mit blau vermischet und einander ganz ähnlich, doch kann man die erstern von den letztern dadurch unterschieden, daß solche nahe an der Spitze mit einem vorragenden Zähnchen besetzet sind, welches bey den Blumenblättern mangelt. Die Strahlen des kranzförmigen Honigbehältnisses sind an der Spitze violet, in der Mitte weiß und am Ende dunkelpurpurroth, woselbst sich auch einige drüsenartige Puncte zeigen. Man kann solches füglich in vier verschiedene Kränze abtheilen. Die Blume dauert wenig Stunden, sie öffnet sich früh morgens und beym Untergang der Sonne ist sie schon wieder geschlossen, blühet auch hernach nicht wieder auf. So wie die Größe der Blätter verschieden ist, eben so findet man auch Stöcke mit größern und kleinern Blumen. Die Frucht, welche die Holländer Rangapfel, und die Franzosen in Martinique Lianenapfel nennen, ist ohngefähr so groß, als eine Pflaume, eyförmig, geldröthlich, glatt und glänzend. Unter der dünnen Schale liegt ein weißlichtes, feines, zäserichtes Gewebe, und jeder schwarzer Saame ist mit einem rothen, fleischichten Wesen besonders eingewickelt. Da die Blumen bey uns sehr selten reife Früchte nach sich lassen, muß man die Vermehrung durch Ableger veranstalten; zuweilen lassen sich auch die auslaufenden Wurzeln abnehmen. Die Pflanze ist zwar dauerhaft, und hält auch im freyen Lande aus; bey einem etwas härtern Winter aber stirbt der Stängel bis auf die Wurzel ab, und auch diese geht zuweilen mit verlohren. Dieses letztere kann man jedoch meistentheils verhüten, wenn man um die Wurzel Pferde- oder lieber Kühmist leget, wodurch diese zugleich gestärket und die künftige Blüthe

befördert

befördert wird. Sicherer geht man, wenn man die Stöcke in großen Töpfen unterhält, und diese den Winter über im Glashause an einen luftigen Ort stellet, und zuweilen etwas begießt. Man kann solche im Frühjahre ins Land an eine Mauer, oder andern warmen Ort, wo sie hoch und breit wachsen können, versetzen, und zugleich alle schwache Ranken abnehmen, die stärkern aber zween bis vier Fuß hoch verstutzen. Bey gutem Wachsthume und in der Blüthzeit, welche in den Sommer fällt, verlangen sie öfteres Begießen. Hält man die Stöcke immerfort in Töpfen, so läßt man die schwachen Ranken lieber stehen, man erhält dadurch mehr Blüthen.

2) Die drey- und sägförmig lappichte Passionsblume, die dreyblätterichte oder fleischfarbene Passionsblume, Passiflora incarnata Linn. wächst in Virginien, Brasilien und Peru. Die Wurzel ist dauerhaft, der Stängel aber stirbt jährlich ab. Der Blattstiel ist oberwärts mit zwo Drüsen besetzet. Die Blätter sind in drey sägartig eingekerbte Lappen abgetheilet. Die Hülle der Blüthe ist kleiner, als bey allen übrigen Arten, spitzig eingekerbet und am Rande mit Drüsen besetzet. Die Kelch- und Blumenblätter sind röthlich und nicht viel länger, als der röthlich weiße Honigkranz; die Staubfäden und Griffel sind geflecket. Die Pflanze ist zärter, als die vorige, und muß beständig im Scherbel unterhalten werden. Man zieht sie aus dem Saamen, oder zertheilet die Wurzelstöcke, wenn sie stark genug sind. Sie verlanget eine leichte fette Erde, und verträgt im Winter wenig Wasser. Um desto gewisser Blumen zu erhalten, kann man den Sommer über die Töpfe hinter die Fenster des Glashauses stellen. Dieses ist diejenige Passionsblume, welche zuerst bekannt und nach Europa gebracht worden. Die Frucht besitzt eine ungemein angenehme Säure, und wird häufig von Gesunden und Kranken genossen.

3) Die dreylappichte rauche Passionsblume mit zart zerschnittener Hülle. Stinkende Passionsblume. Passiflora foetida Linn. wächst in Domingo und Martinique, ist nur eine jährige Pflanze und durchgehends haaricht oder rauch. Die Blätter sind herzförmig und in drey Lappen abgetheilet, die beyden Seitenlappen aber viel kleiner und kürzer als der mittelste. Der Blattstiel zeiget keine Drüsen, ist aber mit klebrichten Haaren besetzet. Die Blattansätze sind zart gefranzet. Die drey Blätter der Hülle sind vielfach und zart zerschnitten, dergleichen man bey keiner andern Art bisher bemerket. Die Blume

giebt einen häßlichen Geruch von sich. Sie öffnet sich vor Sonnenaufgang und schließt sich mit dem Untergange; die Blumenblätter sind weiß und die Strahlen des Honigbehältnisses weiß und purpurroth gestreift. Die Vögel, Eidechsen und Ameisen suchen die Früchte begierig auf. Man erzieht diese aus Saamen auf dem Mistbeete, setzet die jungen Pflanzen in leichte gute Erde, und die Töpfe anfangs auf das Mistbeet, hernach hinter die Fenster des Glashauses.

4) Dreylappichte rauche Passionsblume mit lanzetförmiger Hülle. Zotichte Passionsblume. Passiflora hirsuta Linn. hat mit der vorherstehenden gleiches Vaterland, und ist auch dem ganzen Ansehen und Geruche nach selbiger ganz ähnlich. Zween Umstände zeigen den Unterschied. Bey jener steht, wie bey den meisten übrigen, in jedem Blattwinkel nur eine Blume, bey dieser aber allemal zwo einander gegen über, und die Blätter der Hülle sind bey dieser ganz und lanzetförmig.

5) Dreylappichte, sammtne Passionsblume mit zwey Häckchen an den Blättern, Passiflora holosericea Linn. Das Vaterland ist Veracruz, die Pflanze haaricht und weich anzufühlen und die Wurzel ausdauernd. Am Blattstiele sitzen zwo Drüsen einander gegen über. Die Blätter sind eyförmig und in drey Lappen getheilet, die Seitenlappen aber viel kürzer, als der mittelste und hinterwärts sowohl mit einer kleinen Drüse, als mit einem rückwärts gebogenen Häckchen besetzet. Am Blätterwinkel stehen gemeiniglich zwo weißlichte Blumen, deren Honigbehältniß purpurfärbig und gelblicht gemischet ist.

6) Dreylappichte glatte Passionsblume mit aufgerissener Rinde. Korkartige Passionsblume, Passiflora suberosa Linn. Sie wächst in Domingo und den Antillischen Inseln. Der fortdauernde Stängel ist holzicht und mit einer weißen gespaltenen Rinde bedecket. Die Blätter sind bey der jungen Pflanze schildförmig, bey den ältern ist der Stiel mehr am Ende, als an der untern Fläche angeheftet. Sie sind jederzeit glatt, glänzend, und in drey ganze, spitzige Lappen abgetheilet, und unterwärts, wie die Blüthstiele, mit zwo Drüsen besetzet. Die Blume zeiget nicht zehn, sondern nur fünf blaßgelbe Blumenblätter. Die Vermehrung geschieht durch Ableger. Die Pflanze liebet viel Nässe und wird wie die übrigen gewartet.

7) Dreylappichte herzförmige Passionsblume mit gelben Blumen. Die niedrige Passionsblume mit dreytheilichten Blättern und kleinen gelben Blüthen,

Passi-

Passiflora lutea L. Diese wächst in Virginien und Jamaika an sandigen und steinichten Oertern. Die Wurzel ist beständig, der Stängel aber nur jährig. Die Blätter sind glatt, herzförmig, stumpf, und in drey einander ähnliche, völlig ganze Lappen geschnitten, und ohne Drüsen. Die Blumen sind klein, und die gelblichten Blumenblätter kleiner als die Kelchblätter; das Honigbehältniß hat mit den Blumenblättern gleiche Länge. Sie vermehret sich durch die kriechende Wurzel häufig, und muß daher öfters versetzet, sonst aber im Scherbel, und den Winter trocken erhalten werden.

8) Dreylappichte gedüpfelte Passionsblume, Passiflora punctata L. Peru ist das Vaterland, und die Wurzel beständig. Die Blätter scheinen mehr in zween als drey rundlichte Lappen getheilet zu seyn, indem der mittelste kaum merklich ist. Unterwärts sieht man drey Nerven und viele ringförmige Düpfelchen, mit einem erhabenen Pünktchen in der Mitten. Die Blätterstiele haben keine Drüsen. Die Blume ist weißlicht. Die Blumenblätter sind kürzer als die Kelchblätter; der äußere gelblichte Kranz des Honigbehältnisses hat mit den erstern fast gleiche Länge.

9) Zweylappichte gedüpfelte und drüsichte Passionsblume, Passionsblume mit den zweyhörnichten Blättern und rothen oder weißen Blumen, die Fledermausblume, Granadilla bicornis, filamentis intortis H. Elth. Passiflora vespertilio L. Diese wächst in verschiedenen Gegenden von Amerika. Die Wurzel und der holzichte Stängel dauern aus. An den Blätterstielen mangeln die Drüsen. Die Blätter stellen einen halben Monden vor, oder haben eine Aehnlichkeit mit einer ausgespannten Fledermaus, sie sind viel breiter als lang, hinterwärts rund, und in zween spitzige, weit aus einander gesperrte Lappen getheilet, auf der untern Fläche gedüpfelt, und hinterwärts mit zwo ausgehöhlten Drüsen besetzet. Die Blumen sind weiß, und das Honigbehältniß raget über die Blumenblätter hervor. Die Blumen verblühen ungemein geschwinde. Nur die Nacht über zeigen sich solche in der Vollkommenheit, in den Frühstunden verwelken sie schon wieder. Die Vermehrung kann durch die Ableger und Wurzelsprossen geschehen. Die Stöcke blühen bey uns selten und kaum vor dem dritten Jahre. Im Sommer verlangen sie viel Wasser, im Winter wenig, aber mehrere Wärme.

10) Zweylappige gedüpfelte Passionsblume mit einblätterichtem Honigbehältnisse. Passionsblume aus Domingo, Passiflo-

ra Murucuia L. Die Blätter sind unterwärts gedüpfelt, in zween stumpfe Lappen abgetheilet, oder halbmondförmig, und in der Mitte zwischen den beyden Lappen steht eine Borste, welche bey der vorherstehenden Art nicht zugegen ist. Die Blattstiele zeigen keine Drüsen. Die Blume ist purpurfärbicht, und das Honigbehältniß nicht in viele Stralen abgetheilet, sondern besteht aus einem ganzen walzenförmigen, abgestutzten Blatte, deswegen auch Tournefort diese Art von den andern abgesondert, und als ein besonderes Geschlechte unter dem Namen Murucuia angeführet.

11) Ganzblätterichte Passionsblume mit eingekerbter Hülle, lorbeerblätterichte Passionsblume, Wasserlimonie, Passiflora laurifolia. Surinam ist ihr Vaterland. Der schwache Stängel windet sich hoch aufwärts. Die Blätter sind groß, ganz, eyförmig, am Rande etwas wellenförmig und glatt. Auf dem Blattstiele sitzen zwo Drüsen. Die drey Blätter der Hülle sind groß, vertiefet und am Rande ausgezahnet. Die weißen, mit purpurfärbigen Punkten gedüpfelten Blumen geben einen angenehmen Geruch von sich. Diese zeigen sich in den Herbstmonathen. Die Franzen des Honigbehältnisses sind meistens violet gefärbet. Die Frucht gleichet einer Citrone, ist gelb, und weiß gedüpfelt, fast dreyeckicht, und angenehm von Geschmacke, und erlanget im May ihre Reife. Diese Art verlanget, sonderlich im Winter, viel Wärme.

12) Ganzblätterichte Passionsblume mit viereckichtem Stängel, viereckichte Passionsblume, Passiflora quadrangularis L. wächst in Jamaika. Die Wurzel treibt viele, fortdaurende, unterwärts holzichte, nach oben zu mit vier Flügeln versehene, kletternde Stängel. Die Blätter sind herzförmig, zugespitzet, völlig ganz, aber etwas runzlicht; der Blattstiel ist mit drey Paar Drüsen besetzet. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, und schönes Ansehen. Die Frucht ist größer, als ein Gänseey, angenehm vom Geruche, und gelblichtgrün gefärbet. Nicht allein die Thiere suchen solche begierig auf, sondern sie wird auch von Menschen gespeiset. Das saftige Fleisch schmecket sehr angenehm, süßlich und säuerlich.

Past. S. Rinde.

Pastetlein.

S. Kuchendoublet.

Pastinac.

Pastinaca, Meerangel, Angelfisch; Raia Pastinaca, Linn. gen. 130. sp. 5. der Müllerische Pfeilschwanz seiner Rochen. Leiobatus,

iobatus, 5. des Kleins, ein Glattray. s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 437.

Pastinack.

Von den drey Arten, welche Hr. von Linne' in der Murrayischen Ausgabe von der Pastinaca angegeben, ist die eine bereits unter Opopanax bemerket worden, und da die andere selten vorkommen dürfte, beschreiben wir hier nur

die gemeine gefiederte Pastinack, Pasternack, Pasternackmöhren, Hammelsmöhren, Pastinaca satiua Linn. Herr Cranz hat selbige mit dem Geschlechte Selinum vereiniget. Das eigentliche Vaterland dieser Pflanze ist das mittägige Europa, von welcher unsere, auf den Aeckern und in Gärten erzogene, wenig oder gar nicht unterschieden ist. Bey der wildwachsenden Pflanze ist die Wurzel öfters in Zweige vertheilet, doch stellet solche zuweilen auch nur einen Körper vor; bey unserer ist solche dicker, grösser, und am ganzen Umfange mit Zäserchen besetzet. Aus der Wurzel treiben breite Stiele, welche lange, glänzende, gefiederte Blätter tragen, deren Blättchen einander gegenüber stehen, eyförmig und mit eingekerbten Zähnchen besetzet sind. Zuletzt steht ein einzelnes Blättchen. Dergleichen Blätter sitzen auch wechselsweise an dem gestreiften Stängel, und umgeben selbigen mit dem breiten Anfange ihres Stieles. Dieser erreichet ohngefähr drey bis vier Fuß Höhe, und treibt einige Aeste, welche sich mit einer Blumendolde endigen. Diese erscheint im Julius und August des zweyten Jahres, und hat nirgends eine Einwickelung. Alle Blumen sind einander gleich, und die fünf gelben Blumenblätter einander ähnlich, ungetheilet und lanzetförmig, übrigens aber, wie bey andern Dolden, fünf Staubfäden und zween Griffel zugegen. Die beyden, mit einander vereinigten Saamen sind eyförmig, auf beyden Seiten platt, auf der äußerlichen mit drey schwachen Linien bezeichnet, und mit einem häutichten Rande eingefasset. Die Pflanze wird mehr in der Küche, als in der Arzneykunst gebrauchet. In dieser wählet man den Saamen, und in jener die Wurzel. Diese ist ohngefähr einen Daumen dicke, fleischicht, etwas gelb oder röthlicht, oder mehr weißlicht, von einem guten, süßlichten Geschmacke, und nicht unangenehmen Geruche. Es soll selbige noch besser als die Möhren zur Nahrung dienen. Mit Milch gekochet empfiehlt Boerhaave selbige den Schwindsüchtigen, und Lobb denjenigen, welche mit dem Steine beschweret sind. Man soll sich wohl vorsehen, daß man statt des

Paster-

Pasternacks nicht die Wurzel vom Wasserschierling oder Wüterich bekomme, indem diese dem Geruche nach mit der Pastinack übereinkömmt. Die Engländer behaupten, daß die allzu alten Pastinackwurzeln Raserey verursachen; welches auch durch anderer Erfahrungen bestätiget worden. Alte Wurzeln sind diejenigen, welche den Winter über ausgehalten, und im zweyten Jahre genutzet werden. Man kann aus der Wurzel Brod backen. S. Grotians Calender I. Th. 301. S. In Rußland speiset man die Blätter, wenn sie noch jung sind, als Zugemüse. Die Saamen besitzen, wie viele andre dergleichen, eine gewürzhafte Eigenschaft, doch wollen einige Aerzte davon besondere Wirkungen angemerket haben. Garnier, ein Arzt zu Lyon, will solche der Chinarinde vorziehen, und behaupten, daß selbige nicht allein die Fieber stillen, die von der Rinde nicht überwunden werden können, sondern auch keine Rückfälle zulassen, und nur höchstens zu dreymalen dürften gebrauchet werden. Es werden drey Quentchen zerstoßen und in sechs Unzen Wein gekochet, bis der dritte Theil davon ausgedünstet ist; diesen durchgeseigten Wein trinket der Kranke am Tage des Anfalls warm und früh nüchtern im Bette, und bleibt darauf drey Stunden liegen. Boerhaave rühmet die Pillen, welche aus den Saamen mit Süßholzsaft bereitet worden, wider den Stein und zu Heilung der Geschwüre in der Urinblase. Der Saame von der wildwachsenden Pflanze ist kräftiger, als von der zahmen. Sollte die Pastinackpflanze wirklich von keinem Viehe berühret werden, wie Herr Schreber vorgiebt? höchstens kan̄ dies nur von den Blättern gelten, indem die Wurzel für Schweine und Rindvieh, auch für die Schaafe ein treffliches Futter abgiebt. Der erfahrne Reichart will auch das Laub gegen Michael mit der Sichel abschneiden, und dem Vieh vorlegen lassen. Pastinackwurzeln zu erziehen, ist gar nicht schwer.

Man kann den Saamen im Frühjahre, besser aber im Herbst auf guten, aber nicht neuerlich gedüngten Acker aussäen. Wer im Frühjahre zeitig junge Wurzeln zur Speise verlanget, muß die letzte Zeit erwählen. Der Saame erfriert nicht in der Erde, und wird im folgenden Frühjahre zeitig hervorkeimen. Die jungen Pflanzen hält man vom Unkraute rein, und durchzieht solche, damit die andern genugsam Platz behalten. Man kann solche füglich den folgenden Winter über im Lande stehen lassen, die Wurzel leidet durch den Frost keinen Schaden, vielmehr werden diese, im Winter ausgegrabenen, besser

schmecken, als die man im Keller aufbewahret hat. Damit man aber einen Vorrath zu Hause habe, kann man solche in Keller, oder in Gruben, wie die Möhren, aufbehalten. Die besten, und geradesten Wurzeln wählet man zum Saamen, und läßt solche entweder an ihrem Orte stehen, oder verpflanzet sie im April auf ein wohl umgegrabenes Beet, einen Schuh weit von einander. Der Saame wird ohngefähr im August reif; da aber dieses nicht auf einmal geschieht, muß man fleißig nachsehen. Die mittelsten in der Dolde werden zuerst reif, und diese sind auch die besten Saamen. Der überreife wird leicht von dem Winde zerstreuet.

Pastor.

Ein von dem Marcgrav p. 166. unter dem Namen Harder beschriebener Fisch, den Richter für eine Sole und Scholle halten will. s. unsern Artikel, Harder, B. III. S. 656. allwo sich auch die Marcgravische Beschreibung übersetzet befindet.

Pataten.

S. Bataten.

Patelle.

Diejenigen einfachen, einigermaaßen kegelförmigen Conchylien, welche keinen Schnirkel zeigen, sind, wegen der Lebensart des Thieres, da sich solches zugleich mit der Schale an die Felsen anklebet, unter dem Namen Klippkleber angeführet worden. Die Franzosen, Holländer und selbst Herr von Linné nennen solche, wegen der offenen Gestalt, Patellen. Da nun einige Arten unter diesen Namen angeführet und beschrieben werden, wollen wir selbige hier zugleich anführen. Diese sind

1) die Sternpatelle, Patella saccharina L. Der Linneische Beyname zielet vielleicht auf die weiße Farbe, und weil selbige sieben, bis eilf kielförmige, stumpfe, lang vorstehende Stralen, mit andern kleinern dazwischen gesetzten zeiget, wodurch die Schale ein sternförmiges Ansehen erhält, hat Herr Müller obigen Namen gewählet. Sie heißt auch im Lateinischen Astrolepas, bey den Holländern aber Bonnetje. Es sind aber die Sternpatellen unter sich sehr verschieden; man findet außer den weißen, auch schwarze, weiß und schwarz melirte, braune, röthlichte, gefleckte und gesprenkelte, von einem bis zween Zoll, die theils aus Ost- theils aus Westindien kommen.

2) die gemeine Patelle, Patella vulgata Linn. Die Schale ist einigermaaßen eckicht, indem vierzehen schwache Stralen einige

Spuren

Spuren am Rande zurücklassen, und selbige ungleich machen, wobey sich zugleich der Rand etwas in die Breite dehnet und scharf ist. Die vierzehen Stralen sind etwas erhaben, und zwischen diesen liegen eben soviel andere, die niedriger sind. Der Wirbel ist stumpf und nicht im Mittelpunkte. Bey einigen ist der Rand unten schwarz mit weißen Punkten, oder bläulicht mit weißen Strichen. Sie werden an allen Europäischen klippichten Stranden gefunden, die man aber aus Indien erhält, sind höher gewölbet, und ihr Wirbel ist daher spitziger.

3) die blaue Patelle, Patella coerulea L. Die Schale ist inwendig blau, etwas eckicht ausgenaget, und hat mannichfaltige Striche. Das Mittelländische Meer.

4) Knotenpatelle, Patella tuberculata L. Die blasse, kegelförmige Schale ist am Rande etwas gezähnelt, und der obere Theil mit weißen Knoten besetzet, welche reihenweise stehen; der hintere Rand ist kurz und etwas aufgehoben.

Diese vier Arten gehören zu denjenigen Klippklebern, welche Müller Zackenrände genennet. Aus der dritten Abtheilung, oder von den Krummwirbeln, welche nämlich einen spitzigen gekrümmten Wirbel haben, bemerken wir:

5) die Morastpatelle, Patella lacustris L. welche sich an den Wasserpflanzen in den Europäischen Sümpfen aufhält. Die größten werden etwan einen Drittheil Zoll lang, und sind hornartig, durchsichtig, ungemein zart und zerbrechlich. Die Einwohner paaren sich mit einander.

Nun folgen zwo Arten von der Gattung der Glattränder, oder solche, welche einen glatten Rand und stumpfen dichten Wirbel haben.

6) Glaspatelle, Patella pellucida Linn. Der Gestalt nach kommt diese mit der Morastpatelle überein, nur ist sie größer, und führet keinen so hohen Wirbel. Sie ist eyförmig, bäuchicht, durchsichtig, und zeiget vier himmelblaue Stralen auf einem bleyfärbigen Grunde. Das Mittelländische Meer und die Nordsee.

7) Netzpatelle, Patella reticulata L. Die Benennung deutet auf die Zeichnung, indem die Oberfläche mit runden weißen Fasern besetzet ist, welche theils horizontal, theils senkrecht durch einander herablaufen; übrigens stellet die Schale einen gedrückten Kegel vor, und kömmt aus dem Mittelländischen Meere.

Die beyden folgenden gehören zu denjenigen Klippklebern, welche einen durchbohrten Wirbel haben, und von Herr Müllern Offenwirbel genennet werden.

8) Stral-

8) Stralpatelle, Patella nimbosa L. Die Schale ist eyförmig, runzlicht, gestreifet, am Wirbel, wie ein Schlüsselloch, länglicht durchbohret, inwendig grünlichtweiß, auswendig weiß, grau oder röthlicht und mit braunen Stralen besetzet. Die gewöhnliche Sorte kommt aus dem Mittelländischen Meere, schönere erhält man aus Afrika, und auf den Malvinesinseln, bey der Magellanischen Straße, sind die größten gefunden worden. Sie sind auf einem schmutzigweißen Grunde violetartig, oder schwärzlicht mit marmorirten Bändern gestreifet, und drey Zoll lang und zween Zoll hoch. Der Mantel des Thieres hat einen franzenartigen Saum, davon die Fasern in vier oder fünf Spitzen ästig ausgehen.

9) Wolkenpatelle, Patella nubecula L. Die Schale ist eyrund, mit rothen und weißen Stralen gerunzelt und gewölket, innerlich braun, kleiner aber höher, als die vorherstehende Art, hat aber gleichfalls am Wirbel eine ovale Oeffnung. Das Mittelländische Meer.

Patelliten.

Lepaditen, Patell oder Schüsselmuscheln, Patellites; sind eine Art versteinerter Muscheln, welche einschalicht gefunden werden, einer Schale gleich sind, und etwas spitzig zulaufen. Diese Muscheln sollen niemals so, wie andere, versteinert, sondern beynahe unverändert seyn.

Patennige.

S. Päonie.

Paternosterbaum.

S. Azedarach.

Paternosterkraut.

S. Thränengras.

Patientia.

S. Grindwurzel.

Patryzen.

S. Schellenschnecke.

Patscherpen.

S. Kirschbaum und zwar Traubenkirsche, auch Schlingbaum.

Pavanaholz.

S. Granadiglia.

Pavate oder Pavette.

S. Scheelkornbaum.

Pau de Sangue.

S. Gambiensergummi.

Pavedette.

Eine Art Tauben mit starkem Naswachse, Tabellaria. Sie ist nicht groß, etwa wie die Dohle, bläulicht, mit großen rothen Augen, dickem Schnabel, scharlachrothen Füßen. Ihrer wird untern Tauben vornehmlich gedacht,

dacht, weil man sie abrichtet, und zum Briefbringen gebrauchet. Herr Klein schreibt, er habe selbst durch sie Briefe auf drey Meilen weit nach der Stadt bringen lassen. Und im Orient bedienet man sich ihrer, Briefe schnell an sehr entfernte Orte zu bringen; welche Gewohnheit die Türken besonders haben. Es wird das Papier zusammengerollet, und der Taube untern rechten Flügel gebunden. Sie fliegt scharf, und leget große Weiten in kurzer Zeit zurück.

Pavie.

S. Castanie, Roß=.

Paullinie.

Nach Beschaffenheit der Kräuterwissenschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verdienet Sim. Pauli, der Dänische Leibarzt, auch einen Platz unter den Beförderern derselben. In dem Quadripartito botanico hat er die Kräfte der Arzneypflanzen gesammlet, überdieß die Geschichte des Tabacks, Thees und Beinbrechgrases, auch eine kurze Beschreibung von einigen, zu seiner Zeit berühmten, Gärten herausgegeben. Die Paullinia L. begreift zwey, von Plumier unter den Namen Seriana und Cururu bestimmte Geschlechter, welche nur wegen des Ortes, wo die Saamen aufsitzen, verschieden, sonst aber in der Frucht und Blume einander ähnlich sind. Der Kelch besteht aus vier oder fünf eyförmigen, vertieften, stehenbleibenden Blättern. Von den vier länglichten, viel größern, mit Nägeln versehenen Blumenblättern stehen zweye weiter von, und zweye näher bey einander; an den Nägeln derselben sitzen vier Honigschuppen, und an dem Boden vier Honigdrüsen. Acht kurze Staubfäden umgeben den dreyeckichten Fruchtkeim, dessen drey Griffel sich mit einfachen Staubwegen endigen. Der dreyeckichte Fruchtbalg öffnet sich mit drey Klappen, zeiget drey Fächer, und enthält in jedem Fache einen Saamen, welcher bey der Seriana auf dem Boden, bey der Cururu an der Spitze seinen Sitz hat. Herr von Linné hat nach den Beobachtungen des Herrn Jacquins vierzehen Arten angeführet, welche alle unter die seltensten Pflanzen gehören. Wir bemerken nur, wie die dreyblätterichte stachlichte Paullinie, asiatica L. einen starken Geruch von sich gebe, und fast in allen Theilen, besonders in der zäserichten, schwarzpurpurfärbigen Wurzel eine ätzende Eigenschaft besitze.

Pausen. S. Lein.

Pautkenbeere.

S. Brombeerstrauch.

Pecari.

Sus Taiacu Linn. Eine Gattung von wilden Schweinen, in dem südlichen Amerika, welche auch unter den indianischen Namen Tajassu, Costui, Caaigoara, Javari, Coyametl und andern Benennungen bey den Schriftstellern vorkommen. Im Deutschen werden sie von vielen Bisamschweine oder Muscusschweine genannt, ohngeachtet der starke Geruch, welchen sie von sich geben, von dem Bisamgeruch sehr verschieden und überaus widerlich ist. Sie haben kürzere Beine, weit steifere Borsten, die theils schwarz oder dunkelbraun, theils aschgrau sind, und einen schmächtigern Leib, als die europäischen wilden Schweine. Der Schwanz fehlet ihnen gänzlich. Das vornehmste Merkmal aber, wodurch sie sich nicht nur von unsern Schweinen, sondern auch von andern vierfüßigen Thieren unterscheiden, ist eine auf dem Rücken, nicht weit von dem After befindliche, zwo bis drey Linien breite Oeffnung, die über einen Zoll tief einwärts geht, und diejenige Feuchtigkeit enthält, welche einen so starken und unangenehmen Geruch von sich giebt. Das Fleisch dieser Thiere wird für eine sehr angenehme Speise gehalten, und dem europäischen Schweinefleische noch vorgezogen. Man muß ihnen aber, sogleich, nachdem man sie erleget hat, die bey der obern Oeffnung auf dem Rücken befindlichen Drüsen ausschneiden, weil sonst das ganze Fleisch in einigen Stunden einen widrigen Geruch und Geschmack annimmt.

Pech und Pechbaum.

S. Fichte.

Pechblende.

Pseudogalena picea; ist eine Art eines vererzten Zinks, so eine pechschwarze Farbe und Ansehen hat, und nicht so grobäugig, wie andere Arten von Blende ist. Sie besteht, wie die andern Arten, aus Eisen, Zink, Schwefel und Arsenik, und zufälliger Weise aus Silber. S. Blende.

Pechblume, Pechnägelein, Pechnelke.

S. Lychnis.

Pecherinbohne.

Pecherinbohne wird auch Pechurim und Pichurim geschrieben. Diese Brasilianische Bohne wurde unter diesem Namen, oder Faua Pecairo aus Portugall nach Stockholm gebracht, und als ein bewährtes Arzneymittel wider die Colic und den Durchfall angerühmet. Es wurden auch von dem Feldmedico Dr. Zetzel Versuche damit angestellet, und ihre kräftige Wirkung in

in verschieden Fällen bestätiget; der Ursprung aber dieses Mittels war gänzlich unbekanndt. Herr Bäck hat die Bohne genau beschrieben, auch abgezeichnet vorgestellet, und dabey die Muthmaßung geäußert, wie solche vielleicht der Kern von der Copaivafrucht seyn, und vielleicht dieser Kern, wie bey der Coffeebohne, aus zween Saamen bestehen möchte, die mit ihrer flachen Seite gegeneinander liegen. Da man auch von den Portugießen erfahren, wie diese Bohne aus der Insel Maranhen abstamme, und daselbst der Copaivabaum häufig wächst, wird diese Meynung noch mehr Wahrscheinlichkeit erhalten. Diese Pecherinbohne ist vielleicht von uns bereits unter dem Namen Muscatenbohne angeführet worden. Und alle Umstände zeigen, daß einerley Waare unter verschiedenen Namen ausgegeben worden, und die Faba Buccarea, oder die Muscatenbohne, aus Faba Pecaira, oder der Pecherinbohne entstanden. Nach Herr Bäcks Beschreibung gleichet die Bohne einer großen Mandel, die der Länge nach gespalten, und auf der flachen Seite der Länge nach etwas ausgehöhlet, und von verschiedener Größe ist. Die mittlere Gattung ist zwölf bis dreyzehen Linien lang, und fünf bis sechs Linien breit. Auf der vertieften Seite zeiget sich eine Erhöhung, als wäre es der Keim. Aeußerlich ist solche schwärzlich, innerlich lichtbraun, nicht holzicht oder faséricht und einer zerschnittenen Muscaten ähnlich, zwischen den Zähnen mürbe und von Geruch und Geschmack gleichsam das Mittel zwischen Muscate und Sassafras. Unsere Bohnen waren alle größer, und zerbrochen zeigten sie eine lichtbräunlichte Farbe, aber nichts marmorirtes, wie die Muscate. Man kann hierüber die Abhandlung der Schwed. Akadem. 1759. nachlesen.

Pechtorf.

Terra bituminosa turfacea; ist eine bituminöse Erde, welche einer Sumpferde ähnlich sieht, und wenig oder gar kein Moos, noch Wurzeln in sich hat, sondern eine mit Bergöl oder Bergtheer durchdrungene Erde ist. Sie hängt aber fest aneinander, und läßt sich ausstechen, und brennt im Feuer. Man hat bemerket, daß der frisch ausgestochene Pechtorf am besten, hingegen destoweniger brennt, jemehr derselbe an der Sonne getrocknet wird. Man findet denselben vorzüglich in Holland und Seeland, auch in der Schweiz und einigen andern Orten, woselbst er zum Brennen gebrauchet wird. Die Holländer nennen ihn Darris.

Pectinit.

Pectinit ist eine Bastardconchylie und Anomia pecten Linn. Diese halbrunde, glatte, mit vielen Strichen bezeichnete Muschel, deren Deckel flach ist und mit einem gelben Marquasitbeschlag zur Größe von zween Finger breit, wird im schwarzen Schiefer bey Hallifax in England gefunden.

Pectiniten.

Strahl- Kamm- oder Jacobsmuscheln, Pectinites; sind versteinerte zweyschalichte Muscheln, davon eine Schale erhaben, die andere flach ist, beyde aber mit erhabenen Streifen, wie Kämme, versehen sind. Wallerius Mineral. S. 480. gedenket dreyer Arten, als 1) Pectiniten mit Ohren; 2) Pectiniten ohne Ohren; 3) versteinerte Ohren von Pectiniten.

Pectis.

Planer nennet dieses Linneische Geschlecht Angerblume, obgleich unbekanndt, ob die Pflanzen in Amerika auf Angern, oder an andern Oertern wachsen. Die Blume gehöret zu den zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus fünf stumpfen, einander fast ähnlichen Blättchen; die weiblichen, zungenförmigen Randblümchen sind in gleicher Anzahl zugegen, aber kürzer als der Kelch, und mit zween Staubwegen, einem Griffel und dünnen Fruchtkeim versehen. Die Scheibe nehmen wenige trichterförmige, fünffach eingekerbte, und mit dem verwachsenen Staubbeutel, und ähnlichen Stempel besetzte Zwitterblümchen ein. Nach allen folgen dünne, mit einer grannichten Krone gezierte Saamen, welche auf dem nackenden Blumenbette sitzen, und vom Kelche umgeben sind. In der Murrayischen Ausgabe findet man drey Arten aufgezeichnet, welche in Amerika wachsen; alle haben schmale, fast gleichbreite Blätter, welche aber bey einer Art gefranzet, ciliaris, bey der andern gedüpfelt, punctata, und bey der dritten ganz glatt, oder den Leinblättern ähnlich sind, Pectis linifolia L.

Peersaat.

S. Pferdesaamen.

Pegadores.

Merolla merket von dem Meerkalbe an, daß es allezeit, wo es schwimme, eine große Menge kleiner Fische von allerhand Farben nach sich ziehe, die, wie man vorgiebt, sich von dem Schaume nähren, der aus seinem Maule hervortritt. Außer dem Romeiros oder Pilgrimme, sey noch eine Art von Fischen, einer Spanne lang, welche in seinem Bauche steckten, den Bauch aufwärts hielten, und Nasen, wie Muscaten-

reibeeischen, hätten. Diese hätten, wegen dieser Handlung, den Namen Pegadores, das ist, Stecker. Es wird ihrer von dem Frater de Gennoro in seinem heil. Ostindien, B. I. Kap. 7. gedacht. S. A. Reisen, B. IV. S. 578.

Pegasus.

Den Namen Pegasus oder Musenpferd geben die Astronomen einem Sternbilde zwischen der Andromeda und dem Wassermanne, welches sieben und dreyßig Sterne enthält, nämlich drey von der andern, drey von der dritten, sieben von der vierten, achte von der fünften und funfzehen von der sechsten Größe. Die drey Sterne zwoter Größe bilden mit dem hellen Sterne, welcher am Kopfe der Andromeda steht, ein ziemlich großes Viereck. Von den beyden östlichen Sternen in diesem Viereck wird der unterste, der an der Ecke des südlichen Flügels steht, Algenib genannt, und von den beyden westlichen heißt der oberste am Schenkel des Pegasus Scheat, der unterste aber Markab. Der am Maule des Pegasus befindliche Stern dritter Größe hat den Namen Enif erhalten.

Dieses geflügelte Pferd soll, nach den fabelhaften Erzählungen der alten Poeten, aus dem Blute der Medusa entsprungen seyn, welcher vom Perseus der Kopf abgeschlagen worden war. Weil es durch das Stampfen der Füße die berühmte Hippocrene auf dem Berge Helicon entdeckte, so wurde es von den Musen unter die Sterne versetzet.

Peje Gallo.

Piscis Gallus, Hahnfisch, aus dem Pater Fevillee'. S. A. Reisen, B. XVI. S. 151. s. unsern Artikel, Hahn-, Hahnenfisch, B. III. S. 629.

Peje Palo.

Da die Matrosen nicht unterlassen hatten, in der Bay und Hafen St. Julian ihre Netze auszuwerfen; so fiengen sie daselbst eine große Menge Fische von einem sehr guten Geschmacke, welche den Stockfischen sehr ähnlich waren; indessen versicherten doch einige, es wären diejenigen, welche die Spanier Peie Palo, nennen. S. A. Reisen, B. XVI. S. 97.

Peißker.

Peißker, groß und kleine Arten der Peißker, Piscurra, Cobitis barbatula maior et minor; sonst auch Beißker; s. diesen unsern Artikel, B. I. S. 657. und Aalbastart des Kleins, Enchelyopus, 1. et 2. ebendaselbst S. 40. Nach dem Chomel heißt er auch Pisgurren, lat. Varius, Poecilias, Piscis fossilis; eine Gattung Fische, der man zwo Sorten hat: nämlich Schlamm- und

Steinpeißker. Die ersten sind eine ganz schlechte und unverdauliche Speise; die letzteren hergegen werden nur für die Tafeln großer Herren zubereitet. s. Schlamm- und Steinpeißker.

Peitschenstock.

S. Affodill.

Peitschlange.

Coluber Ahaetulla Linn. Eine unschädliche, wegen ihrer Schönheit merkwürdige Schlange, welche in verschiedenen Gegenden von Asien, Afrika und Amerika gefunden wird, und den deutschen Namen deswegen erhalten hat, weil sie über sechs Schuh lang, aber nicht dicker, als der kleine Finger ist, und sich in eine dünne Spitze endiget. S. Ahätulla.

Pekan.

Ein vierfüßiges Thier in Canada aus dem Geschlechte der Wiesel. Es kömmt in den meisten Stücken mit dem Steinmarder überein; denn es hat nicht nur eben dieselbe Größe und Bildung des Körpers, und eben dieselbe Länge des Schwanzes, sondern auch eben so viel Zähne und Nägel, eben dieselben Neigungen und Gewohnheiten, nur ein etwas bräuneres, mehr glänzendes und mehr seidenartiges Haar, als der Steinmarder. Das Fell, wie man schon aus dieser Beschreibung vermuthen wird, giebt ein sehr gutes Pelzwerk ab.

Pelickan.

Pelicanus. Mit diesem Namen wird ein chymisches Destillirgefäß beleget, welches aus einem Kolben und einem Helm besteht. Der Helm ist von andern Helmen darinne unterschieden, daß er zween krummgebogene Schnäbel hat, welche durch zwo, in dem Halse des Kolbens befindliche, Oeffnungen hineingehen. Der Helm ist mit dem Kolben zusammengeblasen, und die Oeffnungen, durch welche die Schnäbel des Helms gehen, sind auch mit Glas zugeschmolzen. An dem obersten Theil des Helms befindet sich eine offne Röhre, durch welche man die Materien hineinbringt und herausnimmt. Diese Röhre wird entweder mit einem gut eingepaßten gläsernen Stöpsel verschlossen, oder man stecket in selbige den Hals von einer kleinen Phiole, und verschließt hernach die Fugen mit einem Klebwerk. Man hat dieses Destillirgefäß in der Absicht erfunden, damit die aufsteigenden Dämpfe, welche sich in Tropfen zusammenbegeben, durch die Schnäbel des Helms wieder in den Bauch des Kolbens fallen, und durch dieses wiederholte Aufsteigen und Zurückfallen, welches man Cohobiren oder auch beson-

besonders Circuliren nennet, die Materien aufgeschlossen, wiederum mit einander vereiniget, und sehr fein und wirksam gemachet werden. Heut zu Tage ist dieses Gefäß nicht sehr mehr im Gebrauche, weil es mancherley Unbequemlichkeiten und auch dem Zerspringen im Feuer sehr unterworfen, überdieß sehr schwer zu verfertigen ist. Will man die circulirende Destillation ja unternehmen, so geschieht solches am bequemsten, wenn man sich zwoer Phiolen bedienet, und zwar also, daß der Hals der einen in den Hals der andern gestecket wird, wiewohl auch diese Verbindung der Gefäße nicht ohne Ungemach zu seyn pfleget.

Peltschen.

S. Cronenwicke.

Pelzen.

S. Pfropfreiß.

Pelzkern.

S. Tarchonanthus.

Pelzmotte.

Ein kleiner Schmetterling aus dem Geschlechte der Nachtvögel, Phalaena Pellionella L. welcher wegen der Verwüstungen, die er als Larve in unsern Pelzen anrichtet, merkwürdig ist. Er hat einen braunen Kopf, einen glänzendgrauen Vorderleib, einen braunen, mit hellen Streifen besetzten Hinterleib, und glänzende, weißgraue, in der Mitten schwarz punctirte Flügel. Diese Motten kommen vorzüglich in den Monathen May und Junius zum Vorschein; daher man um diese Zeit, so wie überhaupt den ganzen Sommer hindurch, seine Pelze gut verwahret halten muß. Denn die Weibchen suchen bald nach der Paarung ihre Eyer entweder an die Pelze selbst, wenn sie darzu kommen können, oder doch wenigstens in die Ritze der Schränke und Kasten, worinnen Pelzwerk befindlich ist, zu legen, damit die auskriechenden Jungen, welche sich von den Pelzen nähren, nicht weit nach ihrer Nahrung zu gehen haben. Die jungen Motten, welche kaum einen Drittel Zoll lang sind, haben einen gelblichweißen Körper, welcher oben mit einem bräunlichen Striche gezeichnet ist. Sie machen sich zur Beschützung ihres zarten Körpers eine Hülle aus den zerbissenen Haaren der Pelze, die sie mit ihrem Gespinnste vermischen. Diese Hülle besteht in einer mehr breiten als runden Röhre, welche die Motten an beyden Seiten offen lassen, damit sie sich an dem einen Ende, wenn sie fressen, etwas herausbegeben, und an dem andern Ende ihren Unrath herausschaffen können. Wenn sie sich in Puppen verwandeln, welches ohngefähr im März oder April geschieht

schieht, schließen sie beyde Oeffnungen ihres Futterals zu.

Um seine Pelze gegen diese kleinen, aber gefährlichen Feinde zu schützen, gebrauchet man Schwefeldampf, Tabacksrauch, Kampfer und Terpentin.

Pengouin.

Unter diesem Namen findet man eine undeutliche Beschreibung von Ostindischen Früchten, welche in der Bucht von Campeche häufig gefunden werden. Es ist aber darunter ganz gewiß eine oder mehrere Arten Ananas zu verstehen, wie denn eine davon den Namen Pinguin erhalten, und dieser vielleicht in Pengouin verwandelt worden.

Penich.

S. Fenchgras.

Penoabsou.

Penoabson ist ein immergrünender amerikanischer Baum mit einer wohlriechenden Rinde, und mit Blättern versehen, die dem Portulac gleichen, aber viel dicker und viel fleischichter sind. Die Frucht hat die Größe einer Pomeranze, in welcher fünf bis sechs Nüsse stecken, die wie unsere Mandeln aussehen, nur etwas breiter sind. Eine jede enthält auch eine kleine Mandel in sich, welche die Indianer klein zerstoßen, und daraus ein Oel pressen, welches die Wunden von vergifteten Pfeilen, wie auch andere, wenn es darauf gestrichen wird, heilen soll. Sonst aber ist die Frucht selbst giftig. Thevet und Dalechamp erwähnen diesen Baum, bey den neuern Schriftstellern haben wir solchen nicht finden können.

Pensylvanerin.

Die Pensylvanerin ist eine runde Venusmuschel, und heißt Venus pensyluanica, weil sie aus Pensylvanien abstammen soll. Sie wird selten angetroffen, ist linsenförmig, runzlichglatt und weiß, und hat vorne an beyden Seiten die Länge herunter eine Hohlkehle.

Pensylvanischer Barsch.

Perca Philadelphica, Linn. gen. 168. sp. 14. wird von Müllern also benennet; könnte aber wohl der Philadelphische eben so gut genennet worden seyn.

Pentapetes.

Diesen Namen übersetzet Herr Planer Fünfträger, und andere nennen dieses Geschlechte Flügelsaame. Herr von Linné hat drey Arten davon angegeben, welche in Indien wachsen, von welchen aber nur eine in hiesigen Gärten bekanndt ist. Wir nennen solche

die feurige Pentapetes, Flos impius Rumph. Siamin Hort. Malab. Pentapetes phoenicea Linn.

Linn. Die zäserichte Wurzel treibt einen geribbten, oberwärts gemeiniglich röthlichten, zween oder drey Fuß hohen, und mit vielen Zweigen besetzten Stängel. Die Blätter stehen unordentlich, oder wechselsweise einander gegenüber auf kurzen Stielen, und sind dunkelgrün, glänzend, lang, schmal, am Rande tief und scharf ausgezacket, und gehen in eine lange Spitze aus. An jedem Blätterwinkel stehen gemeiniglich zween einfache Blüthstiele. Um jede Blume stehen drey Deckblätter, welche aber zeitig abfallen. Die Blumen hangen unterwärts, und weil sie solchergestalt sich niemals gegen die Sonne richten, nennen sie die Malayer in ihrer Sprache die gottlose Blume. Der Kelch besteht aus fünf länglichten, etwas rauchen Blättern; die fünf großen, glänzendrothen Blumenblätter umgeben funfzehen Staubfäden, welche unterwärts mit einander verwachsen sind, und eine Röhre abbilden; jeder trägt seinen Staubbeutel. Außer diesen wachsen aus dem röhrenförmigen Körper noch fünf andere hervor, und zwar steht von diesen allemal einer zwischen drey wahren Staubfäden; diese fünfe sind länger, breiter, krumm, roth gefärbet, und einigermaaßen den Blumenblättern ähnlich; es tragen selbige aber keine Staubbeutel und daher passet der Name Fünfsträger gar nicht für dieses Geschlechte. Der Fruchtkeim ist rundlicht, der Griffel walzenförmig und der Staubweg etwas dicker. Es folget eine harte, holzichte Frucht mit fünf Fächern, jedes Fach öffnet sich mit zwo Klappen, und enthält viele platte, geflügelte Saamen. Man muß diese Pflanze aus den Saamen auf dem Mistbeete erziehen, die jungen Pflanzen in Töpfe setzen, und diese einige Wochen über in einem Treibebeete, hernach aber in dem Glashause unterhalten; sie können die Kälte gar nicht vertragen, doch wollen sie bey warmen Wetter auch frische Luft genießen. Blüthen haben wir zwar erlanget, niemals aber reifen Saamen.

Peperle.

S. Körbel.

Peponen.

S. Kürbis.

Pereskie.

Dieses Pflanzengeschlecht hat Plümier einem gewissen Rathsherrn zu Aix und großen Liebhaber der Kräuterwissenschaft, Nic. Fabric. von Peiresc zu Ehren, also genannt, und obgleich Hr. v. Linné solches für überflüßig gehalten und mit dem Cereo, Opuntia und Melecacto vereiniget, haben doch andere selbiges beybehalten, indem zwar

zwar die Blume und Frucht mit der Fackeldistel und Indianischen Feige fast gänzlich übereinkömmt, das Ansehen der Pflanze aber gänzlich unterschieden ist. Planer hat das vereinigte Geschlecht des Herrn von Linne', welches den Namen Cactus führet, Pereskie genannt; wir verstehen aber darunter nur die stachlichte Pereskie, oder Cactus Pereskia Linn. welche auch amerikanischer Stachelbeerbaum mit Portulacblättern, und der Blätteräpfelbaum heißt. Ihr Vaterland ist Jamaika und andere Gegenden des wärmern Amerika. Der Stängel ist fast holzicht, grau, mit vielen, büschelweise bey einander stehenden Stacheln besetzet, erreichet die Höhe von vielen Schuhen und treibt viele schlanke, verschiedentlich gebogene, öfters unterwärts hängende, untenher graue, oberwärts grüne Zweige. Die Blätter stehen an den Zweigen unordentlich, öfters nahe bey, öfters entfernt von einander, sitzen platt auf, fallen nicht ab und sind dicke, saftig, glänzend grün, eyförmig, völlig ganz, und bey dem Ansatzwinkel mit zwo auch drey Stacheln umgeben. Die Beschaffenheit der weißen Blume kann man bey Fackeldistel nachlesen. Die Frucht ist ohngefähr von der Größe einer welschen Nuß, fast kugelrund, mit kleinen Blättern überall besetzet, und mit einem weißlichen, schleimichten Marke erfüllet. Bey uns wird man selten Blumen sehen. Die Vermehrung geschieht durch Zweige, welche leicht Wurzeln schlagen, zumal wenn man selbige in Töpfe, so mit frischer, aber sandiger Erde erfüllet sind, einstecket, und diese in ein mäßig warmes Loh- oder Mistbeet eingräbt. Man muß die Stöcke das ganze Jahr über im Glashause unterhalten, und ob sie gleich im Sommer an einem warmen Orte die Luft vertragen, werden sie doch im freyen nicht ausdauern. Den Winter hindurch verlangen sie viel Wärme. Mit dem Begießen muß man sich, besonders im Winter, wohl in acht nehmen; der Stamm faulet leicht an.

Peretten.

S. Citronbaum.

Pergamentblume.

S. Papierblume.

Perge. S. Fichte.

Pergemulattos.

Perges de Morochermes, führet unser Richter, zum Theil als große Fische, zu Kongo an: wahrscheinlichst aus dem Dapper, aus dem wir diese Anzeige in etwas brauchbarer machen können: da die See, längst der Küste von Kongo und Angola, voll von vortrefflichen, und bey uns allgemein be-

kannten Fischen ist, so erwähnet Dapper verschiedene andere Arten, besonders Pergomoulatos, die bey den Portugiesen Pelledo heißen, und fast dem Rochen gleichen; desgleichen Pergos de Morochermes. S. A. Reis. B. V. S. 93.

Perille.

Die Pflanze, welche dieses neue Geschlechte ausmachet, führet im Hort. Malab. den Namen Cottam, und ist Melissa maxima Arduini, und weil sie mit dem Ocymum viele Aehnlichkeit zeiget, nennt Herr von Linne' solche Perilla ocymoides. Sie wächst in Ostindien, und giebt einen starken, angenehmen, dem Aniße gleichen Geruch von sich. Aus der zäserichten, jährigen Wurzel steiget der mit vielen Zweigen besetzte Stängel drey bis vier Fuß in die Höhe. Die gestielten Blätter stehen einander gegen über, sind länglicht, an beyden Enden spitzig, sägartig ausgezahnt, und hinterwärts gleichsam mit Drüsen besetzet. Die kleinen, weißen Blumen erscheinen im Junius und Julius in lockern einseitigen Aehren. Von den nahverwandten lippenförmigen Blumen unterscheidet sich selbige vorzüglich durch den ganz kurzen obern Einschnitt des Kelches, die weit von einander abstehenden zween kürzern und zween längern Staubfäden und zween mit einander vereinigte Griffel. Nach der Blüthe folgen vier nackende Saamen, durch welche auf dem Mistbeete die Vermehrung leicht geschehen kann.

Perinkara.

Diesen Namen führet ein Baum im Horto Malabar. beym Rumph heißt der nämliche Ganitrus, und daher wählen einige auch im Deutschen Garniterbaum; nach Hrn. von Linne' machet solcher ein eigenes Geschlechte aus und er nennt selbiges Elaeocarpus, und, ob derselbe gleich nur eine Art annimmt, mit dem Beynamen serrata. Dieser indianische Baum wird sehr hoch. Die kurzgestielten Blätter stehen wechselsweise, oder ohne Ordnung, sind den Kirschblättern ziemlich ähnlich, fallen ab, und sind alsdenn ganz roth; wie denn auch selbige schon auf dem Baume, wenn die Frucht zu reifen anfängt, öfters roth erscheinen, wodurch man den Baum leicht von weiten erkennen kann. Die Blüthen stellen kurze Träublein vor. Man zählet daran fünf lanzetförmige Kelch- und fünf, der Gestalt und Länge nach ähnliche, aber zerrissene Blumenblätter, viele, ohngefähr zwanzig, ganz kurze Staubfäden, und einen Griffel mit spitzigem Staubwege. Die kugelförmige, blaue, mit Purpur vermischte Steinfrucht enthält eine runzlichte, oder mit vielen kleinen

nen Vertiefungen und Erhebungen versehene, gleichsam von Würmern durchfressene Nuß. Zuweilen sind nur vier Kelch- und Blumenblätter zugegen, und solche anfangs weiß, wenn sie aber einige Stunden aufgeblühet, werden sie röthlich. Die Frucht ist der Größe nach sehr verschieden; es giebt welche von der Größe einer Flintenkugel, und andere, welche nicht größer als eine Erbse und zugleich mehr platt sind. Diese kleinern ziehen die Einwohner den größern vor. Jene lassen sie den Vögeln und andern Thieren zur Nahrung, von diesen aber pflegen sie die Nüsse an Schnuren zu reihen und sich damit zu putzen, auch daraus goldene Corallen und Rosenkränze zu verfertigen.

Perlchen, eine Schnecke.

S. Jambus und Knöpfchen.

Perle.

Die Perlen, Margaritae, Uniones, nennt Herr Pastor Lesser, des Werthes und der Achtung wegen, nicht unbillig die Edelgesteine des Wassers. Man findet dergleichen sowohl in der salzichten See, als auch in süßen Wassern. Die schönsten, oder wenigstens diejenigen, welche man am höchsten zu schätzen pfleget, werden in den Morgenländern, und die so genannten Orientalischen zwischen Ormus und Bassora gesammelt. Es sind aber viele andere Inseln, als Zeylon, Summatra, Borneo u. s. f. wegen dieses Schatzes bekannt, und Cubague in Amerika wurde ehedessen die Perleninsel genannt. Man findet aber auch in Europa Perlen. Die Perlen der brittischen See waren schon den Alten bekannt. In dem Meere bey Schottland werden Perlen gefunden, welche weiß, rund und helle sind, wie die Ostindischen, aber nur weniger Glanz haben. Milchweiße und schön glänzende hat man in Norwegen gefunden. Die süßen Wasser liefern hin und wieder auch Perlen. Gemeiniglich fehlet diesen zwar der Glanz, oder, wie man zu reden pfleget, das Wasser, dergleichen man an den Orientalischen findet, doch trifft man auch einige an, welche an Güte und Schönheit mit jenen um den Rang streiten. Von der Perlenfischerey in Ostbothnien kan man die Abhandl. der Schwed. Akademie nachlesen. Im Böhmischen Flusse Watawa werden perlenreiche Muscheln gesammelt. In Deutschland sind verschiedene Flüsse und Bäche perlenreich, als die Muldau, der Queis, die Elster. Diese ist, sonderlich im Voigtlande, reichlich mit Perlenmuscheln versehen, welche man daselbst Perltröge nennt, und ohnweit Oelsnitz findet man in diesem Flusse Perlen, welche an Glanze und Größe gar beträchtlich sind,

daher

daher auch Strandreuter dahin gesetzet worden, welche Wache halten, damit nicht jedermann dergleichen fischen möchte. Daß die in hiesigen Gewässern gesammelten Perlen mit den Orientalischen gleichen Werth besitzen und das Vaterland in ihren Preis und Schätzbarkeit keinen Einfluß habe, kann man sicher behaupten, obgleich noch immer einige die Orientalischen den übrigen vorziehen möchten. Es sind auch unsere in dem vollkommenen oder reifen Zustande groß, rund und glänzend, obgleich darneben viele unreife, unvollkommene, halbkugelförmige gefunden werden. Ueberhaupt sind die Perlen nicht von einerley Gestalt und Ansehen. Die großen und runden heißen Zahlperlen, und die ganz kleinen Saatperlen oder Perlenstaub. Diejenigen, welche, wie eine Birne, länglicht sind, oder aus einer Kugel enger zugehen, heißen Perlenbirnen, die aber, wie eine halbe Kugel gestaltet sind, Perlenaugen. Es giebt auch höckerichte Perlen. Diejenigen, welche kugelrund, schön glänzend, ohne Flecke, glatt und groß sind, und nach der Sprache der Perlhändler schönes Wasser, oder einen rechten Fluß haben, das ist, welche schön weiß sind, sind die kostbarsten. Ihre ganze Schönheit ist ein Werk der Natur, und die Kunst kann selbige nicht im geringsten verschönern. Gemeiniglich sind solche weißlicht, zuweilen auch anders gefärbet. An der Anfurth Bermejo sollen bräunliche, und auf der Insel Zipangri röthliche gefunden werden. Unter den Britannischen giebt es purpurfärbige; Ovidus will schwarze gesehen haben. Die asiatischen Völker haben ächte Perlen höher als Gold geschätzet, auch in andern Ländern werden die schönen und vorzüglich großen im hohen Werthe gehalten. Man findet davon viele Beyspiele aufgezeichnet. Die Perle, welche Cleopatra, ihrem Liebhaber Antonio zu gefallen, im Essig aufgelöset und diesen ausgetrunken, soll 250000 Cronen werth gewesen seyn. Julius Cäsar soll der Mutter des Brutus eine Perle für 1500 Goldgülden erkaufet haben. Der Pabst Paulus der Zweyte hat von einem Kaufmanne aus Venedig eine Morgenländische Perle für 140000 Dukaten erkauft. Mehrere Beyspiele kann man in Lessers Testaceo-Theologia und in Herrn Eberhards Abhandlung von Perlen nachlesen. Wie man überhaupt den Werth der Perlen bestimmen könne, hat David Jefferies in der Abhandlung von den Diamanten und Perlen durch Tabellen anzuzeigen gesucht, und bey Lessern findet man eine andere Tabelle vom Preise der Perlen. Da aber hierbey nichts gewisses zu bestimmen, und der Preis, sonderlich

derlich von den großen und schönen Perlen steigend und fallend ist, wollen wir dergleichen hier nicht angeben, sondern nur noch erinnern, wie die Occidentalischen zwar geringer geachtet und wohlfeiler verkaufet, öfters aber mit den Orientalischen vermischet, und für solche ausgegeben werden, und solche sind auch schwer oder gar nicht von einander zu unterscheiden, indem es von beyden Arten schlechte und schöne giebt.

Die Orientalischen oder ächten Perlen kommen von der sogenannten Perlenmutter, Mater Perlarum, welches eine Mießmuschel, und Mytilus margaritiferus Linn. ist. Es scheint aber vielen Austern und Muscheln eigen zu seyn, zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen dergleichen zu erzeugen und zu verwahren; wie denn deswegen eine Klaffmuschel den Namen Perlenmuschel erhalten. Die erste Art, oder die Perlenmutter liegt auf dem Boden des Meeres, und wird entweder durch Hame und Netze, oder gewöhnlicher durch dazu abgerichtete Menschen, welche man Taucher nennt, herausgeholet. Diese verrichten solches auf verschiedene Art, und damit sie unter dem Wasser einige Zeit sich aufhalten, und die Muscheln sammeln können, pflegen sie sich auf verschiedene Weise darzu geschickt zu machen. Gemeiniglich verstopfen sie sich die Nasenlöcher und Ohren mit Baumwolle, stecken in den Mund einen in Oel getränkten Schwamm, und lassen sich entweder vom Strande aus, oder auf der Höhe aus einem Boote, an einem Stricke befestiget, oft zur Tiefe von 50 Klaftern hinunter, lesen die gefundenen Perlenmuscheln in einen Korb oder Sack zusammen, und lassen sich wieder herausziehen; hierauf vergraben sie die Muscheln am Strande im Sande, bis daß der Inwohner stirbt und faulet, worauf sie die Perlen herausbrechen. Erfahrne Taucher kennen die Perlenmuttern von außen, so perlenträchtig sind; diese sondern sie aus, die andern werfen sie wieder ins Wasser zur Zucht. Der Perlenfang geschieht im Sommer, und diese Erndte in der See ist nicht ein Jahr so reich, als das andere. Der Ort, wo die Perlen in der Muschel liegen, ist nicht immer einerley, so wie auch die Zahl derselben in einer Muschel verschieden ist. Mehrentheils sind solche an die Schale nach dem Rande zu angewachsen. Ueber den Ursprung der Perlen sind die Naturkündiger nicht einig. Plinius glaubte, selbige entstünden aus dem Thaue des Himmels. Aldrovandus hielt solche für den Auswurf oder Unrath des Einwohners. Valentin, und mit diesem Herr Eberhard, geben die Perlen für unzeitige und unfrucht-

fruchtbare Eyer aus. Diese Meynungen finden jetzo gar keinen Beyfall. Insgemein hält man dafür, daß es eine Krankheit der Auster oder des Einwohners sey, und vergleicht solche mit den Steinen, so bey andern Thieren erzeuget werden, indem man die Perlen sowohl in den Gefäßen, oder in dem Thiere selbst, als außer demselben an der Schale angewachsen findet. Man will auch bemerket haben, daß die Austern am schmackhaftesten seyn, wenn sie keine Perlen haben, und hingegen sehr unschmackhaft, wenn sie dergleichen tragen. Die Perle und die Schale haben einerley Bestandtheile, und da diese von dem Thiere seinen Ursprung erhält, kann man füglich schließen, daß auch die Perlen aus dem Safte des Thieres erzeuget werden. Daher Herr Müller annimmt, daß die Perle ein ausgetretener Saft sey, der bey irgend einer Verletzung oder Verhärtung in den Gefäßen des Thieres, von dem kleinsten Puncte an, nach und nach fortgetrieben wird. Wenn aber die Perle an der Schale sitzt, hat derselbe allemal eine Verletzung in der Schale wahrgenommen, welche in einer, vermuthlich durch einen Wasserwurm gemachten, eingebohrten Oeffnung besteht, die eine feine Stecknadel einläßt. Daselbst häufen sich, nach Müllers Meynung, die herzutretenden Säfte, wodurch die Schale dicke und groß gemachet werden sollte, gleich einem tropfenartigen Auswuchse zusammen, verhärten und vergrößern sich nach und nach, und verwandeln sich in die Perle; daher auch derselbe die Vermuthung äußert, wie man durch die Kunst die Muscheln mit Perlen befruchten, oder zu derselben Erzeugung zwingen könne, wenn man die Schale, worinne das Thier lebt, ohnweit dem Schlosse durchbohret, und wieder in den Bach zum fernern Wachsthume setzet. Herr Chemnitz in den Beschäfftigungen der Berlinischen Gesellschaft 1 Band 351 S. heget fast durchgehends mit Herr Müllern gleiche Meynung. Welcher von beyden solche zuerst auf die Bahn gebracht, können wir nicht unterscheiden, indem die Bücher, worinnen solche enthalten, in einem Jahre, nämlich 1775. abgedruckt worden. Doch will Hr. Pastor Chemnitz die Perlen nicht für eine Krankheit, sondern vielmehr als ein Heilungs- und Genesungsmittel ansehen, indem sie die Stelle eines Verbandes oder Heilpflasters vertreten, um die Verwundung der Schalengehäuse damit zu belegen, und von innen heraus zu verbinden. Durchlöcherte Muscheln, worinnen keine Perlen gefunden werden, sind durch den Bohrwurm oder andere Feinde nicht nur in der Schale

beschä-

beschädiget, sondern auch der Einwohner getödtet worden, mithin hat dieses Verwahrungsmittel nicht angebracht werden können. Ob man die Perlen wirklich mit einem Pflaster oder Bandage vergleichen könne, dürfte noch einigen Zweifel unterworfen seyn, wenn man nur erwäget, daß auch Perlen in dem Thiere selbst verschlossen gefunden werden. Eine ganz andere Art die Erzeugung der Perlen zu befördern, oder vielmehr ächte Perlen zu machen, hat Herr Gvill, bey seinem Aufenthalte in Canten, den Chinesern abgelernt. Wenn die Muscheln im Anfange des Sommers an die Oberfläche des Wassers kommen und geöffnet an der Sonne liegen, so halten sie aufgezogene Schnuren, jede von fünf oder sechs Perlenmutterperlen, die mit Knoten am Faden von einander abgesondert sind, in Bereitschaft, und legen in jede Muschel eine Schnur solcher Perlen. Mit diesem Fange senkt sich die Muschel ins Wasser. Das Jahr darauf werden diese Muscheln wieder herausgeholet, und wenn man sie öffnet, findet sich jede der eingelegten Perlenmutterperlen mit einer neuen Perlenhaut überzogen, die dem Ansehen nach völlig den ächten Perlen gleicht. Herr Gvill hat dergleichen mit fremden Perlen besetzte Schale mit aus Canten gebracht und in der Akademie vorgezeiget. Es war dieses eine Schwanenmießmuschel. Wobey derselbe noch den Einfall äußert, wie man auf diese Weise kleine ächte Perlen in Muscheln oder Austern bringen, und durch neue anzusetzende Häute vergrößern könne. Herr Fischerstein in den Abhandl. der Schwed. Akad. 21 Band 136 S. hat verschiedenes merkwürdiges von Perlen angemerket. Wenn die Muschel eine gewisse Festigkeit erlanget, presset sie, schreibt derselbe, ein zähes schleimichtes Wesen aus, welches sich aus ihrem Bauche absondert, nach und nach verhärtet und wächst, woraus ein schalichtes, oder aus zarten, über einander liegenden Häuten bestehendes Gewächse, das man Perlen nennt, entsteht. Wenn diese Feuchtigkeit hell und silberfärbig ist, wird auch die Perle weiß und durchsichtig, giebt aber die Muschel eine dunkle, braune, oder fleckichte Feuchtigkeit von sich, so bekömmt die Perle eben dergleichen Ansehen. Warum nicht alle Muscheln Perlen liefern, will Herr Fischerstein dadurch erklären, daß die Materie auf dem Boden, welche den Perlen das Wesen und die Nahrung giebt, nicht überall gleich dienlich und die Muscheln selbst zu Hervorbringung dieser nicht alle gleich geschickt seyn. Wo die Muschel so zarte Theilchen sammlen kann, daß sie sich in einen solchen zähen Saft, wie vorher erwähnet

wähnet worden, auflösen lassen, da hat sie eine Gelegenheit Perlen zu zeugen, sonst aber geschieht dieses nicht. Es hat derselbe ferner bemerket, wie die Perlen gemeiniglich an dem schmälern Ende der Schale ihren Sitz haben, auch öfters an dem äußersten Rande mit einer Haut umgeben wären, oder auch ohne Haut locker zwischen der Schale und dem Körper der Muschel lägen, öfters aber auch an die Schale angewachsen wären, auch zuweilen außer der Schale auf dem Sande angetroffen würden. Diesen letztern Umstand erkläret derselbe dadurch, daß, wenn die Muschel ganz mit Wasser erfüllet ist, und von etwas stark und schnell beweget wird, und dadurch die Schale hurtig verschlossen und das Wasser auf einmal ausgespritzet wird, eine loß liegende Perle leicht mit dem Wasser ausgeworfen werden könne. Endlich giebt derselbe einige Kennzeichen an, woraus abzunehmen, daß die Muschel Perlen enthalte, als 1) wenn die Muschel auf einer Seite fünf, sechs, oder mehr schief herunter gehende Striefen hat; 2) wenn sich Hübel an der Seite finden; 3) wenn sich eine Seite ungewöhnlicher Weise nach dem schmalen Ende beuget oder krümmet, und 4) wenn eine tiefe Furche quer über die Schale geht. Dieses alles gilt aber nur von der Klaffmuschel oder Mya margaritifera. Von dieser hat auch Herr Gißler in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie 1762. einen Aufsatz gegeben, nnd noch einige andere Zeichen angemerket; als wenn eine gleiche oder kantige Furche oder Rand von dem lichten Flecke außen an der Schale nach dem Rande am schmalen Ende zugeht. Ist diese Einfassung am Rande mehr vertiefet, so soll die Perle fest angewachsen und grau seyn, hält aber diese gleiche Tiefe und gleichen Gang, und ist stark eingebogen, nnd scheint, als endigte sie ihren Gang, ehe sie den Rand erreichet, soll die Perle weiß seyn. Ist die eine Schale am kleinen Ende eingebogen, und die andere gegenüber ausgebogen, so giebt es ein gutes Zeichen. In der linken Schale am kleinen Ende sitzen die meisten Perlen, sonst sitzen sie auch gegen den Rand zwischen beyden Querbändern. Am großen Ende und zu unterst hat Herr Gißler selten eine Perle gefunden, und wenn es geschehen, ist solche untauglich gewesen. Ferner hat derselbe bemerket, daß die Perle, wenn sie über dem Weißen der Schale fest sitzet, weiß, wenn sie aber in der Haut über der grauen Einfassung am äußersten Rande der Schale sitzet, grau, und jederzeit desto besser sey, je weiter sie in die Schale hineinsitzt; hat hingegen die Perle ihren Sitz mitten

mitten zwischen dem weißen der Schale und der grauen Einfassung, soll sie zum Theil weiß, und zum Theil grau seyn. Wenn die Perle an einer Hälfte flach ist, ist die Haut an der flachen Seite ganz dünne, und die Perle selbst gegen die Schale abgerieben, und aus eben der Ursache oder Bewegung sind einige Perlen mit Erhöhungen und Vertiefungen versehen und von verschiedener Gestalt. Wo thonichter Boden ist, sind die Perlen weißblau, aber auf sandigen und steinichten Boden sind sie ganz weiß. Herr Gißler hat noch mehrere dergleichen, ganz besondere Umstände angegeben, auch verschiedenes merkwürdiges von Erzeugung der Perlen vorgebracht, dieses aber etwas dunkel vorgetragen, daher wir es auch nicht wiederholen wollen. Vielleicht kann man sich aus folgender Beschreibung eine Vorstellung machen. Er schreibt: „eine gute Perle ist ein, in der Muschel untersten Theile zuerst angefangenes und mit derselben schalartigen Natur übereinstimmendes, rund zubereitetes, ganz kleines und klares Perlenmutterstück, das von der Lebensbewegung des Thieres, besonders dem Athemholen, zugleich mit den feinen Fäserchen zur glänzenden Schale zwischen die Schichten der lebendigen Schalhaut getrieben wird, und unterwegens schichtweise jährlichen Zuwachs erhält, bis es an eben der Schalhaut äußersten Rande stehen bleibt, oder unter seinem Fortgange von einem Scheibchen der Schalhaut zurückgehalten wird, und mit ihm an die Schale fest wächst, und so da künftig sitzen bleibt.„

Obgleich, wie bereits angemerket worden, verschiedene Muscheln Perlen enthalten, so sind doch sonderlich zwo Arten wegen dieser Schätze bekannt und merkwürdig, welche wir auch hier beschreiben wollen, als

1) die Perlenmuschel aus dem Geschlechte der Klaffmuscheln, welche Mya margaritifera Linn. ist, sonst auch die schwere schwarze Flußmuschel, genannt wird. Die Schalen, sonderlich nach dem Schlosse zu, welches fast in der Mitte steht, sind sehr dicke, länglicht, oval, vorneher schmal und platt gedrückt, an beyden Enden abgerundet, am scharfen Rande in der Mitte ein wenig eingezogen, auswendig rauh und schwärzlich, nach dem Schlosse zu auf dem Wirbel gemeiniglich von der äußerlichen Haut entblößet, und, wenn sie trocken wird, leicht zerbrechlich und blättericht. Wenn man die äußere schmutzige Haut abzieht, besteht die ganze Schale aus einer feinen Perlenmutter. Inwendig ist sie glänzend, weiß und perlenmutterartig, und zeiget daselbst starke Vertiefungen, worinne der Leib und die Muskeln des Thieres

Thieres gelegen. Das Thier sitzt an jeder Schale mit einer starken Senne in der Mitte fest, durch deren Einziehung sich die Schalen so schließen, daß man sie nicht aufmachen kann. Die Verbindung beyder Schalen geschieht durch ein Charnier. Der in eine gegen über stehende Vertiefung eingreifende Vorderzahn ist kegelförmig, stumpf und fein ausgezahnt, und der schmälere Seitenzahn lang, stark, in der Mitte ein wenig erhaben und ganz fein eingekerbet. Bey Verschließung der Schalen greift er in eine gegen über stehende, tiefe und lange Furche. Zuweilen bemerket man an den Schalen olivengrüne Strahlen, die sich vom Schlosse nach dem äußern Rande verbreiten. Die Muschel ist gemeiniglich fünf bis sechs Zoll lang und in der Mitte drey Querfinger breit, und wiegt ohne das Thier zwölf Loth. Man hat in Schweden dergleichen gefunden, die eine Viertelelle lang, und eine vollständige Mannshand breit waren. Dergleichen haben wir auch aus dem Voigtlande erhalten. Wenn die Querringe auf der Schale die Jahrgänge ihres Wachsthums anzeigen, sollen sie, wie etliche glauben, wohl hundert Jahre alt werden können. Diese Art, welche man auch leicht dadurch von andern Flußmuscheln unterscheiden kann, weil sie schwärzer, viel schwerer und das Schloß stärker ist, hält sich in Flüssen und Bächen auf, liebet ein reines kaltes Wasser auf einem sand- oder thonartigen Boden, und ist gerne in den Thälern, wo sich die Flüsse aus den Felsen und Bergen herabstürzen. Man hat dergleichen in Norwegen, Schweden, Lappland, England, Liefland, Polen, Böhmen, Schlesien, im Voigtlande. Die schönen Perlen, welche dergleichen Schalen bey sich führen, verdienen alle Achtung, daher sie auch in den angeführten Ländern geheget werden, und an verschiedenen Orten treffliche Perlenfischereyen abgeben. Nicht allein die Perlen dieser Muscheln werden, wenn sie die gehörige Schönheit erlanget, hoch gehalten, sondern es sollen auch aus dem großen Vorderzahne der Muscheln Perlen gedrehet werden, welche aber viel wohlfeiler sind.

Die andere ist eine glatte Mißmuschel, und die bekannte Perlenmutter, Mater perlarum, oder Mytilus margaritiferus Linn. Dergleichen findet man in West- und Ostindien, und in der letzten Gegend ist die Perlenfischerey besonders berühmt. Perlenmutter heißt man diese Art nicht sowohl deswegen, weil die Schale inwendig Perlenmutter ist, sondern vielmehr, weil darinne die ächten und so genannten Orientalischen Perlen gefunden werden. Die Größe ist sehr verschieden. Man findet

welche

welche von der Größe eines Schuhes in der Breite und Länge, und einen Finger dicke. Die Schalen sind fast rund und platt, am Schlosse an der einen Seite quer abgeschnitten, wo sich die Schale einigermaßen mit einem großen und breiten Ohre zeiget, und daher auch den Namen Hundsohr führet. Die äußerliche Bekleidung ist eine grüngraue, mit einigen weißen Strahlen durchzogene schuppichte Haut, die am Rande in lange Zähnchen ausgeht. Es wird, wie bekannt, die Schale verschiedentlich verarbeitet, gespalten, zerschnitten und zu eingelegter Arbeit gebrauchet. Es werden auch daraus Perlen gedrechselt, welche aber, wie die Wachsperlen, zu den falschen gehören und keinen Werth haben, wodurch jedoch der hohe Werth der ächten, einigermaßen vermindert wird, indem diese ehedem viel höher, als jetzo geschätzet worden. Wir vereinigen mit dieser noch eine andere platte Mießmuschel, welche Herr Müller, nach der Linneischen Benennung,

3) den Nagel heißt, Mytilus vnguis Linn. Es findet sich selbige im mittelländischen Meere, ist inwendig silberfarbig, im Anfange rund, auch einigermaßen mit Ohren versehen und daher der vorherstehenden Art fast ähnlich, aber nicht größer, als ein Nagel am Finger, zart und zerbrechlich, durchsichtig weiß, und der Länge nach fein gestreift.

Perle, italienische, S. Granadiglia.

Perlenblase.

Perlenblase, auch Wasserblase, linksgewundene Bauch- oder Kahnschnecke, Bulla fontinalis Linn. Die Schale ist einem Eye ähnlich, ungemein dünne und durchsichtig, und so lange das Thier lebet, sieht sie schwärzlich aus, indem der durchscheinende Einwohner schwarz ist. Wenn dieser herausgenommen, erscheint solcher gelblicht. Man bemerket daran vier Mündungen, welche von der rechten nach der linken gedrehet sind, die unterste ist viel größer, als die andern, und machet fast allein die ganze Schale aus, weil die obersten sehr klein sind. Die Größe ist sehr verschieden. Die kleinen gleichen ohngefähr einem Hirsesaamen. Man hat dergleichen in Schweden in den süßen Seen, und um Paris in den Bächen und Morästen gefunden. Wenn das Thier noch lebet, strecket es im Kriechen eine, an den Rändern eingekerbte Haut aus der Schale hervor, womit es drey Viertheile derselben bedecket.

Perlenhirse.

S. Steinhirse.

Perlenmutternautilus.
S. Nautilus.

Perlfisch.

Perlenfisch; sonst auch ein edler Weißfisch genannt; ist, nach dem Chomel, ein absonderlich in Oesterreich bekannter Fisch, welcher vornehmlich in der Atter-See gefangen wird. Er wächst zu zwo bis vier Spannen lang, ziemlich dick, hat einen kurzen, gedrückten Kopf, fast wie ein Karpfen, und ziemlich große Schuppen. Das Männlein ist im Maymonathe am Kopfe, Rücken und über den ganzen Leib voller weißen, harten Düpfelchen, wie mit Perlen besetzet, daher der Name; sie vergehen ihm aber nach dem Striche wieder. Das Weiblein hingegen hat schwarze Düpfelchen. Der Rücken ist dunkelbläulich und aschenfarbig. Der Bauch weißröthlich; hat oben eine Floßfeder und unten drey gedoppelte; die Augen sind schwarz mit einem gelben Umkreise. Von diesem Fische ist das ganze Jahr über nichts zu sehen, außer im May, da man sie in Reußen und auch in Waathen zu Zeiten ihrer dreyßig bis vierzig auf einen Zug fängt. Ihr Fleisch soll ein herrliches und delikates Essen und ziemlich wohl zu verdauen seyn. f. auch Fisch Lexicon, Tom. III. p. 50.

Perlgras.

Ein Grasgeschlechte, welches Hr. von Linné Melica, und andere im deutschen Schöngras genannt. Der Kelch besteht aus zwey hohlen stumpfen Bälglein, welche zwo vollkommene Blüthen und zwischen diesen noch ein drittes, aber unvollkom̃enes, einschließen. Dieser ruhet auf einem besondern Stielchen, und könnte eine blüthförmige Hülse genannt werden. Dieses Körperchen machet das Hauptkeñzeichen dieses Geschlechts aus. Doch erinnert Hr. v. Haller, daß dergleichen verstümmelte Blüthen bey vielen Gräsern zuweilen sich zeigten. Jedes der vollkommenen Blüthen besteht aus zwo eyförmigen Spelzen, davon die eine ausgehöhlt, die andere platt ist, und enthält drey Staubfäden und zween Griffel mit haarichten Staubwegen. Der Saame ist eyförmig und geht von den Spelzen loß. Herr v. Linné führet sechs Arten an, davon zwo bey uns einheimisch sind.

1) Das glatte hangende Perlgras, Gramen montanum auenaceum C. B. Melica nutans Linn. Herr von Haller vereiniget dieses mit dem Geschlechte Poa. Wächst in trockenen buschichten Gegenden und blühet vom May bis in den October. Die dauernde Wurzel treibt viele Schößlinge. Der Halm ist viereckicht, einen bis zween Fuß hoch, mit breiten Blättern und unterwärts hängenden Aehren besetzet.

Die beyden Bälglein sind in der Mitte purpurfärbig, am Rande ringsherum weiß und stumpf, das äußere ist etwas breiter und kürzer, als das innere. Die Spelzen sind gleichfalls stumpf, und die innere etwas kürzer, als die äußere. Diese umgeben auch eine kleine abgestutzte Schuppe, welche wie bey vielen andern Grasarten, für ein Honigblättchen zu halten. Die Staubfäden sind unterwärts in einen Körper verwachsen, und die Griffel von der Mitte bis an die Spitze haaricht. Der rundliche Saame ist auf der einen Seite mit einer Furche durchzogen. Die mittlere Afterblüthe besteht aus vier oder fünf weißen Spelzen. Es wird diese Grasart von allem Viehe gern gefressen, und da es schmackhaft und blätterícht ist, verdienet es alle Aufmerksamkeit, und könnte auf Wiesen, die auf Anhöhen und Bergen liegen, nützlich angebauet werden.

2) Gefranztes Perlgras, haarichtes Schöngras, Gram. mont. lanuginosum C. B. Melica ciliata Linn. wächst auf trockenen, sandigen Oertern. Die Wurzel ist auch ausdauernd. Es unterscheidet sich sonderlich von der vorherstehenden Art durch die äußere Spelze des untern oder größern Blümchen, welche mit Haaren eingefasset oder gefranzet ist; die innere Spelze ist viel kürzer und gespalten. Die zwote Blume ist glatt und öfters unfruchtbar.

Perlhuhn.

Unter diesem Namen kömmt bey dem Hühnergeschlechte, das von den westlichen Küsten von Afrika in die europäischen Gegenden gebrachte, graubunte, auf den Federn gleichsam geperlte, Huhn zu stehen. Alector Guineensis, gallina africana, mauritana. Bey den Alten hieß es meleagris, und man hat lange geglaubt, daß unter diesem Namen der Puterhahn zu verstehen sey. Ob nun gleich das nicht ist, so hat es doch eine gar eigene Aehnlichkeit mit demselben. Denn es mangeln ihm sowohl auf dem Kopfe, als am obern Theile des Halses gänzlich die Federn, wie dem Puter. Aber dagegen haben beyde Thiere starke und auffallende Verschiedenheiten. Die dunkel blaugrauen Federn des Perlhuhns haben auf dem Grunde, in ziemlich regelmäßiger Ordnung, weiße rundliche Flecken, welche beynahe den Perlen gleichen. In den Ländern, wohin das Huhn nachher gebracht worden, hat es mehr Weißes in seiner Mischung der Federn bekommen. An der Brust sind einige Arten desselben weiß. Die Federn nach unten am Halse sehr kurz, nach der Brust zu länger, und zwar auf drey Zolle. Die Flügel kurz, der Schwanz hängend, und es

es scheint, als hätte das Thier einen Puckel, welches doch gar nicht ist. Die Grösze fast wie des gemeinen Haushuhns, der Hals etwas lang, oberwärts dünne, oben am Schnabel ein Bart nach den Backen zu, wo die kleinen unbedeckten Oeffnungen der Ohren liegen. Auf dem Kopfe ein schwielichter Knoten, oder eine Art Helm, verschiedentlich an Farbe, weißlichtröthlich, gelbbräunlich. Der schwielichte Helm ist mit einer Art gefaltener Haut bedecket, welche sich über den Hinterkopf und die Backen erstrecket, und um die Augen gleichsam zackicht wird. Die Augen groß und bedecket. Am obern Augenliede lange schwarze Haare. Der Schnabel grösser, wie der Hühnerschnabel, hart und scharf zugespitzet. Die Klauen scharf und spitzig, doch ohne Sporen. Die Stimme des Perlhuhns ist sehr laut und schreyend. An sich ist es ein lebhafter, unruhiger, zänkischer Vogel, der sich bald die Herrschaft über das andere Geflügel auf dem Hofe anmaßet, auch erlangt; indem er sehr behende ist, und mit dem Schnabel schnelle und starke Hiebe thut. Mit den gemeinen Hühnern hat auch das Perlhuhn dies gemein, daß es im Staube, ingleichen in der Erde scharret, sich gern im Sande badet, auch in Gesellschaft mit andern ist, daher es sich heerdenweise zusammenhält. Das Perlhuhn fliegt etwas schwer, aber es kann desto schneller laufen. An den Füßen hat es halbe Schwimmhäute, welche die Zähen mit einander verbinden, und es ist daher als ein halbes Wasserhuhn anzusehen; daher es sich denn einsehen läßt, warum es in der Freyheit meistens wässerichte und sumpfichte Gegenden zu seinem Aufenthalte wählet. Die Perlhühner sind leicht zahm zu machen, wenn man sie jung aufzieht. Sie legen und brüten fast wie die gemeinen Hühner; scheinen sich aber doch in der Wildniß nicht so sehr zu vermehren, als im zahmen Zustande, wo sie Nahrung voll auf haben. Sie legen viele Eyer, wenn man ihnen nur immer eins im Neste läßt. Die Eyer sind kleiner und härter als die Hühnereyer. Die von den wilden Perlhühnern sind geflecket, wie die Federn derselben, die der zahmen sind hellroth und werden in der Länge rosenroth. Die Jungen sind ungemein zärtlich, und vertragen nicht gern ein etwas kaltes Clima, daher auch das Aufziehen derselben in den nördlichen Gegenden so schwer wird. Sie nähren sich von allerley Getraide, Insecten und Würmern. Der Perlhahn befruchtet auch bisweilen gemeine Hennen, man hat aber mit dieser künstlichen Erzeugung bisher doch nichts regelmäßiges erhalten können. Denn die Bastarten aus die-

ser

ser Vermischung sind eine unvollkommene Rasse, die lauter durchsichtige Eyer leget, daraus zur Zeit weiter nichts geworden ist. Eigentliche Arten der Perlhühner giebt es zur Zeit nicht, wohl aber etliche Abänderungen oder Varietäten derselben, die Büffon, nebst andern, nach der Farbe unterscheidet. Nämlich das weißbrüstige Perlhuhn, daraus Brisson eine besondere Art machet, Büffon aber dabey behauptet, es sey nur die angefangene Veränderung der natürlichen Farbe, oder der Uebergang zur vollkommenen Weiße. Ferner, das ganz weiße Perlhuhn des Edwards; doch fällt dessen Farbe bisweilen etwas ins aschgraue. Hiervon haben einige ganz regelmäßige schwarz und weiße fast rautenförmige Flecken, die ihnen ein schönes Ansehen geben. Drittens, das gehäubte Perlhuhn mit einem aschfarbig blaulichten Zirkel, wie einen Kragen, um den Hals. Dieses letztern gedenket Marcgraf. Der berühmte Herr D. Martini füget in seiner schönen Ausgabe der Büffonschen Vögel noch zwo hier angränzende, aber merklich abweichende Arten der Perlhühner, aus den zoologischen Sammlungen des Herrn Pallas hinzu: nämlich das buschichte Perlhuhn, Numida cristata, und das kleinhelmichte, Numida mitrata. Erstere Art ist etwas kleiner, als die gemeine Art, und größer als ein Rebhuhn; an der Wurzel des Schnabels einer Afterwachshaut, in welcher die lanzenförmigen Naslöcher stehen. Statt der Kehlen- und Backenlappen tritt von jeder Kinnlade der Länge nach unten nur eine Falte hervor. Kopf und Genicke nackend, an Farbe dunkelblau, der Hals blutroth; auf der Stirne eine dunkelschwarze Krone von dichten rückwärts hängenden Federn; die Federn des ganzen Körpers dunkelschwärzlich mit bläulichtweißen Puncten betröpfelt; die Hauptschwungfedern schwarzbraun; der Schwanz länger, als beym gemeinen Perlhuhn, die Füße schwärzlich, die Hinterzähe ein wenig über der Erde, mit einer gekrümmten, stumpfen Klaue. Kömmt aus Ostindien. Das kleinhelmichte Perlhuhn, als die andere Art, hat einen kleinen, kegelförmigen Helm auf dem dunkelrothen Scheitel: an den Winkeln des Mundes zu beyden Seiten länglichte, spitzige, herabhängende, vorn röthliche Fortsätze, unter der Kehle, ine lappicht halb eyrunde Falte, der obere Hals blau, der Körper schwarz, Schnabel gelblicht und die Füße schwärzlich. Ist selten und kömmt aus Guinea und Madagascar.

Perpetuelblume.

S. Papierblume.

Persch. S. Patsch.

Perseus.

Ein Sternbild in der Milchstraße zwischen dem Fuhrmanne, der Cassiopeja und der Andromeda. Es wird als ein Held des Alterthums abgebildet, welcher in der einen Hand ein Schwerd über den Kopf, und in der andern das Haupt der Medusa hält. Denn nach den Fabeln der alten griechischen Poeten war Perseus, welcher vom Jupiter und der Danae abstammete, einer der größten Helden in Griechenland, welcher die Medusa enthauptete, und mit Hülfe des Medusenkopfes, welcher noch abgehauen die Kraft behielt, alle, die ihn ansahen, zu versteinern, das große Meerungeheuer tödtete, um die Tochter des Cepheus, nämlich die Andromeda, zu retten. Nach Doppelmayern gehören zu diesem Sternbilde sechs und vierzig Sterne, nämlich zween von der zwoten, viere von der dritten, eilfe von der vierten, dreyzehn von der fünften und sechzehn von der sechsten Größe.

Persianer.

Diejenige Porzellanwalze, welche vormals von den Holländern Cornoelbjes, und daher von den Deutschen Cornelkirsche genannt worden, heißt jetzo bey ihnen Persiaantjies und beym Hrn. v. Linne' Voluta persicula. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der afrikanischen Küste erhält man dergleichen, welche aber von der Größe und Zeichnung sehr verschieden sind. Die Größe beträgt von einem Viertel Zoll bis zu einem ganzem Zoll, und diese sind einen halben Zoll breit. Man findet rothpunctirte, gefleckte, gestreifte und bandirte. Bey allen ist der Wirbel stumpf genabelt, die Spindel mit sieben Falten besetzet und die Lippe gesäumt und gekerbet.

Persianer.

Chaetodon Nigricans, g. 164. sp. 10. wird von Müllern also benannt; nämlich ein Klippfisch.

Persimon.

Diesen Namen führet zwar nur eine Art des Geschlechts Diospyros Linn. wir verstehen aber darunter beyde. Man findet Bäume, welche theils Zwitterblumen mit weiblichen vermischet, theils männliche allein tragen. Die erstern zeigen einen großen, ungleich zerschnittenen Kelch und ein krugförmiges, in vier spitzige Einschnitte abgetheiltes Blumenblatt, acht ganz kurze Staubfäden, mit unvollkommenen Beuteln und einem rundlichen Fruchtkeime, dessen langer Griffel bis zur Hälfte vierfach gespalten, und jeder Zweig wieder mit zween stumpfen Staubwegen geendiget ist. Die große,

kugelförmige Beere ſitzt auf dem vergrößerten Kelche, zeiget innerlich acht Fächer und enthält in jedem einen ſehr harten Saamen. Die männliche Blume beſteht aus dem kleinern, vierfach getheilten Kelche, dem krugförmigen, viereckichten, und in vier rundliche, rückwärts gebogene Einſchnitte abgetheilten Blumenblatte, acht oder ſechzehn kurzen Staubfäden mit langen Beuteln und einem unvollkommenen Fruchtkeime. Die beyden Arten ſind:

1) Virginiſche Perſimon mit gleichgrünen Blättern, der virginiſche Pflaumen- oder Dattelbaum, Virginiſche Perſimonpflaume, unächter Jürgelbaum, Poſſinen, der Pulchimon, Piſhamin, Guaiacana, Dioſpyros virginiana L. Dieſer Baum wächſt in Virginien und Carolina auf naſſen Wieſen und um die Waſſerquellen, erreichet die Höhe von funfzehen bis zwanzig Fuß, und treibt ſchlanke dünne Aeſte, welche mit einer bräunlichten Rinde bedecket ſind. Die Blätter ſind wechſelsweiſe geſtellet, eyförmig, zugeſpitzet, völlig ganz, und ſchön grün gefärbet; nach Herr von Linne' Angeben zeiget ſich dieſe Farbe auf beyden Flächen einerley. Dü Roi aber bemerket, wie ſolche auf der untern weit matter ausfalle, und mit erhabenen röthlichten Adern verſehen ſey. Es fallen ſelbige bey uns frühzeitig ab. Nach Gronovs Anmerkung ſind die Blätter an dem Baume, welcher Zwitterblumen trägt, größer, als bey den andern mit weiblicher Blüthe. Die männliche oder Zwitterblume enthält ſechzehen Staubfäden, davon achte mehr unterwärts ſtehen. Die Frucht hat ohngefähr die Größe eines Hünereyes, und eine gelbe, ins röthlichte ſpielende Farbe. Sie iſt faſt durchſichtig, und obgleich in Amerika die Blüthzeit in den May fällt, erlangen doch die Früchte ſowohl im September, als im November, auch wohl erſt im December ihre Reife. Es taugen ſolche aber nicht eher zum eſſen, bis ſie der Froſt durchzogen hat, und alsdenn haben ſie einen lieblichen Geſchmack, ehe ſolches aber geſchehen, ziehen ſie den Mund dergeſtalt zuſammen, daß man kaum reden kann, und haben einen zugleich bittern widrigen Geſchmack. Die Amerikaner eſſen ſolche roh, bereiten auch daraus einen Wein, der ungemein angenehm ſchmecken ſoll, und brauen daraus eine Art Mittelbier. Das Verfahren hierbey iſt ſonderbar, und obgleich bey uns dergleichen nicht gebrauet werden kann, wollen wir ſolches doch, nach Kalms Berichte, kurz wiederholen. Die, vom Froſte durchzogenen Früchte werden mit Waizenkley oder andern Mehle zuſammengeknetet, in Ku-

 chen

chen gebildet, und in den Ofen geschoben, woselbst sie so lange stehen bleiben, bis sie recht durchgebacken und trocken geworden. Hierauf werden sie herausgenommen, und wenn man Bier daraus brauen will, wird ein Topf mit kalten Wasser an das Feuer gesetzet, und einige Kuchen hineingeleget, da denn solche, wie das Wasser allmählich warm wird, sich erweichen und zerbröckeln, worauf man den Topf vom Feuer nimmt, und das Wasser so lange umrühret, bis die zergangenen Aepfelkuchen sich völlig damit vermischet haben. Dieses wird hernach in einen Kübel gegossen, Malz dazu gesetzet, und das Brauen auf die gewöhnliche Art weiter veranstaltet. Dergleichen Bier wird für besser als vieles andere gehalten. Der Trank von den Blättern soll wider den Durchfall und die rothe Ruhr dienlich seyn. Das Holz des Baumes, wenn es der Abwechselung der Luft ausgesetzet ist, verfaulet sehr geschwinde. Sonst schicket es sich gut zu Hobeln, Meisseln, und andern dergleichen Werkzeugen. Die Vermehrung geschieht am besten durch den Saamen und durch Ableger, doch sollen auch, nach Kalms Berichte, die eingesteckten Zweige in einem feuchten und fetten Boden Wurzeln schlagen. Die jungen Pflanzen sind in den ersten Jahren weichlich, die ältern zwar weniger empfindlich, müssen aber doch in einen bedeckten Ort gesetzet werden, damit sie Schutz gegen Wind und Wetter haben. Und da solcher selbst in Amerika weichlich ist, wie Kalm versichert, wird man solchen in Kübeln unterhalten, und den Winter im Glashause verwahren. Das nützlichste dieses Baumes müssen wir gänzlich entbehren, und Miller klaget auch, daß die Frucht in England nicht zur Reife gelanget.

2) Afrikanische Persimon mit grün und weißlichten Blättern, Lotus arbor, Diospyros lotus Linn. wird auch wildes Franzosenholz, grün Ebenholz, afrikanischer Lotusbaum genennet. Wächst häufig in Afrika und in Italien. Die Blätter sind ganz kurz gestielet, eyförmig zugespitzet, und auf der untern Fläche etwas weniges wollicht. Am Blätterwinkel stehen die Blumen, und gemeiniglich viere bey einander. Die Frucht ist schwarz und kaum so groß als eine Kirsche, enthält wenig saftiges Fleisch, und hat einen säuerlich süßen Geschmack. Man hat diesen Baum für denjenigen ausgeben wollen, dessen Frucht des Ulysses Gesellen dergestalt angenehm gewesen, daß sie lieber in dieser fremden Gegend und bey den sogenannten Lotophagis verbleiben, als wieder in ihr Vaterland zurückkehren wollen. Es ist aber nicht wahrscheinlich,

indem die Frucht weniges und nicht beſonders angenehmes Fleiſch enthält. Die Rinde dieſes Baumes iſt dünne, runzlicht und braunroth, und das Holz aſchfarben bläulicht. Dieſes wird zuweilen ſtatt des ächten Franzoſenholzes gebrauchet.

Herr Jacquin hat in Amerika noch eine andere Art angetroffen, und unter dem Namen Dioſpyros inconſtans beſchrieben. Dieſe trägt vollkommene und unvollkommene Zwitterblumen auf einem Stamme, und zeiget in dem Kelche und Blumenblatte gemeiniglich nur drey Einſchnitte, drey bis zehen Staubfäden und einen dreyſpaltigen Griffel. Herr von Linné erwähnet ſelbige nicht, und es ſcheint noch ungewiß, ob ſolche zu dieſem Geſchlechte zu rechnen.

Perſpectivdoublet.

S. Pferdefuß.

Perſpectivmuſchel.

S. Adoublet.

Perſpectivſchnecke.

Perſpectivſchnecke, ſonſt auch die Architecturſchnecke, das Wirbelhorn und der Labyrinth genannt, gehöret zu den Nadelkräuſeln, und iſt Trochus perſpectiuus Linn. Die Schale iſt ohngefähr einen halben, oder dreyviertheil Zoll hoch, und nach der Breite, die höchſtens anderthalb Zoll erreichet, ungemein platt, an den Gewinden mit einem unterbrochenen roth und weiß abwechſelnden Lande umgeben, und auf einem weißen Grunde ſchön roth geſprenkelt. Das Nabelloch iſt beſonders beſchaffen; nämlich der Nabel iſt weit ausgebohret, und bis an die Spitze kegelförmig ausgehöhlet, jedoch ſo, daß ſich in dieſer Oeffnung alle Gewinde mit einem eingekerbten Rande zeigen, wodurch die Weite des Nabelloches immer enger wird, und perſpectiviſch abnimmt. Oſtindien, auch das Mittelländiſche Meer bey Alexandrien.

Wir vereinigen damit

1) die Labyrinthſchnecke, Trochus hybridus L. welche die Geſtalt, und das mit kerbichten Gewinden verſehene Nabelloch mit vorherſtehender gemein hat, iſt aber viermal kleiner, gelbbunt, und der untere Umfang an dem Gewinde mit keinem ſcharfen Rande verſehen. Die hintere Lippe machet eine runzlichte Ecke. Das Mittelländiſche Meer.

2) die Wirbelſchnecke. Dieſen Namen giebt Herr Müller einem Nabelkräuſel, welchen Herr von Linné Trochus vmbilicatus genennet, indem ſolcher mit der erſten Art, welche noch dieſen Namen führet, übereinkömmt. Die Schale aber iſt roſtfärbicht, mehr gewölbet rund, und hat einen walzenförmigen Nabel, mit einer

etwas gezähnelten Windung. Mittelländische Meer.

Peruanerthee.

S. Paragaythee.

Pesce Muger.

Pesce-Muger wird von den Spaniern der Duyon genennet; s. diesen unsern Artikel, B. II. S. 460.

Pestilenzkraut.

S. Geißraute.

Pestilenzvogel.

Todtenvogel, Nesselfink, Grisola, ist die braunfahle Grasmücke mit weißlicht gesäumten Federn des Frisch; eine Art der Brustwenzel, syluiarum, wohin Herr Klein den Vogel rechnet. Die gemeine Sage giebt vor, der Vogel lasse sich bey entstehenden schweren Sterbensläufen, in den Gärten am meisten sehen; und eben daher ist wohl der Name entstanden.

Pestilenzwurzel.

S. Huflattig.

Pestwurzel.

Hierunter versteht man die Cacalia des Tourneforts. Herr von Linne' hat ehedem dieses Geschlecht ganz vertilget, und mit der Tussilago vereiniget, in den neuern Schriften aber wieder davon getrennet, mit der Kleinia verbunden, diesen Namen vertilget und Cacalia wieder hergestellet. Obgleich aber beyde Geschlechter ziemlich nahe mit einander verwanndt sind, kann man doch, wie auch Herr von Haller und Ludwig gethan, beyde füglich beybehalten, und da wir von den Arten der Kleinie unter diesem Namen gehandelt, beschreiben wir hier nur diejenigen, welche zu der Cacalia oder Pestwurzel im genauen Verstande gehöret, indem wir von den übrigen nicht angeben können, ob solche näher mit der Kleinie oder Cacalie verwanndt seyn möchten. Die Blüthe und der Saamen dieses Geschlechtes kommen mit der Kleinie meistentheils überein. Der gemeinschaftliche Kelch besteht auch aus wenigen, gemeiniglich nur fünf Schuppen, welche untereinander walzenförmig verwachsen sind; dieser umgiebt wenige röhrenförmige Zwitterblümchen, welche aber nicht in fünf, sondern nur vier Zähnchen abgetheilet sind. Und durch diesen letzten Umstand, wie auch, daß der Kelch nicht unterwärts mit einigen Nebenschuppen besetzet, unterscheidet sich selbige von dem Huflattig, mit welchem sie Herr Scopoli vereiniget.

Die Alpenpestwurzel, Cacalia alpina L. wächst auf den Schweizerischen und Oesterreichischen Alpen. Die ausdaurende Wurzel breitet sich weit aus. Der Stängel erreichet zween auch drey Fuß Höhe, und ist mit Zweigen

besetzet. Die Blätter sind sehr lang gestielet, herz- oder nierenförmig, zugespitzet, am Rande fein ausgezahnet, und gemeiniglich auf der untern Fläche weiß und wollicht; doch ist dieser Umstand bey den jungen Blättern viel deutlicher als bey den ältern wahrzunehmen, und zuweilen die untere Fläche glatt und grün; deswegen auch einige Schriftsteller zwo Arten davon angemerket. Die Blumen stehen an den Enden der Zweige doldenförmig bey einander. Jede Blume besteht aus drey oder fünf Blümchen, welche, wie der Griffel und der Kelch, purpurfärbig sind. Der Saame ist lang, viereckicht und gefurchet. Die Wurzel dauert im freyen Lande in einem leimichten Boden recht gut aus, und läßt sich leicht theilen.

Petechiencoralle.

Eine Horncoralle, die gabelförmig, und mit vielen Aesten in die Höhe wächst, hat deswegen beym Herrn von Linné diesen Namen, oder Gorgonia petechizans, erhalten, weil die Rinde, die zwo Furchen hat, mit vielen kleinen rothen Flecken besetzet ist. Diese sind die Mündungen der warzenförmigen Oeffnungen, die sich in großer Menge in der gelben Rinde befinden. Das innere Wesen ist dünne, hart, schwarz, und an den Enden bernsteinartig durchsichtig.

Petechienkraut.

S. Geißraute.

Peterlein.

Diesen Namen führet das Geschlecht Apium Tourn. und Linn. Es ist solches aus der Familie der schirm- oder doldentragenden Pflanzen, mithin besteht die Blume aus fünf Blumenblättern, fünf Staubfäden und zween Griffeln, worauf zween mit einander vereinigte Saamen folgen. Zu den eigenen Kennzeichen gehöret: die kleine, aus wenigen, oder nur einem einzigen Blättchen bestehende, allgemeine und besondere Hülle, die einander ähnlichen, eingebogenen Blumenblätter, und die eyförmigen, auf der einen Seite platten, auf der andern gestreifte Saamen. Es kommen beym Herrn von Linné unter diesem Geschlechte nur zwo Arten vor. Bey Herr Cranzen findet man mehrere, indem derselbe fast alle diejenigen Apia nennet, welche kleine Saamen tragen, als Ammi, Carui u. s. f. Scopoli vereiniget den Peterlein mit dem Seseli.

1) Der schmalblätterichte Peterlein, oder die bekanndte gemeine Petersilie, auch Gartenеppich genannt. Apium Petroselinum Linn. Das eigentliche Vaterland ist Sardinien, woselbst er sonderlich an den Wasserquellen wächst. Aus der dicken, doch

noch

noch zäserichten, zweyjährigen Wurzel treiben viele, gestielte Blätter hervor, welche ästicht, gefiedert, und deren glänzende Blättchen der Länge nach fast gleichbreit und eingekerbet sind. Zwischen diesen steiget im zweyten Frühjahre der, mit Zweigen, und wechselsweise mit Blättern besetzte, gestreifte Stängel, drey bis vier Fuß in die Höhe. Die Blätter verändern daran und den Zweigen allmählich ihr Ansehen, und die Blättchen werden länger und schmäler. Die Dolden stehen an den Enden der Zweige, und blühen im Junius und Julius. Die allgemeine Hülle besteht entweder aus einigen einfachen Blättchen, oder aus einem federartig zerschnittenen Blatte, die besondere Hülle aber jederzeit aus einem vielfach zerschnittenen Blatte. Die Blumenblätter sind mehr gelblicht als weiß. Der Saame wird im August reif. In den Gärten wird nicht allein die Wurzel dicker und saftiger, sondern man unterhält auch eine Spielart mit krausen Blättern. Diese krause Petersilie hat in den Wurzelblättern ein schönes Ansehen, welches sich aber vermindert, wenn der Stängel aufschießt. Die sogenannte Englische Petersilie wächst sehr hoch in Stängel, und zeiget größere Blätter, ist aber auch nur für eine Spielart zu halten. Von der krausen, welche von den Gärtnern gemeiniglich, aber ganz falsch, die gefüllte genennet wird, bemerken wir noch, wie solche Herr Miller für eine besondere Art angenommen, indem er bey genauer Trennung der Saamen niemals eine Veränderung bemerken können. Wir haben auch einige Jahre hintereinander aus Saamen von der krausen immer wieder die krause erzogen. Ob aber solches sich beständig also verhalten möchte, wollen wir nicht behaupten. Indessen wünschen wir doch, daß der Anbau der krausen häufiger, als bisher geschehen, veranstaltet werden möchte, dieweil man auch dadurch die Petersilie von der giftigen Gleiße sicher, leichte, und ehe die Blüthe erfolget, unterscheiden kann. Die besondere Hülle der Dolde bey der Gleiße, welche abhangend, auf der äußerlichen Seite befindlich, und gemeiniglich dreyblätterischt ist, giebt zwar das beste Unterscheidungszeichen ab, da man aber die Petersilienblätter sammlet und gebrauchet, ehe der Stängel aufschießt, und diese bey der gemeinen Art gar zu leicht, von der krausen aber gar nicht, mit den Blättern der Gleiße verwechselt werden können, so ist die krause zu Verhütung alles Schadens vorzüglich anzubauen und zu gebrauchen. Daß man unter der Kraut- und Wurzelpetersilie einigen

nigen Unterschied machen, und andern Saamen wählen müsse, nachdem man entweder das Kraut, oder die Wurzel gebrauchen wolle, scheint gar nicht wahrscheinlich zu seyn, obgleich Grotian den Unterschied des Saamens angegeben. Der Wurzelpetersiliensaame soll hellgrün, kurz und rund, von der Krautpetersilie aber von Farbe dunkler, und fast braungrün, noch kleiner, doch dabey länglicht und dürre seyn. Einerley Saame wird bald mehrere Blätter, bald stärkere Wurzeln treiben, nachdem selbiger dicker oder dünner ausgesäet worden. Die Wurzel der Petersilie, wenn solche gebauet wird, ist entweder härter oder weicher, und die letztere pflegen die Gärtner Zuckerratenpetersilie zu nennen. Wurzel, Blätter und Saamen sind im Gebrauch. Obgleich aber alle diese Theile wirksam sich bezeigen, so scheinen doch die Kräfte stufenweise sich zu vermehren, und die Wurzel schwächer, die Blätter kräftiger und die Saamen am wirksamsten zu seyn. Der Saamen wird in der Apotheke zu den vier kleinen warmen Saamen gerechnet, ist bitterlich und mehr gewürzhaft, und enthält ein wesentliches Oel, welches größtentheils im Wasser untersinket. Es wird solcher die Verdauungskräfte vermehren, die Blähungen austreiben, den Abgang des Urins befördern, und überhaupt die zähen, schleimichten Säfte auflößen. Aeußerlich ist dessen Gebrauch wider die Läuse bekanndt, und zu diesem Endzwecke empfiehlt der Herr von Rosenstein eine Salbe aus Butter und Petersiliensaamen bereitet. Die Blätter besitzen eben diese Kräfte, jedoch in einem etwas mindern Grade. Man erhält davon auch ein wesentliches Oel. Daß aber selbige, nach dem Verfasser des Fortsatzes von dem Geoffroi, ein solches scharfes und anfressendes Salz besitzen, daß die Gläser, welche mit Wasser gereiniget worden, worinnen man zuvor Petersilie abgewaschen, und etliche Stückchen Blättchen davon darinnen zurückgelassen hat, bey dem schwächsten Stoße zerbrechen, möchte wohl eben so vielen Widerspruch finden, als die Meynung, daß der häufige Genuß dieser Blätter die fallende Sucht errege, oder wenigstens befördere, ingleichen daß davon die Augen Schaden litten. Gewiß, wenn diese schädlichen Wirkungen auf den Genuß dieser Blätter entstehen, müssen ganz besondere Nebenumstände in dem Körper zugegen seyn, oder man hat Gleiße statt Petersilie genossen. Die Blätter äußern ihre zertheilende und auflösende Wirkung auf mancherley Weise. Steine aus der Urinblase hat Lobb in dem von den Blättern bereiteten Tranke einge-

eingeweichet, und solche sind darauf erweichet und zerbrechlicher geworden. Man empfiehlt auch daher den Genuß dieser Speise vorzüglich denjenigen, bey welchen der Abgang des Urins häufiger verlanget wird. Das frische, zerquetschte Kraut auf die Brüste geleget, zertheilet die stockende Milch, und Herr Lange rühmet solches, wenn es zerschnitten und mit Urin abgekochet worden, bey verhärteten Drüsen, und sonderlich bey dem Anfange des Krebses in der Brust, und versichert, daß dieses Mittel sich kräftig bezeiget, wenn zuvor der Schierling und das Quecksilber vergebens angewendet worden. Wider den Stich der Wespen, Bienen und anderer Insecten pfleget man das frisch zerquetschte Kraut mit dem besten Erfolge überzulegen. Die Wurzel wirket am gelindesten. Man rechnet selbige in der Apotheke unter die fünf großen eröffnenden Wurzeln. Doch wird niemanden leicht einkommen, solche zu verschreiben, indem selbige bey und mit dem Austrocknen zugleich alle Kraft verliert. Die frische, saftige, süßlichte, mit weniger Schärfe verbundene Wurzel zeiget die allgemeine Wirkung der Petersilie in Beförderung und Vermehrung des Urins ganz gewiß, und da solche viel weniger Blähungen verursachet, als viele andere Küchenwurzeln, wird derselben Genuß, als Speise, billig empfohlen, oder auch der ausgepreßte Saft, oder der davon bereitete Trank, und die damit abgekochte Fleischbrühe, den Wassersüchtigen, und mit Nieren- oder Blasensteinen beladenen Kranken angerühmet. Bey Verstopfung der monathlichen Reinigung wird der Gebrauch weniger wirksam seyn. Herr Miller giebt den Rath, die gemeine Petersilie der Schaafe wegen im freyen Felde anzubauen, indem diese vor aller Seuche bewahret würden, wenn sie wöchentlich ein paarmal davon fressen; es würden aber die Haasen und Kaninichen bald reine Arbeit machen, und den Schaafen nichts übriglassen, indem selbige die Petersilie gern fressen, und auch aus der Ferne angelocket werden, diesen Fraß zu genießen. Herr Beckmann behauptet sogar, daß man durch den Anbau der Petersilie auf dem Felde die Haasen aus dem ganzen Lande herbeylocken könne. Warum geschieht aber dieses nicht, wenn solche häufig in den öfters schlecht verwahrten Krautgärten wächst?

2) Breitblätterichter Peterlein, Wasserpeterlein, Epff, Eppich, Appich, Wassereppich, Wassermorellen, Wassermerk oder Mark, Schellern, Hepfen, Häpfen, Apium paluſtre et offic. Apium graueolens Linn.

wächst an feuchten und schattigen Oertern, am häufigsten an dem Meerstrande. Die Pflanze ist gleichfalls zweyjährig. Die dicke, in Zweige abgetheilte, und mit Zäserchen besetzte Wurzel treibt viele gefiederte Blätter, deren Stiele unterwärts breit sind und einander umfassen, und sich nachher in paarweise gestellte Zweige ausbreiten. Die dicken, breiten, glänzenden Blättchen sind gemeiniglich in drey, oder auch nur zween eingekerbte Lappen zerschnitten, und an den Stängelblättern keilförmig gestaltet. Der dicke, schwammichte, und mit Zweigen und Blättern besetzte Stängel erreichet die Höhe von zween und drey Fuß. Die Blüthdolden sitzen sowohl in dem Blätterwinkel entweder platt an, oder auf kurzen Stielen, als auch an den Spitzen der Zweige. Bey der Dolde steht ein dreyspaltiges Blatt. Der sogenannte Celleri, oder Apium dulce, ist die nämliche Pflanze, nur durch den Anbau vergrößert und verbessert. Die Gärtner machen daraus verschiedene Sorten. Denjenigen Selleri, welcher starke Wurzelknollen hat, nennen sie Knollselleri oder auch Kohlrabiselleri, indem die Knollen öfters so stark werden, als die Kugeln vom Kohlrabi uber der Erde. Der sogenannte Celeriack ist von dieser Sorte wohl nicht unterschieden. Staudenselleri hingegen heißen sie denjenigen, dessen Wurzel mit vielen Herzkeimen besetzet ist, und wenn man sie von einander schneidet, inwendig weiß erscheinet. So wie diese mit der ersten Art dem Geschlechte nach übereinkommt, eben so sind beyde in Ansehung der Kraft und Wirkung einander gleich zu schätzen. Die Wurzel gehöret auch zu den fünf eröffnenden, und der Saame zu den vier kleinen hitzigen. Die wildwachsende Pflanze wollen zwar einige Schriftsteller verdächtig machen; wie denn viele Doldengewächse, welche in feuchten und wässerichten Gegenden sich aufhalten, mehr schädlich, als nützlich sind; auch die Wurzel dieses Peterleins einen gelblichten Saft enthält, und einen unangenehmen Geruch von sich giebt, und verschiedene Schriftsteller schlimme, auf den Gebrauch erfolgte Zufälle angemerket haben. Auch die durch den Anbau verbesserte, oder vielmehr geschwächte Wurzel, welche einen mehr süßlichten Geschmack erlanget, und den unangenehmen Geruch verloren hat, wollen einige Aerzte, und vornehmlich Herr von Linné, nicht allein denjenigen, so mit dem bösen Wesen, sondern auch, welche mit Schwindel und Schlagflüssen beschweret sind, für höchst schädlich ausgeben; andere haben wohl gar behauptet, daß die

Schwangern davon Mißgeburten, und die Kinder, wenn die Säugenden Celleri speisen, die fallende Sucht bekommen sollen. Aber auch hierinnen widerspricht die tägliche Erfahrung, und man kann die gebaute Wurzel, oder den Celleri sicher und ohne alle Gefahr als Zugemüse essen, und als Arzeney gebrauchen. Sie gleichet in allen der Petersilie, und wird vorzüglich auf die Urinwege wirken, und den Abgang des Urins befördern. Lobb empfiehlt den häufigen Genuß denjenigen, welche mit dem Steine beschweret sind. Mit dem ausgepreßten Safte hat Chomel die Wechselfieber geheilet, indem solcher bey Anfange des Frostes getrunken, und dadurch ein häufiger Schweiß erreget worden. Di: Saamen werden selten gebrauchet, und der Petersiliensaamen ist viel kräftiger als von dem Celleri.

Von dem Anbaue beyder Arten müssen wir auch einiges anführen. Der Petersiliensaame liegt sechs Wochen und länger in der Erde, ehe er aufkeimet, und daher soll man solchen zeitig im Frühjahre, und sobald sich nur die Erde bearbeiten läßt, aussäen. Da auch solcher vom Froste keinen Schaden leidet, kann man ihn auch in den späten Herbstmonaten ausstreuen. Es wächst solcher sowohl auf schattigen, als sonnenreichen Beeten, wenn sie nur wohl umgegraben seyn, und das Erdreich fruchtbar ist. Frisch gedüngtes Land schicket sich nicht, das beste ist, welches ein oder zwey Jahre über andere Frucht getragen. Die fernere Wartung besteht in fleißigen Ausjäten des Unkrautes, damit das niedrig wachsende Kraut davon nicht überwältiget und ersticket werde. Der Stängel treibt im zweyten Jahre, und der Saame wird bey uns völlig reif. Ohngefähr im Juli giebt man fleißig Achtung, und sobald die hellgrüne Farbe der Körner in eine dunklere grüne sich verwandelt, muß man die Dolden nach und nach, weil nicht alles zugleich reifet, abschneiden, und an einem luftigen Orte auf einem Tuche völlig abtrocknen und aufbewahren. Scheint diese einzelne Einsammlung zu mühsam, kann man bey der bemerkten Farbenänderung die Stängel alle abschneiden, und den reifen mit dem unreifen zugleich einsammlen, den Saamen aber noch einige Zeit an dem Stängel lassen, indem dadurch noch viel unreifer seine Vollkommenheit erhalten wird. Wer die Petersilie wegen der Wurzel bauet, soll den Saamen dünne ausstreuen, auch nachher das Beet überziehen, damit sie Raum und Nahrung genug haben, eine ans[illegible]liche Stärke zu erhalten. Man pfleget auch Petersilien- und Zwiebelsaamen mit einander vermischet aus-

auszusäen, und weil die Zwiebeln im Sommer abgeräumet werden, behalten die Petersilienwurzeln das Land allein, und mithin Raum genug. Die härtere Art der Petersilienwurzel leidet den Winter über keinen Schaden, und kann stehen bleiben, die Zuckerraten aber sind weichlicher und erfrieren leichtlich, man hebt solche lieber aus, und verwahret sie im Keller, oder schlägt sie reihenweise in die Erde ein, und machet bey stärkern Froste darüber ein Verdeck. Die besten, gleichesten, oder welche nicht in Nebenzacken abgetheilet sind, erwählet man zu Erzeugung des Saamens, schneidet im Herbste das Kraut, bis ohngefähr auf zween Finger breit, herunter, verwahret diese im Keller, und pflanzet sie im folgenden Frühjahre einen Schuh weit von einander auf ein wohl umgegrabenes Beet.

Mit der Aussaat des Cellerisaamens kann man auf gleiche Weise verfahren, solcher ist ebenfalls dauerhaft und leidet vom Froste keinen Schaden. Man pfleget aber solchen gemeiniglich im März auf das Mistbeet zu säen, um frühzeitig Pflanzen zum Versetzen in das Land zu erhalten. Wobey aber zu merken, daß diese unter den Fenstern leicht zu geil wachsen, und schlechte Wurzeln geben. Zum Verpflanzen soll man ein gut gedüngtes, tief durchgrabenes, mehr feuchtes, als trocknes Land erwählen, und die Pflanzen wenigstens einen Schuh weit von einander setzen, bey trocknem Wetter fleißig begießen, nach einiger Zeit das Unkraut ausjäten und die Erde anhäufeln. Die Wurzel ist gegen den Frost zärtlich, und muß gegen den Winter ausgehoben, und im Keller oder auch in Gruben aufbehalten werden. Das Ausgraben soll im November bey trockner Witterung geschehen, das Kräuterich bis auf das gelbe heruntergeschnitten, und die Wurzel in dem Keller in Sand eingesetzet werden. Will man hierzu Gruben wählen, sollen solche nur zween Schuh tief gemachet, die vom Kraute gereinigten Knollen Stück vor Stück darein geleget, die Grube aber nicht sogleich, sondern erst bey zunehmender Kälte mit der Erde zugefüllet werden. Die Erziehung des Saamens geschieht wie bey der Petersilie.

Von dem Macedonischen Peterlein oder Petersilie. S. Galbenkraut.

Peterlein, Wasser-, S. Eppich.

Petersfisch.

St. Petersfisch, von welchem Richter, im B. III. Kap. 13. ausführlich handelt. Zeus Faber, Linn. gen. 162. sp. 3. der Müllerische

lerische St. Peterfisch s. Spiegelfische. Tetragonopterus, 11. des Kleins, ein Flünderaff; s. diesen Artikel, B. III. S. 155. und Goberge, wo statt II. die römische Zahl XI. zu setzen. B. III. S. 459.

Petersilie.

S. Galbenkraut und Peterlein.

Peterskorn.

S. Dinkel und Lolch.

Peterskraut.

S. Glaskraut, Johanniskraut und Symphoricarpos.

Petersschlüssel.

S. Primeln.

Petholenschnecke.

S. Nassauer.

Petimbuaba.

Petimbuaba in Brasilien, über und über mit bunten Flecken, gleich den Rattenschwänzen; Richter; ist ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 148. welcher gemeiniglich Tabac-Piipe genant wird. Solenostomus, 4. des Kleins; ein Röhr-Hohl-Schnauze. Desgleichen

Petimbuabo der Brasilianer, der Tobackspfeifenfisch, des Catesbey, p. et tab. XVII. Solenostomus, 5. des Kleins; s. unsern Artikel, Röhr-Hohl-Schnauze.

Petitia.

Der gelehrte Wundarzt zu Paris Franc. Petit hat 1710. einige Briefe herausgegeben, worinnen verschiedene Pflanzen genau beschrieben und bestimmet worden. Nach Herr von Linne´ hat derselbe davor keine Belohnung zu fordern, Herr Jacquin aber denket billiger, und hat unter den neuen amerikanischen Pflanzengeschlechtern eines Petitia genennet. Es ist ein Bäumchen, welches in Domingo wächst. Die jungen Zweige sind viereckicht und gefurchet. Die Blätter stehen einander gegenüber; der Stiel ist an dem obern Ende unter einem stumpfen Winkel umgebogen, und das Blatt selbst einen halben Fuß lang, eyförmig, zugespitzet, völlig ganz und glatt. Aus den Blätterwinkeln treiben die Blüthbüschel hervor. Die kleinen Blumen bestehen aus dem vierfach eingekerbten Kelche, aus einem Blumenblatte, welches eine lange Röhre, und vier eyförmige, spitzige, rückwärts geschlagene Einschnitte zeiget, ferner aus vier ganz kurzen Staubfäden und einem kleinen Fruchtkeime mit einfachem Griffel und Staubwege. Es folget eine rundlichte Steinfrucht, welche eine zweyfächerichte Nuß und zween Saamen enthält. Zuweilen zeiget

get sich in dem Kelche, Blumenblatte und den Staubfäden nur die gedritte Zahl.

Petiverie.

Der Apotheker in London, Jacob Petiver, hatte ungemein viele natürliche Seltenheiten gesammlet, und davon zu Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts viele Verzeichnisse und Abbildungen herausgegeben. Das von Plumier dessen Andenken gewidmete Pflanzengeschlecht zeiget eine Blumendecke, welche aus fünf Blättern besteht, davon das obere dreyeckicht, die vier untern aber länglicht und schmäler, und von diesen die beyden äußerlichen mit Borsten besetzet sind. Herr von Linné bemerket nur die vier untersten, nennet solche den Kelch, und nimmt keine Blumenblätter an. Herr Ludwig rechnet die Petiverie zwar auch zu denjenigen, welche keine Blumenblätter haben, zählet aber fünf Kelchblättchen. Herr von Haller im Götting. Garten betrachtet das obere Blättchen als den Kelch, und die vier andern als die Blumenblätter, und Herr Browne stimmet in so ferne damit überein, daß er auch vier Blumenblätter, statt des Kelches aber drey Schuppen annimmt. Die Anzahl der Staubfäden ist unterschieden; bey einer Art zählet man sechse, bey der andern achte. Der länglichte Fruchtkeim trägt vier, in gerader Linie gestellte Griffel mit stumpfen Staubwegen. Es folget ein rundlich länglichter, unten dünner, oberwärts dicker, mit den vier rückwärts gebogenen Griffeln besetzter Saame, welchen man auch für einen Fruchtbalg halten könnte, indem der eigentliche Saame damit bedecket ist, aber auch immerfort davon bedecket bleibt, und die Schale sich nicht öffnet. Es sind zwo Arten bekanndt.

1) Die Petiverie mit sechs Staubfäden, amerikanisches Hünerkraut, Petiueria alliacea L. Diese immergrünende Pflanze wächst in Jamaika in den Wäldern. Die fäserichte, ausdauernde Wurzel treibt einen festen, drey bis vier Fuß hohen, und mit Zweigen, auch wechselsweise gestellten, kurz gestielten, länglichten, an beyden Enden spitzigen, völlig ganzen, und schön grünen Blättern besetzten Stängel. Die Zweige endigen sich mit langen, dünnen Blüthähren; diese hangen anfangs unterwärts, richten sich aber mehr und mehr in die Höhe, wie die Blüthen sich öffnen und die Früchte sich zeigen. Die Blumen sitzen platt auf, und stehen wechselsweise der Länge nach an den Zweigen. Die vier Kelch- oder Blumenblätter sind weiß, fallen nicht ab, werden aber grünlicht und härter. Die Früchte

legen sich dichte an die Zweige an. Der Geruch und Geschmack machen diese Pflanze leicht kenntlich. Beyde kommen dem Knoblauch nahe. Der Saame schmecket noch schärfer und höchst widerlich. Das Vieh frißt die Pflanze in Jamaika nur im Nothfalle, und wenn die brennende Hitze viele andere verzehret hat. Es wird aber der unangenehme Geschmack und Geruch der Pflanze, wenn das Vieh davon gefressen, auch dem Fleische selbst mitgetheilet, und es soll davon so übelriechend und stinkend werden, daß es kein Mensch genießen kann. Deswegen pfleget man das Vieh, welches in Jamaika von Oertern, wo die Petiverie wächst, gekaufet wird, viele Wochen über mit reinem Heu zu füttern, damit das Fleisch sich wieder verbessere, wenn es etwan zuvor durch die Petiverie verunreiniget worden. Herr von Linné vermuthet, daß selbige ein kräftiges Mittel wider die Wechselfieber, die Gicht und den Stein abgeben könne, doch hat man, weil die Pflanze nur selten in den botanischen Gärten vorkommt, zur Zeit keine Versuche damit angestellet. In Jamaika leget man ein Stückchen von der Wurzel in den hohlen Zahn, das Zahnweh damit zu vertreiben. Der Saame scheint uns am kräftigsten zu seyn. Das sogenannte Herba scorodoniae soll, nach Herr von Linné Vorgeben, von dieser Pflanze genommen werden. In hiesigen Apotheken findet man dergleichen nicht.

2) Die Petiverie mit acht Staubfäden, Petiueria octandra Linn. wächst in dem mittägigen Amerika, ist der erstern Art ganz ähnlich und kaum davon zu unterscheiden. Der Stängel bleibt niedriger. Die acht Staubfäden sind purpurroth, bey der vorigen Art aber weiß, und nur sechse zugegen.

Beyde Arten erzieht man aus Saamen auf dem Mistbeete. Die Pflanzen vertragen im Sommer die freye Luft, verlangen aber im Winter eine gemäßigte Wärme im Glashause, zu welcher Zeit man auch die Töpfe mehr trocken, als naß halten soll.

Petole.

S. Gurke und Luffa.

Petrea.

Dieser Name bezieht sich auf einen englischen Naturforscher, Peter von Writtle, welcher in seinem Garten viele Ostindische Pflanzen unterhalten, und gewiß mit der Zeit die Kräuterkunde mit wichtigen Beobachtungen bereichert hätte, wenn derselbe nicht im zwey und dreyßigsten Jahre seines Alters an den Blattern 1742. verstorben. Houston hat demselben dieses Denkmal gestiftet, und alle

alle neuern haben solches unterhalten. Die Pflanze wächst in Amerika, sonderlich in Martinique in den Wäldern; ist strauchartig, klettert aber mit ihren Zweigen an andern Bäumen bis zwanzig Fuß hoch, daher nennet man solche auch Petrea volubilis. Die gestielten Blätter stehen einander gegenüber, sind eyförmig, zugespitzet, völlig ganz, und auf beyden Flächen scharf oder rauh anzufühlen. An dem Ende der Zweige erscheinen lange, ansehnliche, auf eine Seite gerichtete, und unterwärts hangende Blüthähren. Die Blumen sind lang gestielet, schön, aber ohne Geruch. Der glockenförmige, bläulichte, oder mehr purpurfärbige Kelch verbreitet sich in fünf große, länglichte, stumpfe Einschnitte, zwischen welchen fünf abgestutzte Schuppen sitzen. Das trichter- oder mehr radförmige, dunkelviolette Blumenblatt theilet sich in fünf rundlichte Lappen, welche etwas kürzer als die Kelcheinschnitte, sonst aber einander fast ähnlich, jedoch nach Art der lippenförmigen gestellet sind. Von den vier Staubfäden sind zween kürzer, und zween etwas länger. Der Griffel trägt einen stumpfen einfachen Staubweg. Der eyförmige Fruchtbalg liegt in dem untern, nunmehr vergrößerten Theile des Kelches, wird von den fünf Schuppen bedecket, zeiget zwey Fächer, und in jedem liegt ein Saame. Die angegebene Farbe der Blumenblätter haben Jacquin, Linné und andere angemerket, in Dycks Gartenkunst aber finden wir, daß der Kelch glänzendblau, das Blumenblatt hingegen völlig weiß sey. Sollte sich die Farbe in England verändert haben? Man muß diesen Strauch aus Saamen erziehen, solchen in Töpfe stecken, diese ins Lohbeet graben, und die Pflanzen sehr warm halten.

Petrel.

Ein sehr großer Fisch aus Guinea; Richter. Hier haben wir ihn noch nicht finden können. Sonst soll auch Petrel, soviel als Peters, Peterchen, heißen. So führet Bomare einen Wettervogel, von den Engländern Petrel genannt, an, den man gar poßierlich von dem St. Peter benannt haben soll. Von den sonst so genanten St. Petersfische, der gleich vorstehet, ist der Guineische auf alle Art verschieden.

Petsai.

Unter diesem Namen führet du Halde in der Beschreibung des Chinesischen Reichs ein Kraut an, welches die Chineser häufig zu speisen und gemeiniglich mit Reiß zu kochen pflegen. Vielleicht ist solches unter einem andern Namen bekannter, wenigstens haben

wir unter obigem keine deutliche Beschreibung finden können.

Perebuey.

Perebuey, ein sehr großer Fisch, von Condamine beschrieben; sonst auch Seekuh; s. unsere Artikel, Dujung, B. II. S. 455 und besonders Lamentin, B. V. S. 17.

Pezaulina.

Unter diesem Namen finden wir eine Wurzel angeführet, welche aus China abstammet und wegen des milchichten Saftes, welchen sie im frischen Zustande zeiget, von den Malayern Tiegermilch genannt wird. Unter der schwarzen Schale enthält selbige viel schwammichtes Wesen, und in der Mitte ist sie mehr holzicht; wenn sie zu Pulver gestoßen wird, soll dieses dem schönsten Waizenmehle gleich kommen, und eine ungemein stärkende Kraft, auch andere herrliche Tugenden besitzen; diese aber nur alsdenn äußern, wenn sie vier Jahre über in der Erde gestanden. Bey uns ist solche, wenigstens nach diesem Namen, ganz unbekannt.

Pezette.

S. Tournesol.

Pfaff.

Pfaff, sonst auch Meerpfaff; Vranoscopus, Callionymus; Corystion, 7. des Kleins, ein Helmfisch; s. diesen Artikel, B. III. S. 764. und Meerpfaffe, B. V. S. 529.

Pfaffe.

Ein Name, der sowohl der bekannten Schwalbenart, der Milchsauger, Nachtschwalbe, caprimulgus, als auch dem schwarzen Blashuhne, oder Wasserhuhne, fulica, von einigen beygeleget wird.

Pfaffenblatt.

S. Löwenzahn.

Pfaffenhödlein.

S. Pfaffenhüttchen und Schöllkraut, kleines.

Pfaffenhütchen.

Hierunter verstehen wir das bekannte Pflanzengeschlecht Euonymus Tourn. Die Blüthe zeiget einen platten, in fünf rundliche, vertiefte Einschnitte abgetheilten Kelch = fünf eyförmige, ausgebreitete, platte und längere Blumenblätter; fünf, dem Fruchtkeime einverleibte Staubfäden und einen kurzen Griffel mit stumpfem Staubwege. Die saftige, fünfeckichte Frucht, welche einem Priesterhute der Römischkatholischen ähnlich sieht, öffnet sich an den Ecken mit fünf Klappen, zeiget fünf Fächer und in jedem liegt ein eyförmiger, mit einem saftigen Umschlage versehener Saame. Oefters ist statt der fünften nur die vierte

vierte Zahl in der Blüthe und Frucht zugegen. Die Blätter stehen paarweise einander gegen über. Herr von Linné führet drey, andere mehrere Arten an. Die bekannteste ist

1) das vierblüthichte gemeine Pfaffenhütchen, Pfaffenmütze, Pfaffenpfötchen, Pfaffenröslein, Pfefferrisselholz, Hahnhoden, Hahnehütlein, Hahneklötgen, Spindelbaum, Spillbaum, Zweckholz, Katzenpfötchen, Anißholz, Pfefferholz, Mütschelenholz, Mitschelinsholz, Mandel- oder Mangelbaum, Weschelholz, Splimpfenschleglein, Eyerbretholz, Spuhlbaum, Euonymus Europaeus Linn. Euonymus vulgaris Scop. und Mill. Ist ein kleiner Baum oder Strauch, welcher bey uns im guten Boden zwanzig Fuß Höhe erreichet und häufig in den Büschen und Hecken wächst. Die jungen Aeste haben eine grüne, mit vier röthlichen Linien bezeichnete Schale, und da diese der Länge nach herunterlaufen, scheinen die Zweige viereckicht zu seyn; die ältern haben eine graue Rinde. Die Blätter sind ganz kurz gestielt. Herr von Linné nennt solche ungestielt, länglicht zugespitzt, am zurückgeschlagenen Rande fein ausgezahnt, hellgrün, werden aber im Herbste roth, fallen späte ab und schlagen im May aus. Die Blüthen kommen im Maymonathe zwischen den Blättern büschelförmig hervor, gemeiniglich theilet sich ein längerer Stiel in drey kürzere, deren jeder eine übelriechende Blume trägt. Blüthe und Frucht hält meistentheils die gevierte Zahl, doch findet sich fast an jedem Büschel eine, woran die Theile fünffach zugegen. Die weißlichtgrünen Blumenblätter sind länglicht, und am Rande umgeschlagen. Auf dem viereckichten Boden der Blüthe erscheinen vier Honiggrübchen, aus welchen die Staubfäden ihren Ursprung haben. Die viereckichte, gegen den Herbst rosenrothe Frucht ist etwas breiter als lang, und die Ecken ragen etwas über den mittlern Theil hervor. Die saftige Hülle des grünen Kerns ist orangenfärbig. Wenn die Frucht aufgeschlossen ist, zeiget sie inwendig eine weiße, glatte Haut, und mitten an einem kurzen Stielchen das Saamenkorn. Nimmt man davon die pomeranzenfärbige Haut weg, so zeigen sich zwey Saamenblätter, welche grünlich sind. Die Vermehrung geschieht häufig durch den Saamen; man kann solche aber auch durch Einleger und die Schößlinge, welche im lockern Erdreiche häufig hervortreiben, leicht bewerkstelligen. Man kann davon verschiedenen Nutzen ziehen. Wegen der vielen Seitenäste, welche der Stamm treibt, kann man lebendige Hecken davon

 ziehen.

ziehen. Aus dem bleichgelben festen Holze machet man Spindeln, Zahnstocher, Zwecken oder Nägel für die Schuster; auch die Instrumentmacher gebrauchen solches, und giebt die feinste Reißkohle zum Zeichnen, deren Bereitung du Hamel beschreibt. Es ist nur Schade, daß dieser Strauch bey uns selten so geschonet wird, daß er, für die Handwerker stark und tauglich werde. Die Früchte wollen einige für giftig ausgeben. Eine kleine Anzahl derselben erregen heftiges Purgieren und Erbrechen. Die getrocknete und zu Pulver geriebene äußerliche Schale der Frucht tödtet die Läuse. In Trient soll das gemeine Volk aus den Saamen ein Oel pressen und damit ihre Lampen unterhalten. Die Einwickelung der Saamen kann zum gelb färben gebrauchet werden. Hr. Seifert hat auch mit der Rinde der Aeste und der äußerlichen Schale der Frucht Versuche angestellet, dadurch aber nur wenig färbendes Wesen erhalten. Daß die Frucht dem Viehe schädlich sey, haben schon die ältern Schriftsteller angemerket. Nach Herren von Linné Bemerkung, sollen das Rind- und Schaafvieh, nicht aber die Pferde solche fressen. Und doch ist solche gewiß den Schaafen ein Gift. Die Vögel, wenigstens einige, lieben den Saamen, und man gebrauchet solchen als eine Lockspeise die Rothkählchen zu fangen. Die Drechsler behaupten, daß sie beym Drehen des Holzes einige Uebelkeit, Neigung zu Brechen, und selbst das Brechen zuweilen empfunden hätten.

2) Das vierblüthige warzichte Pfaffenhütchen, warzichter Spindelbaum. Diese Art hat Herr von Linné gar nicht erwähnt. Joh. Bauhin nennt solche Euonymus flore phoeniceo, und ist Euonymus II. des Clusii, Hist. I. p. 55. welcher auch in der Abbildung das Warzichte an den Zweigen und Stielen deutlich vorgestellet. Herr Scopoli hat solche im Herzogthume Crain um Idria gefunden und Euonymum verrucosum genannt. Die Zweige wachsen kurz und dichte in einander, und der ganze Strauch bleibt viel niedriger als die erste Art, von welcher man diese durch die braunrothen erhabenen kleinen Warzen, womit die Aeste und Stiele häufig besetzet sind, gar leicht unterscheiden kann. Die Blätter sind auch kleiner und ihre Stiele kaum einen Viertelzoll lang. Die rothen, zween Zoll langen Blumenstiele kommen zwischen den Blättern hervor und tragen im Junius eine, zwo bis drey Blumen. Die Kelcheinschnitte und rundlichen Blumenblätter sind braunroth oder roth punctirt; die rundlichen Staubbeutel sitzen wie ein Hütchen auf den Staubfäden, deren

deren jeder auf einem besondern erhabenen Wärzchen aufsitzt. Der Boden der Blume ist roth gedüpfelt. Der Griffel fehlet ganz, und der Staubweg gleicht einem Bläschen. Die Frucht ist so lang, als breit, enthält gemeiniglich nur einen Saamen, dessen fleischichte Haut orangenfärbig, der Kern selbst aber halb schwarz und halb roth gefärbet ist. Die untern Aeste lassen sich leicht ablegen und schlagen häufige Wurzeln. Weil der Stamm dünner bleibt, als bey der gemeinen Art, wird dessen Holz nicht viel Nutzen bringen.

3) Fünfblüthiges, geflügeltes Pfaffenhütchen, breitblätterichter Spindelbaum. Hr. von Linné unterscheidet diesen zwar durch den Beynamen latifolius von der ersten Art, hält aber solchen nur für eine Abänderung derselben, dahingegen Herr von Haller, Scopoli, Miller, du Roi solchen als eine eigene Art betrachten, und gänzlich davon unterscheiden. Es wächst diese Art in der Schweiz, Ungarn und Oesterreich, und ist mehr einem Baume als Strauche ähnlich. Die länglichten Blätter sind breiter als bey der ersten Art, und mehr dunkelgrün; sie ruhen auf kurzen, doch beynahe einen halben Zoll langen Stielen. An den äußersten Enden der Aeste kommen aus dem Blätterwinkel gemeiniglich vier Blüthstiele, von welchen zween kürzer und einfach, die beyden andern aber dreyfach getheilet sind. Die Theile der Blumen zeigen meistentheils die gefünfte Zahl. Die Kelcheinschnitte sind am Rande weißlicht; die Blumenblätter größer, als bey der ersten Art, rundlich, am Rande umgeschlagen, roth und grün gefärbet und die rothen Früchte mit fünf häutichten Flügeln besetzet. Der Staubweg ist gespalten. Die Vermehrung geschieht wie bey den vorigen Arten, und in einem guten Boden treibt solche stark. Vermuthlich kann man diese wie die erste Art nutzen.

4) Fünfblüthiges warzichtes Pfaffenhütchen, nordamerikanischer Spindelbaum, Euonymus americanus Linn. Virginien, Carolina und andere nordamerikanische Provinzen sind das Vaterland dieses immergrünenden, ohngefähr acht Fuß hohen Strauches. Die grünen schlanken Zweige sind viereckicht. Die Blätterstiele sind ungemein kurz. Das Blatt selbst ist feste, dicke, dunkelgrün, glänzend, länglicht, zugespitzet und etwas eingekerbet. Die Blumen erscheinen bey uns im Julius zwischen den Blättern auf dünnen, gemeiniglich zweyfach getheilten Stielen, und zeigen in ihren Theilen die gefünfte Zahl. Die Blumenblätter sind gelblicht grau, äußerlich etwas röthlich, und die Früchte auf der obern Fläche

mit

mit kleinen Warzen besetzet, oder wenigstens rauh anzufühlen. Die Vermehrung geschieht wie bey den vorigen Arten. Will man diese Art im freyen Lande unterhalten, so muß man ihr einen bedeckten Stand anweisen. Aus Vorsicht kann man ein Bäumchen im Kübel halten und im Winter in einem gemeinen Glashause verwahren.

5) Vierblüthiges ganzblätterichtes Pfaffenhütchen. Hierunter verstehen wir einen Strauch, welcher auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächst, und von Herrn Bergius als ein besonderes Geschlecht unter dem Namen Colpoon beschrieben, von Herrn von Linné aber mit dem Euonymus vereiniget, und Euonymus Colpoon genannt worden. Es soll aber, nach des Bergius Beschreibung, die Blüthe nur einen vierfach getheilten Kelch und keine Blumenblätter, vier Staubfäden und einen kurzen dicken Griffel mit vier Staubwegen haben. Die Frucht ist viereckicht.

Pfaffenlaus.

Pfaffenlaus, sonst auch Schroll genannt; eine Art von Kaulpärschen. s. diesen Artikel, B. IV. S. 431. Percis, I. des Kleins, ein Parsch; s. diesen Art. Desgleichen Kramers Perca, 4. in Oesterreich, Pfaffenlaus, auch Rotzwolf, p. 386. Vornehmlich aber, Schaefferi Pentas Pisc. Bau-Ratisb. p. 37. Cernua, s. Perca fluuiatilis minor, der ihn vollständigst beschreibt, auch Tab. II. fig. 1. sehr schön zeichnet, und nach dem Leben illuminirt vorstellet; nach welchem er auch des Marsigli Pfaffenlaus genannt wird; s. Richter, S. 779.

Pfaffenpint.

S. Arum.

Pfaffenröschen.

S. Pfaffenhütchen.

Pfaffenschuh.

S. Marienschuh.

Pfahlwurm.

S. Holzbohrer.

Pfannengras.

Pfannengras nennen wir mit Herr Planern Paspalum Linn. Jedes Blümchen besteht aus zwey fast rundlichen, vertieften, einander ähnlichen Bälglein, und zwo nicht größern, rundlichen, äußerlich erhabenen und unterwärts eingebognen Spelzen, drey Staubfäden und zween Griffeln mit pinselartigen, gefärbten Staubwegen. Der rundliche, etwas gewölbte Saame ist mit den Spelzen verwachsen. Herr von Linné hat vier Arten angegeben, welche alle in Amerika wachsen, und nicht leicht in unsern Gärten vorkommen werden.

Pfannenkuchen.
S. Transparant.

Pfannenkuchenkraut.
S. Frauenmünze.

Pfannenstieglitz.

Die langgeschwänzte Maise, parus caudatus, deren oben bey den Maisen gedacht ist, kömmt manchmal unter dieser Provinzialbenennung vor.

Pfarren.

Pfarren bey Freyburg in der Schweiz, Farra, s. Ferra, Albulae lacustris species alia, des Gesners, S. 187. s. unsern Artikel Baal, B. I. S. 465. desgl. Forellen, Trutta edentula, 2. des Kleins, B. III. S. 179.

Phasan. S. Fasan.

Pfasanenkraut.
S. Blasenbaum.

Pfau.

Ein ausländischer Vogel, Pauo, der sich wegen seiner vortrefflichen Farbe von allen übrigen Vögeln unterscheidet; ist nunmehr in Europa, unerachtet er nicht häufig gehalten wird, doch so gemein, daß die mehresten ihn mit unter unsre Hausgeflügel zählen, und solchergestalt sattsam kennen. Wie gesaget, seine Farben sind das kostbarste an ihm, so zahlreich und mañichfaltig, daß Büffon behauptet, sein Gefieder enthalte alle Farben, womit Him̃el und Erde prangen, und seyen unter einander dergestalt schattiret, daß alle Kunst dergleichen nicht nachmachen könne. Das eigentliche Vaterland der Pfauen ist Ostindien, von wannen sie anfänglich nach dem östlichen Asien, von da nach Griechenland, und ferner nach Europa, nach Afrika und Amerika, gekommen sind. In diesem warmen Clima leben sie in der Wildniß und der völligen Freyheit; sind auch nirgends weder so groß, noch so fruchtbar, als dort. In alle übrige Länder, wo sie sich etwa befinden, sogar nach China, scheinen sie von Indien aus durch Schiffe hingebracht zu seyn. Die Pfauen gehören unters Hühnergeschlecht; sie kommen an Größe ziemlich den Putern bey, von denen sie auch sonst manche Eigenschaft an sich haben. Auf dem Kopfe zeiget sich zuvörderst der bewegliche vortreffliche Federbusch, aus vier und zwanzig zweyzolligen und andern kleinen Federn bestehend, dessen oberer Theil bey dem Hahne vorzüglich glänzend ist; und theils dadurch, theils durch den gelben Fleck an der Spitze der Flügel, theils an der Größe, theils noch am Sporne der Füße, an der Länge des Schwanzes und am Radeschlagen desselben, unterscheidet er sich bald von der Henne. Die Schwanzfedern sind insgesammt lang, und wie die am Kopfbusche, längst

längst dem Kiele mit einzeln stehenden Fasern, von abwechselnden spielenden Farben besetzet. Am Ende dieser Federn laufen die Fasern in eine Fläche zusammen, woselbst sie die so genannten Spiegel oder Augen der Pfaufedern ausmachen. Diese Spiegel bestehen aus runden, augenförmigen, glänzenden Flecken von den auserlesensten Farben und unzähligen Schattirungen, von goldgelb, grün, hellblau, violet, schwarz u. s. w. Die zwo mittelsten Schwanzfedern sind die längsten, ohngefähr vier Fuß lang; die zu den Seiten werden immer kürzer. Dieser Schwanz fällt alle Jahre im Sommer, ganz oder zum Theil, aus und wächst im Frühlinge wieder. Der Kopfbusch bleibt ohne auszufallen das ganze Jahr hindurch. Kopf, Kehle und Brust sind ein schönes Sapphirblau, mit einer prächtigen Schattirung violetter, goldgelber, und glänzend grüner Farbe. An jeder Seite des Kopfes machen die kleinen Federn gleichsam eine Erhöhung. Der Kopf an sich klein, um die Augen weiße länglichte Flecke, Schnabel weißlicht, Hals lang und dünne, Rücken weißgrau und schwarzfleckicht. Das Weibchen ist beynahe ganz grau, auch selbst am Kopfbusche. Der Bogen in den Augen gelb, Schnabel weißlich, Nasenlöcher breit, Füße und Klauen grau und schwarzfleckicht. So schön die Federn und Gestalt des Pfauen sind, so unangenehm und beynahe widerlich ist manchen Leuten seine Stimme und Geschrey, die gleichwohl, unsers Bedünkens, nicht das widerliche an sich hat, was man von ihr vorgiebt. Sie ist bloß ein starkes, fast schnarrendes Getöse, das wohl zu leiden steht. Da der Pfau zu den Hühnern gehöret, so hat er auch die Art, wie diese zu fressen, und nähret sich bey uns von Körnern und ähnlichem Futter. Er weis sich aber sowohl beym Fraße, als auf dem Hofe überhaupt, bey allen übrigen Hühnern in Achtung zu setzen, daß er überall den Vorzug hat. Bey uns ist die Henne nicht so fruchtbar, als in ihrer warmen Heymath, obwohl sie nebst dem Hahne von geiler Beschaffenheit ist. Sie leget hier etwa acht Eyer, und diese noch dazu in einen sich ausgesuchten Ort auf der Erde, wo sie sich ein Geniste von Stroh und Erde, ohne regelmäßiges Nest machet. Die Eyer sind etwa wie ein Gänseey groß, oben zugespitzet, unten dick und kolbicht, braungelb, bisweilen auch strohgelb, dunkel schmutzig getüpfelt. Die Henne brütet nur einmal des Jahrs, und da sie ihre Eyer öfters an viele Orte hinleget, so brütet sie noch dazu schwer, und man muß die solchergestalt gefundenen Eyer den gemeinen Hühnern oder Putern unterlegen.

Die Jungen sind auch schwer zu erziehen; übrigens, wenn die Alte sie aufzieht, geht sie damit wie andere Hühner um. Sie kommen aber erst langsam zum Fliegen. Denn überhaupt fliegen die Pfauen schwer; unerachtet sie sich gern des Nachts auf erhabene Stellen, auf hohe Bäume, auf die Dächer und Häuser setzen, wo sie inzwischen mancherley Schaden thun. Von diesen Höhen, auch sonst lassen sie oft, auch des Nachts, ihr Geschrey ertönen, und man will aus demselben Regen und Veränderung des Wetters abnehmen. Es kann seyn, daß bey ihnen das Prickeln auf der Haut, wie bey den Haushühnern vorgeht, welche alsdenn öfters krähen. Der Pfau soll an die fünf und zwanzig Jahre leben, welches wohl seyn kann, da er sich erst mit dem dritten Jahre völlig ausbildet, und diese Zeit der achte Theil der Lebensdauer bey den meisten Thieren zu seyn pfleget. Sonst ist der Nutzen von den Pfauen nur geringe, da sich ihr Fleisch wegen Härte und Zähigkeit nicht wohl essen läßt. Aus den Federn wird noch manches bereitet. Diese hier beschriebene Art der Pfauen ist die vornehmste und durchgehends die gewöhnlichste. Von der auf Sumatra grauen, vielleicht noch unbestimmten Art will ich nichts gedenken. Im Gegentheil hat man ein Paar andere seltene Arten: nämlich den weißen und den bunten Pfau. Einige haben geglaubet, es sey diese Farbe nur eine Ausartung bey ihnen in gewissen Weltgegenden; wie die Hasen, Hermeline, auch einige Vögel, ihre Farbe des Winters in manchen Ländern verändern. Aber es hat sich gefunden, daß die weißen Pfauen ihre Farbe beständig behalten. Doch kann die ganze Art dieser Pfauen, die ursprünglich aus Norden kommen soll, gar wohl allda nach und nach ihre ursprüngliche Farbe abgelegt und in eine weiße, wenn gleich beständige, verändert haben. Es ist also eine Wanderung oder eine Verpflanzung der Pfauen durch Menschen ins nördliche Clima, die Ursache dieser Farbenverwandlung gewesen. Anbey ist es gewiß, daß sich bey diesen ganz weißen Pfauen gleichwohl noch am Ende der langen Schwanzfedern, deutliche Merkmale der Spiegel finden, die an ihnen sonst erscheinen. Der bunte Pfau wird allen Gründen nach für die Frucht einer Vermischung der beyden Arten, des gewöhnlichen, und des weißen Pfauen gehalten, und sein Gefieder scheint dieses zu beweisen. Denn Bauch, Flügel und Backen sind weiß, der übrige Körper, wie die gewöhnliche Pfaufarbe, nur daß die Spiegel im Schwanze, weder so groß, noch so rund und schön, wie bey andern sind. In einigen

einigen auswärtigen Ländern will man noch andere Abänderungen in der bunten Farbe wahrgenommen haben. Man sollte mit diesen Spielarten mehrere Versuche der Vermischung vornehmen, und es würde sich vermuthlich zeigen, daß dadurch noch andere Mannigfaltigkeiten der Farbe entstehen dürften. Unter den Fasanen kömmt auch eine Art mit blauen Flecken vor, die den Namen Pfaufasan bekommen hat; und ursprünglich aus China herstammt. Diese blauen Flecken sehen wie die Augen auf den Pfauenschwänzen aus, auch sind dergleichen grüne Augen auf dem Schwanze.

Pfau wird auch ein sehr schöner Fisch und Gattung vom Scarus, Pauo, al. Pastinaca, genannt, Richter. Labrus Pauo, Linn. gen. 166. sp. 8. der Müllerische Meerpfau s. Lippfische. Synagris, 21. des Kleins ein Meerbraßem. s. diesen Artikel, B. V. S. 484. und Lippfische, ebendaselbst S. 155.

Auch wird der Name Pfau von den Astronomen zur Bezeichnung eines südlichen Sternbildes gebrauchet. Es steht nahe bey dem Indianer und kömmt niemals über unsern Horizont. Man rechnet zu demselben vierzehen Sterne, nämlich einen der andern, drey der dritten, fünfe der vierten, viere der fünften und einen der sechsten Größe. Weil der Pfau der Göttinn Juno gewidmet war, so ist ihm die Ehre wiederfahren, daß man ihn unter die Sterne versetzet hat.

Pfauenauge.

So nennet man verschiedene Schmetterlinge, deren Flügel mit augenförmigen Flecken, wie die Schwanzfeder der Pfaue gezieret sind. Insbesondere giebt Herr Müller diesen Namen demjenigen Tagvogel, der im Linneischen System Papilio heißt. Er hat eckicht gezähnelte Flügel, die an der untern Seite schwarzbraun gewölket, oben aber braungelb, und mit einem schönen, blauen Pfauenauge besetzet sind. Die Raupe wohnet meistentheils auf dem Hopfen und auf den Nesseln. Ein schöner Abendvogel dieses Namens ist bereits im ersten Theile unter dem Artikel Abendpfauenauge beschrieben worden.

Pfauenauge, wird von Müllern, Labrus Ocellaris, Linn. gen. 166. sp. 20. genennet; s. unsern Artikel, Lippfisch, B. V. S. 159.

Pfauenspiegel.

Ein schöner, großer Surinamischer Schmetterling aus dem Geschlechte der Abendvögel, von welchem wir unsern Lesern schon im

ersten

ersten Theile unter dem Artikel Atlas Nachricht gegeben haben.

Pfauenspiegel, S. auch Flöhkraut und Zweyzahn.

Pfauschwanz.

In der Uebersetzung von Dycks Gartenkunst wird dieses Geschlecht Pfauenkrone genannt. Hr. Planer wählet den verstümmelten Namen Poinciana, und heißt solches Poincine. Die Blume zeiget fünf länglichte, vertiefte, abfallende Kelchblätter, davon das unterste länger, gewölbet, und mehr rückwärts gebogen ist; ferner sieht man fünf rundliche Blumenblätter, davon das oberste viel größer und eingekerbet ist; die zehn Staubfäden sind dünne, sehr lang, unterwärts gebogen, und der oberste ruhet gleichsam auf einem besondern Stielchen. Der lange, unterwärts gekrümmte Fruchtkeim verlängert sich in den Griffel mit einem stumpfen Staubwege. Die Hülse ist länglicht, zusammengedrückt, der Quere nach gleichsam in Fächer abgetheilet, und enthält viele platte, eyförmige Saamen. Herr von Linné führet drey Arten an, welche Herr Jacquin noch mit einer merkwürdigen vermehret hat.

1) Der schöne Pfauenschwanz mit doppelten Stacheln, Frutex pauonius. Crista pauonis flore elegantissimo Breyn. Poinciana pulcherrima Linn. Die Pflanze wächst in beyden Indien, und wird daselbst häufig an die Zäune gesetzet, daher sie auch den Namen Zaunblume erhalten. Sie wird auch von den Eingebohrnen der brittischen Inseln die Spanische Nelke, und von den Franzosen die Paradießblume genannt. Der Stamm erreichet acht, zehn bis funfzehn Fuß Höhe, wird verhältnißmäßig ziemlich dicke, ist mit einer weichen grauen Rinde bedecket und theilet sich oberwärts in viele Aeste, welche an jedem Knoten mit zween kurzen starken Stacheln und doppelt gefiederten Blättern besetzet sind. An den ältern Aesten mangeln öfters die Stacheln, selten an den jüngern. Jedes Blatt besteht aus sechs oder acht Paar einfach gefiederter Blätter; das hintere Paar ist aus vier oder fünf Paar umgekehrt eyförmigen, glänzenden Blättchen zusammengesetzt. Bey den andern vermindert sich die Zahl gegen die Spitze mehr und mehr. Der gemeinschaftliche Blattstiel trägt unten bey dem Anfange, ingleichen wo die erste Abtheilung geschieht, eine Drüse, und an den Abtheilungen desselben zeigen sich zween vorragende Spitzen oder Häckchen. Die Aeste endigen sich mit Blumen, welche bald mehr ähricht, bald mehr büschelförmig erscheinen. Jede sitzt auf ihrem langen Stiele. Die

Kelch- und Blumenblätter sind entweder roth oder gelb, oder zeigen gemeiniglich beyde Farben unter einander vermischet, auch mit einigen grünen Flecken bezeichnet. Die fünf Blumenblätter sind größer, als der Kelch, sitzen ausgebreitet, alle am Rande eingekerbet, und sitzen gleichsam auf langen Nägeln. Die beyden untersten stehen weiter aus einander, das oberste ist am kleinsten, mit einem längern Nagel versehen, auch der Gestalt nach von den übrigen verschieden. Die Staubfäden sind unterwärts haaricht, doppelt so lang als die Blumenblätter, unterwärts gebogen, und am Ende wieder aufwärts gerichtet. Die Blätter geben, wenn man sie reibt, einen starken Geruch von sich, und die Westindianer gebrauchen solche anstatt der Sennesblätter zum Abführen. Die Blumen, welche eher unangenehm, als lieblich riechen und schmecken, werden von den Einwohnern als Thee gebrauchet, und sollen die verstopften Gefäße eröffnen und das Fieber vertreiben. Die unreifen Saamen essen die Kinder roh. Die reifen sollen, vornehmlich dem weiblichen Geschlechte, nützlich, aber auch schädlich seyn. Die berühmte Meriane berichtet, wie solcher in Surinam den Weibern unter der Geburt eingegeben werde, damit sie die Wehen desto besser ausarbeiten möchten, die Indianischen Sclavinnen aber sich dessen bedienten, ihre Kinder damit abzutreiben, und sich selbst das Leben zu verkürzen. Das Holz des Stammes ist hart, und wird zuweilen für Ebenholz ausgegeben. Diese Art findet sich öfters in hiesigen Gärten. Man erhält den Saamen aus Westindien, und bringt diesen auf ein Treibbeet. Die jungen Pflanzen setzet man einzeln in kleine Töpfe, und gräbt diese wieder in das Treib- oder Lohbeet ein. Die Erde, womit die Töpfe erfüllet werden, soll nicht zu fett, sondern leicht und etwas sandig seyn. Haben die Pflanzen mit ihrer Wurzel die kleinen Töpfe erfüllet, so versetzet man sie in größere, hält aber solche beständig auf dem Treibe- oder Lohbeete und unterhält sie ohngefähr mit der Ananas in gleicher Wärme, doch verlangen sie zuweilen etwas Luft, indem sonst die Spitzen der Aeste und die Aeste selbst leicht verlohren gehen. Die Stöcke blühen bey uns jährlich, Saamen aber haben wir niemals erhalten können.

2) Der Pfauenschwanz mit einzelnen Stacheln, Crista pauonis Rumph. Poinciana bijuga Linn. wächst auch in beyden Indien, und ist der vorigen Art zwar in vielen ähnlich, doch gänzlich davon unterschieden. Das Bäumchen erreichet zwanzig bis fünf

fünf und zwanzig Fuß Höhe, ist mit der schwärzlichen Rinde bedecket, und an den Aesten mit starken, aber einzeln stehenden Stacheln besetzet, welche jedoch öfters gänzlich mangeln. Die Blättchen der doppeltgefiederten Blätter sind eingekerbet und mehr herzförmig. Aus den Knoten der Aeste treiben vielblümichte Stiele. Die Blumen sind gelb, ohne Geruch, und um die Hälfte kleiner, als bey der ersten Art.

3) Unbewehrter Pfauenschwanz mit kurzen Blüthbüscheln, Poinciana elata Linn. wächst auch in Indien, ist mehr strauch- als baumartig, und immerfort ohne Stacheln. Die doppelt gefiederten Blätter bestehen aus vielen, ganz kleinen, länglichten, nicht eingekerbten Blättchen. Die Blüthbüschel sind kurz. Der Kelch ist lederartig. Die Staubfäden sind sehr lang, dunkelpurpurfärbig, unterwärts haaricht.

4) Unbewehrter Pfauenschwanz mit langen Blüthähren, Poinciana coriaria Jaqu. Dieser Baum wächst an dem Meerstrande in Curacao und Carthagena, erreichet gegen funfzehn Fuß Höhe, machet eine schöne Krone, zeiget niemals Stacheln, und die schwärzliche Rinde ist mit weißlichten Puncten bezeichnet. An den doppelt gefiederten Blättern stehen die Zweige gemeiniglich sechs und paarweise einander gegen über, und zuletzt ein einfacher, von den länglicht stumpfen, völlig ganzen Blättchen aber steht, wie bey den übrigen Arten, kein einzelnes an der Spitze, sondern alle paarweise, und gemeiniglich zählet man zwölf Paare. An den Spitzen der Aeste stehen dichte Blüthähren. Die Blumenblätter sind klein, kaum größer, als die Kelchblätter und gelblicht, die Staubfäden unterwärts haaricht und nur schwach gebogen. Die Hülse ist schwach, krumm gebogen, und zwischen den Saamen verwachsen und daher deutlicher, als bey andern Arten, in Fächer abgetheilet. Die Einwohner nennen die Frucht Libidibi und gebrauchen solche zum Gahrmachen der Leder.

Pfeben.

S. Kürbis und Melone.

Pfeffer.

Diesen Namen giebt man im gemeinen Leben verschiedenen Früchten, welche zwar wegen des scharfen beißenden Geschmacks mit einander übereinkommen, in Ansehung der Blüthe und Frucht aber gar merklich von einander unterschieden sind. Der bekannteste und eigentliche Pfeffer, Piper, genannt, hat eine schlechte, unansehnliche Blüthe; man kann solche nackend nennen, indem weder Kelch noch Blumenblatt zugegen, sondern nur den Fruchtkeim mit

dem dreyfachen, borstigen Griffel oder Staubwege, und um denselben zween einander gegen über gestellte Staubbeutel, ohne merkliche Staubfäden wahrnehmen kan. Viele dergleichen Blüthen sitzen der Länge nach auf einem gemeinschaftlichen Faden und stellen daher ein Kätzchen vor. Diese Stellung halten auch die Früchte, und jede ist eine einsaamichte Beere. Von diesem Geschlechte führet Herr von Linné zwanzig Arten an, von welchen aber viele, sonderlich diejenigen, so Plümier unter dem Namen Saururus angeführet, noch nicht deutlich genug beschrieben worden. Da wir bey solchen weitläuftigen Geschlechtern nur die bekanntesten und merkwürdigsten Arten anzuführen gewohnet sind, erwähnen wir nur einige, und erinnern zuförderst, wie bereits eine der merkwürdigsten Arten unter dem Namen Betel angeführet worden.

1) Der runde schwarze und weiße Pfeffer, Lada Pison. Molaga Codi Hort. Mal. VII. tab. 12. Melanopiper. Piper nigrum Linn. ist der bekannteste und gemeinste unter allen Arten, wächst an verschiedenen Orten Ostindiens, vornehmlich auf der Insel Java und Sumatra, in Malabarien u. s. f. und treibt Ranken, welche an nahe stehenden Bäumen oder Stangen hinauflaufen, oder vielmehr sich hinaufwinden. Die Blätter stehen wechselsweise auf rundlichen Stielen und sind eyförmig, mehr stumpf als spitzig, völlig ganz, auf beyden Flächen glatt und mit sieben Nerven durchzogen, welche zwar auf beyden Flächen, jedoch viel merklicher auf der untern, hervorragen; nur drey davon laufen bis an die Spitze des Blattes, die übrigen endigen sich eher. Das gestielte Blüthkätzchen steht dem Blatte gegen über, und die bey einander sitzenden Früchte sind anfangs grün, wenn sie ihre völlige Reife erlanget, roth, und im frischen Zustande zeigen sie eine glatte Oberfläche. Da man aber die reifen Früchte sieben bis acht Tage an der Sonne liegen läßt, wird dadurch die Oberfläche schwarz und runzlicht, und so ist unser gemeiner Pfeffer beschaffen. Wenn man die runzlichte Schale wegnimmt, erscheint der Kern, welcher aus dem Grünen ins Gelblichte fällt, inwendig weiß ist und eine kleine Höhle hat. Ob es natürlichen weißen runden Pfeffer gebe, oder ob dieser durch die Kunst bereitet werde, ist nicht ausgemachet. Der bey uns gebräuchliche weiße ist gekünstelt und die nämliche schwarze Frucht, nachdem die äußerliche, runzlichte, schwarze Schale abgerieben worden, welches leicht erfolget, wenn sie in Seewasser eingeweichet worden, wodurch die äußer-

äußerliche Haut aufschwillt und zerspringt, mithin der weiße Kern leicht heraus gerieben werden kann. Dieser weiße Pfeffer, Piper album, ist daher auch theuer, aber nicht so scharf und beißend, als der schwarze. Es wird dergleichen in Holland und Frankreich öfters bereitet, auch wohl mit weißer Erde oder Kreide überschmieret, damit er desto weißer und glätter ausfalle. Sollte man natürlich weißen runden Pfeffer finden, so ist solcher doch nur eine Spielart von dem schwarzen, indem zwischen den Pflanzen selbst kein Unterschied zu finden. Piso erwähnet dergleichen, und man nennt solchen, Pfeffer aus Madagascar. Man pfleget auch den schwarzen Pfeffer nach den Ländern, woher solcher kömmt, zu unterscheiden, und nach Pomets Angeben, ist der erste, beste und schönste der Malabarische, der zweete von Jamby und der dritte, der von Baliepatan. Der erste ist mittelmäßig groß und in Menge zu haben, der letzte sehr klein und trocken, und wird von den Indianern hoch gehalten, von den Europäern aber wenig geachtet.

2) Langer Pfeffer mit herzförmigen Blättern, Cattu-Tirpali H. Mal. Macropiper. Piper longum Linn. wobey derselbe aus Rumph. Amboin. T. V. Tab. 116. fig. 2. anführet, aber auch diese Figur bey der folgenden vierten wieder angemerket. Ueberhaupt scheint die zwote, dritte und vierte sich schwer von einander zu unterscheiden. Wächst sonderlich häufig in Amboina, Bengalen und Malabarien. Unterwärts ist der Stängel holzicht, ohngefähr einen Finger dicke, und theilet sich bald in viele, dunkelgrüne, gestreifte, und durch Knoten öfters abgetheilte Ranken, welche sich nicht allein um andere Bäume winden, sondern auch durch Fäserchen, welche aus den Knoten hervortreten, sich daran befestigen. Die Aeste theilen sich zuletzt gabelförmig. Die wechselsweise gestellten Blätter, sonderlich die obern, sitzen pla t auf, die untern aber sind gestielt, fest, dunkelgrün, glänzend, herzförmig, völlig ganz und gemeiniglich mit sieben Nerven durchzogen. Sie besitzen einen beißenden Geschmack. Aus den Knoten, woselbst ehedem die Blätter angesessen, entspringen die Blüthkätzchen, und die ganze Frucht ist anderthalb bis zween Zoll lang, gekrümmet, runzlicht, und besteht aus vielen einzelnen, nahe bey einander gestellten kleinen Beeren. Anfangs sind sie grün und hart, zuletzt roth und weich und unter dem röthlichen Fleische liegt ein harter, schwärzlicher Kern. Dieser ist von Geschmack scharf, das weiche Wesen aber süßlicht. Bey der unreifen Frucht sind die Kerner noch

noch viel schärfer, daher auch selbige noch grün und unreif abgepflücket, und an der Sonne, oder auf dem Ofen getrocknet werden, dadurch aber eine aschgraue Farbe erhalten. Diese also zubereitete Frucht, wie dergleichen bey uns verkaufet wird, ist äußerlich schräge, gleichsam schneckenförmig gestreifet und in netzförmige Erhebungen abgetheilet; wenn man sie der Länge nach zerschneidet, findet man viele kleine häutichte und in einer Linie strahlenweise über einander stehende Fächerchen in deren jedem ein einziger, länglicht runder, äußerlich schwärzlicher, innerlich weißer Saamen liegt.

3) Langer Pfeffer mit lanzetförmigen Blättern, Piper longum Rumph. Tab. 116. fig. 1. Piper Amalago Linn. wächst vorzüglich in Jamaika, und unterscheidet sich von der zwoten Art durch die gestielten, ey- oder mehr lanzetförmigen, runzlichten, mit fünf Nerven durchzogenen Blätter, und die längere dünnere Frucht.

4) Langer Pfeffer mit fünf nervichten, unterwärts rauhen Blättern, Amalago H. Mal. To. VII. fig. 16. Sirium Rumph. Amb. To. V. Tab. 116. fig. 2. Piper Melamiri Linn. wächst in beyden Indien. Der sich windende Stängel ist gestreift. Die Blätter sind eyförmig zugespitzt, unterwärts beständig mit fünf vorragenden Nerven durchzogen und scharf oder rauh anzufühlen. Nach Rumphs Berichte wird diese Art allein der Blätter wegen hoch geschätzet und häufig gebauet; sie haben einen gewürzhaften, aber nicht scharfen, sondern mehr angenehmen Geschmack, und werden statt der Betelblätter mit dem Pinang von den Einwohnern gekauet.

5) Langer Pfeffer mit herzförmigen siebennervichten Blättern, Siriboa Rumph. Tab. 117 Piper Siriboa Linn. wächst auch in Indien und ist dem Wachsthume nach den übrigen Arten ähnlich. Die Blätter sind viel grösser, als bey der vierten Art, herzförmig, zugespitzet, mit neun, weniger vorragenden Nerven durchzogen, runzlicht, und weniger glänzend. Ihr Geschmack ist stärker und mehr unangenehm. Die Frucht ist ohngefähr eine Spanne lang und einen kleinen Finger dicke, und die Einwohner pflegen von dieser Art nicht die Blätter, sondern die Frucht mit dem Pinang zu kauen.

Wir übergehen die andern, beym Herrn von Linné verzeichneten Arten, bemerken aber, wie die Schriftsteller noch einige andere unbestimmte angeführet, welche auch zuweilen bey den Materialisten vorkommen. Den Thevetspfeffer haben wir bereits beym

Amomo angeführet. Der Jamaische oder Wunderpfeffer, auch Pimenta genannt, ist gleichfalls an diesem Orte beschrieben worden. Cameade wird eine Art Pfeffers genannt, dessen Kern anfangs grün, und wenn er trocken ist, schwarz wird. Vielleicht ist solcher von der runden, schwarzen gemeinen Art nicht unterschieden.

Der Chinesische Pfeffer soll auf einem großen Baume wachsen. Die Frucht ist einer Erbse groß, grau, mit rothen Streifen vermischet, wenn sie reif ist, öffnet sie sich von selbst und zeiget einen kleinen schwarzen Kern, welchen man aber, da er gar zu scharf ist, nicht, sondern nur allein die Schale der Frucht gebrauchet.

Der Aethiopische, auch Mohrenpfeffer, oder Selimskörner, Granum Zelim, ist eine, zween bis vier Zoll lange, einer Gänsefeder dicke, walzenförmige, etwas gekrümmte, runzlichte, äußerlich schwärzliche, oder braune Schote, welche inwendig aus langen, biegsamen, röthlichen oder gelben Fäserchen besteht und nach der Anzahl der Kerner in kleine Fächerchen eingetheilet ist. Die Kerne, welche schwer aus den Fächerchen heraus zu machen, sind eyförmig, von der Größe der kleinsten Bohne, äußerlich schwarz und glänzend, innerlich röthlich und von einem netzförmigen Gewebe. Der Geschmack der Schote und der Saamen kömmt dem schwarzen Pfeffer ziemlich bey. Dieser möchte wohl nicht zu dem Pfeffer, sondern zu einem andern Geschlechte gehören; doch fehlet die genaue Beschreibung.

Noch ferner findet man unter dem Namen Acapatli eine Pflanze angegeben, welche langen Pfeffer tragen, in Neuspanien wachsen und lange, spitzige, mit starkem Geruche und beißendem Geschmacke begabte, Blätter tragen soll. Die Frucht ist rund, zween bis drey Zoll lang, roth, und wird sowohl frisch als getrocknet gegessen. Man könnte solchen für eine Art des Indianischen Pfeffers, welche wir hernach beschreiben werden, halten; es soll aber die Stängel sich winden, dergleichen bey diesem nicht geschieht.

Der eigentliche Saame bey dem Pfeffer ist dasjenige, weswegen wir solchen gebrauchen. Die Indianer aber bedienen sich auch der Wurzel und Blätter, welche gleichfalls einen scharfen und brennenden Geschmack besitzen. Die bey uns gebräuchlichen Sorten besitzen fast einerley Kräfte. Der weiße ist etwas gelinder. Es besitzen selbige viel flüchtige, scharfe, öhlichte Bestandtheile, und das davon abgezogene Wasser, und das darauf schwimmende, helle, gelblichte Oel besitzen den Geruch des Pfeffers in einem scharfen,

fen, doch nicht allzu heftigem Geschmacke. Es wird solcher fast von allen Völkern, die Brühen und Speisen zu würzen, und dadurch den Appetit und die Verdauung zu befördern, gebrauchet. In Ostindien trinkt man das Wasser, worinne Pfeffer eingeweichet worden, um die Schwachheit des Magens zu verbessern. Auch bereiten die Indianer zu diesem Gebrauche aus dem frischen Pfeffer einen starken Brandwein, ingleichen pflegen sie den langen und runden Pfeffer mit Salzlacke oder Weinessig einzumachen, und solchen als eine Leckerspeise bey der Tafel zu genießen. In Frankreich ist der ambrirte Pfeffer, Bergerac genannt, sehr gewöhnlich; da man nämlich auf weißen, gröblich gestoßenen Pfeffer etwas Ambraessenz spritzet, und sich dessen sowohl zu Würzung der Speisen, als auch in der Apotheke, sonderlich zu Magenpulvern bedienet. Die Wirkung aller Arten des Pfeffers kömmt mit andern ausländischen Gewürzen überein, sie erhitzen, trocknen, zertheilen und eröffnen. Die Stärkung äußert sich sonderlich in dem Magen und den Gedärmen, wie denn auch die daselbst gesammelten schleimichten Feuchtigkeiten am besten davon aufgelöset werden. Doch kann solcher auch daselbst wegen seiner hitzigen und scharfen Eigenschaft leicht Schaden erwecken und zur Entzündung Gelegenheit geben. Dergleichen traurige Erfahrungen kann man beym Herrn van Swieten nachlesen. Es wollen einige behaupten, nur der gestoßene Pfeffer erhitze, der ganze hingegen kühle. Obgleich dieses ganz falsch ist, wie denn der ganze Pfeffer den Speisen, womit solche gekochet und gewürzet werden, wirklich einige Schärfe mittheilet, so ist doch soviel gewiß, daß der ganze viel weniger Hitze errege, und seine scharfe Wirkung viel schwächer äußere, als der gestoßene, daher man den Rath derjenigen billig befolgen kann, welche zu Stärkung des Magens, und Abtreibung der Blähungen einige ganze Pfefferkerner zu verschlucken, und damit einige Tage anzuhalten, empfehlen. Nicht allein der gemeine Mann, sondern auch einige Aerzte rühmen den Pfeffer wider die Wechselfieber. Der Kranke soll sieben bis neun grobgestoßene Kerner kurz vor dem Fieberanfalle einnehmen; weil aber diese vor sich noch nicht kräftig genug seyn möchten, pflegen einige solche mit Brandtewein zu vermischen, und beydes zugleich zu verschlucken. Obgleich dieses Mittel bisweilen gut ausgeschlagen, wollen wir doch davor warnen, oder lieber solches gänzlich widerrathen, indem leicht Schaden daraus entstehen, und kalte Fieber in hitzige ver-

verwandelt werden können. Das wesentliche Oel des Pfeffers hat weniger Schärfe als der Pfeffer selbst, und kann füglich zu etlichen Tropfen innerlich gegeben werden. Man kann auch davon und andern ausgepreßten Oelen, als dem Muscatennußbalsam, oder Lorbeeröle eine Salbe bereiten, und damit die gelähmten Glieder, auch bey dem Wechselfieber im währenden Froste, zu Linderung des heftigen Frostes und des beschwerlichen Ziehens im Rücken, den Rückgrad und die Gegend des Magens damit bestreichen. Die Indianer brauchen den langen Pfeffer zu Salben wider die Gliederschmerzen, so von Erkältung entstanden sind, und bey uns machet man aus gestoßenem Pfeffer und Mehle mit Wasser oder Essig einen Teig, und leget solchen bey Zahnschmerzen, und andern flüßigen Reissen auf die Schläfe und andere Theile des Körpers, da solcher, als ein rothmachendes und abziehendes Mittel öfters gute Dienste leistet. Man kann auch den Pfeffer in die hohlen Zähne stecken; oder als ein Nießpulver gebrauchen, doch ist im letzten Falle alle Behutsamkeit nöthig. Aller Pfeffer soll den Schweinen ein Gift seyn.

Was wir bisher von den heftigen Wirkungen des Pfeffers gesaget, scheint nach des Herrn Gaubii Erfahrungen, S. dessen Aduersaria, einen großen Abfall zu leiden. Es hat derselbe nach Genuß des Pfeffers keine Hitze, sondern vielmehr eine Empfindung von Kälte in dem Magen empfunden, auch nicht wahrgenommen, daß der Puls schneller geworden, obgleich derselbe sonst sehr reizbar ist. Er behauptet daher, daß man bisher die erwärmende Kraft des Pfeffers nicht gehörig von derjenigen unterschieden, so die geistigen Dinge oder Gewürze besitzen, deren wesentliches Oel die ganze Schärfe in sich enthält. Das feurige, schmackhafte und riechbare Wesen aller übrigen Gewürze ist flüchtig, wenn sie im Wasser gekochet werden, im Pfeffer aber fix. Im Pfefferöl ist nichts feuriges, sondern es ist vielmehr ganz milde. Das eigentliche Scharfe liegt mehr in dem fettigen oder harzichten Wesen. Das abgezogene Oel ist anfangs ohne Farbe, wenn es einige Zeit gestanden, wird es goldfärbig und ganz flüßig. Ein Pfund Pfeffer gab nur zwey Quentchen Oel. Das abgezogene Wasser war auch nicht so scharf schmeckend, wie der Pfeffer selbst. Das abgekochte Wasser aber schmecket sehr scharf, und nachdem Herr Gaubius vierzigmal auf den nämlichen Pfeffer Wasser zu- und abgegossen hatte, ließ doch dieses den Geschmack lange im Munde zurücke. Auch den Weingeist färbet der Pfeffer gelb

 und

und giebt selbigem einen feurigen Geschmack. Andere Waaren, welche eine Zeitlang bey Pfeffer gelegen, ziehen den feurigen Geschmack und Geruch an sich, und behalten solchen lange. Der Pfeffer selbst zieht die Feuchtigkeiten stark an sich, und wird daher in Indien zu solchen Waaren gepacket, die man gern trocken weit verschicken will. Herr Gaubius hat dieses selbst wahrgenommen, als ihm Indianischer Salmiack mit beygepackten Pfefferkörnern überschicket wurde. Daher derselbe erinnert, den Pfeffer, wegen dieser Eigenschaft, bey Naturaliensammlungen in Gebrauch zu ziehen. Vielleicht gründet sich auch hierauf die Gewohnheit, Campher mit Pfeffer zu vermischen, ob man gleich glaubet, daß dadurch dessen Flüchtigkeit vermindert werde. Wenn wir nun dieses alles, was Gaubius lehret, mit einander vergleichen, so wird doch der Pfeffer immer noch eine Stelle unter den hitzigen Arzneymitteln behalten, und sonderlich bey uns behutsam zu gebrauchen seyn, wenn zumal gewiß seyn sollte, daß, nach Gaubius Vorgeben, die kalten Krankheiten gewöhnlicher in heißen, die hitzigen aber in kältern Ländern häufiger vorkommen sollten. Ist nun der Pfeffer deswegen in heißen Ländern zuträglich, so muß das Gegentheil bey uns statt finden. Der Schaden aber wird nur von dem unrechtmäßigen Gebrauche zu besorgen seyn.

In den Gärten Deutschlands dürfte nicht leicht eine Pfefferpflanze anzutreffen seyn, deswegen wir auch von der Erziehung und Wartung nichts erwähnen. Wegen Aehnlichkeit des Geschmackes und der Wirkung, nicht weniger wegen der gebräuchlichen Benennung, vereinigen wir mit dem eigentlichen Pfeffer den sogenannten

Taschenpfeffer, Schotenpfeffer, Kappenpfeffer, auch Indianischen, Brasilianischen und Spanischen Pfeffer genannt. Piper indicum, Capsicum Tourn. und Linn. Herr Planer nennet dieses Geschlechte Beißbeere. Der Blüthe nach gehöret dieses Geschlechte zu dem Nachtschatten, indem die Blume einen stehenbleibenden, aufgerichteten, in fünf Einschnitte abgetheilten Kelch, ein radförmiges, oder mit einer ganz kurzen Röhre versehenes und in fünf breite, zugespitzte Lappen zerschnittenes Blumenblatt, fünf kurze Staubfäden, an einander gelegte Staubbeutel, und einen Griffel mit stumpfem Staubwege zeiget. Die Frucht aber ist ganz besonders. Man kann selbige nicht füglich eine Beere, aber auch nicht einen Fruchtbalg nennen. Die äußerliche Schale ist weder saftig noch trocken, innerlich größtentheils

hohl,

hohl, und durch eine Scheidewand der Länge nach in zwey Fächer abgetheilet, an welcher auch die nierenförmigen Saamen anhängen. Die Gestalt der Frucht ist sehr verschieden, und die Arten selbst schwer zu bestimmen. Herr von Linné hatte ehedem nur zwo Arten angenommen, solche durch die Dauer unterschieden, und eine die jährige, annuum, die andere die strauchartige, frutescens genennet. In der Murrayischen Ausgabe aber hat derselbe aus der letztern zwoe gemachet, und noch eine neue hinzugesetzet, mithin vier Arten angegeben. Herr Miller hat viel mehrere angenommen, indem derselbe den Unterschied vorzüglich von der Verschiedenheit der Frucht entlehnet.

1) Der jährige Taschenpfeffer mit einzelnen Blüthen, Capsicum annuum Linn. wächst in dem mittägigen Amerika. Nach einiger Meynung soll selbiger ursprünglich aus Asien abstammen. Die Wurzel ist fäsericht. Der Stängel wird einen, auch anderthalb Fuß hoch, und theilet sich in viele aufrechtstehende Zweige. Die gestielten Blätter halten nicht einerley Ordnung, bisweilen stehen solche einzeln, bisweilen zwey auch drey bey einander, sie sind dicke, saftig, dunkelgrün, länglicht, völlig ganz. Zwischen selbigen kommen die Blüthstiele einzeln hervor. Die Blüthzeit fällt in den August, und dauret bis in den Herbst, indem immer neue Blumen hervorkommen, wenn die erstern schon abgeblühet und Früchte angesetzet haben. Das Blumenblatt ist weiß, die Frucht aber gelb oder mehr röthlicht gefärbet. Diese nimmt verschiedene Gestalten an, und daher findet man bey den Schriftstellern so vielerley Sorten aufgezeichnet, welche aber nur für Spielarten zu halten. Doch geschieht es öfters, daß auch die aus Saamen erzogenen Stöcke die ehemalige Frucht wiedergeben; und deswegen hat Miller mehrere Arten angenommen. Die Frucht ist bald größer, bald kleiner, rund oder kegelförmig, gerade oder gekrümmet, auf- oder unterwärts gerichtet. Bey allen ist die fleischichte Schote glatt, glänzend, anfangs grün, zuletzt entweder gelb oder roth, und der Saame gelblicht.

2) Staudiger Taschenpfeffer mit einzelnen Blüthen, Berberbeerpfeffer, Capsicum frutescens L. wächst in beyden Indien. Nicht allein die Wurzel ist ausdaurend, sondern auch der immergrünende, drey bis vier Fuß hohe, ästige, eckichte, gestreifte, rauh anzufühlende Stängel dauert, bey guter Wartung, einige Jahre. Das übrige Ansehen kommt mit der ersten Art überein, auch fällt die Frucht verschiedentlich

lich aus, obgleich solche kleiner bleibt.

3) Staudiger Taschenpfeffer mit gepaarten Blüthen, Hennenpfeffer, Capsicum baccatum L. ist der zwoten Art ganz ähnlich. Der Stängel ist glatt, die Zweige stehen mehr ausgesperret, zwo Blüthen stehen bey einander, und die Frucht ist kleiner, rundlich, und aufgerichtet.

4) Staudiger Taschenpfeffer mit aufgeblasenen Früchten, Glockenpfeffer, Capsicum grossum L. wächst in Ostindien, und ist, wie die beyden vorigen Arten, fortdauernd und immergrün. Die Frucht ist roth, sehr groß, einen auch anderthalb Schuh lang, aufgeblasen, eckicht und stumpf.

In wieferne die Millerischen Arten, der eckichte, herzförmige, kirschenartige, olivenförmige, kleine Taschenpfeffer, Capsicum angulosum, cordiforme, cerasiforme, oliuaeforme, und minimum als beständig anzunehmen, oder mit den vorigen Arten zu vereinigen, läßt sich nicht bestimmen, indem die angenommene Größe und Gestalt zwar öfters einerley bleibt, öfters aber auch sich verändert.

In Ansehung der innerlichen Bestandtheile und der Wirkung, kommen alle Arten mit einander überein, obgleich die Schärfe, welche die ganze Pflanze, sonderlich die Frucht besitzet, bey einer stärker, bey der andern etwas schwächer zu seyn scheint. Was von dem gewöhnlichen Pfeffer angeführet worden, wird auch von diesem gelten, ja man kann den Taschenpfeffer noch für schärfer und hitziger halten als den gemeinen. Nach des Gregorius Reglo, welcher ein besonderes Büchelchen vom Capsico geschrieben, gemachten Anmerkungen, ist die Frucht so scharf, daß bey Eröffnung derselben ein Dunst herausfährt, welcher heftiges Niesen, Husten, auch wohl Erbrechen verursachet, und auf den Fingern, womit man solche und die Saamen berühret, Bläschen auffahren. In hiesigen Gärten scheint zwar diese flüchtige Schärfe um vieles gelinder zu seyn; doch erinnert Grotian in seinem Calender III. Th. daß man sich, wenn man den Saamen ausmachet, wohl in Acht nehmen, und während der Arbeit mit den Fingern nicht an den Mund oder die Augen kommen und reiben soll, indem dadurch an diesen Theilen ein heftiges Brennen und Jucken erreget werde. Er führet ferner an, wie jemand, um desto sicherer, den Saamen auszumachen, lederne Handschuhe angezogen, in welche sich aber der Saft dergestalt eingezogen, daß solche auch nach drey Jahren bey demjenigen Niesen erregen, welcher solche anzieht, deswegen er diese auch zum Spaße

die Niesehandschuhe zu nennen pflege. Auch die getrocknete Hülse und Saamen erregen heftiges Niesen, wenn man solche zerreibet. Dieser heftigen und mehr schädlichen als nützlichen Wirkung ohngeachtet, wird doch die Frucht von den Indianern, auch andern Völkern hochgeschätzet, auf verschiedene Art zugerichtet nnd gebrauchet. Bey uns geschieht dieses zwar selten, oder gar nicht, da aber der Taschenpfeffer, sonderlich die erste Art, leicht in Menge zu erziehen, könnte man wohl andern Völkern nachahmen, und solchen nützlich anwenden. Die Indianer essen die rohen Früchte ganz und ohne Zubereitung, und da sie von Jugend auf dazu gewöhnet sind, empfinden sie das heftige Brennen im Munde und dem Magen wenig. Sie pflegen auch die noch grünen und unreifen Früchte aufzuschneiden, die Saamen herauszunehmen, in Salzwasser und zuletzt etliche Monathe über in Essig zu weichen, und mit solchen, wie mit den Capern, die Brühen zu würzen. Die Franzosen nennen solche Poivrons. Sie überziehen sie auch mit Zucker, um sich derselben auf Reisen zu bedienen. Von solchen überzuckerten Früchten essen sie etliche Quentchen nach der Mahlzeit, um die Verdauung zu befördern, den widernatürlich in den Magen gesammleten Schleim aufzulösen, und die Blähungen abzutreiben. Sie bereiten auch daraus ein besonderes Pulver. Sie lassen die Früchte anfangs langsam an der Sonne, hernach bey einem gelinden Feuer trocknen, schneiden sie hierauf in kleine Stückchen, und thun zu jeder Unze ein Pfund fein Mehl, kneten beydes mit Sauerteig untereinander, und lassen den Teig gähren; nachher schieben sie diesen in den Ofen, und wenn er gebacken, schneiden sie solchen in Stücke, bringen diese nochmals in den Ofen, und backen solchen zum zweytenmale, wie mit den Zwieback zu geschehen pfleget, und stoßen die Kuchen zu einem feinen Pulver. Mit diesen würzen sie ihre Speisen. Die Indianer sollen auch den Saamen unter die Chocolade mischen, um dadurch die Geilheit zu befördern. Die Brandteweinbrenner bedienen sich öfters dieser Frucht, den schwachen Brandtewein zu verstärken, welches auch den Essigbrauern bekanndt ist. Viele pflegen die eingelegten Gurken damit zu würzen, und die, mit den Gurken eingemachten, Früchte könnten vielleicht als ein kräftiges Verdauungsmittel nützlich seyn. Die Saamen von der dritten Art werden in Amerika, sonderlich zu Cayana gemahlen, und dieses Mehl mit andern Sachen vermischet, unter dem Namen Cayenne pepper

per verführet. Die Engländer gebrauchen auch diese Saamen, als ein Gewürze. Die unreifen Früchte sollen für die Schaafe, wenn sie die Pocken haben, ein nützliches Mittel abgeben. Herr Dr. Schreber in dem ersten Theile seiner Samml. S. 121. meldet, daß, als dergleichen kranke Schaafe in einen Garten gekommen, und von den unreifen Schoten gefressen, sie sämmtlich davon gesund geworden.

In Gärten unterhält man den Taschenpfeffer vorzüglich deswegen, weil die glatten, glänzenden, öfters wunderlich gestalteten, schön gefärbten Früchte unter den grünen Blättern das Auge ergötzen. Die Früchte behalten auch den ganzen Winter über ihr Ansehen und Gestalt, wenn die Stöcke im Glashause unterhalten werden. Man muß diese aber zeitig unter Dach bringen, indem sie die Kälte nicht vertragen. Alle Arten muß man aus Saamen auf dem Mistbeete erziehen. Die jungen Pflanzen kann man auf Rabatten pflanzen; da man aber davon nicht leicht reifen Saamen erhält, pfleget man sie lieber in Töpfe, welche mit guter, frischer, lockerer Erde erfüllet sind, zu setzen, und diese, nachdem die Stöckchen angewurzelt, an sonnenreiche Oerter zu stellen, und fleißig zu begießen. Die ausdauernden Arten werden eben so gewartet, den Winter über in ein warmes Glashaus gesetzet, und selten begossen. Sie setzen leicht Schimmel an, und verderben dadurch. Kann man sie auch im Winter zuweilen die frische Luft genießen lassen, wird dieses desto eher verhindert.

Pfeffer, jamaikanischer, S. Amomum.

Pfeffer, japanischer, S. Stahlbaum.

Pfeffer, schwarzer, S. Cubeben.

Pfefferbeeren.

S. Johannisbeerstrauch.

Pfefferfras.

Klein hat in der dritten Familie der Vögel, welche zween Zähen vorne und zween hinten hat, das letzte, sechste Geschlecht, einem zur Zeit noch nicht genugsam bekannten Vogel gewidmet, den er Pfefferfras, Hohlschnäbler, nennet: Piperiuorus, Nasutus, Rostrata, Toucan. Er hat einen großen und ganz besondern Schnabel, nach welchem er ihn weder zu den Spechten noch Aelstern zählen kann; ist ihnen auch nach den übrigen Theilen des Körpers gar nicht ähnlich. So groß auch der Schnabel ist, so hat er doch wenig Gewicht; denn er ist hohl und dünne, wie Pergament, aber hart

hart und hornicht. Nach diesem Schnabel zu urtheilen, müssen unterschiedliche Arten des Vogels vorhanden seyn. Denn Herr Klein hat wohl acht Veränderungen von solchen Schnäbeln gehabt, darunter einige gezähnet und sägeartig gewesen. Ob man wegen der Füße auch uneinig ist, so steht doch dem Edward und dem Fevillee zu glauben, die den Vogel lebendig gehabt haben. Und diese behaupten, daß zween Zehen vorwärts, und eben soviel hinterwärts stünden. Zu diesem Geschlechte der Pfefferfraße zieht Herr Klein auch die Nashörner, Rhinocerotes, deren Schnäbel eben so groß, so leicht und hohl sind. Er hat dieserhalb zwo Hauptgattungen in diesem Geschlechte aufgeführet. 1) Die Hohlschnäbler, und eigentliche Pfefferfraße; Toucana, davon Barrere vier Gattungen gesehen hat: eine schwarze mit scharlachfarbenem Bauche und Bürzel; eine grüne mit schwarzen und rothem Schnabel; eine schwarze mit gelbem Bürzel; noch eine schwarze mit weißem Bürzel. 2) Geflügeltes Nasenhorn, davon zwar die ältern Schriftsteller Aldrovand, Wormius, auch Jonston Beschreibungen geben, denen aber nicht zum besten zu trauen ist. Die nähere Kenntniß dieses Vogels ist von den künftigen Bemerkern zu erwarten.

Linnäus bringt diesen Vogel unter die Aelsterarten; und Boddaert machet daraus ein eigen Geschlecht unterm Namen Toucan; der Schnabel sehr groß, inwendig sägeförmig ausgeschnitten, an der Spitze krumm, die Naslöcher an der Wurzel des Schnabels, die Zunge federartig. Er rechnet dahin den grünen Toucan, den eigentlichen Pfefferfras, und noch andere Arten, wie unterm Artikel Toucan vorkommen wird. Sie kommen aus Amerika.

Pfefferholz.

S. Pfaffenhütchen.

Pfefferkornstrauch.

S. Molle.

Pfefferkraut.

S. Kresse und Saturey.

Pfeffernüßlein.

S. Kuchendoublet.

Pfefferriesselholz.

S. Pfaffenhütchen.

Pfefferstaude.

S. Kellersalz.

Pfeife.

S. Spritzwurm.

Pfeifenbaum.

S. Lilac.

Pfeifencorall.

S. Röhren- und Zuckercorall.

Pfeifen-

Pfeifenerde.

Pfeifenthon, Argilla fistularis, Leucargilla Plinii; ist ein weisser Thon, der sich fein und sanft anfühlen läßt, die weiße Farbe im Feuer behält, und in selbigem hart wird. Cronstedt Mineral. S. 84. hält dafür, daß es ein mit brennbarem Wesen und einem unzertrennlichen Theile fremder Bestandtheile vermischter Thon sey. Dergleichen Thon wird in Cölln, in Holland und andern Orten mehr gegraben, und es werden aus selbigem Tobackspfeifen gemachet; daher er den Namen Pfeifenthon oder Pfeifenerde erhalten hat.

Pfeifenstrauch.

S. Jasmin, Bastard.

Pfeil.

Sagitta. Ein kleines Sternbild nordwärts über dem Adler in der Milchstraße, worzu einige Astronomen fünf, andere aber achtzehen Sterne rechnen, unter welchen vier Sterne vierter Größe die kenntlichsten sind. Nach der Erzählung einiger Poeten soll dieses Sternbild das Andenken desjenigen Pfeils verewigen, womit Hercules die Juno und den Pluto verwundete. Nach andern hingegen stellet es denjenigen Pfeil vor, womit Hercules den Geyer tödtete, welcher die Leber des Prometheus fraß, als dieser vom Vulcan, auf Jupiters Befehl, am Berge Caucasus angeschmiedet worden war.

Pfeilblume.

S. Steris.

Pfeildrache.

Chimaera monstrosa, Linn. gen. 132. sp. 1. wird von Müllern die erste Gattung der Seedrachen, genennet, welche bey dem Ritter zu den schwimmenden Amphibien gerechnet werden.

Pfeilfisch.

Sphyraena, nennet Klein Miss. V. Fascic. IX. §. 16. sein viertes Geschlecht der, mit zwo wahren, aber stachlichten, Rückenflossen, begabten, Fische Dipterorum, pinnis dorsi ambabus radiatis; s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 66. Im Griechischen bedeutet Σφύρα einen Pfeil, rundlich spitzigen Pfahl, spitzigen Stecken oder Stachel, und spitzigen Schreibegriffel; mit welchem der Fisch, der Gestalt nach, zu vergleichen; er hat einen dichten, aber schmächtigen geschlanken Leib; mit langgestrecktem Kopfe; keilförmiger Schnauze; weit getrenntem Maule; stumpfen und kürzern Oberkiefer, mit dem sich der untere, etwas längere, bey geschlossenen Rachen aufs genaueste zusammenfüget; mit vielen spitzigen Zähnen, darunter der aller-

längste

längste vorne an der Spitze des Maules im Unterkiefer sitzt, und bey verschlossenem Maule in eine häutige Oeffnung der äußersten Spitze des Oberkiefers, doch dergestalt, daß er in etwas vorraget, hineingreift; und, nach dem Verhältnisse des Kopfes, mit großen Augen. Er hat zwo Floßen auf dem Rücken, davon die vorderste auf der Mitten des Rückens, die hinterste, ziemlich nach dem Schwanze zu, aufsitzet; wie denn des Willughb. Zeichnung, der Salvianischen Beschreibung gleicher kömmt, als desselben eigene Figur, die er nur mit einer einzigen Floße ausstaffiret hat; davon die Kleinische Nota, und der §. IX. dieses Fasciculi, nachzusehen. Die gerade fortstreichende Seiten- oder Mittellinie ist durch härtliche Schuppen sehr künstlich zusammen gekettelt, und an Farbe ist der Rücken aschenfarbig, der Bauch aber weiß. Klein führet derselben nur zwo Gattungen auf:

1ster Pfeilfisch, Sphyraena, mit der gelben Schnauze, silbernen, mit braunen und purpurfärbigen, Wölkchen gleichsam umnebelt. Sphyraena, s. Sudis des Salvians, fol. 70. der nur beschriebene Fisch. Sphyraenae prima species des Rondelets und Gesners, (S. 39. Meerhecht, Meerpfahl, Schwyrenfisch, in Nomencl. p. 73. Sphyraena rostro nauis similis, einer Schiffsschnauze oder Schnabel ähnlich.) Sphyraena s. Sudis des Aldrovands. Lucius marinus zu Livorno; Willughb. p. 273. tab. R. 2. Lucio marino bey den übrigen Italienern. The Sea-Pike, Spitfish, der Engländer; Sudis s. Palus acuminatus des Plinius; Sphyraena des Artedi, in Append. p. 112. der es auch bemerket hat, daß in der Salvianischen Zeichnung die erste Rückenfloße weggelassen worden. Esox Sphyraena, Linn. gen. 180. sp. 1. Müllers Pfeilhecht. s. unsern Artikel, Hecht, B. III. S. 724.

2ter Pfeilfisch, Sphyraena, mit gleichförmigen Schuppen; in dem Unterkiefer an den Winkeln beyder Seiten, mit vier, und an der Kieferspitze mit einem langen starken Zahne; und in dem Oberkiefer gleichfalls mit vier sehr spitzigen Zähnen bewaffnet; mit schwarzen Augen; weißem Augenringe; und kurzen dreyanglichten Floßen auf dem Rücken. Vmbla minor marina, maxillis longioribus, Barracuda des Catesby, II. p. et tab. 1. aus des Sloane Histor. It. Iamaic. p. 285. tab. 247. fig. 3. Raii syn. p. 158. La Becune de Rochef. et du Tertre; de Fresier; de Labat; Paricotas der Spanier, mit sieben Floßen. s. unsern Artikel, Barracuda, B. I. S. 550. desgleichen auch Bekune, ebendaselbst S. 657.

Pfeilfisch, Belone Linn. in Danzig ein Schneffel. Richter. Esox Belone, Linn. gen. 180 sp 6. die Müllerische Meernadel seiner Hechte; s. diesen Artikel, B. III. S. 728 und B. V. S. 526. Mastaccembelus, 1. des Kleins ein Wurfspies, welcher Artikel auch nachzusehen.

Pfeilhecht.

Esox Sphyraena, Linn. gen. 180. sp. 1. wird von Müllern die erste Gattung seiner Hechte genennet. s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 724.

Pfeilkraut.

Weil den ältern Kräutlern nur eine Pflanze bekanndt war, deren Blätter die größte Aehnlichkeit mit einem Pfeile zeigeten, war dieser Name dem Geschlechte recht angemessen, und man hat solchen auch noch ferner behalten, obgleich in neuern Zeiten eine und die andere Art entdecket worden, welche zwar der Blüthe und Frucht nach der gemeinen ähnlich, in Ansehung der Blätter aber verschieden ist. Die ältern Schriftsteller bedienen sich des Worts Sagitta, welches Herr von Linné in Sagittaria verwandelt. Männliche und weibliche Blumen stehen auf einem Stängel. Die erstern sind in mehrerer Zahl zugegen, und die wenigern weiblichen stehen unter diesen. In beyden sieht man drey eyförmige, vertiefte, stehenbleibende Kelch-, und drey rundliche, stumpfe, platte, ausgebreitete, viel größere Blumenblätter; die männlichen enthalten viele, in einem Köpfchen vereinigte Staubfäden, und bey den weiblichen zeiget sich ein ähnliches Köpfchen, welches aus vielen krummen Fruchtkeimen besteht, deren jeder sich in einen kurzen Griffel und spitzigen Staubweg verlängert. Die länglichten, plattgedrückten, der Länge nach geflügelten, krummen Saamen sitzen auf dem kugelförmigen Blumenbette. Herr von Linné führet vier Arten an.

2) Das gemeine spitzblätterichte Pfeilkraut, Sagittaria sagittifolia Linn. wächst bey uns häufig an kleinen faulen Flüssen, Seen und Gräben. Die Wurzel besteht aus sehr vielen rundlichten Fasern, oder vielmehr kleinen Knollen, und treibt sowohl langgestielte Blätter, als nackende einfache Stängel. Die jungen Blätter sind fast grasartig, werden aber nach und nach breiter, und wenn sie völlig ausgewachsen, sind sie groß, breit, und zeigen drey vorragende Spitzen, wodurch sie einem Pfeile gleich sind. Die Blumen stehen am Stängel wirtelförmig. Die Blüthstiele umgeben drey eyförmige, spitzige, purpurfärbige Deckblätter. Die Blumenblätter sind weißlicht, und

wo solche ansitzen, purpurfärbicht. Die Blätter der Pflanze sind bald größer, bald kleiner, schmäler und breiter, und Lösel hat eine Art unter dem Namen Sagitta foliis variis beschrieben, welcher nicht, wie Dietrich übersetzet, buntes Pfeilkraut bedeutet, sondern eine solche Pflanze, welche zweyerley Blätter, als grasartige und pfeilförmige zugleich zeiget. Dieses alles sind nur Abänderungen, ob aber das amerikanische Pfeilkraut oder Sagittaria bulbis oblongis, welches häufig in China gebauet wird, auch dahin zu rechnen, scheint noch zweifelhaft. Die ganze Pflanze ist viel größer, als die unsrige. Die Wurzel ist länglichtrund, und hat die Größe einer geballten Faust; der Stängel und die Blätterstiele sind sechseckicht; das Blatt selbst ist mit eilf rothen Adern durchzogen; jeder Wirtel besteht aus dreyßig, auch mehrern Blüthen. Die Wilden in Nordamerika pflegen die Wurzel davon, entweder roh, oder in Asche gebraten, zu essen; und die Chineser bauen solche mit großem Fleiße, und bedienen sich selbiger zur Speise. Die Schweine sollen die Wurzel begierig aufsuchen. Da wir von den Erdäpfeln gleichen Nutzen ziehen, und diese vielleicht weniger Mühe erfordern, als das Pfeilkraut, so dürfen wir wohl nicht auf den Anbau dieses Nahrungsmittels bedacht seyn. Schon die Erdäpfel haben in unserer Gegend den Kornbau und die damit verbundenen Vortheile ungemein vermindert, was möchte nicht noch geschehen, wenn man auch jene Knollen einführen wollte? Wer jedoch Lust und Belieben hätte, dergleichen neue Speise zu genießen, und mit deren Anbau Versuche anzustellen, kann Herr Schrebers Vorrede zu der Osbeckischen Reisebeschreibung nachlesen.

2) Das stumpfblätterichte Pfeilkraut, Sagittaria obtusifolia Linn. unterscheidet sich vorzüglich durch das viel breitere Ende, oder die vordere stumpfe Spitze des Blattes. Das Vaterland ist Asien.

3) Lanzetförmiges Pfeilkraut, Sagittaria lancifolia L. Freylich ist es widersprechend, wenn das Pfeilkraut ein ander gestaltes Blatt hat. Es ist aber nicht anders. Die Blätter sind eyförmig, oder mehr länglicht, an beyden Enden zugespitzet, und fast lederartig; die Stiele davon sehr lang und rundlicht; der Stängel in Zweige getheilet; der Blumenwirtel und die Blüthen selbst sehr groß; die Kelchblättchen röthlicht, und die Blumenblätter weiß. Amerika ist das Vaterland.

4) Das dreyblätterichte Pfeilkraut, Sagittaria trifolia, wächst in China.

Pfeilschwanz.

Sphinx Linn. Dieser Name wird von einigen neuern Naturforschern denjenigen Schmetterlingen gegeben, welche nur des Morgens und Abends herumfliegen, weil die Raupen dieses Geschlechts einen pfeilförmigen, wie ein Horn gestalten Fortsatz, auf dem Hinterkörper führen. S. Schmetterling.

Außerdem aber bedienet sich Herr Müller dieser Benennung auch, um das Ostindische fliegende Eichhörnchen, welches von dem Ritter von Linne´ Sciurus sagitta genannt wird, und einige andere Thiere aus der Classe der Vögel und Fische damit zu bezeichnen. So wird z. E.

Pfeilschwanz, Raia Pastinaca, Linn. gen. 130. sp. 7. von Müllern die siebente Gattung seiner Rochen genennet. Leiobarus, 5. des Kleins ein Glattray; s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 437. auch den Artikel, Pastinac.

Pfeiltausendbeine.

S. Wasserälchen.

Pfennigcoralle.

Pfennigcoralle ist eine einfache, ganz kleine Sterncoralle, die häufig unter den europäischen Versteinerungen vorkömmt. Sie hat keinen Stiel, ist untenher platt, gerandet, glatt, und führet einen erhabenen Stern, davon der Mittelpunkt eingedrücket und rund ist. In den Versteinerungen sind die Blätterchen mehrentheils abgenutzet, daher auch der Mittelpunkt nicht allemal vertiefet erscheint. Wegen dieser platten Gestalt pfleget man solche auch den Pfennigstein zu nennen. Beym Herrn von Linne´ heißt selbige Madrepora porpita, indem man dafür hält, daß die Steinqualle oder Medusa porpita, das Original dieser Steinchen abgiebt. S. Qualle.

Pfenniggewicht.

Pondus nummularium; ist ein bey dem Münzwesen gebräuchliches Gewicht, wornach man das Gold und Silber ihrem Gehalte nach berechnet. Man rechnet nämlich das Gold und Silber nach Marken, welche man in sechzehen Loth theilet; ein Loth theilet man wieder in vier Quentchen, ein Quentchen in vier Pfennige, einen Pfennig in zween Heller; folglich hat die Mark zweyhundert und sechs und funfzig Pfennige.

Pfennigkraut.

S. Bauernsenf, klein Schöllkraut und gelber Weiderich.

Pfenning, Brattenburgischer.

S. Todtenköpfchen.

Pferd. S. Roß.

Pferdchen.

Das kleine Pferd, oder Füllen, Equuleus, ist bey den Astronomen ein kleines Sternbild zwischen dem Pegasus, Delphin und Wassermann, wozu man nur sechs Sterne, nämlich einen von der dritten, drey von der vierten, einen von der fünften, und einen von der sechsten Größe rechnet. Nach den Fabeln der Poeten soll dieses Sternbild dem Andenken desjenigen Pferdes, welches Mercur dem Castor gab, gewidmet seyn.

Pferdeameise.

S. Ameise.

Pferdeblume.

S. Löwenzahn.

Pferdebohne.

S. Bohne.

Pferdeegel.

S. Blutigel.

Pferdefliege.

S. Viehbreme.

Pferdefuß.

Pferdefuß oder Pferdehuf nennet man die Gienmuschel, Chama hippopus Linn. Die Aehnlichkeit möchte schwer zu finden seyn; daher solche D'Argenville Feuille de Choux, oder das Kohlblatt, andere Perspectivdoubler genennet. Die beyden Schaalen werden über eine Spanne lang, und sind verhältnißmäßig schwer, inwendig porzellanartig weiß, auswendig röthlichtweiß mit zerstreueten rothen bogichten Flecken. Die Gestalt gleichet einem halben Monden, woran eine Ecke abgeschnitten ist, wodurch dieselbe Seite platt wird, und wenn man sie gerade vor sich hält, wie ein Herz aussieht, an welchem viele erhöhete Ringe übereinander in einen halben Cirkel gegeneinander laufen, welche gleichsam so viele besondere Herzen abbilden, davon das kleinste hinten am Wirtel oder Gelenke steht. Sonst sind die Schalen rauh, stachlicht, oder mit stumpfen Dornen, nicht aber, wie bey dem fast ähnlichen Waschbecken oder der Nagelmuschel, mit Nägeln besetzet, und nicht allein in verschiedenen Rücken oder Wellen, sondern auch zwischen jedem Rücken und Vertiefung abermals mit Ribben und Furchen eingetheilet. Die am Rande hervorstehenden Ribben machen, daß die Schalen im Umfange gröblich gezacket erscheinen. Der Aufenthalt dieser Muschel ist im asiatischen Meere. Das Thier ist häßlich, gelb, blau und braun gefleckt; vorneher strecket selbiges einen Busch Fasern aus, womit es sich an die Felsen hanget. In selbigem,

meistentheils in der Senne findet man ein perlenartiges, oder milchichtweißes Steinchen, in der Größe einer Erbse, welches Chamites oder Perle di Concona genennet wird. Dergleichen Steinchen finden sich auch in dem Waschbecken und einigen andern Gienmuscheln. Rumph bemerket, wie diese Muschelsteine eckicht und körnicht erscheinen, als ob sie aus vielen Steinchen zusammengesetzet wären. Etliche sollen auch hellgelb, andere hellvioletfärbicht seyn. Man kann hierüber den Rumph im 28sten Kapitel nachlesen.

Der dornichte Pferdefuß ist zwar auch eine Gienmuschel und Chama arcinella Linn. von der vorherstehenden aber verschieden. Die Schalen sind von der Größe einer Pflaume, grubicht, dornicht, und mit ausgehöhlten Punkten besetzet. Im Schlosse zeiget sich ein niedriger Höcker. Die Angeln sind einander gleich. Der Rand ist gekerbet, der After herzförmig, warzenartig gerunzelt, und das Schloß hat vier schmale Grübchen, in welche vier Blätterchen der andern Schale passen. Die amerikanischen Gewässer.

Pferdegiftbaum.
S. Mancinelle.

Pferdegras.
S. Honiggras.

Pferdehaarwurm.
S. Fadenwurm.

Pferdekrabbe.
S. Taschenkrebs.

Pferdelaus.
S. Laus, fliegende.

Pferderuthe.
S. Seenessel.

Pferdesaamenkraut.

Ob es gleich nicht ausgemachet, daß diese Pflanze, sonderlich getrocknet, den Pferden vorzüglich schädlich sey, behalten wir doch diesen Namen; sie heißt sonst auch Peersaat, Wasserfenchel, Roßfenchel, Barzenkraut, und beym Planer Wützerling, Phellandrium. Nach den meisten Schriftstellern, unter welchen auch Herr von Haller ist, besteht dieses Geschlecht nur aus einer Art. Diese ist:

das gemeine Pferdesaamenkraut. Es wächst solches bey uns in sumpfichten Oertern und in den Landseen, und wird daher Phellandrium aquaticum, Millefolium aquaticum, Foeniculum aquaticum und Cicutaria palustris tenuifolia genennet. Die ausdauernde oder zweyjährige Wurzel ist rübenförmig, äußerlich in Gelenke abgetheilet, und an diesen gleichsam wirtelförmig mit Zäserchen besetzet, innerlich schwammicht und weich, so

so daß man sie selten ganz aus dem Sumpfe herausziehen kann. Der Stängel ist dicke, drey bis vier Ellen hoch, gestreifet, mit Absätzen oder Knoten versehen, am untern Theile gestrecket, und am obern aufgerichtet, mit vielen verschiedentlich gekrümmten Zweigen besetzet. Der häutige scheidenförmige Anfang des Stiels umgiebt die Knoten, und verbreitet sich in viele, mehrmals abgetheilte, weit von einander abstehende und unter einem stumpfen Winkel rückwärts gebogene Zweige, so, daß das Blatt doppelt und dreyfach gefiedert erscheint. Die Blättchen sind oberwärts dunkelgrün, glänzend und verschiedentlich eingekerbet. An den Spitzen der Zweige erscheinen im Junius und Julius die Blüthdolden, welche gemeiniglich unterwärts gerichtet sind. Die Hauptdolde ist nackend, bey den Abtheilungen derselben aber stehen gemeiniglich sieben spitzige Blättchen. Die Blumen alle sind einander ähnlich, und Zwitter, und die fünf weißlichten Blumenblätter herzförmig und einwärts gebogen. Sie haben, wie alle Dolden, fünf Staubfäden und zween Griffel, und die beyden Saamen, welche die Frucht ausmachen, sind mit den Griffeln und dem vergrößerten eigentlichen, aus zwey größern und drey kleinern Blättchen zusammengesetzten Kelche besetzet, eyförmig und mehr glatt als gestreifet. Viele Schriftsteller nennen solche gestreifet, sie sind auch mit zehen Linien bezeichnet, diese aber nicht merklich erhaben. Damit man diese merkwürdige Pflanze um desto leichter erkennen und von andern unterscheiden könne, bemerken wir noch, wie die Pflanze dem Ansehen nach dem gemeinen Körbel ähnlich, aber auch wegen des Geburtsortes sogleich davon zu unterscheiden sey. Vom eigentlichen Schierling, und dem Wüterich, oder Wasserschierling wird man unsere Pflanze leicht unterscheiden, wenn man die Beschreibungen mit einander vergleichen, und sonderlich auf die Frucht Acht geben will.

Man hat die Pflanze für giftig, wenigstens für verdächtig gehalten; und da die mehresten Doldengewächse, welche in nassen und sumpfichten Oertern wachsen, den Menschen und Thieren gemeiniglich nachtheilig und schädlich sind, so darf man schon deswegen unserer Pflanze nicht trauen, und wenn auf den Genuß derselben, wie Sauvages meldet, tödtliche Zuckungen der Nerven entstanden, und nach Herr von Linné und anderer Beobachtung der häufige Genuß davon eine Seuche unter den Pferden angerichtet, welche in einer Lähmung der Hinterfüße bestanden, so wird man wohl nicht weiter an ihrer giftigen Ei-

genschaft zweifeln. Indessen soll doch diese nicht der Pflanze selbst eigen seyn, sondern von einem Nebenumstande abhangen, und Herr von Linné will aus Beobachtungen und Erfahrungen behaupten, wie alle schädliche Wirkung von der Larve eines besondern Rüsselkäfers, welchen er Curculio paraplecticus genennet, herrühre, welcher sich in dem Stängel aufhalte, und unvermerket von den Thieren, vielleicht auch Menschen verschlucket werde. Ist aber diese Larve auf keinem andern Gewächse anzutreffen, hat sie allein ihren Aufenthalt in dem Stängel dieser Pflanze? muß man dieses, wie es wahrscheinlich ist, annehmen, so wird leicht folgen, daß die Pflanze niemals von allen Verdachte frey sey. Vielleicht irret man sich auch und schiebet die Schuld von einem auf das andere. Indessen hat Herr von Linné auf seiner Schonischen Reise zu Malmo von den Einwohnern erfahren, daß ihnen dieser Pferdeschlag nicht bekanndt sey, obgleich daselbst die Pflanze häufig wächst, auch, um sich davon zu überzeugen, zwey Pferde damit gefüttert, welche solche mit vieler Begierde gefressen, aber auch in keinem Stängel, ob er wohl über tausend untersuchet, eine dergleichen Larve gefunden. Die Wurzel scheint, nach unserer Empfindung, viel ähnliches mit dem Wüterich zu haben. Und von dieser und den Blättern hat man zur Zeit einigen Gebrauch zu machen, keine Versuche angestellet. Der Saame hat sich mehr Achtung erworben. Es äußert selbiger einen gewürzhaften Geschmack mit einiger anhaltenden Schärfe, und man hat solchen längst als ein treffliches Mittel wider den Rotz, den Husten, und alle äußerliche Verletzungen bey Pferden empfohlen; und der Braunschweigische Artzt, Herr Lange, hat, wie die besondere von dieser Pflanze geschriebene Abhandlung lehret, bey mancherley Krankheiten an Menschen Versuche angestellet, und den Saamen nützlich und kräftig befunden. Er hat gemeiniglich den zerstoßenen Saamen zu einem halben, auch ganzen, selten bis zwey Quentchen, des Morgens auf einem ungesalzenen Butterbrodte, oder auch mit Wasser nehmen lassen, und will durch den anhaltenden Gebrauch bey äußerlichen frischen Wunden, Quetschungen, Beinbrüchen, krebsartigen und andern bösartigen Geschwüren, Blutspeyen, Lungensucht, Mutterkrankheit, Engbrüstigkeit, Scharbock, Wechselfiebern, auch sogar bey dem Nabel- und Leistenbruche, die besten Wirkungen wahrgenommen haben. Ob wir nun gleich dergleichen neuen, und in so mancherley und ganz verschiedenen Krankhei-

ten angepriesenen Mitteln nicht leicht Glauben beylegen, uns auch unmöglich scheint, durch innerliche Mittel einen wahren Bruch zu heilen, so wollen wir doch diesen Saamen zu fernerer Untersuchung empfehlen, da solcher gewiß nicht unkräftig, und bey uns leicht in Menge zu haben ist. Herr von Linné vereiniget mit der gemeinen Art:

2) das Alpenpferdesaamenkraut, welches bey den ältern Schriftstellern den Namen Mutellina erhalten, und daher vom Ritter Phellandrium mutellina genennet worden. Herr von Haller vereiniget solches mit dem Geschlechte Seseli, und Herr Cranz nicht allein diese, sondern auch die erste Art mit dem Ligusticum. Wächst auf den Alpen in der Schweiz und Crain. Die starke, in Zweige abgetheilte Wurzel ist ausdauernd, und oberwärts mit Borsten besetzet. Der Stängel ist selten über einen Fuß hoch, und fast nackend, oder mit wenigen Blättern umgeben. Die Blätter sind steif, viel länger als breit, doppelt gefiedert, und die Blättchen lanzetförmig, ganz, auch in zween oder drey Lappen zerschnitten. Die Hauptdolde ist nackend, bey den Abtheilungen stehen einige, vier, fünf, auch sieben lanzetförmige Blättchen, welche die besondere Hülle ausmachen. Die Blumenblätter sind mehr purpurfärbig als weiß, herzförmig, einwärts gebogen; nach Herrn Cranz einander völlig ähnlich, nach Herrn von Haller aber ist eins größer als die vier übrigen. Der Saame ist eyförmig, und mit fünf vorragenden Flügeln besetzet; und wegen dieser Beschaffenheit gehöret die Pflanze nicht zu diesem Geschlechte; da aber Herr von Linné mehr auf die Hülle als Saamen sieht, und in Ansehung dieser beyde Arten übereinkommen, so sieht man leichtlich, worinnen derselbe beyde vereiniget.

Pferdeschwanz.

S. Kannenkraut.

Pferdesilge.

S. Brustwurzel.

Pferdestecher.

S. Stechfliege.

Pferdesteine.

Calculi equini, sind steinartige Verhärtungen, welche wider die Natur im Magen, in der Gallenblase, wie auch in der Urinblase und bisweilen in den Gedärmen der Pferde gefunden werden. So haben wir einen Stein gesehen, der über sechs Pfund wog, und nebst etliche und zwanzig kleinern Steinen von verschiedener Größe in einem Pferde gefunden worden, welches viele Jahre in einer

Mühle Dienste thun, und Säcke mit Mehl in die Stadt tragen müssen. Von den kleinen Steinen besitzen wir selbst einen; er ist ohngefähr so groß wie ein Speciesthaler und eines Daumens dick und hat fast, wie ein Kieselstein, eine Härte; er ist glatt und wie polirt, und sieht wie ein röthlicht grauer Pflasterstein aus. Alle diese Steine nebst dem bemeldeten großen Steine sind in dem großen Darme gefunden worden, welcher einmal, da das Pferd ausgeritten worden, zerborsten war.

Wenn die Pferdesteine, vorzüglich aus der Gallenblase, schaalicht sind, so werden sie auch von einigen Bezoar von Pferden, Bezoardici equini, genannt.

Pferdhaay.

Pferdhaay nennt Müller die eilfte Gattung seiner Haayfische, Squalus maximus, Linn. gen. 131. sp. 11. des Pontoppidans Haae-Maeren; s. unsern Artikel, B. III. S. 707.

Pferdsampfer.

S. Grindwurzel.

Pferschenbaum.

Pferschenbaum oder Pfirskenbaum, Malus persica. Das Schicksal, welches viele andere Obstarten betroffen, hat auch dieser Baum erdulden müssen. Bis auf die Zeiten des Hrn. v. Linné machte solcher ein eigenes Geschlecht, nun aber ist solches in dem botanischen Reiche ausgerottet, man hört und findet den Namen Pfersche nicht mehr, vielmehr hat sich solcher in einen Mandelbaum verwandelt. So unschicklich aber solches auch manchen vorkommen dürfte, so müssen wir doch die Vereinigung des Pfirschen- und Mandelbaumes billigen, und beyde unter einem Geschlechte begreifen, mithin auch mit einem gemeinschaftlichen Namen belegen; da es denn freylich besser wäre, wenn man keinen von beyden beybehalten dürfte, und lieber einen neuen wählen könnte. Herr von Linné behält, nicht ohne Grund, wie wir hernach bemerken werden, Mandelbaum, Amygdalus, mithin vermißt man in dessen Pflanzenreiche Persicam, oder die Pfirsche, und sollte es einem andern einkommen, Pfirsche zum Geschlechtsnamen zu wählen, welche Undeutlichkeit müßte alsdenn entstehen? Und doch ist es auch nicht zu rathen, einen dritten Namen zu gebrauchen, da dergleichen schicklicher nicht, wie bey andern dergleichen bereits vereinigten Geschlechtern, vorhanden, und ganz neue zu machen, ohne dringende Noth nicht anzurathen. Daß aber der Mandel- und Pfersichbaum nur ein Geschlecht ausmachen und billig mit einander zu vereinigen sind, wird man-

man aus Vergleichung derselben mit einander leichtlich abnehmen. In der Blüthe kommen beyde völlig mit einander überein. Der einblätterichte, röhrenförmige Kelch ist in fünf stumpfe Einschnitte abgetheilet und fällt ab. Auf diesem sitzen fünf länglicht runde, vertiefte Blumenblätter und ohngefähr dreyßig kürzere Staubfäden. Der Fruchtkeim trägt einen einfachen Griffel mit rundlichem Staubwege. Die Frucht enthält eine mehr oder weniger dickschalichte und gefurchte Nuß, worinnen ein ölichter Kern liegt. Die Frucht selbst ist etwas verschieden. Bey der Mandel ist das fleischichte Wesen trocken, lederartig, unschmackhaft, und färbet sich niemals, bey der Pfirsche hingegen saftig, schmackhaft und gefärbet; daher man billig mit Herrn von Münchhausen die Mandel für eine wilde Pfirsche ansehen könnte. Ueberdieß ist die Frucht der Pfirsche mehr rund, und auf der einen Seite mit einem Falze versehen, auch die Nuß oder der Stein bey dieser dicker, härter, in der Mitte rund, oben zugespitzet und auf der ganzen Fläche mit mehrern und tiefer ausgegrabenen Furchen versehen, und der Kern kleiner, von Geschmacke bitter; bey der Mandel hingegen ist der Stein glätter, mit wenigern und mehr flachen Furchen versehen, oben glatt und spitzig, und enthält einen größern, wohlschmeckenden, süßen, doch zuweilen auch bittern Kern. Nicht allein in der Blüthe, sondern auch im Wachsthume selbst und den Blättern haben die Mandel- und Pfirsichbäume viele Aehnlichkeit. Doch hat Herr von Linne, außer dem angemerkten Unterschiede der Frucht, auch in den Blättern ein Merkmal angegeben, beyde Bäume zu erkennen. An den Pfirsichbäumen sollen alle Einschnitte oder Zäckchen der Blätter scharf und spitzig, bey den Mandelbäumen hingegen die hintersten Einschnitte mit kleinen Drüsen versehen seyn. Herr von Münchhausen aber machet dieses Unterscheidungszeichen billig verdächtig, indem auch bey einigen Sorten der Pfirschen die Blätter drüsicht erscheinen. Gemeiniglich ist das Laub der Mandeln glätter, dicker, und mehr weißgräulicht. Auch an den Blüthen kann man beyde einigermaßen unterscheiden. An dem Mandelbaume brechen solche zeitiger hervor, und gemeiniglich stehen zwo Blumen neben einander, da sie bey den Pfirschen allezeit einzeln erscheinen. Die Blumenblätter sind bey jenem etwas ausgeschnitten, bey diesem mehr völlig ganz, gemeiniglich bey beyden roth und die Blüthe und Frucht fast ohne Stiele.

Wegen der durchgehends angenommenen Namen handeln wir hier allein von den Pfirschen; von

von den Mandeln kann man den fünften Band 344 S. nachlesen. Das eigentliche Vaterland des Pferschbaumes ist nicht bekannt. Auch ist nicht ausgemachet, ob nur eine Stammart anzunehmen, und diese für die Mutter aller Pferschen zu halten, oder ob mehrere und wenigstens zween derselben erschaffen worden. Das äußerliche Ansehen, die Gestalt und Größe der Pfersichbäume sind in unsern Gärten meistentheils mehr gekünstelt als natürlich, daher wir davon nichts besonders erwähnen wollen. Die Rinde an den jungen Aesten ist grün und glänzend, an der Sommerseite etwas röthlich und hat einen Mandelgeruch. Auch die jungen Blätter geben der Milch, wenn sie damit abgekochet wird, einen Mandelgeschmack, wie bereits bey dem Kirschlorbeerbaume angemerket worden. Das ausgewachsene Laub hat viele Aehnlichkeit mit den Bachweiden, es ist schmal, lang, vorwärts zugespitzet, glatt, glänzend und fein eingezacket, zuweilen, und bey einigen Sorten, als der la Pêche cerise, und l'admirable jaune, fast immer hinterwärts an den Zäckchen mit kleinen Drüsen besetzet. Auch zeigen die Blätter bey verschiedenen Sorten einige andere Veränderungen. Bey den mehresten verlieren sich solche gegen den Stiel, oder verwandeln sich in den Stiel, bey andern laufen sie unten stumpf zu. Die Einschnitte sind bey den mehresten scharf und spitzig, an einigen zugerundet. Die stärksten Einschnitte hat la Madeleine blanche. Die Blumen sind bey allen Sorten ungestielt und roth, zeigen aber doch einen merklichen Unterschied. Die mehresten Sorten haben kleine, dunkelrothe, tief ausgehohlte und nicht ausgebreitete Blumenblätter, daher die Blüthe eine Kugel abbildet; bey einigen hingegen sind die Blumenblätter fleischfärbig, groß und ausgebreitet; wobey wunderbar, daß der Pfirsichbaum, welcher die kleinste Frucht trägt, die größte Blume hat. Es heißt dieser l'avant-péche blanche. Die Frucht ist bey den Sorten auf mancherley Art verschieden; der Hauptunterschied aber besteht in der Oberfläche, welche bey den eigentlich so genannten Pfirschen mit einem wollichten Wesen bedecket, bey andern aber über und über glatt und glänzend ist. Diese letztern nennt man glatte Pfirschen, oder, weil sie einige Aehnlichkeit mit der Walnuß haben, Nußpfirschen, Nuci-persica. Diese letztere wird fast in allen Ländern als eine besondere Art unterschieden, und die Franzosen nennen die wollichten Peches, die glatten Brugnons, und diese letztern die Engländer Nectarines, die Holländer Kaele Persinen. Herr v. Linné verei-

vereiniget beyde unter dem Namen Amygdalus persica, und hält solche für Spielarten, und doch arten sie nicht aus, und aus den Kernen von glatten erhält man Bäume, welche wieder glatte Früchte tragen, und aus den Kernen von den wollichten wird man niemals glatte Früchte erhalten, daher auch Hr. v. Münchhausen solche für beständige Arten angenommen. Ausser diesem Unterschiede bemerket man mancherley andere Verschiedenheiten an der Frucht.

Gemeiniglich ist selbige kugelförmig; bey der Rossane, Chevreuse und Violette tardive fällt sie mehr ins rundliche.

Welche sich oben in eine Spitze endigen, sind gemeiniglich nicht recht ausgewachsen und taugen nichts. Bey der l'avant peche blanche und rouge endiget sich die Frucht oben in eine merkliche scharfe Spitze.

Eine Vertiefung an der Spitze der Frucht ist allemal ein Zeichen einer besondern Güte. Dergleichen zeiget sich vornehmlich bey der Royale.

An der Spitze zeiget sich bey einer Sorte ein merklicher kleiner Knopf, und daher heißt solche le Teton de venus.

Alle Früchte zeigen auf der einen Seite eine Nath oder Falte. Diese ist besonders merklich vertieft bey der Grosse mignonne, und an der andern Seite pfleget die Peche abricotée eingebogen zu seyn. Bisweilen ist die eine Hälfte vor der andern erhaben und über die Nath herausgewachsen, wie bey der Grosse mignonne.

Die Oberfläche ist gemeiniglich eben und das höckerichte ein Zeichen der Unvollkommenheit; doch pfleget die Sanguinole immer uneben zu seyn und la Persique hat unten am Stiele ein Stück ausgewachsen Fleisch.

Die Größe ist auch sehr verschieden. Die größte soll le Pavie de Pompone seyn und auf vierzehn Pariser Zoll im Umkreise halten.

Das wollichte Wesen, womit die eigentlichen Pfirschen bedecket sind, pfleget bey den spätern stärker, als bey den frühen zu seyn, und ein Ueberfluß von Wolle ist ein Zeichen einer schlechten Pfirsche.

Die Haut soll sich leicht vom Fleische absondern lassen. Ist die Haut dicke, und bey der reifen Frucht nicht vom Fleische zu trennen, so kann man voraus wissen, daß die Frucht zum essen nichts tauge.

Die Farbe sowohl an der Schale, als dem Fleische ist sehr verschieden. Die Haut ist bey den eigentlichen Pfirschen gemeiniglich weiß und an der einen Seite mit einer angenehmen Röthe vermischet. Ganz weiß hingegen bleibt solche bey der Madeleine blanche,

blanche, welche die Holländer Montagne nennen, ingleichen der Avant-peche blanche, doch erhält auch die erste, wenn sie viel Sonne hat, einige schwache rothe Streifen. Bey der Royale und petite mignonne ist die Schale weiß mit rothen Puncten. Die grosse mignonne ist fast über und über roth, die Violette dunkelviolet, und die spätern Sorten pflegen gemeiniglich grünlicht zu bleiben.

Das Fleisch ist ebenfalls der Farbe nach verschieden. Früchte, deren Haut ganz, oder zum Theil weiß ist, enthalten auch weißes Fleisch. Es kömmt aber hierbey noch ein Unterschied vor, nämlich wie das Fleisch überhaupt und durchaus, und wie solches an einem Theile, wo es den Stein berühret, gefärbet ist. An den meisten ist das Fleisch um den Stein roth; verliert sich das rothe allmählig in dem weißen Fleische, so nennt man eine solche Pfirsche roth, als la Madeleine rouge, le Pavie rouge. Um den Stein ist das Fleisch schön roth bey der Bourdine, und ganz dunkelroth bey der Catherine. Wenige Sorten haben gar nichts rothes um den Stein, und diese nennt man weiße Pfirsche; dergleichen ist die Montagne oder Madeleine blanche, und le Pavie blanc. Andere Sorten haben, gleich den Aprikosen, ein goldgelbes Fleisch. Dergleichen nennt man gelbe Pfirschen, und die Holländer heißen solche, weil sie gleichsam das Mittel zwischen den Pfirschen und Aprikosen sind, Hermaphrodit oder Apricoos Persik. Die gelbe Farbe aber hält Herr von Münchhausen nur für zufällig, und gleichsam für eine Art Gelbsucht, indem auch das Laub daran aus dem grünen in das gelbe zu spielen pfleget. Wenn das Fleisch gelb ist, hat auch die Haut von außen die nämliche Farbe. L'Alberge jaune hat durchaus gelbes Fleisch, ohne eingemischtes Roth. Bey der l'admirable jaune aber ist solches um den Stein schön roth.

Der Stein hat bey allen Pfirschen mehrentheils einerley Gestalt. Er ist länglicht rund, oben spitzig, an dem einen Rande scharf, an dem andern der Länge nach ausgehöhlt und auf den Seitenflächen mit tiefen Furchen und Gruben versehen. Die Vereinigung des Fleisches aber mit dem Kerne zeiget sich verschieden. Bey einigen ist das Fleisch so feste mit dem Steine verwachsen, daß man es nicht davon trennen kann; im andern liegt der Stein ganz lose im Fleische und das Fleisch trennet sich leichte davon. Die Franzosen machen daraus zwo verschiedene Sorten und nennen die erste Pavies, die letztere aber Peches, und geben jener den Vorzug

vor dieser. Nach unserm Geschmacke kehret sich der Werth um, und wir halten diejenigen, welche sich nicht leicht ablösen, für schlechter, sie gelangen auch bey uns weniger zur Reife, erforden auch mehr Sonne.

Die Zeit der Reife ist sehr verschieden. Jede Sorte wird ein und alle Jahre um die nämliche Zeit reif, und wenn durch die Witterung die Reife von den frühzeitigen einige Tage aufgehalten wird, werden sich alle übrige in der Folge darnach richten. Da man nun vom August bis in den October reife Pfirschen haben kann, darf man nur von mehrern nach einander folgenden Sorten Bäume pflanzen, so wird es diese Monathe über nicht leicht an reifen Früchten fehlen. Man erkennet die Reife an der Farbe und dem Geruche, auch wenn die Pfirsche, wenn man sie in die Hand nimmt, sich vom Stiele löset.

Die Güte der Pfirschen ist nicht aller Orten gleich, und die Urtheile kommen nicht bey allen überein. Herr Müller hält die Madeleine blanche oder Montegne für eine mittelmäßige Frucht, bey uns wird sie fast am mehresten geschätzet. Herr von Münchhausen giebt der Grosse mignonne, welche in Holland Lackpfirsche genannt wird, vor allen den Vorzug. Bey einer vorzüglich guten Pfirsche müssen verschiedene Eigenschaften zusammen kommen. Die Haut muß zart und wenig wollicht seyn, und sich leicht ablösen; die Frucht muß nach Verhältniß der Größe einen kleinen Kern und viel Fleisch haben; das Fleisch muß zart, und voll süßen, weinhaften, reizenden, angenehmen Saftes seyn und bald auf der Zunge zerfließen. Diese Vorzüge treffen am meisten ein bey der

1) L'avant peche blanche, bey den Engländern the white Nutmeg. Der Baum hat ausgezackte Blätter, treibt schlecht, zumal wenn er nicht auf Aprikose oculiret ist; die Blume ist groß und offen, die Frucht klein und weiß; das weiße Fleisch geht vom Steine loß. Sie wird leicht mehlicht und verdienet nur deswegen einige Achtung, weil sie die erste reife Sorte ist.

Wegen der Güte aber verdienen den ersten Platz

2) die frühe oder kleine Mignonne, Mignonnette, oder la Double de Troyen, bey uns die Zwotsche oder Zwolsche genannt. Der Baum hat kleine zusammengezogene Blumen, und trägt runde, mittelmäßig große Früchte, welche an der Sommerseite ganz roth sind, ihr Fleisch ist weiß, am Steine roth, enthält einen weinartigen, köstlichen Saft und geht vom Steine loß.

3) Großer oder Französischer Mignon, auch Lackpfirsche genannt

nannt. Die Blätter sind glatt; die Blumen groß und offen, die Frucht ist etwas länglicht, und insgemein auf einer Seite aufgelaufen, äußerlich von schöner Farbe, innerlich weiß, am Steine sehr roth, geht leicht vom Steine ab, und hat einen zuckersüßen, köstlichen Geschmack. Auf einen Aprikosenstamm oculirt kömmt diese Art am besten fort.

4) Weiße Magdalene, Madeleine blanche, oder Melcaton. Die Blätter sind ausgezacket, die Blumen groß und offen; die Frucht ist rund, von mittelmäßiger Größe, das Fleisch am Steine weiß und geht leicht davon loß. Herr Müller schreibt zwar, wie das Fleisch selten köstlich vom Geschmacke sey, Herr von Münchhausen aber setzet die Sorte unter die besten. Das Holz ist insgemein am Marke schwarz.

5) Die rothe Magdalene, Madeleine rouge, oder Montagne. Die Blätter sind tief ausgezacket, die Blumen groß und offen. Die Frucht ist groß, rund, schön roth; das Fleisch weiß, am Steine sehr roth, von welchem es auch loß geht; der Saft recht süße und von vortrefflichen Geschmacke.

6) Rossane; weil die Frucht an der Sommerseite schön purpurroth ist, heißt sie auch die Purpurpfirsche und rothe Alberge. Die Blätter sind glatt, die Blumen klein und zusammengezogen, die Frucht ist grau, das Fleisch gelb und gegen den Stein, von welchem es loßgeht, roth. Sie hat einen köstlichen Weingeschmack.

7) Der Canzler, Chanceliere. Die Blätter sind glatt, die Blumen klein und zusammengezogen, die Frucht ist rund, das Fleisch weiß und wohlschmeckend, geht vom Steine loß und ist um selbigen roth, die Haut ist sehr dünne. Auf Aprikosenstämme oculirt, gedeihet diese Sorte am besten.

8) Bellegarde, oder Galande. Die Blätter sind glatt, die Blume klein und zusammengezogen; die Frucht ist sehr groß, rund und an der Sommerseite dunkelpurpurfärbig; das Fleisch weiß, schmelzend, und gegen den Stein dunkelroth, von welchem es leicht loßgeht. Ist eine der besten Arten.

9) Bourdene. Die Blätter sind glatt, die Blumen klein und zusammengezogen; die Frucht ist groß, rund, an der Sommerseite schön roth; das Fleisch weiß, gegen den Stein schön roth, und geht leicht loß; der Saft hat einen köstlichen Weingeschmack. Trägt auch, als ein hochstämmiger Baum, reichlich.

10) Niverre. Die Blätter sind ausgezacket, die Blumen klein und zusammengezogen; die Frucht ist

ist groß, mehr länglicht als rund, an der Sommerseite schön roth, an der andern blaßgelb; das Fleisch schmelzend, voll köstlichen Saftes, am Steine, von welchem es loßgeht, sehr roth.

11) Königspfirsche, Royale. Die Blätter sind glatt, die Blumen klein und zusammengezogen; die Frucht ist groß, rund, an der Sommerseite dunkelroth, an der andern etwas blässer, das Fleisch weiß, schmelzend und voll köstlichen Saftes, um den Stein, von welchem es sich löset, dunkelroth. Ist unter den späten eine der besten, wenn der Herbst warm und trocken ist.

12) Frühe Purpurpfirsche, Pourprée hative. Die Blätter sind glatt, die Blumen groß und offen; die Frucht ist groß, rund, schönroth; das Fleisch weiß, am Steine sehr roth, voller Saft, der einen köstlichen Weingeschmack hat.

13) Chevreuse hative oder belle. Die Blätter sind glatt, die Blumen klein und zusammengezogen; die Frucht ist von mittlerer Größe, etwas länglicht, schön roth; das Fleisch weiß, am Steine roth, und geht von diesem loß; der Saft schmecket köstlich. Der Baum trägt gut.

14) Admirable. Die Blätter sind glatt; die Blumen klein zusammengezogen; die Frucht ist groß, rund, an der Sommerseite roth; das Fleisch weiß, gegen den Stein roth und geht davon loß. Der Saft hat einen köstlichen, zuckersüßen Geschmack.

15) Catharine. Die Blätter sind glatt, die Blumen klein zusammengezogen; die Frucht ist groß, rund, an der Sommerseite dunkelroth, das Fleisch weiß, schmelzend, voll köstlichen Saftes, gegen den Stein dunkelroth, mit welchem es feste zusammenhängt. Sie wird spät reif, und geräth daher nicht immer.

16) Sanguinole, oder Blutpfirsche, auch Cardinal, Betterave und Maulbeerpfirsche genannt, hat durchaus purpurfarbenes Fleisch, ist sonst aber eine der schlechtesten.

Außer dem Unterschiede, welcher sich vorzüglich auf die Güte bezieht, bemerket man noch zwo Sorten, welche wegen anderer Eigenschaften merkwürdig sind; als

a) die Zwergpfirsche. Diese ist eigentlich eine Mißgeburth; der Baum treibt nichts als Fruchtreiser, an denen die Knospen, wie Schuppen, dichte neben einander stehen. Es hat solcher, wenn er in einem Topfe steht und voller Früchte sitzt, ein artiges Ansehen, die Frucht aber ist nicht zu gebrauchen.

b) Der Pfirschbaum mit gefüllten Blumen. Dieses ist eine Spielart von der Madeleine blanche.

blanche. Sie blühet häufig und ist im Frühjahre eine wahre Zierde. Sie setzet auch Früchte an, und gemeiniglich erscheinen solche als Zwillinge, nämlich zween mit einander verwachsen.

Bey den glatten Pfirschen oder Nectarinen finden die, bey den eigentlichen oder rauchen Pfirschen angemerkte, Verschiedenheiten gleichfalls, oder doch größtentheils statt. Wer die glatten nicht recht kennt oder wartet, verachtet solche und zieht diesen die rauchen vor. Sie sind auch öfters wässericht, sauer und unschmackhaft; wenn aber die Bäume an einem warmen trockenen Orte und in einem guten sandigen Erdreiche stehen, und der Saft durch die Sonne recht durchkochet wird, haben sie einen angenehmen und reizenden Weingeschmack und zugleich das Vorzügliche, daß sie nicht leicht mehlicht oder trocken werden, sondern gemeiniglich am besten schmecken, wenn sie schon halb trocken scheinen und um den Stiel welk und runzlicht, inwendig aber gelb sind. Man pfleget sie daher auch nicht eher zu essen, als bis sie sich selbst lösen und abfallen. Von den Nectarinen schätzet man vorzüglich hoch

1) Newingten Nectarine, ist eine schöne große Frucht, an der Sommerseite schön roth, an der andern glänzend gelb. Sie enthält einen ungemein angenehmen Saft; das Fleisch hängt fest am Steine an und ist daselbst dunkelroth.

2) Goldne Nectarine. Eine schöne Frucht, an der Sommerseite lieblich roth, an der Wand glänzend gelb; das Fleisch sehr gelb, von köstlichem Geschmacke und hängt dichte am Steine an, woselbst es mattröth aussieht.

3) Tempelsnectarine. Eine mittelmäßig große Frucht; an der Sommerseite lieblich roth, an der Wand gelblicht grün, das Fleisch schmelzend, gegen den Stein weißlicht, und geht von diesem loß.

4) Die Petersburger oder späte grüne Nectarine, ist mittelmäßig groß, nach der Sonne zu blaßgrün, an der Wand weißlichtgrün, das Fleisch feste, und bey guter Witterung von einem guten Geschmacke.

5) La Peche, oder le Brugnon cerise, trägt eine Frucht, welche nicht viel größer als eine Kirsche und äußerlich mehrentheils weiß ist, und nur um den Stein wenig rothes Fleisch, auch einen angenehmen Geschmack hat.

Die Pfirschen kann man aus dem Steine selbst erziehen, und es scheint, als daß die glatten sich besser, als die rauchen dazu schicken. Die Steine werden im Herbste in ein Beet von leichter Erde ohngefähr vier Zoll tief und eben so weit aus einander eingeleget

leget. Im Winter wird das Beet bedecket. An dem zweyten Frühjahre hebt man die jungen Stämmchen aus und setzet sie in die Baumschule, und nach zwo oder drey Jahren dahin, wo sie bleiben sollen. Viele werden freylich schlechte Früchte tragen, vielleicht aber das wenige gute die darauf verwandte Mühe reichlich belohnen.

Die Sorten zu vermehren ist das Oculiren der beste Weg. Hierzu wählet man vorzüglich junge Stämme von allerhand Pflaumen. Mandelbäumchen schicken sich hierzu fast noch besser, doch dauern sie nicht so gut und lange, als die Pflaumenstämme. Man kann die Stämmchen, worauf man oculiren will, sogleich an das Spalier setzen, und wenn sie angewachsen sind, darauf oculiren; man soll hierbey besser fahren, als bey der Verpflanzung eines oculirten Stammes. Die Oculirreiser soll man von Bäumen nehmen, welche gesund sind, viele und wohlschmeckende Früchte getragen, auch selbst schon lange gewachsen haben. Man wähle nicht die frechsten und stärksten Triebe, sondern solche, deren Knospen dichte bey einander wachsen; die Augen von diesen Reisern werden zwar im folgenden Jahre nicht so stark treiben, sind aber geschickter Früchte zu tragen. Man soll auch diese Reiser nicht lange liegen lassen, je eher man sie brauchet, nachdem sie abgeschnitten werden, desto besser kommen sie fort. Einige Sorten, als die grosse mignonne und Chanceliere sollen auf Pflaumenstämmen nicht gut gerathen, aber wohl gedeihen, wenn sie auf Aprikosen oculiret werden. Auch kann man das Absenken der Aeste von guten Sorten unternehmen, der Erfolg wird meistentheils nach Wunsche ausschlagen. Der Pfirsichbaum liebet einen lockern, mehr hitzigen, als kalten Boden; in feuchten fetten Boden treibt solcher zwar mehr in das Wasserholz, wodurch aber der Ansatz der wohlschmeckenden Früchte verhindert wird. Von der Wartung dieser Bäume hat de la Combe, nach dem Urtheile der mehresten, am besten geschrieben. Die Uebersetzung von dessen Beschreibung der Pfirschbäume ist zu Frankfurth 1767. 8. wieder aufgeleget worden. Hr. v. Münchhausen liefert im Hausvater daraus einen Auszug und wir wollen davon das wichtigste wiederholen, und sonst das nöthige anführen. Diese Vorschrift beziehet sich vorzüglich auf Stämme, welche am Spalier gezogen werden. Und wer gute Früchte verlanget, muß diese Art wählen; die in Kronen gezogenen liefern gemeiniglich schlechte. Die Bourdine soll sich fast allein zum hochstämmigen schicken.

Man soll die Stämme sechs, und wo der Boden recht gut ist, sieben Ellen weit von einander setzen, und die Mauer oder das Spalier, an welches sie gestellet werden, sechs Ellen hoch einrichten. Ist dieses niedriger, so müssen die Bäume bis acht Ellen weit von einander gesetzet werden. Die Lage gegen Morgen und Mittag ist allein für diese Bäume schicklich. Auch bey der besten Wartung dauert ein Spalier Pfirsichbaum kurze Zeit und selten über funfzehn Jahre. Zum Versetzen wähle man junge, vor dem Jahre oculirte und noch nicht abgestutzte Stämme, schneide sie beym Versetzen einen halben Schuh hoch über dem oculirten ab, und lasse den Stamm nicht hoch, damit solcher nicht oben ausschlage und unten kahl bleibe. Beym Einpflanzen suche man den Stamm so zu setzen, daß die daran befindlichen Augen, oder die Seiten, wo man die mehreste Vermuthung hat, daß der Stamm austreiben werde, mit der Wand parallel zu stehen komme; denn wenn die jungen Schösse nach der Wand oder gerade vorwärts treiben, giebt es einen schlechten Baum, oder man muß sie gar wegnehmen. Man soll dahin trachten, daß der Hauptstam̃ an jeder Seite nur einen Ast treibe, und je tiefer solche ausschlagen, je besser ist es. Wenn sich vor- oder hinterwärts Augen zeigen, bricht man solche mit den Fingern weg; wenn auch an einer gelegenen Stelle zwo oder drey Knospen ausbrechen, wie bey den Pfirschen mehrentheils geschieht, muß nur die beste bleiben und die übrigen weggebrochen werden. Sollte der Stamm nur auf einer Seite Augen austreiben wollen, so bricht man selbige ganz weg, um ihn zu zwingen, daß er erst an der andern Seite auch Augen bilde; er wird doch von jener Seite am ersten wieder austreiben.

Sollte der alte Stamm oben anfangen zu trocknen, muß man ihn so viel abnehmen, bis man frisch Holz findet; fehlet dieses und das Holz oder die Rinde ist schwarz, so ist nichts übrig, als den Stamm wegzuwerfen. Ein solcher kranker Baum dauert vielleicht noch ein paar Jahre, bringt aber wenig Früchte und geht doch aus.

Die Zweige, welche man am Stamme läßt, sollen den ganzen Sommer über, ungestöhrt wachsen und nicht beschnitten werden.

Mit Ende des Junius soll man die vorhandenen Zweige, so weit es geschehen kann, zur Seite nach der Erde biegen und anbinden, geschieht dieses eher, brechen sie leicht ab, und werden auch im Wachsthume gehindert. Am besten ist es, wenn alsdenn an jeder Seite nur ein Ast steht, sollten mehrere

da seyn, so schneidet man solche im Herbste oder folgendem Frühjahre so dichte als möglich am Stamme weg, damit die Wunde zuheile, und der Stamm darneben nicht wieder austreibe, es wäre denn, daß zu freche Wasserreiser getrieben wären. Den alten Stamm schneide man auch gerade über dem obersten ausgewachsenen Auge schräge ab.

Sollte der Stamm im ersten Sommer nur einen Hauptzweig getrieben haben, welcher gemeiniglich an der Spitze erscheint, so thut man am besten, den alten Stamm darunter glatt weg zu schneiden, daß er neue Zweige austreibe. Sollte dieses nicht füglich geschehen können, so stutzet man wenigstens das ausgetriebene Reis kurz ab und nimmt den alten Stamm gleich über dem Auge weg, um an beyden Seiten Reiser zu haben.

Die beyden seitwärts liegenden Aeste, welche künftig die Hauptzweige geben sollen, stützet man auf einen Schuh bis funfzehn Zoll gerade über einem unter sich zur Erde gerichteten Auge. Alle Schnitte müssen schräge, dicht an altem Holze, und unmittelbar an einem Auge geschehen. Alle ausgewachsene Nebenreiser schneidet man gerne ab, sie müßten denn an beyden Seiten gleich seyn und gut Holz versprechen.

Im folgenden Sommer soll man alle unnütze Knospen und junge Reiser bey Zeiten ausbrechen; um Johannis die ausgewachsenen Zweige gleichfalls niederbiegen und so niedrig als möglich anbinden; auch in der folgenden Zeit das Anbinden so veranstalten, daß die Zweige sich nicht kreuzen, und solche, soviel möglich, horizontal legen, indem sich die Mitte von selbst genugsam bedecken wird, wenn nur die Seiten bis auf die Erde Holz haben.

Die eine Seite muß man nicht stärker wachsen lassen, als die andere.

Das Holz muß man kennen und das fruchttragende schonen, das unnütze wegnehmen. Doch wird das Holz, so einmal getragen hat, weggeschnitten und jährlich junges Fruchtholz zugezogen. Man muß daher im May die Bäume etliche mal durchgehen, die unordentlichen Triebe und Knospen wegnehmen, diejenigen Zweige aber, so stehen bleiben sollen, in guter Ordnung an die Wand ziehen, damit solche gehörig Sonne und Luft genießen und das Holz reif und geschickt gemachet werde, im nächsten Jahre Früchte zu bringen. Bey diesem Verfahren wird man nachher keines starken Beschneidens nöthig haben, welches überhaupt den Pfirschbäumen öfters nachtheilig ist, indem sie

 durch

durch die Nässe, welche sich in die verletzten Theile zieht, leicht den Krebs bekommen.

Die großen Wasserreiser soll man nicht dichte am Hauptstamme wegschneiden, wenn man versäumet hätte, solche zu Anfange wegzubrechen, sonst entsteht eine Wunde, welche nicht zuwächst.

Wenn ein Zweig Harz auslaufen läßt, muß er so weit abgeschnitten werden, bis sich frisches Holz zeiget, sonst verdirbt der Baum immer weiter.

Das Beschneiden kann im Herbste, wenn das Laub anfängt abzufallen, oder auch im Februar und März geschehen. Die letzte Zeit scheint schicklicher, indem den Winter über leicht etwas erfriert und im Frühjahre der Schnitt wiederholet werden muß. Man beschneidet sie allezeit hinter einem Holzauge, welches hernach das Leitauge wird, so die Nahrung herbey zieht, widrigenfalls der Zweig bis zu dem nächststehenden Auge leicht abstirbt. Wie lang die Zweige zu lassen, oder wie kurz solche abzuschneiden, muß man nach den Umständen bestimmen. Ein Hauptvortheil des Schnittes besteht darinnen, daß man von den Zweigen, welche aus einem im vorigen Jahre beschnittenen Zweige gekommen sind, nur einen, oder, wenn es zu Bedeckung der Mauer nöthig ist, höchstens zween, und zwar die niedrigsten, stehen lasse.

Die Pfirschbäume halten zwar die gewöhnliche Winterkälte aus, doch leiden solche bey heftigen Frösten leicht Schaden. Man kann daher, aus Vorsicht, solche im Winter, sonderlich die Nacht über, mit Matten oder Rohrdecken vermachen. Doch ist hierbey viele Behutsamkeit nöthig. Bedecket man die Bäume zu genau und fährt zu lange damit fort, oder nimmt die Bedeckung ohne Vorsicht hinweg, wenn man sie eine Zeitlang bedecket gehalten, daß sie zu geschwinde der freyen Luft ausgesetzet werden, so leiden die Bäume hierdurch mehr, als wenn sie unbedecket geblieben wären. Zu der Zeit, wenn die Bäume zu blühen und Früchte anzusetzen anfangen, ist es zuträglich, solche, sonderlich zur Nachtzeit, zu bedecken und dadurch die rauhe Luft, auch die viele Nässe abzuhalten.

Das Erdreich um die Pfirschbäume soll man alle Jahre, doch nicht zu tief, umgraben, und bey heißem trockenem Wetter um den Stamm gleichsam ein hohles Becken machen und an die Wurzel wöchentlich ein- auch zweymal Wasser gießen.

Der Nutzen und Gebrauch von Pfirschen ist nicht groß. Sie taugen gemeiniglich nur roh zum essen. Wegen des vielen Saftes schicken sie sich nicht zum Backen. Zum Einmachen oder Confituren sind sie auch nicht füglich zu gebrauchen.

brauchen. De la Combe rühmet einige Arten in Essig eingemachet, nach Art der Essiggurken, auch machet man sie in Frankreich mit Brandtewein ein. Bey uns möchte dergleichen Leckerbissen keinen Beyfall finden. Am besten schmecken sie noch, wenn sie auf eine Schüssel, wie eine Compote, bereitet werden. Man darf aber dazu keine mürbe nehmen, denn diese kochen sich zum Brey.

Ob der Genuß der Pfirschen der Gesundheit nachtheilig oder nützlich sey, ist überhaupt nicht füglich zu bestimmen. Einige der ältern Schriftsteller, als Julius Columella scheinen zu behaupten, daß diese Früchte aus Persien abstammen, und daselbst giftig seyn, in Egypten aber durch die gute Beschaffenheit des Landes milder und verbessert werden; Plinius aber behauptet, daß dieses von einem andern Baume, Persea genannt, zu verstehen sey. Galen und andere ältere Aerzte verwerfen diese Frucht, indem sie dem Magen schädlich sey, leicht zu Fiebern Gelegenheit gäbe und so gar die Nerven verletze; hingegen Dioscorides behauptet, daß kein Nahrungsmittel unschädlicher, als dieses sey. Und wir treten dieser Meynung bey, wollen aber gerne zugeben, daß der Misbrauch und der häufige Genuß dieser Frucht, wie aller andern von dergleichen Art, leicht Schaden, Schwäche in den Gedärmen, Blähungen, Durchfall und dergleichen erregen könne. Cholerischen, hitzigen und trockenen Körpern, zumal wenn sie mit Verstopfung des Leibes beschweret sind, soll man die Pfirsche als ein Arznëymittel empfehlen. Damit wir Gelegenheit haben ein altes lateinisches Verschen anzubringen, fragen wir noch: ob Wein auf die Pfirschen zu trinken, oder die geschälte Frucht zuvor in Wein einzuweichen, ehe sie gespeiset wird? Man hielt dieses für nützlich, und daher heißt es:

Petre, quid est Pesca? cum vino nobilis esca?

andere widerrathen diesen Gebrauch und kehren den Vers um:

Petre, quid est Vinum? cum Pesca dulce venenum.

Wir halten es mit dem ersten, und wer einen schwachen Magen hat und leicht durchfällig wird, kann und soll Pferschen mit Wein genießen; sie werden alsdenn eine wahre Herz- oder vielmehr Magenstärkung seyn, obgleich der angenehme und weinartige Geschmack, ohne Wein, sich noch besser empfinden und als ein Labsal gebrauchen läßt.

Der Kern oder der Saame schmeckt bitterlich und wird als ein urintreibendes und Wurmmittel empfohlen. Man genießt solche roh, oder bereitet mit Wasser daraus eine Milch. Von dem darüber abgezogenen Weingeiste,

oder so genannten Persico darf man diese Wirkung nicht erwarten; es wird solcher Weingeist wirken und schaden, wenn er noch so lieblich angemachet worden. Man hat auch aus den Kernen ein Oel gepresset und dieses bey Ohrenkrankheiten vorzüglich empfohlen. Es wird wohl nicht mehr, als andere ausgepreßte Oele vermögen, indem die wenige Bitterkeit hierbey kaum in Betracht zu ziehen.

Die Blüthen, oder vielmehr die Blumenblätter eröffnen den Leib, und zwar nicht ohne Beschwerlichkeit, zuweilen erregen sie gar Erbrechen. Man empfiehlt daher den Gebrauch den Wassersüchtigen. Man rühmet auch solche als ein Wurmmittel bey Kindern zu gebrauchen, und wenn man damit vorsichtig umgeht, wird die Wirkung nützlich seyn. Weil aber die frischen Blüthen nur kurze Zeit zu haben, pfleget man in der Apotheke daraus mit Zucker eine Conserve, auch Syrup zuzubereiten; beydes äußert die nämlichen Wirkungen, aber in einem viel gelindern Grade.

Die grünen Blätter des Baumes haben einen bitterlichen Geschmack, und wenn sie zerrieben werden, einen Geruch, wie die Pfersichkerne. Sie besitzen mit der Blüthe gleiche Tugenden und Wirkung. Die Milch, worinnen dergleichen Blätter abgekochet worden, schmeckt und riecht, gleich der Kirschlorbeermilch, wie bittere Mandeln, und da wir erfahren, daß der Genuß dergleichen Pferschenblättermilch eben so schädlich gewesen, als der Kirschlorbeermilch, wollen wir diesen Gebrauch gänzlich widerrathen. Wir haben bey dem Kirschlorbeerbaume davon umständlicher gehandelt.

Kalm berichtet, wie die gelbe Rinde von dem Baume, insbesondere die, welche unten an der Wurzel sitzt, ein Mittel wider die Wechselfieber sey. Es wird solche in Wasser gekochet, bis die Hälfte von diesem eingesotten und dem Kranken nüchtern ein Weinglas voll eingegeben. Dieser Trank aber schmeckt sehr übel und zieht den Mund und die Zunge, fast wie Alaun, zusammen, und wird daher als ein zusammenziehendes Mittel leicht schädliche Folgen nach sich ziehen.

Der Pfersichbaum wird, wegen der frühen Blüthe, fleißig von den Bienen besucht.

Pfersichblatt.

S. Domingomuschel.

Pfersingkraut.

S. Flöhkraut.

Pfifferling.

S. Blätterschwamm.

Pfingstblume.

S. Genster.

Pfingstrose. S. Päonie.

Pfirske. S. Pfersichbaum.

Pflanzen.

Plantae, sind Gewächse, nicht aber alle Gewächse kan man Pflanzen nennen, indem diese nur eine, obgleich die zahlreichste Familie der Gewächse ausmachen. Und da wir sowohl unter dem Worte Gewächse, III B. 367 S. theils den allgemeinen Begriff und den Unterschied dieser, als auch anderer natürlicher Körper angegeben, theils von der Haupteintheilung der Gewächse gehandelt, als auch die verschiedenen Familien des Gewächsreiches, als die Schwämme, Flechten, Moose, Farnkräuter, Gräser und Palmen, nach ihren besondern Eigenschaften betrachtet haben, sollten wir hier von den eigentlich so genannten Pflanzen reden, mithin unsere Betrachtung auf selbige allein einschränken. Dieweil man aber im gemeinen Leben alle Gewächse Pflanzen zu nennen pfleget, diese auch vieles mit den andern Familien der Gewächse gemein haben, alle auf gleiche Weise erzeuget, ernähret, unterhalten und fortgepflanzet werden, überdieß bey der allgemeinen Betrachtung der Gewächse versprochen haben, alles, was von diesen zu wissen nöthig ist, unter diesem Worte anzuführen, können und müssen wir allhier eine allgemeine Betrachtung des Gewächs- oder Pflanzenreiches anstellen und die dahin gehörigen Körper nach allen ihren Umständen kennen zu lernen, bemühet seyn.

Die Pflanzen können entweder nach ihrer äußern Oberfläche, oder nach ihrem innern Baue betrachtet werden. Im ersten Falle ist unsere Kenntniß historisch, im andern physikalisch. Die chymischen Untersuchungen nach ihren Bestandtheilen, ingleichen die Erkenntniß des verschiedenen Nutzens, welchen man im menschlichen Leben von den Pflanzen erhält, gehören mehr zu der besondern Betrachtung, und können hier um desto eher übergangen werden, da wir davon bey jeder Pflanze, wo es nöthig gewesen, gehandelt haben. Die historische Kenntniß gründet sich auf die äußerlichen Theile der Pflanzen und ihrer Verschiedenheit, in so ferne solche vorzüglich mit dem Gesichte erkannt werden können, und beschäfftiget sich besonders die unter sich verschiedenen Pflanzen kennen und von einander unterscheiden zu lernen. Blumen und Saamen sind zwar die wesentlichsten Theile einer Pflanze, doch zeigen solche gemeiniglich auch Wurzel, Stamm und Blätter, welche noch öfters mit den Knospen und zuweilen mit andern Stücken vermehret werden. Von diesen allen, wie auch von den besondern,

welche bey einem und dem andern Theile noch vorkommen, und zur Erkenntniß der Pflanzen gehören, haben wir einzeln gehandelt, und verweisen den Leser auf Wurzel, Stamm, Ast, Knospe, Blatt, Blumenblatt, Kelch, Honigbehältniß, Blumenbette, Staubfaden und Staubbeutel, Stempel, Frucht, Saamen, Gäbelchen, Haare, Stacheln; die drey letztern nebst den Drüsen, Blattansätzen und Deckblättern, ingleichen dem Blatt- und Blumenstiele machen, nach dem Hrn. v. Linne', die Stützen, fulcra, der Pflanzen aus. Nach diesen Theilen muß man die Pflanzen betrachten, und davon die Kennzeichen nehmen, selbige von einander zu unterscheiden. Die Gestalt, Zahl, Lage und Verhältniß dieser Theile gegen einander geben die besten Kenn- und Unterscheidungszeichen ab. Und dadurch wird man die Arten und Geschlechter bestimmen, auch die Pflanzen überhaupt in Ordnungen und Classen eintheilen, und das Pflanzenreich in eine Methode oder System bringen. Und von diesem wollen wir hier vorzüglich handeln. Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer solchen Eintheilung oder Methode kann man dieses Schauplatzes III Band S. 58. und folgende nachlesen; was daselbst von den Fischen angegeben worden, gilt auch von den Pflanzen.

Die Eintheilung der Gewächse ist entweder willkührlich und künstlich, methodus artificialis, oder natürlich, naturalis. Der erste Anblick verschiedener Pflanzen zeiget uns öfters eine Aehnlichkeit einiger unter einander, ohne daß wir dabey auf besondere und bestimmte Kennzeichen Achtung geben dürfen, und die Natur selbst zwinget uns gleichsam solche in eine Ordnung zu setzen, oder auch wohl in ein Geschlecht zu vereinigen, so wie hingegen öfters das Gegentheil wahrgenommen wird. Dieses Ansehen, oder vielmehr die Aehnlichkeit und das Verhältniß der Theile im ganzen betrachtet, pfleget man das Ansehen, habitus, zu nennen, und hierauf richteten die ältern Kräuterlehrer vorzüglich ihre Aufmerksamkeit, um die Gewächse in Geschlechter und Ordnungen abzutheilen. Auch die neuern haben diesen Weg nicht ganz verlassen, und der Herr von Linne', Oeder und Erxleben haben die Gewächse, wie sie gleichsam von der Natur selbst geordnet, in Familien, oder natürliche Ordnungen eingetheilet. Da aber hierbey noch manches mangelhafte vorkommt, und die Begriffe von der Verwandtschaft unbestimmet sind und bleiben werden, haben andere, als Rajus, von Royen und Haller, die natürliche Methode mit der künstlichen

zu verbinden sich bemühet, und hierbey vornehmlich auf die Blüthe und Frucht ihr Absehen gerichtet. Und diese Theile sind es auch, auf welche man allein bey der künstlichen Methode sehen, und daraus die Geschlechter, Ordnungen und Classen bestimmen soll. Die Eintheilungen der Gewächse, welche von der Frucht hergenommen werden, dergleichen Herrmann und Boerhaave gethan, sind zwar sicherer und gewisser, als diejenigen, welche die Blume an die Hand giebt; da aber die Pflanzen, wenn solche in einem fremden Orte unterhalten werden, öfters keine Früchte tragen, auch nicht allemal die Beschaffenheit der Frucht aus der Blüthe abzunehmen, und die Blume theils vor der Frucht vorhergeht, theils auch mancherley und in einigen Theilen deutliche, und leicht in die Augen fallende Merkmale und Zeichen abgiebt, so kann man die Haupteintheilungen von der Blume entlehnen, und hierzu entweder mit dem Magnol den Kelch, oder mit Rivinus und Ludwigen die Anzahl und Regelmäßigkeit der Blumenblätter, oder mit Tournefort die Gestalt der Blume, oder mit Herr von Linné das Geschlecht der Pflanzen, oder mit Herr Gleditschen die Lage der Staubfäden wählen. Nach diesen allen kann man eben sowohl, als nach der Royenischen und Hallerischen Methode, vielleicht auch nach dem Sauvages, welcher die Blätter gewählet, und nach andern, die Pflanzen unterscheiden und kennen lernen. Alle dergleichen Eintheilungen haben ihre gute und schlechte Seite, und in allen wird man natürliche und gekünstelte Ordnungen antreffen, und verschiedene Pflanzen besser und leichter nach diesem, andere nach einem andern System aufsuchen und finden können. Daher es fast schwer fallen will, eine Auswahl zu treffen, und eines vor dem andern besonders zu empfehlen. Dieweil aber in gegenwärtigen Zeiten des Herrn von Linné Pflanzensystem von vielen angenommen, und für das vollständigste erkannt worden, wollen wir dieses genauer betrachten, und dem Leser verständlicher zu machen suchen, nächst dem aber auch die Ludwigische Eintheilung, weil uns selbige die leichteste und für Anfänger die bequemste zu seyn scheint, auch mit der Linnäischen in vielen, sonderlich in Bestimmung der Ordnungen, übereinkömmt, anführen, und einem jeden überlassen, welche man zu seinem Leitfaden erwählen wolle. Das Linnäische System gründet sich, wie bereits erwähnet worden, auf das Geschlecht der Pflanzen, und daß wirklich in den Blumen männliche und weibliche Geschlechtstheile anzutreffen, und

diese die Staubbeutel und Staubwege vorstellen, ist bereits bey der Blume bewiesen worden, und wird bey Betrachtung des Staubbeutels und des Stempels noch weiter bestätiget werden. Und in so ferne hat der Grund dieser Methode seine Richtigkeit. Da aber dieser Lehrer durchaus der allegorischen Benennungen sich bedienet, und überall die Geschlechts- und Verwandtschaftsnamen gebrauchet, mithin männrige, weibrige, verschwägerte, verbrüderte, weibermännige Pflanzen aufstellet, und von rechtmäßigen und verbotenen Ehen, Hurerey und Ehebruch bey den Blumen redet, wird die Ueberschrift der Classen, oder der Schlüssel zur Methode, sonderlich denjenigen unverständlich bleiben, welche mit der Griechischen Sprache, oder den verschiedenen Hochzeiten nicht genugsam bekanndt sind. Dieser Undeutlichkeit abzuhelfen, und die Benennungen der vier und zwanzig Classen ganz leicht einzusehen, soll man zuerst bemerken, ob die Geschlechtswerkzeuge, die Staubbeutel und Staubwege, deutlich und kenntlich wahrzunehmen, oder nicht. In dem letzten Falle gehören die Pflanzen zu der vier und zwanzigsten Classe, oder Cryptogamie. Die kenntlichen oder leicht wahrzunehmenden Staubbeutel und Staubwege befinden sich entweder in einer und derselben Blume bey einander, oder es zeigen sich die Staubbeutel in der einen, und die Staubwege in der andern Blume, und die Geschlechtswerkzeuge stehen alsdenn von einander entfernet; auf die letztern bezieht sich die 21. 22. und 23ste Classe. Wenn Staubbeutel und Staubwege in einer Blume bey einander sich befinden, hat man Acht, ob die Staubbeutel und ihre Fäden alle einzeln stehen, und an keinem Theile untereinander zusammenhängen, oder auf eine und die andere Weise mit einander vereiniget sind; auf dergleichen Vereinigung gründet sich die 16. 17. 18. 19. und 20ste Classe. Wo hingegen keine Vereinigung der Staubfäden oder Beutel statt findet, sieht man allein auf die Fäden und ihr Verhältniß der Länge untereinander; da denn bey einigen, besonders denjenigen, welche die gevierdte und sechste Zahl halten, eine bestimmte Verschiedenheit der Länge angetroffen wird. Und diese machen die 14. und 15te Classe aus. Bey den übrigen allen, und wenn weder eine Vereinigung, noch bestimmte Ungleichheit zugegen ist, bemerket man allein die Anzahl der Staubbeutel, und zählet von eins bis zwölfe; dieweil aber zur Zeit in keiner Blume eilf Staubbeutel bemerket worden, entstehen daraus nur die ersten eilf Classen,

die zwölfte begreift die Blumen mit mehrern Staubfäden, und diejenigen, an welchen man von zwölf bis zwanzig mit dem Kelche vereinigte zählet, machen die zwölfte, diejenigen aber, welche mehr als zwanzig mit dem Fruchtboden verbundene enthalten, die dreyzehnte Classe aus. Damit man diese Eintheilung desto leichter übersehen, auch den Schlüssel zu diesem System und den Ueberschriften der Classen nach der Linnäischen Mundart verstehen lerne, geben wir nachfolgende Tabelle.

I. Gewächse oder Pflanzen mit sichtbaren kenntlichen Blumen. Nuptiae publicae, welche öffentlich Hochzeit halten.

A. Staubbeutel und Stempel in einer Blume vereiniget; Plantae monocliniae; männliche und weibliche in einem Bette oder Zwitterblumen.

a) Staubbeutel und deren Fäden unter sich nicht verwachsen. Diffinitas.

α) Staubfäden von gleicher, oder unbestimmter Länge. Indifferentismus. Die Männer haben keine subordination.

1 Classe. Einmännrige. Monandria. Mit einem Staubbeutel.

2. — Zweymännrige. Diandria.

3. — Dreymännrige. Triandria.

4. — Viermännrige. Tetrandria. Wenn von den vier Staubfäden zween kürzer und zween länger sind, gehören die Pflanzen in die 14te Classe.

5. — Fünfmännrige. Pentandria.

6. — Sechsmännrige. Hexandria. Wenn zween kürzer als die vier übrigen sind, gehören die Pflanzen zur 15ten Classe.

7. — Siebenmännrige. Heptandria.

8. — Achtmännrige. Octandria.

9. — Neunmännrige. Enneandria.

10. Klasse. Zehnmännrige. Decandria.
11. — Zwölfmännrige. Dodecandria.
12. — Zwanzigmännrige. Icosandria.
13. — Vielmännrige. Polyandria.

β) Staubfäden von bestimmter Verschiedenheit der Länge, Subordinatio.

14. — Zween längere und zween kürzere, oder zween vielmächtige. Didynamia.
15. — Vier längere und zween kürzere, oder vier vielmächtige. Tetradynamia.

b) Staubfäden unter sich, oder mit dem Stempel verwachsen. Affinitas.

16. — Staubfäden unter sich in einen Bündel verwachsen. Monadelphia. Brüder mit einander vereiniget, oder rechte Brüder.
17. — In zwey Bündel verwachsen. Diadelphia. Halbbrüder.
18. — In viele Bündel verwachsen. Polyadelphia. Vielgeschwister.
19. — Staubbeutel walzenförmig zusammengewachsen. Syngenesia. Männer, welche mit ihrem Geburtstheile ein Bündniß errichtet, oder Schwäger.
20. — Staubfäden mit dem Stempel verwachsen. Gynandria. **Männer und Weiber unter sich auf eine monströse Art verwachsen, oder Weibermänner.**

B. Staub-

B. Staubbeutel und Stempel in zwo Blumen, oder Betten, von einander abgesondert. Diclinia. Mit getrennten Geschlechtern.

21 Classe. Beyderley Blumen auf einer Pflanze. Männer und Weiber wohnen auf einer Pflanze, aber in verschiedenen Betten. Halbgetrennte Geschlechter. Monoecia. Einhäußler.

22. — Beyderley Blumen auf besondern Pflanzen. Ganz getrennte Geschlechter. Dioecia. Zweyhäußler.

23. — Männliche und weibliche, auch Zwitterblumen auf einer, oder verschiedenen Pflanzen. Männer halten mit ihren Weibern und auch Jungfern Hochzeit. Polygamia. Vielfache Ehen.

II. Pflanzen mit unkenntlichen, nicht gehörig entdeckten Blumen, oder im Finstern geschehene Hochzeiten. Heimliche Ehen. Nuptiae clandestinae, und diese machen die

24 Classe, welche Pflanzen enthält, woran die Staubbeutel und Stempel unbekannt sind. Cryptogamia.

Unter diese vier und zwanzig Classen vertheilet Herr von Linné alle bisher bekannt gewordene Gewächse, deren Anzahl sich leicht auf achttausend belaufen möchte, und man kann sicher annehmen, daß auch diejenigen, welche noch künftig entdecket werden möchten, in selbige eingeschaltet und untergebracht werden können. Zur leichtern Aufsuchung der Gewächse hat Herr von Linné auch bey den Classen Abtheilungen angebracht, und solche bey den dreyzehen erstern von dem Stempel, oder vielmehr dem Griffel, als dem weiblichen Befruchtungswerkzeuge, und von ihrer Anzahl hergenommen. Er unterscheidet demnach z. E. die viermännrigen, oder diejenigen, welche vier Staubbeutel haben, in ein-, zwey-, dreyweibrige, nachdem ein, zween oder drey Stempel zugegen, tetran-

trandria mono-, di-, trigynia. Die vierzehnte und funfzehnte Classe zeigen in der Zahl des Griffels keinen Unterschied, und bey allen ist nur einer zugegen, daher solche nach der Verschiedenheit des Saamens und des Saamengehäuses abgetheilet werden. In der vierzehnten heißen daher die Ordnungen gymnosperma und angiosperma, nachdem die Saamen entweder nackend oder in einem besondern Gehäuse eingeschlossen sind; in der funfzehnten aber siliculosa und siliquosa, nachdem die Schote kürzer oder länger ist. In der 16. 17. 18. 20. 21. und 22sten Classe kömmt die Anzahl der Staubbeutel erst in den Abtheilungen vor, weil darauf bey Bestimmung der Classen selbst nicht gesehen worden. Bey der neunzehnten Classe, welche weitläuftig ist, und die sogenannten zusammengesetzten Blumen enthält, bey welchen allemal fünf Staubbeutel in eine Walze verwachsen sind, und nur ein Griffel vorhanden ist, bedienet sich der Ritter eines andern Unterscheidungsmittels, und machet sechs Abtheilungen, als:

a) Aus lauter Zwittern zusammengesetzte Blumen, Polygamia aequalis.

Aus Zwitterblümchen in der Mitte, oder auf der Scheibe, und weiblichen im Rande zusammengesetzte, Polygamia spuria. Da nun dieses auf dreyerley Art geschieht, so unterscheidet derselbe,

b) diejenigen, bey welchen die weiblichen Randblümchen eben sowohl fruchtbare Saamen nachlassen, als die Zwitterblümchen auf der Scheibe, Polygamia superflua.

c) Wenn nur die Zwitterblümchen, die weiblichen Randblümchen aber, wegen Mangel des Staubweges, keine fruchtbare Saamen bringen, Polygamia frustranea.

d) Wenn nur die weiblichen Randblümchen, hingegen die Zwitterblümchen wegen Mangel des Staubweges keine fruchtbare Saamen bringen, Polygamia necessaria.

Bey allen diesen haben die Blümchen keinen eigenen Kelch, sondern sind nur von dem gemeinschaftlichen Kelche umgeben, und sitzen auf dem gemeinschaftlichen Blumenbette; davon unterscheiden sich aber

e) diejenigen, deren Blümchen zwar von einem gemeinschaftlichen Kelche umgeben, außerdem aber auch mit einem eigenen und besondern Kelche versehen sind, Polygamia segregata.

f) Bey welchen keine Vielweiberey, oder Polygamia statt hat; indem nicht viele Blümchen in einem Kelche stehen, sondern jede Blume vor sich und einzeln sitzet. Diese heißen daher Monogamia.

Ueber

Ueber diese Linnäische Methode hat Herr Oeder in dem 153. §. seiner Einleitung einige gegründete Anmerkungen gemachet, welche wir auch hier wiederholen wollen. Er schreibt: die ganze Methode ist gemischet. Die zwölfte, vierzehnte, funfzehnte, sechzehnte, siebenzehnte, achtzehnte und neunzehnte Classe fließen nicht aus der ursprünglichen Anlage der Methode, sondern haben ihr Daseyn verschiedenen natürlichen Classen zu danken, die älter sind als die Methode, und in der Ordnung der Gedanken voraus da waren, ob sie schon neue, von einem Umstande in den Geschlechtstheilen hergenommene Benennungen erhielten. Die Pflanzen der vierzehnten und funfzehnten Classe sind es nicht allein an denen sich die Verschiedenheit der Fäden in ihrer Länge zeiget, auch ist die Kürze der zween Fäden oft nur anscheinend wegen ihres niedrigen Standes. Das Verwachsen der Staubfäden findet sich an noch mehr Pflanzen, die in keiner von der sechzehnten bis zwanzigsten Classe enthalten sind, und an vielen, als an den Storchschnabeln, in der sechzehnten Classe und an den meisten in der achtzehnten ist es für einen Anfänger, der die Pflanzen nicht vorher kennet, zu unmerklich. Bey der ein und zwanzigsten bis drey und zwanzigsten Classe sind die von der männlichen Blume allein hergenommenen Merkmale nicht hinreichend, um zu der ersten Erkenntniß dieser Pflanzen zu führen, und ein Anfänger, der eine weibliche Pflanze ohne eine männliche, oder eine Zwitterpflanze aus der drey und zwanzigsten Classe ohne eine männliche oder weibliche bey der Hand hat, weis im ersten Falle nicht, wo er sie suchen soll, und suchet im zweeten Falle vergebens. Mehrere und andere Anmerkungen über diese Eintheilung in Absicht auf das Geschlecht findet man in dem 90sten Stücke des neuen Hamburger Magazins, welche gewiß von unserm Herrn Prof. Titius aufgesetzet, hier aber, ohne dessen zu erwähnen, wieder abgedrucket worden. Man findet auch hier die nämliche, von dem Stempel genommene Pflanzeneintheilung, welche von demselben in dem Lehrbegriffe der Naturgeschichte S. 233. vorgetragen worden. Anfängern, auch wohl geübtern Beobachtern werden sonderlich die Pflanzen, welche in die neunzehnte Linnäische Classe gehören, viel zu schaffen machen, und man wird bey aller und der genauesten Untersuchung öfters nicht finden, was man suchet. Nach der Ludwigischen Methode hingegen sind diese, mit zusammengesetzten Blumen versehenen, Pflanzen viel leichter aufzusuchen, und deswegen, ingleichen weil die

Blumendecke besser, als die Staubfäden, in die Augen fällt, und davon die deutlichsten Unterscheidungszeichen entlehnet werden können, halten wir diese für die leichteste, und wollen solche noch kürzlich angeben.

Es besteht solche aus achtzehn Classen. Zuerst unterscheidet der Verfasser die eingewickelten und nackenden Blumen; denn obgleich die Staubfäden und der Stempel gemeiniglich von einer oder mehrern Hüllen umgeben sind, so ist doch dergleichen bey den Farnkräutern, Moosen, Schwämmen und andern unvollkommenen Pflanzen kaum merklich, wenigstens nicht füglich mit der Bedeckung anderer Blumen zu vergleichen. Man kann diese nackenden Blumen billig mit der vier und zwanzigsten Classe des Linnäischen Systems vergleichen. Zweytens bemerket Ludwig, ob die Blumen vollkommen oder unvollkommen sind; jene machen die Zwitter, diese die männlichen und weiblichen aus. Die unvollkommenen sind die getrennten Geschlechter des Herrn von Linné. Ludwig aber machet daraus nicht drey, sondern nur zwo Classen, unterscheidet solche, nachdem männliche und weibliche Blumen auf einer, oder auf verschiedenen Pflanzen sitzen, und vereiniget die drey und zwanzigste Linnäische Classe billig mit den vollkommenen Blumen. Die dritte Abtheilung gründet sich auf die Blumendecke, ob selbige nämlich nur aus dem Kelche, oder dem Blumenblatte, oder beyden zugleich bestehe. Man könnte hier füglicher den Unterschied von der einfachen und doppelten Bedeckung hernehmen, zumal es bey der einfachen öfters zweifelhaft ist, ob selbige für den Kelch oder das Blumenblatt zu halten, S. Kelch, Blume und Blumenblatt. Herr Ludwig aber sieht allein auf das Blumenblatt, ob solches zugegen oder nicht, und sondert diejenigen, deren Blumendecke allein aus dem Kelche besteht, von denjenigen ab, welche ein oder mehrere Blumenblätter haben, es mögen diese allein, oder auch mit einem Kelche vereiniget seyn. Da die Anzahl derjenigen nicht groß, welche nur einen Kelch ohne Blumenblatt besitzen, werden solche nicht weiter abgetheilet, die andern aber nach dem Blumenblatte ferner unterschieden. Und zwar sieht man vorzüglich, ob selbiges aus mehrern, oder einem Stücke bestehe. Die Anzahl der Blumenblätter leidet zwar bey manchen eine Veränderung, und ihre Anzahl wird zuweilen wegen des Ueberflusses an Nahrungssäften ungemein vermehret, doch geschieht dieses nur bey wenigen, und wer die gefüllten Blumen von den natürlichen in Ansehung der Zahl der Blumenblätter nicht unter-

unterscheiden kann, wird auch nach der Linnäischen und andern Methoden dergleichen nicht beurtheilen können, indem allemal, wenn die Blumenblätter von ihrer natürlichen Beschaffenheit und Anzahl abweichen, auch die übrigen Theile der Blume, sonderlich die Staubfäden und ihre Beutel vermindert oder sonst verändert werden. Noch ein anderer Umstand kann uns zuweilen in der Zahlenbestimmung der Blumenblätter, sonderlich; ob nur eines oder mehrere anzunehmen, ungewiß machen, indem zwar bey einigen das Blumenblatt ganz erscheint, und bey andern der Rand in verschiedene Lappen oder Einschnitte abgetheilet, und diese unterwärts in eine gemeinschaftliche Haut vereiniget, theils die Blumenblätter merklich von einander abgesondert sind, bey einigen aber die Blätter sich auf eine fast unmerkliche Art vereinigen, und mehr für tief abgetheilte Lappen, als verschiedene Blätter angesehen werden können. Diejenigen Kräuterlehrer, welche auf diesen Umstand besonders aufmerksam gewesen, haben daher einige Regeln angegeben, um dadurch die zweifelhaften Fälle zu entscheiden, welche wir bey Betrachtung des Blumenblattes 1. Theil 865 S. bereits angegeben. Die Zahl der Blumenblätter unterscheidet Herr Ludwig von einem bis auf sechs, und zählet einblättrige, zwey-, drey-, vier-, fünf-, sechsblättrige, mono-, di-, tri-, tetra-, penta-, hexapetalos. Die Blumen, welche mehr als sechse haben, vereiniget er, und nennet solche vielblättrige, indem bey diesen die Zahl gar öfters veränderlich ausfällt, auch dergleichen überhaupt nur wenige sind. In allen diesen Classen sind die Blumenblätter in einer Blume, oder derselben Einschnitte entweder einander ähnlich oder unähnlich, man mag nun auf die Gestalt, oder Größe, oder Lage Acht haben. Und dadurch könnte jede füglich in zwey abgetheilet werden; da aber die zwey- und drey- auch sechs- und vielblättrigen überhaupt kleine Häufchen ausmachen, hat Hr. Ludwig diesen Unterschied nur bey den ein-, vier- und fünf blättrichten angenommen, und regelmäßige einblättrige, monopetalos regulares und unregelmäßige einblättrige, monopetalos irregulares, und so auch bey den vier- und fünf blättrigen unterschieden. Bey den ein- und fünf blättrigen hat derselbe noch eine andere Abtheilung gemachet. Die sogenannten Doldengewächse machen eine natürliche Familie aus, und gehören alle zu den fünf blättrigen Blumen. Dieweil aber bey solchen öfters auf einer Pflanze oder einer Dolde die Blumenblätter einander ähnlich und zugleich unähnlich

 lich

lich sind, mithin weder zu den regelmäßigen, noch unregelmäßigen gerechnet werden können, so war es freylich am besten, daraus eine besondere Classe zu machen, und diese den übrigen fünfblättrigen nachzusetzen. Die Zahl der einblättrigen ist sehr groß, und vornehmlich findet man bey diesen, daß öfters viele Blümchen von einem gemeinschaftlichen Kelche umgeben, und dadurch gleichsam zu einer Blume gemachet werden. Man nennet dergleichen zusammengesetzte Blumen. Es giebt zwar bey andern Classen auch dergleichen, als z. E. viele fünfblättrige Blümchen mit einem gemeinschaftlichen Kelche umschlossen, welche man zum Unterschiede gehäufte Blumen, aggregatos, genannt; da aber dergleichen nur wenig vorkommen, kann man solche füglich bey ihren Classen unterbringen. Das Kennzeichen einer zusammengesetzten Blume, floris compositi, ist demnach, wie Herr Ludwig annimmt, dieses, daß viele einblättrige Blümchen mit einem gemeinschaftlichen Kelche bedecket sind. Bey den meisten sind zwar die fünf Staubbeutel in eine walzenförmige Röhre verwachsen, und diese könnte man, so wie auch Herr von Linné in der 19ten Classe gethan, allein unter den zusammengesetzten begreifen. Da aber Hr. Ludwig bey der Wahl der Hauptkennzeichen nicht auf die Staubbeutel, sondern auf die Blumendecke sieht, kann und muß derselbe auch diejenigen als zusammengesetzte einblättrige annehmen, bey welchen die Staubbeutel einzeln stehen, wie bey der Scabiose. Die einblättrigen zusammengesetzten unterscheiden sich auf dreyerley Weise. Alle Blümchen, welche der gemeinschaftliche Kelch einschließt, sind entweder einander ähnlich, oder unähnlich, und die ähnlichen sind entweder alle zungenförmig, lingulati, oder röhrenförmig, tubulosi; mithin entstehen daraus drey Classen, und diejenigen, welche zweyerley Blumen in einem Kelche zeigen, machen die letzte aus, und heißen flores compositi mixti. Dieses ist der ganze Plan der Ludwigischen Eintheilung, und damit man solche auf einmal übersehen könne, wiederholen wir solche in einer Tabelle.

Die

Die Blumen bey den Gewächsen sind:

I. Eingewickelte, inuoluti.

A. Vollkommene, perfecti.

α) Mit Blumenblättern gezieret. petaloidei.

a) Einblättrige. monopetali.

1) Einfache. simplices

regelmäßige, regulares, Classe I. Einblättrige regelmäßige Pflanzen.

unregelmäßige, irregulares, Classe II. Einblättrige unregelmäßige Pflänzen.

2) Zusammengesetzte. compositi

röhrenförmige, tubulosi, Classe III. Zusammengesetzte röhrenförmige Pflanzen.

zungenförmige, lingulati, Classe IV. Zusammengesetzte zungenförmige Pflanzen.

gemischte, mixti, Classe V. Zusammengesetzte gemischte Pflanzen.

b) Zweyblättrige, dipetali, Classe VI. Zweyblättrige.

c) Dreyblättrige, tripetali, Classe VII. Dreyblättrige.

d) Vierblättrige, tetrapetali

regelmäßige, regulares, Classe VIII. Vierblättrige regelmäßige Pflanzen.

unregelmäßige, irregulares, Classe IX. Vierblättrige unregelmäßige Pflanzen.

e) Fünfblättrige, pentapetali

regelmäßige, regulares, Classe X. Fünfblättrige regelmäßige Pflanzen.

unregelmäßige, irregulares, Classe XI. Fünfblättrige unregelmäßige Pflanzen.

doldenblüthige, vmbellati, Classe XII. Fünfblättrige Doldenpflanzen.

f) Sechsblättrige, hexapetali, Classe XIII. Sechsblättrige.

g) Vielblättrige, polypetali, Classe XIV. Vielblättrige.

β) Kelchichte. Bey welchen das Blumenblatt fehlet. apetali. Classe XV. Kelchblümige Pflanzen.

B. Unvollkommene. relatiui. Diese sitzen:

α) auf einer Pflanze. monophyti, Classe XVI. Unvollkommene einpflänzige.

β) auf zwo Pflanzen. diphyti. Classe XVII. Unvollkommene zweypflänzige.

II. Nackende. nudi. Classe XVIII. Nackende Pflanzen.

Herr Ludwig ist demnach in der Haupteintheilung der Gewächse meistentheils dem Rivin gefolget, in den Unterabtheilungen aber sieht er zuerst auf die Staubfäden und denn auf die Griffel, zählet beyde mit Herr von Linné, behält aber die eigentlichen Namen bey, und unterscheidet z. E. in den einblättrigen regelmäßigen Blumen, die ein-, zwey-, drey-staubbeutlichten, mon-, di-, triantheras, und die ein-, zwey-, dreygrifflichten, mono-, di-, tristylas. In den Classen aber, welche in Ansehung dieser Theile keinen Unterschied zeigen, dergleichen die dritte, vierte, fünfte, zwölfte sind, nimmt er den Kelch und die Saamen zu Hülfe, hingegen in der sechzehnten und siebenzehnten, weil diese beyden Classen nicht von dem Blumenblatte, sondern dem Befruchtungswerkzeuge entlehnet werden, sieht er zuerst auf das Blumenblatt und dann auf die Anzahl der Staubbeutel.

Bey diesen beyden angeführten und erläuterten Methoden können wir es billig bewenden lassen, indem jeder, welcher von diesen einen hinlänglichen Begriff hat, die andern, ohne viele Mühe, einzusehen im Stande seyn dürfte. Jedoch müssen wir noch anmerken, wie die alte und wirklich unschickliche Eintheilung der Gewächse in Bäume, Sträucher, Stauden und Kräuter, wovon wir unter Gewächse gehandelt haben, jetzo wieder von Herr Houtuyn aufgewärmet, auch in dem deutschen Pflanzensystem des Hrn. von Linné beybehalten worden. Herr Houtuyn bestimmet ganz wenige Classen, und unterscheidet die Pflanzen

A) mit deutlicher Blüthe.

a) mit bleibendem Stamme und diese sind 1) Palmen, 2) Bäume, 3) Sträucher.

b) mit vergänglichem Stamme, dahin gehören 4) Kräuter, 5) Lilien, 6) Gräser.

B) mit undeutlicher Blüthe, und sind 7) Farnkräuter, 8) Moose, 9) Aftermoose, 10) Schwämme.

Uns scheint diese Eintheilung, wegen der zwoten, dritten und vierten Classe, ganz und gar nicht schicklich, indem gar viel Geschlechter aus Kräutern und Bäumen bestehen, mithin die Arten eines Geschlechtes in verschiedene Classen vertheilet werden müssen, wie z. E. bey Robinie, Stechapfel, Taback und vielen andern geschehen. Daher man auch diese Einthei-

theilung die Houttuynische nennen, und dem vollständigen Pflanzensysteme, dessen erster und zweeter Theil zu Nürnberg 1777. herausgegeben worden, und nebst den Palmen die Bäume aus allen Linnäischen Classen enthalten, nicht des Ritters von Linné, sondern Houttuyns Namen vorsetzen sollen, zumal die Herausgeber auch in den folgenden Theilen der letztern Eintheilung folgen wollen.

Zu der historischen Erkenntniß der Gewächse gehöret auch die Bestimmung der untern Geschlechter und dahin zu rechnenden Arten und Spielarten, ingleichen wie man solche mit schicklichen Namen belegen solle. Da aber nach der Absicht und Einrichtung dieses Schauplatzes dergleichen Unterricht nicht hieher gehöret, übergehen wir dieses alles mit Stillschweigen, und wenden uns nunmehr von der Oberfläche zu dem innern der Gewächse, und betrachten solche physikalisch.

Hierbey kommen hauptsächlich zweyerley Betrachtungen vor. Nämlich wie sie entstehen und wachsen. Das erste geschieht durch den Saamen, und damit selbiger das Vermögen erlange, eine neue, doch der alten ähnliche Pflanze hervorzubringen, muß zuvor in der Blume die Befruchtung geschehen. Wie wir nun von der Befruchtung, und der Art und Weise wie, und wodurch solche geschehe, bey der Blume bereits gehandelt, auch bey Betrachtung des Staubbeutels und des Stempels noch weiter davon reden müssen, eben so werden wir von dem befruchteten Saamen, dessen Wesen, Bestandtheilen und dem Vermögen zu keimen, oder eine neue Pflanze hervorzubringen, unter diesem Artikel handeln. Die Gewächse entstehen zwar alle aus dem Saamen, und lassen sich dadurch fortpflanzen; man kann solche aber auch auf andere Weise vermehren. Und dieses geschieht auf mancherley Art. Wir haben nach der Einrichtung dieses Werkes auch davon an verschiedenen Orten gehandelt. S. Ableger, Knospe, Pfropfreis, Wurzel. Mithin ist nur übrig, allhier das Wachsthum der Pflanzen zu betrachten, und anzugeben, wie und wodurch selbige ernähret und unterhalten werden. Die Wurzel, der Stamm oder Stängel, und dessen Aeste, nebst den Blättern, sind die eigentlichen Werkzeuge, welche den Nahrungssaft vor sich selbst und die andern Theile der Pflanze annehmen und zubereiten. Was nun diese sowohl im ganzen betrachtet, als auch die einzeln Theile derselben, als die Haut, Rinde und das Mark, und noch besonders bey den Bäumen der Splint und das Holz zur Aufnahme, Zubereitung, Absonderung, Ausdünstung, Nahrung und

und Wachsthum der Gewächse beytragen, ist in den besondern Abhandlungen von uns angemerket worden; daher wir jetzo nur die allgemeine Einrichtung und Beschaffenheit der festen und flüßigen Theile der Gewächse betrachten, und daraus derselben Nahrung und Wachsthum erklären dürfen.

Zu den festen Theilen gehören sonderlich die Gefäße und das höhlichte Gewebe. Fast überall findet man beydes, und man könnte fast annehmen, daß die ganze Pflanze aus dem letzten bestehe; indem auch die Gefäße, wenn gleich nicht alle, oder zu allen Zeiten, doch die meisten, und die mehreste Zeit über mit einem ähnlichen, oder markichten Wesen innerlich erfüllet sind. Das höhlichte oder zellichte Gewebe ist sich zwar nicht immer gleich, doch kommt selbiges überhaupt betrachtet sowohl in Ansehung der Beschaffenheit, als des Nutzens mit dem Marke überein; daher wir den Leser hierauf verweisen, und jetzo nur anmerken, wie selbiges theils unter der obern Haut der Blätter und anderer Theile, und überall zwischen der netzförmigen Verbreitung der Fasern und Gefäße liege, und die Zwischenräume allenthalben erfülle, theils einen eignen und besondern Körper ausmache, und von einem mehr dichten, öfters holzichten Wesen umgeben, und alsdenn im eigentlichen Verstande das Mark genennet werde; endlich auch in den Gefäßen selbst sich befinde, und entweder die ganze Höhlung derselben einnehme, oder nur an den Seiten und Rändern ansitze. Es mag aber dieses Wesen sich aufhalten, wo es will, auch beschaffen seyn, wie es will, so wird man doch demselben den zweyfachen Nutzen, nämlich die Bewegung und Veränderung der Säfte, zueignen können, welches aus der Betrachtung der Gefäße ganz klar erhellen wird.

Die Gefäße in den Pflanzen sind von den Gefäßen der Thiere gänzlich unterschieden. Bey diesen haben sie eine mehr kegelförmige Gestalt, bey jenen aber behalten sie, soviel man bisher wahrnehmen können, vom Anfange bis zum Ende durchaus einerley Weite; bey den Thieren sind sie hohl, und nur mit den Säften erfüllet, bey den Pflanzen hingegen gemeiniglich mit dem zellichten Gewebe ausgestopfet, und die Säfte in den Schläuchen desselben enthalten; bey den Thieren haben die Gefäße einen gemeinschaftlichen Ursprung, nämlich das Herze, vertheilen sich nach und nach in Aeste, und alle haben unter sich eine Art von Gemeinschaft; dieses alles hat bey den Pflanzen nicht statt, vielmehr scheint es, als ob jedes Gefäße vom Anfange bis zum Ende vor sich bestehe, und

mit andern keine Gemeinschaft habe. Die Gefäße bey den Thieren sind ihrer Natur und Eigenschaft nach unter sich verschieden, und man muß die Puls- und Blutadern von einander unterscheiden; in den Gewächsen findet diese Verschiedenheit nicht oder doch in einem ganz andern Verstande, statt. Die Gefäße bey den Thieren sind die Triebfedern, wodurch die Bewegung der Säfte geschieht, und die Pulsadern helfen einigermaaßen die Säfte durch die Blutadern bewegen; dergleichen Kräfte besitzen die Pflanzengefäße gar nicht, und die Bewegung der Säfte hänget von einer ganz andern Ursache ab. Darinnen aber komen selbige überein, daß sie nach und nach dichter, fester, knorplicht, holzicht, und endlich gar ihrer Höhle beraubet und zum Durchgange der Säfte unfähig gemachet werden. Daß die Pflanzengefäße nicht von einerley Beschaffenheit sind, kann man leicht einsehen, ob aber diese Verschiedenheit den Gefäßen eigen, oder zufällig sey, ist nicht ausgemacht. Man unterscheidet gemeiniglich und mit Rechte, vasa succosa et aerea, f. Tracheae, Saft- und Luftgefäße. Diejenigen, welche die Saftgefäße läugnen, und nur Luftgefäße annehmen, irren eben so sehr, als diejenigen, welche die Luftgefäße verwerfen und die Saftgefäße allein zugeben. Der Saft ist zwar in dem zellichten Gewebe enthalten, und wird auch darinnen beweget; wenn aber die Schläuche und Bläschen dieses Gewebes reihenweise oder der Länge nach mit einander verbunden und durch eine festere Bedeckung umgeben werden, wird man selbige wohl für Gefäße halten können, zumal unter verschiedenen Umständen das höhlichte Gewebe sich vermindert, an die Wand der Bedeckung sich fest anleget, diese Bedeckung allein übrig bleibt und eine hohle Röhre vorstellet. Man findet demnach Gefäße von zweyerley Art, einige, welche mit zellichtem Gewebe inwendig erfüllet, andere, welche hohl sind. Die erstern hält man für Saft- und die andern für Luftgefäße. Ob aber die letztern sich immer gleich, und unter allen Umständen zugegen sind, oder aber selbige vielmehr aus den Saftgefäßen entstehen, und die Luftgefäße ehedem Saftgefäße gewesen, wegen des zusammengezogenen, oder gänzlich verminderten zellichten Gewebes aber, statt der Säfte, nur Luft einnehmen können, sind die Naturlehrer nicht einerley Meynung. Hr. Ludwig ist der letzten Meynung zugethan, und hält die Luftgefäße für ausgetrocknete Saftgefäße; will auch nicht zugeben, daß diese und die darinnen enthaltene Luft auf die Saftgefäße wirken, und die Bewegung der Säfte befördern können,

vielmehr die mit dem Safte überall vermischte Luft hinreichend seyn werde, die Bewegung zu unterhalten und zu vermehren. Malpighius hingegen behauptet, daß die Luftröhren zu allen Zeiten Luft und niemals einen Saft enthielten, und vergleicht solche mit den Luftröhren der Insecten. Wenn man aber mit du Hameln, Reicheln und einigen ältern Beobachtern gleich einer Uhrfeder schneckenförmig gewundene, mit einer merklichen Federkraft versehene, und gleichsam einem Pergamentstreifenähnliche Fasern annehmen, und diese für Luftgefäße erkennen will, so muß man auch zugeben, daß selbige immer zugegen und zu dieser Verrichtung bestimmt gewesen. Um sich von der Gegenwart derselben zu überzeugen, darf man nur, nach du Hamels Rathe, an einem jungen Zweige von einem Rosenstocke die Rinde mit einem Messer entzweyschneiden, doch aber vorsichtig seyn, daß der noch sehr weiche Holzkörper nicht verletzet werde, hernach solchen ganz sachte zerbrechen und die zwey zerbrochenen Stücke von einander ziehen, da man denn zwischen den beyden Stücken sehr feine, wie Silber glänzende Fäden erblicket, welche spiralförmig zusammengewunden sind und die Luftröhren ausmachen. Diese sind hin und wieder etwas enger zusammengezogen, wodurch Leeuwenhoek verführet worden, an denjenigen Orten Klappen oder Valveln anzunehmen. Es sind aber dergleichen Luftgefäße nicht in allen Theilen der Pflanze anzutreffen. Weder in der Rinde, noch in dem Baste der Bäume hat man dergleichen entdecken können, hingegen in dem Holze, den Blättern und den Blumen häufig wahrgenommen.

Ob unter den Saftgefäßen ein wesentlicher Unterschied statt finde, und einige diesen, die andern jenen Saft enthalten, oder ob der eingesaugte Nahrungssaft in einerley Gefäßen, und in dem zellichten Gewebe nach und nach in den eigenen Saft verwandelt werde, sind die Naturlehrer gleichfalls getheilet. Viele nehmen zweyerley Arten Gefäße an, und unterscheiden die Wassergefäße von den eigenen Gefäßen. In dem zellichten Gewebe, und vornehmlich in dem Holze sollen die zärtesten Fäserchen die Wassergefäße ausmachen, und nur eine wässerichte Feuchtigkeit enthalten. Dieses zu beweisen, berufet man sich auf den Weinstock, Ahorn, die Birke und andere Bäume, welche im Frühjahre, wenn sie beschnitten oder angebohret werden, ein häufiges Wasser fließen lassen, welches von dem gemeinen sehr wenig verschieden ist, und desto häufiger hervorquillt, je tiefer die Wunde in das Holz geht. Eigene Gefäße hingegen nennt man diejenigen,

welche

welche den eigenen Pflanzensaft enthalten; diese sind vorzüglich in der Rinde zugegen, in Ansehung der erstern viel größer oder weiter, sie selbst und die enthaltenen Säfte anders gefärbet und die Säfte viel dicker. Doch sind bey vielen auch beyde Arten Säfte einander ziemlich ähnlich, daß man an dem eigenen Safte zweifeln könnte, wenn man nicht aus andern Gründen solchen zugeben müßte. Wenn man mit dem Grew behauptet, daß die Gefäße in den Gewächsen der Länge nach bis zu ihrem Ende fortgehen, mit den benachbarten keine Gemeinschaft haben, und der enthaltene Saft nicht aus einem in das andere, und aus größern Aesten in kleinere übergehen, und dadurch, wie in den Thieren geschieht, eine andere Mischung annehmen können, möchte die Lehre von den zweyerley Gefäßen wohl ihre Richtigkeit haben. Wenn man aber mit Malpighi annimmt, daß die Gefäße sich mit einander, und zwar durch zusam̃enmündende Aeste vereinigten, und darinnen mit den Gefäßen der Thiere übereinkommen, wurde solches nicht nöthig seyn. Vielleicht aber findet beydes statt, wie denn du Hamel aus angestellten Erfahrungen überzeuget worden. In der natürlichen Ordnung wird zwar der durch eine Wurzel eingesogene Saft sich hauptsächlich gegen eine von den Seiten, oder gegen einen von den Zweigen der Pflanze ziehen, nachdem die Pflanze solchen nöthig hat, in gewissen Fällen aber auch der Saft diesen geraden Weg verlassen und seitwärts, nach der Nothdurft der Pflanzen, hingehen. Herr Mariotte vergleichet die eigenen Gefäße mit den Pulsadern der Thiere, und den Baumsaft mit dem Blute, das in den Blutadern fließt; obgleich aber derselbe diese Meynung mit Erfahrungen zu bestätigen gesucht, kann solche doch nicht angenommen werden. Wir bemerken nochmals, wie zwar bey den meisten Pflanzen diejenigen Gefäße, worinnen der eigene Saft und das Oel, Gummi, Harz, u. s. f. enthalten, in der Rinde, jedoch aber auch zuweilen in verschiedenen andern Oertern angetroffen werden. Der Terpentin von der Tanne sammelt sich in dem zellichten Gewebe unter der Rinde, der Sandarack vom Wachholder und das Pech von der Fichte zwischen Rinde und Holz und der Terpentin vom Lerchenbaume häufet sich in dem Holzkörper selbst zusammen.

Die flüßigen Theile, welche in allen Pflanzen zugegen, sind vornehmlich die Luft und das Wasser. Wenn man auch keine eigenen Luftgefäße annehmen wollte, muß man doch zugeben, daß die Luft in allen Theilen der Pflanze zugegen sey, folglich sich auch mit den

den Säften vermischen, wie man sich davon durch die Luftpumpe, das Feuer und die Fäulniß leicht überzeugen kann. Den Eingang des Wassers in die Gewächse beweiset jede Pflanze, welche in den Sommertagen schmachtet, niedergebogene Zweige und welke Blätter zeiget, nach Regen und Thau, oder angegossenes Wasser aber sich wieder erholet, ihre Zweige erhebt und steife Blätter erhält. Das Wasser, womit die Erde befeuchtet wird, geht durch die zartesten Oeffnungen der Haarröhrchen, oder Gefäße der Wurzelfasern in die Pflanze, steiget in den Gefäßen aufwärts und erhält eine andere Mischung, theils geht solche wieder durch die zartesten Oeffnungen der Blätter aus der Pflanze; so wie zu anderer Zeit diese aus der Luft die wässerichten Feuchtigkeiten einsaugen und der übrigen Pflanze mittheilen. Das Wasser aber, es mag solches aus der Erde, oder der Luft in die Pflanzen gehen, ist nicht reine, sondern mit salzichten, ölichten und andern zarten Theilchen vermischet und genau vereiniget, woraus denn auch die verschiedene Mischung der Säfte in den Gefäßen erzeuget wird. Hales hat ganze Zweige von verschiedenen Bäumen in eine Retorte gestecket, die Oeffnungen derselben mit Blase verbunden, und auf diese Art eine ansehnliche Menge ausgedünsteter Materie von Weinstöcken, Feigenbäumen, Apfel- Kirsch- Aprikosen- und Pfersichbäumen erhalten; alle diese Feuchtigkeiten waren sehr klar, schienen Wasser zu seyn, und er konnte eine von der andern weder durch den Geschmack, noch sonst unterscheiden. Nachdem sie aber einige Zeit in offenen Gefäßen gestanden, rochen sie viel übler, als gemeines Wasser; woraus klar erhellet, daß die ausdünstende Materie nicht rein, sondern mit fremden Theilchen vermischet sey. Andere Säfte, welche wir in den Pflanzen finden, können uns noch viel deutlicher überzeugen, daß das eingesogene Wasser mancherley Veränderungen leide und mithin selbst nicht rein gewesen sey. Viele, wie der Feigenbaum, die meisten Arten der Euphorbien und der Löwenzahn enthalten einen milchichten, das Schöllkraut einen gelben, die Artischocke einen rothen Saft. Bey einigen ist dieser süße, bey andern scharf, bald mit, bald ohne Geruch. Manche Pflanzen enthalten in allen Theilen einerley Saft, bey andern ist solcher in verschiedenen Theilen unterschieden; doch findet man auch einige, deren Saft von dem Wasser wenig unterschieden ist. Und dieser Saft, so verschieden solcher auch seyn mag, ist die unmittelbare Nahrung der Gewächse, welche zwar von dem eingesogenen Wasser abstammet, aber nur in so

ferne daraus erzeuget werden kann, in so ferne mit dem Wasser andere Theile aus der Erde und Luft vermischet worden. Es haben viele das Wasser allein, ohne Beymischung anderer Dinge, für die Nahrung der Gewächse angenommen. Der berühmte Engländer Baco von Verulamius behauptete, daß die Nahrung aller Pflanzen in und aus dem Wasser sey, und die Erde selbige bloß unterstütze. Helmont suchte diesen Satz durch eine Erfahrung zu bestätigen. Er nahm ein töpfernes Gefäße, erfüllte solches mit zweyhundert Pfund im Backofen getrockneter Erde, begoß diese mit Regenwasser, und pflanzte darein einen Weidenstock, welcher fünf Pfund wog. Die Erde in den Gefäßen hielt er mit Regen- oder destillirtem Wasser feuchte, und damit kein Staub sich damit vermischen möchte, bedeckte er solche mit einem verzinnten Bleche. Nach fünf Jahren wog der daraus erwachsene Baum 169 Pfund und 6 Loth und nachdem er die Erde wieder getrocknet, hat er davon wieder 200 Pfund bis auf wenige Unzen erhalten. Robert Boyle hat Kürbse und andere Pflanzen im bloßen Wasser erzogen, und Herr Hofrath Eller, s. die Schriften der Berliner Akademie vom Jahre 1747. verschiedene Versuche mit destillirtem Wasser angestellet, und z. E. in wohlgetrocknete Erde Hyacinthenzwiebeln gepflanzet und diese mit destillirtem Wasser angefeuchtet, und dabey wahrgenommen, daß der Erde ganz und gar nichts abgegangen, obgleich die Pflanzen an festen erdichten Theilen auf viele Loth zugenommen. Aus diesen Versuchen will man demnach schließen, daß die Gewächse allein durch das Wasser ernähret und vergrößert würden; wenigstens von einer mineralischen Erde nichts in das Wesen der Pflanzen übergehe. Wir wollen hierüber, um nicht zu weitläuftig zu seyn, keine Anmerkungen machen, zumal daraus gar nicht folget, daß Wasser allein die Nahrung der Pflanzen ausmache. Die gemeinen Erfahrungen, wie der Regen das Land fruchtbar, und wie das ausgezehrte und zum fernern Wachsthume der Pflanzen ganz unkräftige Erdreich durch allerley Arten von Dünger wieder neue Kräfte und Saft erhalte, müssen uns überzeugen, daß außer dem Wasser andere, wenn auch nicht eben erdichte, doch fette, ölichte und salzichte Theilchen zum gedeihlichen Wachsthume unumgänglich erfodert werden; und da die fetten und salzichten Theilchen in ihrer Mischung auch die feinste Erde enthalten, so kann man auch diese füglich als eine Nahrungsmaterie ansehen und behaupten, daß wenn gleich bey oben angeführten

führten Versuchen die Erde keinen Abgang gelitten, doch dergleichen Theilchen mit andern vermischet durch die Luft zugeführet und von außen in die Pflanzen gebracht werden können. Die Luft ist, wie Herr Bonnet richtig annimmt, das große Behältniß, in welchem sich die Körperchen, welche aus allen Körpern ausdünsten, versammlen und wieder in anderer Körper Nutzen verwendet werden, und Herr Wallerius in der Streitschrift de Principiis Vegetationis suchet zu erweisen, daß das Wasser selbst sich in eine Erde verwandle und dadurch den festen Bestandtheil der Pflanze darreiche. Uns scheint das Wasser nur das Auflösungsmittel zu seyn, und jemehr dieses selbst verfeinert und sonderlich in Dämpfe aufgelöset, und zur Annehmung und Auflösung anderer Dinge geschickt ist, und jemehr dergleichen Theilchen in der Nähe sind und damit beschwängert werden können, je besser werden die Pflanzen wachsen. Und ob man gleich Pflanzen, außer der Erde, theils allein in Moos, theils in Moos mit Sägspähnen, Baumwolle u. s. w. vermischet, gepflanzet und unterhalten hat, solche auch darinnen ganz gutes Gedeihen gezeiget, so hat doch das Wachsthum nicht anders geschehen können, als in so ferne diese Materien sich entweder unmerklich in Erde verwandelt haben, oder das Wasser, womit solche begossen worden, mit andern Theilchen angefüllet gewesen, welche in die Pflanze übergehen können.

Es ist aber nicht genug, daß die Gewächse die schicklichen Nahrungstheilchen von außen erhalten und einnehmen, es müssen diese auch in und durch die Pflanze selbst weiter verändert, zur eigentlichen Nahrung geschickt gemachet und dadurch das Wachsthum erhalten werden. Wir müssen demnach auch von der Bewegung der flüßigen Theile in den Pflanzen handeln und daraus die neuen Mischungen der ersten erkennen. Daß die Gefäße der Pflanzen nicht mit den Pulsadern der Thiere zu vergleichen, haben wir schon erinnert, und daß bey den Gewächsen kein Herz, auch kein ähnliches Werkzeug anzunehmen, wird jeder leicht zugeben, daher die Ursachen der Bewegung der Säfte bey den Pflanzen ganz anders, als bey den Thieren seyn müssen. Die Erfahrung lehret, daß eine Pflanze bey warmer und trockener Luft das Wasser, womit die Erde angefeuchtet ist, häufig und geschwinde einsauge, das Gegentheil aber geschehe, wenn die Luft feuchte und kalt ist, woraus denn sicher folget, daß die Bewegung der Säfte durch die Pflanzen vorzüglich von der äußerlichen Wärme und Trockenheit der Luft abhänge. Es ist aber dieses

nicht

nicht die einzige Ursache. Die Gefäße selbst sind zur Bewegung der Säfte schicklich eingerichtet. Man kann solche billig mit den Haarröhrchen vergleichen, und wie diese die Feuchtigkeiten einsaugen und einen gewissen Grad in die Höhe ziehen, eben so wird auch dieses bey den Gefäßen der Pflanzen geschehen; diese aber sind nicht einzelne Haarröhrchen, sondern jedes Gefäße ist gleichsam aus vielen zusammengesetzet, indem das zellichte Gewebe gleichsam lauter dergleichen Röhrchen vorstellet, oder noch deutlicher mit der Baumwolle verglichen werden kann. Nun aber sind die Saftgefäße mit dergleichen Wesen durchaus versehen, mithin kann dadurch das Aufsteigen der Säfte ungemein befördert werden. Endlich sind auch die Säfte bey den mehresten Pflanzen dünner und flüßiger, mithin für sich selbst zur Bewegung geschickter, als die Säfte bey den Thieren. Und wenn bey einigen das Gegentheil statt findet, wird auch die Bewegung langsamer seyn, oder durch andere Nebenursachen befördert werden müssen. Die Hauptursache ist jedoch die Luft, theils diejenige, welche in den Pflanzen enthalten ist, theils welche selbige von außen umgiebt. Die mit den Säften vermischten Luftbläschen werden sich nach Beschaffenheit der äußerlichen Luft ausdehnen oder zusammenziehen. Das letzte geschieht, wenn die äußere Luft kalt und feuchte, und alsdenn stehen die Säfte in den Gefäßen gleichsam stille, oder werden sehr schwach beweget. S. Baum. Wenn aber die äußere Luft warm und trocken ist, werden durch die Wärme die innerlichen Luftbläschen und mit diesen zugleich die Wasserbläschen und überhaupt die Säfte ausgedehnet, wodurch denn diese mehrern Raum verlangen, und da sie in den obern Enden der Gefäße weniger Widerstand finden, als nach unten zu, treiben und steigen sie nach jenen, und gehen endlich durch die offenen Enden in die äußerliche Luft über, welche, da sie mehr trocken, als mit wässerichten Dünsten erfüllet ist, diese ausdünstenden Säfte leicht annehmen und immerfort Gelegenheit geben wird, daß die in den Gefäßen enthaltenen und ausgedehnten Säfte aufsteigen und verfliegen, daher man auch die Ausdünstung als ein neues Mittel der Bewegung der Säfte ansehen muß. Es geschieht diese aber vorzüglich durch die Blätter, und die Erfahrung lehret, daß der Saft in den Pflanzen desto stärker in die Höhe gezogen werde, jemehr Blätter zugegen, das Gegentheil aber erfolge, wenn sie ihrer Blätter beraubet werden. Von den vielen Versuchen, welche hierüber angestellet worden, wollen wir nur einen

einen anführen. Hales nahm Zweige von Birn- Aepfel- und Quittenstämmen, an einigen ließ er die Blätter, andere entlaubte er. Die Zweige wurden alle gewogen und mit dem dicken Ende in ein Gefäß mit Wasser gestellet, wovon man wußte, wie viel dieses war. Die mit ihren Blättern besetzten Zweige zogen in zwölf Tagesstunden von funfzehn bis auf dreyßig Unzen Wasser in sich, nachdem sie viele oder wenige Blätter hatten; wobey noch bemerket worden, daß dieses starken Einsaugens ungeachtet, die mit Blättern besetzten Zweige Abends leichter waren, als sie früh gewesen, welches schlechterdings von der stärkern Ausdünstung herkommen müssen. Die Zweige ohne Laub aber zogen nur eine Unze Wasser, und waren doch Abends schwerer, als sie früh gewesen waren, welches unwidersprechlich zeiget, daß eine wirkliche Verhältniß zwischen der Ausdünstung und dem Aufsteigen des Saftes vorhanden sey, und daß solches vorzüglich in den Blättern seinen Grund habe. Die Ausdünstung bey den Gewächsen ist überaus groß, und z. E. ein Stock von der Sonnenblume dünstet siebenzehnmal mehr aus, als der Körper des Menschen, und daraus kann man am deutlichsten erkennen, mit welcher Geschwindigkeit die Säfte durch die Pflanzen laufen und beweget werden müssen, welches vorzüglich deswegen geschieht, weil die Säfte meist nur wässericht sind und wenig Nahrungstheilchen enthalten, und diese sich um desto mehr häufen, jemehr die wässerichten ausdünsten, wodurch die Säfte zugleich gereiniget und verbessert werden. Von der Ausdünstung der Pflanzen verdienen Hales, Bonnet und Guettard vorzüglich nachgelesen zu werden. Wie aber das Aufsteigen der Säfte durch die Ausdünstung befördert wird, so wird auch mit der gehemmten Ausdünstung selbiges nicht allein geschwächet, sondern gänzlich unterbrochen; denn zu gleicher Zeit wird wegen Mangel der äußerlichen Wärme die Ausdehnung der innerlichen Luft- und Wassertheilchen aufhören, der zuvor verdünnete Saft wird wieder dicker werden, weniger Raum einnehmen, folglich in den Gefäßen zurücke treten, an den Enden derselben einen leeren Raum lassen und dadurch zur Einnehmung und Einsaugung der Feuchtigkeiten aus der Luft Gelegenheit geben. Indessen müssen wir doch noch bemerken, wie zuweilen die Säfte der Pflanzen in einer starken Bewegung seyn können, wenn auch die Ausdünstung gänzlich mangelt. Ein abgestutzter Baum treibt neue Zweige, und bey diesem Treiben muß der Saft in Bewegung seyn, obgleich mit Beraubung der Zweige

auch dem Baume die Ausdünstungswerkzeuge genommen worden. Im Frühlinge fehlen die meisten Ausdünstungswerkzeuge, ehe sich die Knospe geöffnet und die Blätter sich zu entwickeln angefangen haben. Indessen beweget sich doch der Saft stark gegen die Knospen, und wenn man im Frühjahre den Weinstock beschneidet, thränet solcher häufig, und höret auf zu thränen, wenn die Blätter ausschlagen und die Ausdünstung vor sich geht; wobey jedoch Herr Hales angemerket, wie der Saft bey Tag und Nacht aufsteige und auströpfle, jedoch stärker bey Tage, als Nacht, und desto mehr, je heißer die Tage sind. Folglich geschieht das stärkste Aufsteigen des Saftes in den nämlichen Umständen, unter welchen die Ausdünstung am besten von statten geht, mithin wird wenigstens die wärmere und mehr ausgedehnte Luft vorzüglich hierbey ihre Wirkung zeigen. Und hierinnen liegt auch der Grund, warum die Bewegung des Saftes im Herbste und Winter aufhöret, oder vielmehr ganz langsam vor sich geht.

Bey Bewegung der Säfte durch die Gefäße müssen wir noch einen besondern Umstand in Betrachtung ziehen. Es ist bekannt, daß bey den meisten Thieren ein Kreislauf statt findet und die Säfte von dem Herze zu den Theilen und wieder von diesen zu jenem geführet werden, und man daher zu- und abführende Gefäße, oder Puls- und Blutadern unterscheidet. Dergleichen Verschiedenheit der Gefäße hat man zwar auch in den Gewächsen annehmen und behaupten wollen, wie durch andere der Saft aufwärts von der Wurzel zu den Zweigen und Blättern sich bewege, durch andere aber von diesen Theilen bis zu der Wurzel niedersteige. Dergleichen Kreislauf behaupten Malpigh, Major, Parent und Mariotte im eigentlichen Verstande und nehmen an, daß die Feuchtigkeit aus der Wurzel in den Stängel und übrigen Theile aufwärts steige, wenn aber davon in allen diesen Theilen dasjenige abgesetzet worden, was zu derselben Nahrung und Wachsthume dienlich ist, so gehe das übrig gebliebene unnütze wieder zurück in die Wurzel, um daselbst aufs neue vorbereitet zu werden, und wenn dieses geschehen und dieser unnütze Saft aufs neue mit den Säften, welche die Wurzel aus der Erde gezogen, vermischet worden, steige solcher wieder aufwärts. Ob nun gleich dieses Auf- und Niedersteigen der Säfte seine Richtigkeit hat, so sind doch hierzu nicht besondere Gefäße bestimmt, sondern in dem einen und dem nämlichen kann beydes, nur zu verschiedener Zeit geschehen. So lange die Ausdünstung dauert, steigen die Säfte in die Höhe und

wenn diese aufhöret und dafür die Dämpfe aus der Luft angezogen werden, steigt der Saft in dem nämlichen Gefäße unterwärts. Da man jedoch die Gegenwart zweyerley verschiedener Gefäße, nämlich der zu- und abführenden, eben so wenig überzeugend läugnen, als beweisen kann, so bemerken wir nur, wie verkehrt in die Erde gesteckte Schnittlinge Wurzeln geschlagen und verkehrt gepflanzte Bäume gutes Wachsthum gezeiget, indem bey den letztern die vorigen Zweige nunmehr das Amt der Wurzel übernommen; und an denen in der Luft stehenden Wurzeln junge Triebe ausgebrochen. Eben so geht das Wasser durch abgeschnittene Aeste von verschiedenen Bäumen, es mag das dicke oder dünne Ende das Wasser berühren und die gefärbten Feuchtigkeiten haben sich in den Zweigen aufwärts gezogen, es mochte das dicke oder dünne Ende darein gesetzet worden seyn.

Endlich kann man auch fragen, was die aufsteigenden Säfte vor Wege durch die verschiedenen Theile der Pflanze nehmen. Herr de la Baisse, Bonnet und du Hamel schließen aus angestellten Versuchen, sonderlich denjenigen, welche mit dem Einsprützen, oder vielmehr Eintauchen abgeschnittener Zweige in gefärbte Säfte gemachet worden, daß der Saft in dem Baume durch das Holz und bey den übrigen Pflanzen durch die holzichten Fiebern in die Höhe gehe, nicht aber durch die Rinde aufsteige; jedoch geben sie zu, daß auch zwischen Holz und Rinde etwas weniges diesen Weg nehme. Wir haben bey Betrachtung des Baumes bereits angemerket, wie geschälte Bäume noch einige Jahre ausdauern, auch eine neue Rinde hervorbringen können, woraus denn ganz deutlich erhellet, daß das Aufsteigen des Saftes vorzüglich durch das Holz geschehe. Andere halten davor, der Saft steige größtentheils zwischen dem Holze und der Rinde in die Höhe, zumal was die Bäume anlanget, indem ein Baum zur Saftzeit daselbst die mehreste Feuchtigkeit enthalte. Noch andere nehmen an, wie der Saft allein durch die Rinde in die Höhe steige, indem man alte Bäume finde, an welchen das Holz verfaulet und nur noch die Rinde übrig sey, dennoch aber ihr Wachsthum fortsetzten. Auch Versuche, welche du Hamel angestellet und von uns bey Betrachtung des Baumes bereits angeführet worden, scheinen dieses zu bestätigen. Wenn an einem Baume ein Ring von der Rinde abgelöset, das entblößte Holz mit einer Zinnfolie bedecket, und die Rinde über diese Folie wieder an ihren Ort gebracht wird, heilet die Rinde bald wieder an und erzeuget

neue Holzlagen, wodurch die Zinnfolie ganz bedecket worden. Diese Holzlagen müssen aus der Rinde entstehen, folglich muß auch der Saft durch die Rinde gehen. Und dieses ist gar nicht zu läugnen, nur fragt es sich, ob der Saft in der Rinde auf- oder niederwärts steige. Herr Hales will das Niedersteigen des Saftes durch die Rinde nicht zugeben, vielmehr behaupten, daß solcher zwischen dem Holze und der Rinde aufwärts steige. Perault, dü Hamel und andere hingegen haben das Niedersteigen der Säfte durch mancherley Versuche zu bestätigen gesucht, und dü Hamel behauptet besonders, daß dieser Rückgang des Saftes zwischen dem Holze und der Rinde geschehe. Es wäre zu weitläuftig alle diese Versuche hier anzuführen, wir wollen nur einige gemeine Erfahrungen anmerken. An den Schnittlingen bildet sich allemal unten, wo die Wurzeln heraustreiben sollen, eine holzichte und mit Rinde versehene Wulst. An einer Pfropfung in den Spalt, so an einem starken Baume vorgenommen wird, bedecket unten ein holzichter Auswuchs den Schnitt. Die Wülste, wodurch die Wunden zuheilen, kommen oben an der Rinde, niemals unten zum Vorschein. Wenn ein Ast, oder ein junger Stamm stark gebunden wird, setzet die Wulst allezeit über dem Verbande an, unter demselben ist fast keine zu bemerken. Wir wollen noch einige Erfahrungen anführen, woraus vielleicht dieser Umstand und überhaupt die Bewegung der Säfte einige Erläuterung erhält. Wenn man bey ei[illegible]n Baume nur in die Rinde schneidet, ohne das Holz zu verletzen, wird wenig oder gar keine wässerichte Feuchtigkeit herausquillen; wenn man aber in das Holz, zumal wenn selbiges mit der Rinde genauer vereinigt ist, einen Einschnitt machet, wird das Wasser häufig herauslaufen. Herr Gautier hat angemerket, wie das Wasser hauptsächlich aus dem obern Theile des gemachten [illegible]ches hervorquelle, und daß, wenn man den Baum zweymal anbohret, einmal zween Schuh über der Wurzel, das anderemal oben am Stamme unter den Zweigen, die untere Wunde viel mehr Wasser gebe, als die obere. Wenn man hingegen eine Wurzel zerschneidet, so geben die zwey von einander getrennten Theile, sowohl der am Baume hängende, als der in die Erde gehende, Wasser von sich; woraus man schließen könnte, daß das Wasser sowohl von oben aus dem Baume, als auch von unten aus demselben herkomme. Der eigene Saft, den man aus dem Baume zieht, fließt mit gewissen andern Umständen, die bey dem Auslaufen des wässerichten nicht vorkommen. Es wird hierbey

Rinde und Holz angehauen, und man bemerket, daß der Saft zwar an allen Orten aus der Wunde dringe, vornehmlich aber zwischen Rinde und Holz; ingleichen, daß doch allezeit mehr Saft aus dem obern Theile der Wunde laufe, als dem untern; daher wohl mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß der eigene Saft vielmehr von oben herabkomme, als von der Wurzel in die Höhe steige. Will man dergleichen Versuche anstellen, so muß man dazu solche Pflanzen wählen, in denen der eigene Saft gefärbet ist; als die Euphorbie, der Mohn, das Schöllkraut, die Artischocke und dergl. Warum sollten endlich die Feuchtigkeiten aus der Luft von der Oberfläche der Pflanzen, sonderlich den Blättern, eingesauget werden, wenn solche nicht zu andern Theilen geführet würden, und daß dieses auch den untern Theilen zum Nutzen gereiche, beweisen viele Erfahrungen, welche von den Kräften der Wurzel und der Wurzelblätter hergenommen werden. Die eigentlichen Säfte und Kräfte der Wurzel kommen nicht von dem aus der Erde eingesaugten Safte, sondern allein von dem in der Pflanze zubereiteten und von oben unterwärts zu der Wurzel geführten Säften. Das Blut, welches bey den Thieren durch die Gefäße fließt, nähret diese selbst nicht, sondern derjenige Saft, welcher durch andere Gefäße, womit die Häute der größern Gefäße durchwebet sind, zugeführet wird. Eben so verhält es sich gewissermaßen mit der Nahrung der verschiedenen Pflanzentheile. Nicht die Säfte, welche die Blätter einsaugen, dienen zu ihrer Nahrung, sondern werden zur Wurzel geleitet, und diejenigen, welche die Wurzel annimmt, werden in den Nutzen der Blätter und anderer Theile verwandt.

Alles, was bisher von dem Auf- und Niedersteigen der Säfte in den Gewächsen angemerket worden, hat Herr Mustel widerlegen und ein neues Lehrgebäude von dieser Bewegung aufführen wollen. S. die Philos. Transact. Vol. 63. Part. I. no. 15. oder die Uebersetzung davon in dem Wittenberg. Wochenblatte 1777. im 14ten und 15ten Stücke. Es hat derselbe im 12ten Januar Bäumchen und Stauden in Töpfen gegen die Fenster eines Treibhauses, und zwar einige innerhalb, andere außerhalb desselben gesetzet, und durch Löcher in den Glasscheiben von jedem einen Zweig von innen heraus, und von den äußerlichen herein gestecket. Am 20sten Jan. fiengen die Zweige innerhalb des Treibhauses an ihre Knospen zu öffnen, trieben Schößlinge und Blüthen in der Mitte des Merzes. Die Theile des nämlichen Baumes, welche

welche außerhalb dem Hause der Kälte ausgesetzet waren, zeigeten nicht das geringste Zeichen des Wachsthums. Diese fiengen erst an zu treiben, als jene schon in der Blüthe standen. Da nun der Baum, welcher von außen an dem Treibhause stand, den ganzen Winter über in dem Zustande der Unempfindlichkeit geblieben, welche allen Bäumen, die um diese Jahreszeit der Luft ausgesetzet sind, natürlich ist, dessen Zweige aber, welche innerhalb des Treibhauses sich befanden, Knospen, Blätter, Blüthen, auch wohl Früchte hervorgebracht, so folgert Herr Mustel, daß der Saft weder von der Wurzel und dem Stamme gegen den Zweig, noch von diesem gegen jene auf einige Art und Weise beweget werden könne, und nimmt daher an, daß ein jeder Theil des Baumes mit einer hinlänglichen Menge von Säften versehen sey, um neue Triebe und Blüthen hervorzubringen. Da aber derselbe zugiebt, daß der Abgang dieses Saftes beym ersten aufgehenden Froste wiederum ersetzet worden, und dieses nicht anders, als durch die Wurzel geschehen könne, so muß auch das Aufsteigen des Saftes nothwendig vorausgesetzet werden. In dem Wittenbergischen Wochenblatte wird eine Anmerkung hinzugesetzet, und darinnen gezeiget, daß Herr Mustels Versuche dasjenige gar nicht beweisen, was solche beweisen sollen. Ja man hält davor, daß die Bewegung des Saftes in dem Zweige, welcher im Glashause gestanden, sich einigermaßen auch auf den äußerlichen, damit in Verbindung stehenden, erstrecket, und jener, als er zu treiben angefangen, von diesem einigen Zufluß von Säften erhalten, und von dem in der Nähe liegenden Safte ein Theil in den innern Zweig, an die Stelle des daraus weggedünsteten, herübergetreten sey. Das anhaltende Wachsthum dieses innerlich gestellten Zweiges zeiget offenbar, daß ein neuer Zugang des Saftes geschehen müsse, es mag nun solcher aus dem damit vereinigten äußern Zweige, oder der Luft des Treibhauses erfolget seyn. In beyden Fällen aber zeiget sich die Bewegung der Säfte von einem Theile zu dem andern.

Auf dieses alles, was wir von den festen und flüßigen Theilen der Gewächse, und der Bewegung der flüßigen durch die festen angemerket haben, gründet sich die verschiedene Mischung der Säfte und das Wachsthum der Pflanzen. Die eingesogenen Feuchtigkeiten erhalten durch die Bewegung eine neue Mischung, indem andere, und mehr wässerichte, abgesondert, und andere, mehr ausgearbeitete Säfte damit vermischet werden, wozu der verschiedene

 Durch-

Durchmesser der Gefäße, der verschiedene Grad der Geschwindigkeit, womit die Säfte beweget werden, und der verschiedene Bau des zellichten Gewebes vieles beytragen; daher auch die Veränderung der Säfte in einer Pflanze und in einem Theile stärker, als dem andern wahrgenommen wird. Die Pomeranze und Citrone zeigen in ihren Früchten mancherley ganz verschiedene Säfte, von welchen in den andern Theilen dieser Bäume nicht das geringste zu finden, und welche alle durch die jetzt bemerkten Ursachen hervorgebracht werden. Genauer kann man diese Veränderungen der Säfte nicht angeben, sicher aber schließen, daß in diesem eigenen Safte der Geschmack, Geruch und die Wirkung der Pflanzen bestehe, und diejenigen, deren Säfte mehr wässericht sind, wenig Kräfte besitzen; wobey jedoch zu merken, daß die Feuchtigkeiten, welche in die Pflanzen eingehen, schon zuvor in der Erde, wie in dem Magen der Thiere geschieht, zubereitet werden; daher man nicht unrecht die Erde den Magen der Pflanzen nennt, und die Wurzeln mit den Milchadern zu vergleichen pflegt. Worinnen diese Zubereitung eigentlich bestehe, wollen wir nicht sorgfältig untersuchen, vielleicht hat Grew am richtigsten geurtheilet, wenn er annimmt, die Feuchtigkeiten der Erde müßten zuvor, ehe sie in die Pflanzen eindringen, in Dünste verwandelt werden, indem Thau und Regen zu dem gedeihlichen Wachsthume am geschicktesten sind, und nach du Hamels Meynung das Wachsthum der Pflanzen alsdenn am besten von statten gehe, wenn Wärme und Feuchtigkeit mit einander vereiniget sind. Diese Zubereitung aber ist in dem Erdreiche sich allenthalben gleich, und man kann nicht füglich annehmen, daß jede Pflanze einen besondern ihr allein tauglichen Saft aus der Erde ziehe, vielmehr werden alle, wenn sie noch so sehr von einander verschieden sind, von dem nämlichen Safte ernähret, und dieser in den Eingeweiden der Pflanze oder den Gefäßen und dem zellichten Gewebe ihre besondern Eigenschaften bekommen. Dieses erhellet am deutlichsten aus den Pfropfungen. Citrone auf Pomeranzen gepfropfet, behält ihre Natur, mithin muß der Saft des Pomeranzenbaumes beym Eintritte in die Werkzeuge des Citronenastes sich verändern, und dergleichen Veränderungen leiden die Feuchtigkeiten in allen Pflanzen, in jeder nach ihrer Art; woraus der verschiedene Geruch und Geschmack und alle Kräfte der Gewächse abzuleiten, welche auch nicht in allen einerley, sondern in verschiedenen Theilen einer Pflanze

auch öfters ganz verschieden ausfallen.

In der Gegenwart, Bewegung und Mischung der Säfte hat auch das Wachsthum der Pflanzen seinen Grund, welches in dem Saamen seinen Anfang nimmt, und sich wieder in dem Saamen endiget. Hiervon, und was den Saamen betrifft, werden wir an seinem Orte handeln, jetzo bemerken wir nur, wie das aus den Saamen hervorgekeimte Pflänzchen durch die stufenweise Ausdehnung der festen Theile und den gehörigen Ansatz der Nahrungsmaterie in die Länge und Breite zunehme und durch dieses Wachsthum seine Gestalt, Größe und Dauer erhalte. Je lockerer das Wesen der Pflanzen, je geschwinder geschieht das Wachsthum. Die Pflanze ist in ihrem ersten Anfange fast gallertartig. Sie bekömmt nach und nach durch den Zusatz der zufließenden Säfte mehrere Festigkeit. Das lockere Wesen wird immer dichter, die ausdehnende Kraft vermindert sich, die festen Theile verhärten, und endlich werden sie ganz steif, wodurch das Wachsthum gehemmet und endlich gar unterbrochen wird. Die Kräuter wachsen und verhärten weit geschwinder, als Bäume. Unter jenen hören etliche in einigen Wochen, oder auch wohl in etlichen Tagen zu wachsen auf; unter diesen wachsen etliche viele Jahre, bisweilen gar viele Jahrhunderte durch. Hierbey kommt es hauptsächlich auf das Mark und den rindigen Ueberzug der Pflanzen an; denn obgleich die Hauptursache der Ausdehnung des Markes zuzuschreiben ist, so kann doch dieses nicht vor sich selbst bestehen, sondern der rindige Theil, welcher das Mark einschließt, bereitet den Nahrungssaft und theilet selbigen dem Marke mit, welches wir bey Betrachtung des Markes und der Rinde weitläuftiger gezeiget haben. Außer diesen, in der Pflanze selbst befindlichen, Ursachen des Wachsthums, haben auch andere äußerliche Ursachen dabey einen wichtigen Einfluß; als 1) die Luft, wovon schon bey Bewegung des Saftes Erwähnung geschehen. In einem luftleeren Raume kommen die Pflanzen nicht fort. 2) Die Sonnenwärme, indem es bekannt, daß die meisten Gewächse bey uns den Winter über ruhen und gleichsam schlafen, und 3) überhaupt das Clima, dessen Einfluß sich auf mancherley Weise deutlich wahrnehmen läßt. 4) Der Grund und Boden, oder die verschiedenen Schichten, welche die Erde ausmachen, worauf die Pflanzen wachsen und wodurch einerley Art Gewächse ein gar verschiedenes Gedeihen zeigen. 5) Das Licht. Pflanzen, welche man im Schatten hält, oder in sehr kleinen, mit

hohen Gebäuden umgebenen Gärten erzeuget, oder vor dem Tageslichte durch Verbinden und auf andere Weise verwahret werden, treiben stark in die Höhe, aber wenig in die Dicke und verderben gemeiniglich, ehe sie Früchte getragen, oder erhalten eine weiße Farbe, und daher geschieht es, daß Pflanzen, welche in einem Zimmer, das nur ein Fenster hat, eingeschlossen sind, sich gegen dieses Fenster und gegen das Tageslicht neigen, und 6) das in der Luft schwebende elektrische Wesen, woher deñ kömmt, daß die Pflanzen nach starken Blitzen der Gewitterwolken, sonderlich nach einem mit vielen Blitzen begleiteten Gewitterregen, so frisch werden, und gleichsam zusehends wachsen. Von diesem rühret auch der angenehme Geruch her, der nach dem Regen aus der Erde aufsteiget.

Nach diesem allen wird man verschiedene Bemerkungen, welche bey dem Wachsthume der Pflanzen, sonderlich der Bäume gemachet werden, beurtheilen können. Bäume im niedrigen und freyen Boden wachsen stärker, als auf Anhöhen. Sie kommen besser auf Hügeln, welche gegen Mittag gelegen sind, als im Erdreiche, welches gegen Abend und Mitternacht liegt, fort. Sie tragen, weit eher an Geländern gezogen, als wenn sie frey stehen, besser gegen eine Wand, als an Pfählen befestiget, und am besten, wenn sie gegen eine weiß angestrichene Mauer anliegen.

Die Erde ist wohl unter den angegebenen Mitteln das nöthigste und wichtigste, indem bekanntermaaßen diese nicht allein die Wurzeln der Gewächse aufnimmt und befestiget, sondern selbigen auch den erstern, besten und häufigsten Nahrungstheil mittheilet. Da aber die Erde auf mancherley Art verschieden ist, und in jeder nicht alle Pflanzen wachsen, vielmehr bald diese, bald jene, sich besser für die Pflanze schicket, und man solche öfters wegen des gedeihlichen Wachsthums zubereiten muß, so sollten wir den Unterschied der Erdarten angeben, und anzeigen, welche sich für diese oder jene Gattung Pflanzen vorzüglich schicken möchte, auch die Mittel der Verbesserung anführen. Da aber das erste bereits unter Erde im II. Band, 655. und sonderlich 663. S. geschehen, bey Anführung der Gewächse, wo es nöthig gewesen, auch die zur Unterhaltung schickliche Erde angegeben, und die verschiedenen Verbesserungsmittel bey dem Dünger Band II. S. 437. angeführet worden, wollen wir dieses nicht wiederholen, jedoch noch einige dahin einschlagende Umstände bemerken. Eine gute und zu Unterhaltung allerhand Gewächse schickliche Erde, soll nachfolgende Eigen-

Eigenschaften haben: 1) soll sie schwarz seyn; 2) diese Farbe eben so wenig von der Sonnenhitze, als nach dem Regen verlieren; 3) nicht leicht aufreißen; 4) nach dem Regen nicht kothig werden, sondern die Nässe bey sich behalten; 5) darauf hohe Bäume und Gras, sonderlich viel weißer Klee wachsen; 6) nach dem Regen und darauf erfolgten Sonnenschein einen angenehmen Geruch von sich geben; 7) wenn man einen Klumpen Rasen wäscht, die Erde klebricht seyn, und nicht so leicht aus einander fallen; 8) dergleichen im süßen Wasser zerrieben, desselben Geschmack nicht verderben oder verändern, und 9) in demselben einen Schaum, als ein Zeichen der Fettigkeit, verursachen. Wenn diese Untersuchung zu weitläuftig scheint, kann man die Güte und Fruchtbarkeit einer Erde kürzer erkennen, wenn man Acht giebt, ob solche locker, fett und schwärzlicht sey. Die erste Eigenschaft ist besonders deswegen vortheilhaft, weil die zärtesten Fäserchen der Wurzeln, ohne allen Widerstand, sich leicht ausbreiten und vermehren können; ingleichen weil das Wasser nebst der Luft leicht und tief eindringet, und mit Beyhülfe der leicht eindringenden Sonnenwärme, die Nahrung und das Wachsthum der Wurzel und der ganzen Pflanze befördert. Die fette Eigenschaft einer Erde giebt von dem beygemischten salzichten, ölichten und schwefelichten Theile eine sichere Anzeige, und jemehr dergleichen zugegen, destomehr Kraft kann die Erde den Gewächsen geben, ehe sie erschöpfet wird. Columella und andere Altväter des Feldbaues haben schon gelehret, wie man dergleichen Erde erkennen soll. Wenn man etwas davon angefeuchtet, und mit der Hand drücket, soll es nicht aus einander fallen, sondern durch seine eigene Zähigkeit verbunden bleiben. Ob die Farbe ein Zeugniß von der Güte abgebe, möchte zweifelhaft scheinen. Vielleicht schätzet man deswegen die schwarze, weil diese eher die Wärme annimmt, auch länger behält als die weiße. Die Erfahrung ist auch hier der sicherste Gewehrsmann. Der Mist ist im Grunde nichts anders, als eine solche Erde. Außer diesen Eigenschaften aber, welche das äußerliche der Erden betreffen, soll man noch andere in Erwägung ziehen, und vorzüglich auf die Tiefe des Erdreiches, und was vor Grund darunter sey, Acht haben. Der beste Boden, der nur einen halben oder ganzen Fuß tief ist und Leim unter sich hat, ist lange nicht so fruchtbar, als ein magerer, aber tiefer Boden, der auf einem warmen Kalkstein oder Sand liegt, durch welche das überflüßige

Wasser weggehen kann, da es hingegen im Leime stehen bleibt, und die zarten Wurzeln tödtet. Ferner schätzet man vorzüglich dasjenige Erdreich, wenn es neu, und entweder noch gar keine, oder doch in langer Zeit keine Pflanzen, besonders aber keine von der Art, als man hineinsäen, oder pflanzen will, getragen und ernähret hat. Hierinne liegt der Grund der Brache, und der Abwechselung mit dem Getraide, Kohl und andern Pflanzen. Dergleichen Erde ist auch diejenige, welche aus der Tiefe ausgegraben, und statt des untern, nunmehr den obern Platz einnimmt. Dieses Verbesserungsmittel ist bekannt, und man hat viele unfruchtbare Plätze, deren Oberfläche mit einer schlechten Erde oder Sand bedecket gewesen, bloß dadurch gebessert, daß man diese untaugliche Rinde untergegraben, hingegen die darunter befindliche Lage von guter schwarzer Erde herausgegraben und obenauf geleget hat. Kann diese aus dem Verborgenen gleichsam an das Licht gebrachte Erde einige Zeit den Einfluß der Luft und Sonnenwärme genießen, ehe sie benutzet wird, wird sie dadurch noch viel kräftiger werden. Was die Luft hierzu beytrage, und vornehmlich welche Arten von Salztheilchen aus der Luft in die Erde übergehen, überlassen wir andern zu bestimmen, da die Naturlehrer hierinne verschiedene Meynungen hegen. Uns ist genug, daß wir den nützlichen Einfluß derselben wissen, und mit dem berühmten Hales sicher behaupten können, daß eine Erde, die lange an der freyen Luft müßig gelegen, ungemein fruchtbar sey.

Außer diesen, bey dem Wachsthume der Gewächse mit wirkenden Ursachen, ist vielleicht noch eine zu erwähnen. Man findet in den meisten Büchern, welche vom Feld- und Gartenbau handeln, öfters die Gestirne und sonderlich den Mond angeführet, und darüber mancherley Vorschriften ertheilet. Ob aber besonders der Mond einen Einfluß in das Wachsthum der Gewächse habe, oder nicht, scheint uns eine schwere Frage zu seyn, indem diejenigen vielleicht eben sowohl irren können, welche die Sache gänzlich läugnen, als welche, nach der gemeinen Gärtnerlehre, solche bejahen. Die Anzahl derjenigen, welche das letzte behaupten, ist sehr groß, und von denjenigen, welche dem Monde allen Einfluß in die Gewächse absprechen, wollen wir nur den Quintinie, Rohault, Grotian und Reichardt nennen, empfehlen aber denjenigen, welche sich von dieser Sache überzeugen wollen, zwo Abhandlungen zum Nachlesen, davon die eine in den Hannöverischen Anzeigen 1 Band 6ten Stücke, und die andere in den

den gesellschaftlichen Erzählungen 1 Theil 241. S. einverleibet sind.

Das gedeihliche Wachsthum der Gewächse erfüllet alle unsere Wünsche, die wir bey dem Land- und Gartenbau haben können. Es soll selbiges aber auch Maaß und Ziel halten, sonst wird uns solches täuschen, und das unmäßige Wachsthum mehr Schaden als Nutzen bringen. Es ist kurz zuvor angemerket worden, wie Pflanzen, welche zwischen Mauern allzuenge eingeschlossen sind, zwar stark in die Höhe, aber nur schwach in die Dicke wachsen. Gar zu dicke gesäete oder gesetzte Pflanzen zeigen eben diesen Fehler. In den Baumschulen, wo die Bäume zu nahe an einander stehen, wird man nur schwache, schlanke, hohe Stämmchen finden, und das Getraide unter gleichen Umständen dergestalt aufschießen, daß es sich wegen der schwachen Hälmer gemeiniglich niederbieget oder lagert. Man nennet dieses geile Wachsthum mit Recht das Ueberwachsen oder Uebertreiben, welches nach den angeführten Umständen seinen Grund in dem Mangel der Ausdünstung zu haben scheint, indem dadurch die festen Theile weicher bleiben, der Bewegung des Saftes mehr nachgeben, und dadurch mehr in die Länge als Dicke zunehmen. Herr Bonnet hat hierüber verschiedene, künstlich ausgedachte Versuche angestellet, und die Pflanzen unter hölzernen, blechernen und gläsernen, offenen und verschlossenen Röhren aufwachsen lassen, und wahrgenommen, wie der Trieb in den gläsernen, solche mochten offen oder zu seyn, von dem in freyer Luft wenig oder gar nicht verschieden, hingegen in den hölzernen, ganz dünnen Röhren stark in die Höhe gezogen, und ganz schwach, zugleich auch weiß gewesen; woraus derselbe schließt, daß auch das schwache Aufschießen oder Uebertreiben der Gewächse hauptsächlich von der Beraubung des Lichtes herkomme. Es mag aber diese, oder jene Ursache gelten, so folget doch, daß Gewächse, welche ihre gehörige Stärke und Festigkeit erhalten sollen, nicht zu dichte bey einander stehen müssen, und daher zuweilen das Ausziehen und Auslichten nöthig sey. Vielleicht ist auch zuweilen die Ursache in dem Mangel der Nahrung und in der Wurzel zu suchen, indem man findet, daß auch diese, wenn sie zu dichte bey einander stehen, zwar lang aber dünne wachsen, und deswegen auch schwache Stängel treiben. Durch das Ausziehen einiger Wurzeln werden die übrigen mehr Nahrung und Stärke erhalten, und steifere Stängel aufschießen. Ein ander Mittel, welches sonderlich bey den Getraidearten, vorzüglich bey dem Waitzen, im

Ge-

Gebrauche ist, bestehet in dem sogenannten Schröpfen, indem man das Wintergetraide, wenn solches im Frühjahre allzu stark und zu geil wächst, obenhin mit der Sichel abschneidet, welches jedoch behutsam und zu rechter Zeit geschehen muß, damit der Schoßbalg nicht verletzet werde. Mit dem Schröpfen kann man das Abhüten in Vergleichung stellen; indem hierbey das Vieh den ersten geilen Trieb abfrißt; auf beyde Arten wird die Wurzel gestärket und ein stärkerer Halm getrieben, welcher sich nicht so leicht überwachsen und zuletzt lagern wird. Auch die Bäume, um den frechen Trieb bey solchen zu schwächen, und sie gleichsam zu zwingen, daß sie statt der vielen Wasser- mehr Fruchtreise treiben, pfleget man zu schröpfen, oder, wie andere reden, zur Ader zu lassen. Man hauet in den Stamm nahe über der Wurzel, oder bohret durch die Rinde bis in das Holz, oder schneidet einige Aeste ganz ab, da denn öfters die Bäume zu bluten, oder zu thränen anfangen, und eine Menge wässerichte Feuchtigkeit fließen lassen, wodurch der geile Trieb vermindert, das gedeihliche Wachsthum aber befördert wird. Außer dem Wachsthume, um deswillen wir vornehmlich die festen und flüßigen Theile, und die Bewegung der letztern durch die erstern, und andere dahin einschlagende Umstände betrachten müssen, kommen bey den Gewächsen noch mancherley Umstände vor, welche theils zu ihren natürlichen Verrichtungen gehören, theils wegen Wartung derselben überhaupt angemerket zu werden verdienen. Von verschiedenen haben wir bey anderer Gelegenheit gehandelt; als da sind die Ausdünstung, S. Blatt, Befruchtung und Erzeugung, S. Blume, Staubbeutel, Stempel und Saame; Krankheiten, S. Baum und Getraide, auch Honig- oder Mehlthau und Brand, u. s. f. Von den übrigen zur allgemeinen Betrachtung der Gewächse gehörigen Umständen wollen wir noch kürzlich handeln.

Die Vermehrung, welche zwar auf die natürliche Art nur durch den Saamen geschieht, kann jedoch auch häufig und bey manchen Pflanzen fast allein durch die Theilung und Bruth der Wurzel, ingleichen durch Augen und Zweige veranstaltet werden, wovon Saame, Wurzel, Ableger, Knospe und Pfropfreis nachzusehen. Wobey noch anzuführen, daß man auch aus Blättern z. E. von Citronen und Pomeranzen, wenn solche mit dem Stiele, auch etwas tiefer in ein Mistbeet gestecket werden, wirklich neue Bäumchen erzogen. Diese Vermehrungen und überhaupt die Fruchtbarkeit der Gewächse müssen uns in

Verwunderung setzen. Wie häufig und geschwinde werden die abgefallenen, oder sonst verlohrnen Theile an den Gewächsen wieder ersetzet. Die meisten Bäume und Sträucher bringen jährlich an ihrem Stamme und Aesten, andere aus der Wurzel neue Blätter, Blüthen und Früchte hervor. Die Anzahl der Saamen, welche eine einzige Pflanze in einem Jahre liefert, übersteiget öfters alle Erwartung. Ein einziger Mohnkopf kann nach Grew Berechnung 32000 Saamen enthalten, und mancher Stock trägt vier auch mehr dergleichen Köpfe. Rajus erhielt aus einer Tabackspflanze 360000 Saamen. Wenn man die Pflanzen, welche aus diesen Saamen erwachsen können, und die in der zwoten Erzeugung hervorgebrachten Saamen auf gleiche Weise berechnen wollte, würde man wohl die Millionen füglich aussprechen können? dieses wunderbare der Natur einigermaaßen in seiner Größe zu erkennen, wollen wir eine Berechnung anführen, welche Dodart angegeben. Er nahm einen Ulmbaum von funfzehen bis achtzehen Jahren, welche viele Zweige getrieben, und welche gut mit Saamen besetzet waren. Er ließ einen dieser Zweige, welcher acht Schuh lang war, abhauen, und zählete daran 16450 Saamen. Der Baum hatte mehr als zehen dergleichen Aeste; Herr Dodart aber setzet nur zehne, welche folglich zusammengenommen, mehr als 164500 Saamen trugen. Die übrigen Zweige, welche kürzer waren, machten zusammengenommen noch eine viel beträchtlichere Summe als die zehen Hauptäste aus; Dodart aber, um nicht zu viel zu rechnen, schätzte sie nur den übrigen gleich; mithin trug ein Ulmbaum, den man eben nicht unter die stärksten rechnen konnte, 329000 Saamen. Eine Ulme dauert länger als hundert Jahr, und ist im zwölften oder funfzehnten Jahre noch nicht in ihrer größten Fruchtbarkeit. Man kann also, ohne die Summen zu groß zu machen, die Zeit, da dieser Baum, wegen seiner Jugend noch nicht getragen, mit einrechnen, die obige Zahl mit 100 multipliciren, und annehmen, daß ein einziger dergleichen Baum in hundert Jahren 32900000 Saamen getragen habe. Welch ungeheurer Wald müßte nicht entstanden seyn, wenn diese alle wären ausgesäet und erhalten worden. Unzähliche Zufälle aber verhindern dieses, und mithin bleibt immer Platz zu andern Gewächsen. Die Vermehrung durch die Wurzel ist zwar viel geringer, aber bey einigen immer noch groß genug, uns in Verwunderung zu setzen. Wieviel Bruth hängt an einer Zwiebel eines Schneeglöckchens, und welche

welche Anzahl von großen und kleinen Knollen erhält man aus einem Erdapfel. Die Bruth oder Schößlinge, welche aus der Wurzel einiger Bäume treiben, sind nicht geringer. Dodart hat an einem Roßcastanienbaume, von zween Zoll im Durchmesser, der abgestutzet worden, im folgenden Frühjahre sechs und neunzig neue Triebe gezählet. So viel Knospen an einem Baume, so viel neue Bäume. Ein ganzes Heer Weiden und Pappelbäume könnte man erhalten, wenn man die Aeste von einem Baume in verschiedene Stücke theilen, und diese alle in dienliche Erde stecken wollte. Auch durch andere Künste kann man die Vermehrung befördern. Ein Getraidekorn treibt gemeiniglich nur einen Halm, Wolf aber hat, vielleicht zuerst, gelehret, wie statt eines mehrere hervorgebracht werden können; welches auch die neuern, die von dem Ackerbaue nützliche Anweisungen gegeben, bestätiget haben.

Hierbey könnte man die Frage aufwerfen, ob bey der Schöpfung der Welt von jeder Art der Gewächse nur ein Stück, als eine Tulpe, ein Quittenbaum, oder ob mehrere von einer Art zugleich dargestellet worden. Wollte man das erste annehmen, und hätten aus der einzigen erschaffenen Pflanze von jeder Art nach und nach alle übrige entstehen müssen, so wäre billig zu befürchten gewesen, daß viele davon sogleich im Anfange wieder zerstöret und vernichtet werden können, da so viele Thiere und Insecten blos allein von Kräutern leben. Es wären gewiß viele tausend Arten, nach der Dauer von wenigen Tagen, und ehe sie noch ihren Saamen zur Reife bringen können, von den Thieren aufgezehret, und aus dem Reiche der erschaffenen Wesen gänzlich vertilget worden. Es ist daher wahrscheinlicher, daß der Schöpfer sogleich bey der Schöpfung unserer Erde, von jeder Art der Pflanzen mehrere Stücke zugleich hervorgebracht, andere in größerer, andere in geringerer Menge, nach der verschiedenen Absicht, wozu er dieselben bestimmet.

Mit dieser Betrachtung kann man füglich noch eine andere verbinden, nämlich, ob die zuerst erschaffenen Gewächse alsbald auf der ganzen Erde vertheilet, und ihnen nach Beschaffenheit ihres Baues und ihrer Eigenschaften, verschiedene, und für selbige geschickte Gegenden zum Aufenthalte angewiesen worden, oder ob man mit Herr von Linne annehmen könne, daß unter dem heißen Himmelsstriche ein, bis in die oberste Gegend der Luft erhabener, Berg gewesen, auf welchem das Paradieß gepflanzet worden, und dieser einzige Berg zuerst den

Wohn-

Wohnplatz aller Thiere, und einen mit allen Gewächsen des Erdbodens versehenen Garten vorgestellet habe; auf dessen verschiedenen Höhen alle Pflanzen die ihnen eigene und taugliche Gegend angetroffen, von da sie allgemach sich über die ganze Erde verbreitet. Man kann hierüber die schöne Abhandlung des Hrn. Prof. Zinn in dem Hamb. Magaz. 16 Band, 339 S. nachlesen. Diese Meynung des Herrn von Linné erhält dadurch eine Wahrscheinlichkeit, daß die Saamen der meisten Pflanzen so beschaffen sind, daß sie leicht und auf verschiedene Weise umhergestreuet, und bisweilen an entlegene Oerter gebracht werden können; und man findet auch jetzo viele Pflanzen an solchen Oertern wachsen, wo vor hundert und mehr Jahren dergleichen nicht angetroffen, und welche gewiß aus entlegenen Gegenden dahin gebracht worden, wie bey uns das Erigeron canadense, die Datura, Oenothera biennis und mehrere beweisen. Indessen können wir doch die Einschränkung des ganzen Gewächsreiches auf einen einzigen Berg nicht füglich annehmen, ob wir gleich die Wanderungen der Pflanzen gern zugeben. Außer den zuvor angemerkten Beyspielen findet man noch viele andere, welche ursprünglich aus andern Gegenden in unsere versetzet worden, und da die sibirischen und nordamerikanischen Pflanzen unsere Gegend so wohl vertragen, so ist leicht zu vermuthen, daß die Anzahl dieser fremden Gäste in künftigen Zeiten noch weiter vermehret werden dürfte; wozu sonderlich die Schiffarth vieles beytragen kann, in dem Erigeron und Datura vor der unternommenen Schiffarth nach Ost- und Westindien in Europa nicht angetroffen worden. Außerdem aber, daß die Gewächse ihr eigenes Vaterland zu verändern pflegen, findet man auch Beyspiele, daß solche zuweilen ihren bestimmten Standort, welcher ihnen die nöthige Nahrung und Beschützung verschaffet, verändern, obgleich solches nicht bey allen statt hat. Pflanzen, denen ihr ordentlicher Wohnplatz im Wasser angewiesen worden, gehen verloren, wenn das Wasser mangelt, und der Ort ausgetrocknet wird. Andere, welche in schattigen Laubhölzern wachsen, ersterben, wenn der Wald umgehauen wird. Die saftigen Pflanzen, welche auf dem trocknen, felsichten Grunde am Vorgebirge der guten Hoffnung das schönste Wachsthum zeigen, würden alle umkommen, wenn sie in ein fettes Erdreich versetzet werden sollten. Und hierauf gründet sich eines theils die Wartung der ausländischen Pflanzen in unsern Gärten, indem man hierbey, soviel nur möglich,

möglich, die Natur nachahmen, und die Erde schicklich zurichten muß. Viele andere lassen gleichsam mit sich machen, was die Natur, oder Menschen wollen. Das Unkraut, welches in allerley Ackerland fortkömmt, wird dieses genugsam bestätigen, ohne daß es nöthig ist, andere Beyspiele anzuführen. Die Gärtnerkunst, in soweit solche mit Wartung und Erziehung ausländischer Gewächse sich beschäftiget, beruhet vorzüglich auf diesen beyden Stücken, nämlich ein gleichmäßiges Clima und gleichähnliches Erdreich für die verschiedenen Gewächse nachzuahmen.

Die Pflanzen, wenn sie in andere und fremde Gegenden, oder in ein ander Erdreich, entweder von selbst, oder durch Menschenhände versetzet werden, leiden öfters selbst Veränderungen, oder geben Gelegenheit, daß diejenigen, welche mit ihnen in Gesellschaft leben, verändert werden. Hierüber, und überhaupt von den Veränderungen, welche bey den Pflanzen vor sich gehen, kann man den Artikel Ausarten im I. Band 447 S. nachsehen.

Obgleich die Pflanzen im ganzen betrachtet einer Bewegung unfähig sind, und man daher auch dieses Unvermögen, sich aus einem Orte in den andern zu begeben, als ein Unterscheidungszeichen der Gewächse von den Thieren anzunehmen pfleget, so zeigen doch die Pflanzen in vielen Theilen eine Bewegung, welche man in einigen vielleicht gar für eine Empfindung halten könnte, indem solche gemeiniglich durch einen Reitz verursachet wird. Zu der ersten und mehr einfachen Bewegung gehöret die Kraft, womit die Wurzel in die Erde dringet, der Stängel aber sich in die Luft erhebt. Von diesen besondern Umständen S. Stamm und Wurzel. Tournefort hat sogar den Pflanzen Muskeln zugeeignet, und durch deren Kraft die Bewegung erklären wollen, und es ist bekannt, daß die Gefäße, wenn die Pflanzen und ihre Theile das völlige Wachsthum erlanget, und keine Nahrung mehr nöthig haben, sich mehr und mehr verhärten, ihren Dienst ändern, gewisse Spannungen anzunehmen fähig werden, und auf solche Weise die Stelle der Fibern von den Muskeln vertreten. Wenn dieses geschieht, entfernen einige Fibern, die von gleicher Richtung sind, gewisse Theile von einander, und geben andern besondere Wendungen, wie an den Früchten der Tulpe, Balsamine, Fraxinelle, Rittersporn und mehrern leicht wahrzunehmen ist. Es sind aber diese Muskelfibern der Gewächse von den Muskelfibern der Thiere merklich verschieden, sonderlich weil bey diesen die Zusammenziehung

hung von einem Safte abhanget, hingegen die Fibern der Gewächse sich durch ein Austrocknen zusammenziehen. Doch äußert sich diese Kraft nicht allein bey dem Austrocknen der Fibern, sondern sie findet auch öfters bey den saftigen Theilen statt. Vorzüglich findet man hiervon die deutlichsten Beyspiele an den Staubfäden. Bey der Berberbeere z. E. nähern sich die Staubfäden dem Stempel, und ziehen sich zusammen, wenn man mit der Spitze einer Nadel den Staubfaden unterwärts ganz sachte reizet; so wie hingegen die einwärts gebogenen Staubfäden bey dem Glaskraute sich durch dergleichen Reiz aufrichten. Merkwürdige und eigne Bewegungen an den Staubfäden kann man bey der Parnassie, Raute, und andern, auch die Abhandlung von den Staubfäden nachlesen. Bewegungen an den grünen Blättern zeiget das Sinnkraut und die Dionaea am deutlichsten, wovon bey Betrachtung dieser Pflanzen ein mehreres. Doch erwähnen wir hier eine andere Bewegung, welche sich sowohl an den Blättern als Blumen äußert.

Eine ganz besondere Eigenschaft der Gewächse ist nämlich der Schlaf derselben. Ist es glaublich, daß solche auch hierinnen den Thieren ähnlich sind? die Pflanzen schlafen einmal, wenn sie von ihrem Treiben und Wachsthum nachlassen, ausruhen, und neue Kräfte sammlen. Dieses geschieht vornehmlich im Winter. Von einigen schläft nur die Wurzel, da die übrigen Theile abgestorben sind, bey andern, wie bey den Bäumen, auch der Stamm und die Aeste, und ob man gleich nicht zugeben kann, daß der Saft in diesen den Winter über ganz stille stehe, so ist doch dessen Bewegung viel schwächer als im Frühjahre und im Sommer, und in so ferne kann man wohl sagen, sie schlafen. Es schlafen aber auch die Pflanzen im Sommer, und zwar zu eben der Zeit, wenn gemeiniglich die Thiere zu schlafen pflegen. Es arbeiten selbige den Tag über, ruhen aber in der Nacht wieder aus. Doch ist diese Ruhe nur scheinbar, indem sie wirklich auch die Nacht über nicht müßig sind, sondern nur auf eine andere Art ihre Verrichtungen fortsetzen. Wir verstehen hier vorzüglich die Blätter bey vielen Pflanzen, welche des Nachts eine andere Lage bekommen, als welche sie den Tag über gehabt haben. Die ausgebreiteten Blätter neigen sich des Abends und in der Nacht gegeneinander und zusammen, oder verändern sonst ihre Lage, so daß einige, welche zuvor flach ausgebreitet waren, sich in die Höhe richten, andere hingegen unterwärts hangen,

und in beyden Fällen sich dem Stängel und den Aesten nähern. Und diese Veränderung nennet Herr von Linné den Schlaf der Pflanzen. Die meisten Gewächse, bey welchen man dergleichen bemerket, haben zusammengesetzte Blätter, doch äußert sich diese Eigenschaft auch bey einfachen. Herr von Linné hat zehn verschiedene Arten der veränderten Lage bey diesem Schlafe beobachtet. Die einfachen schlafen, indem sich 1) entweder zwey einander gegenüber stehende Blätter aufrichten, und sich mit ihrer obern Seite also aneinander legen, daß sie nur ein Blatt vorzustellen scheinen; wie bey der Gartenmelte geschieht; oder 2) indem sich die wechselsweise gestellten Blätter des Nachts an den Stängel andrücken, wie bey der weichen Nachtkerze; oder 3) indem sich die, den Tag über flach ausgebreiteten, Blätter in die Höhe richten, und fast in Gestalt eines Trichters die Spitze des Zweiges umgeben, wie bey dem gemeinen Stechapfel; oder 4) indem die zuvor flach liegenden Blätter ringsherum abwärts hangen, und auf diese Weise mit einander gleichsam ein Gewölbe machen, unter welchem die zarten Blüthen sicher liegen können, wie bey der Ketmia sabdariffa. Bey den zusammengesetzten Blättern hat man sechs Arten angemerket; 1) legen sich die einander gegenüber gestellten Blättchen mit ihrer obern Seite aneinander, wie bey den meisten, welche schmetterlingsförmige Blumen tragen; 2) neigen sie sich nur mit ihren Spitzen gegeneinander, so daß sie eine Höhle unter sich machen, wie bey einigen Kleearten; 3) nähern sie sich untereinander, entfernen sich aber mit den Spitzen von einander; wie bey einigen Arten Lotusklee; 4) hangen solche unterwärts, wie bey den Lupinen und Amorphe; 5) biegen sie sich überdieß noch um, so daß die innere Seite auswärts gedrehet wird, wie bey den meisten Arten der Cassie; und 6) legen sie sich der Länge nach genau an den Stängel, und bedecken solchen fast überall. Die Ursache dieser veränderten Stellung haben einige in der kühlern und feuchtern Nachtluft gesuchet, indem dadurch die Fibern der Blätter und ihrer Stiele auf einer Seite mehr, als auf der andern zusammengezogen, und dadurch die veränderte Richtung bewirket würde. Vielleicht könnte diese Meynung auch dadurch bestätiget werden, daß die untere Fläche zum Einsaugen der Luftfeuchtigkeiten bestimmet ist, und dieses die Nacht über geschieht. Herr Hill aber, in der besondern Abhandlung vom Schlafe der Pflanzen, bemerket ganz richtig, wie diese Erscheinung auch alsdenn erfolge, wenn gleich die Luft

des Abends und in der Nacht eben den Grad der Tageswärme, und noch eine größere zeiget. Pflanzen, die in den Treibhäusern aufbehalten werden, bestätigen dieses; indem auch bey diesen die nämliche Veränderung vorgeht. Es hat daher Herr Hill eine andere Ursache angegeben, und diese in die Abwesenheit des Lichts gesetzet. Er hat seine Erfahrungen hauptsächlich mit dem Abrus angestellet, und diese alle kommen darinnen überein, daß, nach dem bey Tage diese Pflanzen in mehreres, oder minderes Licht gesetzet worden, selbige in dieser Verhältniß ihre Blättchen mehr oder weniger ausgebreitet, hingegen aber solche völlig zusammengefaltet, und in eben den Zustand des Schlafes, als bey völliger Nacht geschieht, versetzet haben, wenn er solche in einem völlig verfinsterten Orte eingeschlossen. Herr Zinn hat diese Beobachtungen mit einer Art Sinnkraut wiederholet, und wahrgenommen, daß die Blättchen so bey hellem Tageslichte ganz ausgebreitet waren, sich allezeit zusammengeleget, wenn er die Pflanze in einen finstern Ort gesetzet, sich aber alsbald wieder ausgebreitet, wenn sie noch vor Abends wieder an das Licht gestellet worden. Indessen will Herr Zinn doch das Licht nicht für die wahre Ursache ausgeben, und hat in Ansehung des Sinnkrautes einige andere Wahrnehmungen angemerket, welche das Gegentheil beweisen. Z. E. Es hat solches allemal Nachmittags um sechs Uhr sich zum Schlafe geneiget, wenn gleich die Sonne solches noch zwo Stunden beschienen; auch hat sie dieses gethan, wenn sie gleich um diese Zeit aus dem dunklen Keller in das völlig erleuchtete Treibhaus vor die Fenster gesetzet worden. Bonnets Untersuchungen von den Nutzen der Blätter verdienen hierbey ganz nachgelesen zu werden. Gleichwie aber die Blätter nach Verschiedenheit des Tages und der Nacht ihre Stellung ändern, eben so zeiget sich an den Blumen fast eine ähnliche Veränderung, indem sich solche bey vielen Pflanzen zu gewissen Stunden öffnen und wieder schließen. Herr von Linné will zwar die Blumen nicht schlafen, sondern nur wachen lassen, und nennet daher diese Abwechselung das Wachen, Vigiliae; im Grunde aber, wird es wohl auf eins hinauslaufen. Bey diesem Oeffnen oder Schließen thut Licht und Sonne nichts, indem z. E. der gelbe gemeine Bocksbart seine Blumen täglich zwischen neun und zehn Uhr völlig zuschließt, es mag die Sonne scheinen, oder mit Wolken überzogen seyn. Vornehmlich bemerket man diese bestimmte Abwechselung bey den zusammengesetzten Blumen. Der

zuvor angeführte Bocksbart ist von der Art, und der gemeine Löwenzahn schließt seine Blumen Abends zwischen fünf und sechs Uhr, und dieses geschieht auch, wenn die Blume in einem Glase Wasser steht. Mehrere Beyspiele zu geschweigen. Auch andere zeigen diese Veränderung. Die Winde öffnet sich früh und schließt sich Abends. Die Malven öffnen ihre Blumen gemeiniglich gegen eilf Uhr, und die Ficoiden haben deswegen den Namen Mittagsblume erhalten, welche ihre Blumen sich um diese Zeit ausbreiten; bey den meisten Fackeldisteln öffnet die Blume sich nicht eher, bis die Sonne untergegangen, und schließt sich wieder, wenn sie aufgeht. Man kann daher, und weil dieses Auf- und Zublühen der Blumen bey vielen fast immer zu der nämlichen Zeit erfolget, füglich die Stunden des Tages darnach bestim̃en, und wie Hr. v. Linné gelehret, darnach einen Stundenzeiger, Horologium florae, verfertigen

Zuletzt könnten wir noch eine allgemeine Betrachtung über den Nutzen und die Kräfte der Gewächse anstellen; da wir aber hiervon bey jedem ins besondere gehandelt, bemerken wir hier nur, wie man öfters, weil weder durch den Geruch und Geschmack, noch die Chymische Untersuchung die Kräfte der Pflanzen sicher zu entdecken sind, auch das äußerliche Ansehen und die Uebereinstimmung der Gewächse in der Blüthe und Frucht zu Hülfe genommen, und die Regel gegeben: Pflanzen, welche unter ein Geschlechte und Familie gehören, kommen auch in Ansehung der Kräfte überein. Hr. von Linné hat diese in einer besondern Schrift, Vires plantarum betitelt, auszuführen und zu bestätigen gesuchet. S. Amoenit. Acad. Vol. I. Herr Gleditsch hingegen hat in einer andern de Methodo botanica dubio virtutum in plantis indice selbige aus vielen Gründen für unsicher erkläret und überzeugend entkräftet. Man darf nur den gemeinen Nachtschatten, Erdäpfel, Eyerstaude und Liebesäpfel, welche alle ein Geschlecht ausmachen, unter sich und mit dem nahverwandten Dollkraute und andern vergleichen, und unsere Abhandlungen davon nachlesen, so wird man leicht einsehen, welchem von diesen beyden Männern mehr Beyfall gebühre. Herr Oeder hat in seiner Einleitung S. 132. beyde Meynungen zu vereinigen gesuchet, wohin wir auch den Leser verweisen müssen, und nur den Schluß davon wiederholen wollen. Allem Schaden, schreibt derselbe, welchen der Linnäische Satz durch eine üble Anwendung verursachen könnte, wird vorgebeuget, wenn man sich dabey erinnert, daß die Folgen aus diesem

Satze für nichts, mehr als Muthmaaßungen angesehen, und erst durch sorgfältige Erfahrungen der Aerzte, der Scheidekünstler, und aller, welche mit Pflanzen in dem Gewerbe des menschlichen Lebens zu thun haben, bestätiget werden müssen. Außer der botanischen Uebereinstimmung der Gewächse soll man auch auf andere übereinkommende Umstände Acht haben, um zuweilen dadurch das Verborgene zu entdecken. Besonders merkwürdig, wegen der Benutzung in der Färberey, ist die Veränderung der Farbe, welche einige Pflanzen und ihre Blüthen leiden, wenn solche getrocknet werden. Das ausdauernde Bingelkraut und der Glitsch erhalten alsdenn eine graue, der gemeine Lotusklee und die Wollblume eine blaue, das Pfasanenkraut, der weiße Andorn und verschiedene andere, eine schwarze Farbe. Wir haben diesen besondern Umstand bey den Beschreibungen der Pflanzen, wo solcher statt findet, sorgfältig angemerket, indem wir wirklich darauf viel Vertrauen setzen, und dergleichen vorzüglich zu fernern Untersuchungen empfehlen.

Wenn aber auch dieses alles seine Richtigkeit hätte, könnte man doch wegen des nützlichen Gebrauches leichtlich hintergangen werden, woferne man nicht noch auf einen andern Umstand sein Absehen richtete.

Das Einsammlen der Gewächse zum medicinischen und ökonomischen Gebrauche, auch als Nahrungsmittel betrachtet, ist ein Umstand von Wichtigkeit; davon wir aber hier nur etwas erwähnen können, und den Leser, welcher mehr davon zu wissen verlanget, auf Dr. Böhmers zwo Streitschriften de Collectione vegetabilium virtutis causa verweisen wollen. Auf den verschiedenen Standort, das Wachsthum und die Dauer der Pflanzen ist dabey vorzüglich Acht zu haben. Eine gewürzhafte Wurzel, welche ihren natürlichen Standort in einer hohen, warmen, mittägigen Gegend hat, verändert sich überaus merklich, wenn die ausfallenden Saamen auf fette, nasse Wiesen, oder schattiges Gesträuch auf der Nordseite geführet werden. Ein Beyspiel giebt die Benedictwurzel. Sommergewächse, um das Kraut davon zu gebrauchen, sammlet man, wenn die Blüthe zum Vorschein gekommen, und ehe der Saame reifet. Blätter, sonderlich Wurzelblätter von zweyjährigen, soll man zu Ende des ersten Herbstes oder Anfange des zweeten Sommers sammlen, ehe der Stängel aufschießt. Bey dauernden Gewächsen bricht man die Stängelblätter ab, ehe die Blüthe sich öffnet, wenigstens ehe solche verwelket. Die Wurzel bey den dauernden Gewächsen ist im Früh-

jahre am kräftigsten. Da aber viele die Blätter und Stängel zeitig abwerfen, und im frühen Herbste schon mit starken Keimen versehen seyn, sammlet die Wurzel schon im Herbste neue Kräfte, daher auch viele dergleichen im Herbste und Winter ausgegraben werden können. Von zweyjährigen sind diese holzicht, und unnütze, wenn der Stängel aufgeschossen, hingegen bey dem ersten Wachsthume zu saftig und wässericht, daher man solche wenigstens erst im Herbste, oder noch besser zu Anfange des zweeten Frühlings wählen soll. Diese Vorschriften gründen sich vorzüglich auf den Einfluß der Blätter in die Wurzel und dieser wieder auf die Blätter. Die Blumen müssen entweder vor oder kurz nach dem Aufblühen gesammlet werden, damit die innern Theile noch im vollkommenen Zustande sind. Doch ist dabey vorzüglich Obsicht zu haben, in welchem Blumentheile die verlangte Kraft enthalten. Diese, wie auch die Blätter soll man des Morgens, wenn der Thau durch die ersten Sonnenstralen zertheilet worden, und ehe durch die vermehrte Ausdünstung die besten und wesentlichen Theile verfliegen, einsammlen. Bey feuchter Witterung gesammlete Kräuter und Saamen sind leicht der Verderbniß unterworfen. Was eingesammlet worden, soll man reinigen, mit Vorsicht trocknen, im trocknen Behältniß aufbewahren. Einige wollen das langsame Austrocknen dem geschwinden vorziehen; gemeiniglich aber wird man finden, daß sie weniger von ihrer Kraft verlieren, wenn man sie schnell trocknet. Man muß auch wissen, welche Theile, und von welchen Pflanzen sie im frischen oder getrockneten Zustande nützlich zu gebrauchen sind. Hr. Gleditsch, welcher über diese Materie, und wie die Anstalten beym Einsammlen der innländischen Arzneygewächse zu verbessern, eine schöne Abhandlung gegeben, welche in dessen vermischten Bemerkungen I. Th. 201. und folg. S. befindlich, verlanget unter andern, daß derjenige, welcher das Einsammlen verrichten soll, dazu von Jugend auf unterrichtet, und nach und nach angewöhnet worden sey, auf alle Umstände wohl Acht zu geben, die sich vom Anfange der Entwickelung der Arzneygewächse nach ihrem Alter, der Jahreszeit und Witterung, in verschiedenen Erdboden, in so verschiedenen Veränderungen nach einander hervorthun, und eifert billig, daß gemeiniglich dieses den alten Kräuterweibern und unverständigen Wurzelgräbern überlassen werde. Wir könnten auch hier von derjenigen Pflanzensammlung handeln, welche man Herbaria viua, lebendige Kräuterbücher, zu nennen

nen pfleget, wenn wir nicht befürchten müßten, zu weitläuftig zu seyn. Wir erinnern nur, wie hierbey das meiste auf Uebung, Geschicklichkeit und Kenntniß der Pflanzen selbst ankomme, und das Löschpapier sich am besten schicke, die Feuchtigkeiten der Gewächse an sich zu ziehen, und in der natürlichen Stellung zu trocknen, wenn sie zwischen etliche Bogen geleget, diese öfters verändert und genugsam gepresset werden.

Nachdem wir nun das merkwürdigste, was bey Betrachtung der Pflanzen unsere Aufmerksamkeit verdienet, in möglichster Kürze vorgetragen haben, sollten wir auch noch alles dasjenige anführen, was bey der künstlichen Wartung derselben nützlich angewendet und beobachtet werden müsse. Da aber verschiedenes hiervon bey Betrachtung der einzelnen Theile der Gewächse angemerket, wie z. E. bey den Saamen, auch von der Saat, bey dem Aste von dem Beschneiden, beym Obste von Wartung und Pflanzung der Obstbäume, ingleichen bey der Ananas und Melone von Anlegung eines Mist- und Lohbeetes gehandelt, auch bey jeder Pflanze, wo es nöthig gewesen, die besondere Wartung angegeben worden, wollen wir nur noch eins und das andere, was zur allgemeinen Wartung gehöret, kürzlich anmerken.

Das Versetzen oder Verpflanzen derer, aus Saamen erzogenen, sonderlich der Sommergewächse, soll zu rechter Zeit vorgenommen werden. Am besten geschieht es, wenn das junge Pflänzchen vier, sechs bis acht Blätter erlanget hat. Pflanzen, welche anfangs nur Wurzelblätter und keinen Stängel treiben, können länger auf dem ersten Orte stehen bleiben, andere aber, welche stängeln oder schossen, werden leicht Schaden leiden, der Stängel welk werden, auch wohl gar vertrocknen, wenn solcher vor dem Versetzen bereits eine mehrere Höhe erreichet. Müßte man dergleichen mehr aufgeschossene versetzen, soll man alsbald ein Stäbchen dabey stecken, und dadurch verhindern, daß der Stängel sich nicht biege. Wenn dergleichen junge Pflänzchen ausgehoben werden, soll man die zarten Würzelchen nicht entblößen, sondern so viel möglich die Erde daran zu erhalten suchen; daher soll man einige Stunden zuvor die Erde begießen, die Stöckchen mit einer eisernen Gartenkelle oder kleinem Spate fein tief unterstechen und aufheben. Einige empfehlen hierzu eine blecherne Walze, welche man weiter und enger machen und damit die Pflanze nebst der Erde zugleich fassen und ausheben kann. Es wird hierzu Uebung erfordert und doch misräth es öfters. Bey vielen Ge-

wächsen ist dieses alles nicht nöthig, und man zieht die Pflanzen mit den bloßen Wurzeln aus, machet mit einem Stabe ein Loch in das Erdreich, stecket die Wurzel hinein und drücket die Erde an selbige an. Ist die Wurzel zu lang, so verkürzet man sie mit einem scharfen Messer ein wenig, nimmt die etwa vertrockneten Blätter behutsam weg, und verschneidet auch zuweilen die obern; welches sonderlich bey langen Blättern nützlich ist, indem solche, wenn sie nach dem Versetzen welk werden, durch das Begießen leicht mit der Erde überschwemmt, und dadurch sowohl das Pflänzchen niedergezogen, als auch sonst in seinem Wachsthume verhindert wird. Ist dieses geschehen, muß man die Blätter mit einem spitzigen Hölzlein auflüften. Das Verpflanzen geschieht am besten bey Abendszeit, damit die Pflänzchen die Nacht über sich mehr frisch erhalten können, müßte es am Tage geschehen, soll man ein Bret oder sonst was vorsetzen, damit die Sonne davon abgehalten würde, als wodurch die mehresten verwelken und verderben. Bey kleinen Verpflanzungen kann man über jedes Pflänzchen den Tag über einen Blumentopf verkehrt stellen und diesen Abends wieder weg nehmen. Am besten geschieht die Verpflanzung, wenn es einen Tag zuvor geregnet; wer darauf nicht warten kann, muß nach dem Versetzen die Pflanzen alsbald begießen lassen. Ueberhaupt ist dieses anfangs, auch einige Tage nachher, sehr dienlich, wenn es die Umstände erlauben, doch nur sparsam auf einmal, damit die Wurzel nicht faule. Pflanzen, welche man in Töpfen unterhält, sollen wenigstens alle drey Jahre, viele auch öfterer, versetzet, der Wurzelballen äußerlich in der Rundung und am Boden wenigstens einen Querfinger breit mit einem scharfen Messer abgeschnitten, und dafür wieder mit neuer Erde umgeben werden. Diese und andere im freyen Lande stehende, in der Wurzel ausdauernde, auch immergrünende Pflanzen werden besser im Frühjahre als Herbste versetzet; doch kann dieses auch zuweilen statt haben, sonderlich wenn in dieser Jahreszeit noch warmes Wetter anhält. Von Verpflanzung der Zwiebelgewächse kann man die besondern Artikel nachlesen. Bey diesen und andern ausdauernden Wurzeln ist das Versetzen deswegen nöthig, damit solche wieder fruchtbares Erdreich, und dadurch bessern Wachsthum erhalten, auch nicht, wie bey den Zwiebeln leicht geschieht, die Blumen in ihrer Farbe ausarten.

Das Begießen ist ein wichtiger Umstand bey Wartung der Pflanzen. Hierbey kömmt zuerst die verschiedene Beschaffenheit des

Wassers in Betrachtung. Die Thiere, und vorzüglich der Mensch verlangen zu ihrem Unterhalte und Gesundheit frisches, reines unschmackhaftes, dergleichen sonderlich dasjenige ist, so von erhabenen Orten aus einem reinen Boden über Felsen, oder von einem sandigen Berge herabfließt. Das Flußwasser ist davon nicht sehr verschieden, wenn solches sich auf dem Wege mit nichts unreinem vermenget, vielmehr sich dadurch noch mehr reiniget und den Einfluß der wärmenden Sonne genießet. Bey den Gewächsen hat vielleicht das Gegentheil statt, indem der Regen, oder das aufgesammlete Regenwasser das gedeihliche Wachsthum derselben vorzüglich befördert. Dieses aber ist niemals rein, sondern jederzeit mit einer Menge von fremden Theilchen geschwängert, daher auch Boerhaave selbiges die Lauge der Atmosphäre genannt. Man muß aber zwischen diesem und einem andern unreinen Wasser billig einen Unterschied machen, und nicht glauben, daß alles unreine, oder morastige, faule und stinkende Wasser den Gewächsen zuträglich sey. Der Schaden hiervon wird sich mehr als zu deutlich zeigen; daher man, außer dem Regenwasser, vorzüglich das Flußwasser hierzu empfiehlt, dieses aber für besser, als Quell- und Brunnenwasser hält, indem jenes zu kalt und dieses zu hart ist, wenigstens soll beydes, ehe es zum Begießen gebrauchet wird, vier und zwanzig Stunden über der freyen Luft und Sonne ausgesetzet werden; zu dem Ende man in den Gärten Fässer in Bereitschaft hält, oder auch Cisternen anleget, um das Wasser darinnen zu sammeln, und zum nützlichen Gebrauche geschickter zu machen. Ist das Wasser so zu reden arm und ganz unfruchtbar, kann man etwas Kuh- Hühner- oder Taubenmist darunter mischen, nachdem man es den Pflanzen für zuträglich erachtet. Bey kleinen Gewächsen bedienet man sich zum Begießen der so genannten Spreng- oder Gießkanne, mit und ohne Spritze. Bey der letzten sind die kleinen Löcher besser als die großen; auch die gewöhnlichen Handspritzen schicken sich hierzu, sonderlich um die Gipfel der Bäume zu besprengen. Bey zärtlichen Gewächsen, welche man nicht stark begießen darf und doch in einer gleichen Feuchtigkeit erhalten will, kann man einen Topf mit Wasser etwas erhöhet setzen, und ein wollenes, vorher durchaus angefeuchtetes Band dergestalt hineinhängen, daß das kürzere Ende in den Topf bis auf den Boden lange, das längere aber an die Wurzel der Gewächse reiche, da denn das Wasser durch das feuchte Band sich bis an die Wurzel zieht, so lange bis kein

Tropfen Wasser mehr im Topfe ist. Bedienet man sich der Spritze, so soll man es nicht bewenden lassen, daß das Erdreich von dem Wasser oben nur schwarz und feuchte werde, sondern man muß so gießen, daß das Wasser bis zur Wurzel eindringe, und zu dem Ende das Beet zwey- bis dreymal übergießen. Um dieses bey großen Gewächsen, sonderlich den Bäumen, zu erhalten, auch damit das Erdreich nach dem Begießen durch die Sonne nicht verhärtet werde, pfleget man das Erdreich um den Stamm umzuhacken oder aufzulockern. Könnte man in einem Abende einen ganzen Garten nicht begießen, weis dazu die Menschen, auch vielleicht das Wasser fehlen, so ist es besser, nur einen Theil tüchtig und gehörig, als den ganzen Garten wenig zu begießen, und daher kann man solchen theilen und jeden Tag einen Theil versorgen; indem ein gut angefeuchtetes Erdreich sich auf einige Tage behelfen kann. Das Begießen soll zur Sommerszeit nicht Mittags, sondern des Abends geschehen. Bey heißer Witterung ist es jedoch dienlich, am Tage die Gewächse etlichemal zu besprengen, auf den Abend aber tüchtig zu begießen. Bey dergleichen Wetter werden die Blätter den Tag über schlaff und welk, weil die Ausdünstung häufiger geschieht, als die Wurzel Feuchtigkeiten annehmen kann. Das Besprengen mindert die Ausdünstung und ist daher sehr nützlich. Im Frühjahre und Herbste soll man das Begießen des Morgens vornehmen, indem man wegen der Nachtfröste nicht sicher ist. Ueberhaupt muß man bey dem Begießen auch auf die Witterung acht haben, auch einen Unterschied machen, ob die Pflanze im starken Triebe sey, oder ob dieser wieder nachgelassen, indem das Wasser, wenn die Erde lange damit angefeuchtet, und um die Wurzel gleichsam stehen bleibt, gar leicht schädliche Folgen nach sich zieht. Dieses ist besonders bey solchen zu merken, welche in Töpfen stehen, und zumal im Winter, wenn sie in dem Glashause aufbehalten werden. Diese sind auch nicht mit kaltem Wasser zu begießen, einige rathen deswegen laulichtes zu gebrauchen, besser aber ist dasjenige, welches in dem Glashause in einem Fasse aufbehalten und dadurch in den schicklichsten Grad der Wärme versetzet worden.

Bey dem gedeihlichen Nutzen des Begießens müssen auch die Gefäße, worinne man die Bäume und andere Pflanzen unterhält, in Betrachtung gezogen werden. Es sind diese entweder hölzerne Kasten und Kübel, oder töpferne Scherben. Diese müssen mit dem darein zu setzenden

Gewächse ein schickliches Verhältniß haben. Es glauben einige, daß es besser oder unschädlicher sey, größere als kleinere zu wählen. In diesen wird der Stock aus Mangel hinlänglicher Nahrung freylich schmachten und keinen Trieb zeigen, liegt aber zu viel Erde um die Wurzel, so wird diese die Feuchtigkeiten derselben nicht genugsam einsaugen und daher leicht faulen, wenn man sich nicht mit dem Begießen wohl in acht nimmt. Fette Gewächse, als die Aloen, Fackeldistel und dergleichen verlangen ganz kleine; saftige, geilwachsende Sommergewächse, als Balsamine und Aster, größere. Alle müssen unten oder seitwärts am Boden Löcher haben, damit das überflüßige Wasser gehörig ablaufen könne, diese werden jedoch inwendig mit zerbrochenen Scherbelstücken locker bedecket, damit zwar das Wasser ablaufe, die Löcher selbst aber durch die Erde nicht verstopfet werden. Es dienet auch diese Bedeckung dazu, daß die Ohr- und andere Würmer nicht einkriechen und in der Erde, zum Nachtheil der Wurzel, sich einnisteln mögen. Dieses abzuwenden kann man auch an die Töpfe unterwärts einen drey Finger breiten und tiefen Rand ansetzen lassen, damit sich das Wasser aus dem Topfe darein ziehen und die Pflanze vor Ameisen und andern Ungeziefern verwahret werden möge. Leichter kann man das nämliche erhalten, wenn man den Scherbel in ein besonderes Näpfchen stellet. Man erfüllet dieses auch wohl mit Wasser, wie bey der Nelkenflor nicht ungebräuchlich ist, um die Ohrwürmer von den Stöcken abzuhalten. Man wird aber auch finden, daß die Erde in den Töpfen alsdenn niemals austrockne, daher dergleichen nur statt findet, wenn die Pflanzen im starken Triebe sind. Um das Austrocknen zu befördern, welches bey Nelken, Levcojen, und andern, deren Wurzel leicht faulet, besonders den Winter über, höchst nützlich ist, soll man lieber schwach, als stark gebrannte Scherbel wählen. Jene zerbrechen zwar eher, saugen aber die Feuchtigkeiten ein; diese halten besser, halten aber das Wasser in der Erde gleichsam auf. Wenn man Kübel und Scherbel begießt, soll man damit so lange anhalten, bis das Wasser durch die Löcher unten durchläuft, damit man überzeugt sey, daß solches durch die ganze Wurzel gedrungen; es müßten denn besondere Umstände nur das Bespritzen der obern Fläche und ein sparsames Begießen erfordern. Die Gefäße müssen niemals ganz mit Erde erfüllet seyn, damit das Wasser nicht ablaufen, sondern gemächlich in die Erde einziehen könne. Man soll selbige auch nicht, besonders wenn die

Löcher am Boden sind, auf die bloße Erde setzen, indem diese leicht daselbst verstopfet werden. Man soll solche vielmehr auf Ziegelsteine und andere schickliche Postemente stellen, nachdem die Umstände und der Aufwand es zulassen wollen. Setzet man sie auf Stellagen, so ist es besser, diese aus zwo neben, jedoch von einander abstehenden Latten, als aus Bretern zu verfertigen. Abermals aus der Ursache, damit das Wasser besser ablaufen, auch von unten die Luft die Töpfe austrocknen, und die Würmer nicht so leicht hineinkriechen können.

Pflanzenfloh.

Podura Linn. Ein Geschlecht kleiner, ungeflügelter, sechsfüßiger Insecten, welche meistentheils auf den Pflanzen wohnen, und wie die Flöhe, mit denen auch die meisten in Ansehung der Größe übereinkommen, in die Höhe springen können. Sie haben bürstenartige verlängerte Fühlhörner, zwo Augen, die aus acht kleinern bestehen und einen zweygabelichten umgebogenen Schwanz, dessen sie sich wie eines Springfußes bedienen. Durch diesen letztern Umstand ist die Linnäische Benennung Podura, welche aus zwey griechischen Wörtern zusammgesetzet ist und so viel als Fußschwanz bedeutet, veranlaßt worden. Der Ritter von Linné führet vierzehn Arten an, wovon die meisten auf den Bäumen, Sträuchern oder Moose sich aufhalten. Man findet aber auch eine aschgraue Art des Winters sehr häufig auf dem Schnee, und eine andere schwärzliche den Sommer über auf stillstehenden Wassern; daher die erste im Linnäischen Systeme Podura niualis, die andere aber Podura aquatica genannt wird. Unter den übrigen Arten, welche der Herr von Linné noch unter dieses Geschlecht rechnet, befindet sich auch eine ganz weiße Art, die am Schwanze keinen Fortsatz führet und daher auch nicht springt. Sie heißt bey diesem Naturforscher Podura fimetaria, weil sie sich im Miste aufhält. Von einigen deutschen Schriftstellern werden diese und alle diejenigen Arten, die man auf der Erde und den niedrigen Gewächsen findet, auch Erdflöhe genannt. Man muß sie aber nicht mit andern kleinen käferartigen Insecten, die eben diesen Namen führen, und bereits unter dem Artikel Erdflöhe beschrieben worden sind, verwechseln.

Pflanzenlaus.

Aphis Linn. bedeutet eben so viel, wie Blattlaus; unter welchem Artikel bereits im ersten Bande von diesen kleinen Insecten Nachricht gegeben worden ist.

Pflanzenthiere.
S. Meergewächse.

Pflaumbaum.

Daß dieser, oder Prunus Tourn. mit den Aprikosen und Kirschen die größte Aehnlichkeit habe, ist bey Betrachtung dieser beyden Baumarten bereits angemerket worden, daher wir hier nur nochmals erinnern, wie zwar ein jeder gar leicht eine Pflaume, oder einen Pflaumenbaum von einem Aprikosen- oder Kirschbaume unterscheiden, aber schwerlich angeben könne, worinnen eigentlich der Unterschied dieser drey Baumarten bestehe, zumal wenn man auf die verschiedenen Arten der Kirschen und Pflaumen zugleich Bedacht nehmen sollte. Herr von Linné hat das Unterscheidungszeichen allein von den Blättern und deren Lage in den Knospen, ehe sie aufbrechen, hergenommen, und diese sind alsdenn bey dem Pflaumenbaume aufgerollet und länglicht, bey dem Kirschbaume aus der Mitten zusammengebogen und bey den Aprikosen herzförmig. Diesen kann man noch beyfügen, daß die Frucht bey dem Pflaumenbaume an einem kurzen Stiele sitze, und mit einem feinen Staube gleichsam gepudert sey; die Kirschen haben hingegen einen langen Stiel und sind glatt und glänzend; die Aprikosen haben kaum einen merklichen Stiel und sind rauch, wie Leder anzufühlen. So groß aber die Aehnlichkeit, sonderlich zwischen Kirschen und Pflaumen, auch ist, haben doch einige neuere Kräuterlehrer, vornehmlich die Herren von Haller und Scepin, solche, als verschiedene Geschlechter, beybehalten und das Unterscheidungszeichen theils vom Kelche, theils von dem Steine der Frucht hergenommen. Bey der Pflaume sind die Kelcheinschnitte eyförmig und stumpf, bey der Kirsche aber spitzig und der Stein ist bey dieser rundlich und nur oben zugespitzet, bey jener aber glatt und an beyden Enden spitzig. Auch der Staub, womit die Oberfläche der Frucht bedecket ist, kann mit zum Kennzeichen der Pflaume dienen, indem dergleichen bey den Kirschen nicht anzutreffen.

Weil Herr von Linné und die meisten Neuern Prunus zum Geschlechtsnamen annehmen und darunter die andern Nebengeschlechter begreifen, wollen wir auch hier die allgemeinen Kennzeichen wiederholen. Der einblätterichte, glockenförmige Kelch ist in fünf stumpfe vertiefte Einschnitte getheilet und fällt ab. Auf diesem sitzen fünf rundliche, vertiefte, ausgebreitete, große Blumenblätter und zwanzig bis dreyßig Staubfäden; in der Mitte steht der rundliche Fruchtkeim, dessen fadenförmiger Griffel einen kugelrunden Staubweg trägt

trägt. Die fleischichte Frucht enthält einen Stein, worinnen ein Kern liegt. Die Blätter stehen wechselsweise an den Aesten. Die Unterscheidungszeichen der eigentlich so genannten Pflaumen haben wir bereits angemerket, doch müssen wir solche genauer betrachten; und da es so mancherley, und an Größe, Gestalt, Farbe und Geschmack verschiedene Früchte giebt, welche wir alle Pflaumen zu nennen pflegen, so entsteht die Frage: ob alle von einer Stammmutter abstammen, und durch Wartung, Kunst und andere Umstände daraus entstanden, und wenn dieses anzunehmen, welches eigentlich die Mutter sey, und wo selbige anzutreffen? Im andern Falle aber, und wenn* mehrere Stammarten anzunehmen, welche dieses, und wie viel derselben seyn möchten. Dergleichen Fragen kommen zwar bey mehrern Obstarten, als Aepfeln, Birnen, Kirschen u. s. f. vor; es sind aber solche vielleicht bey keiner so schwer zu entscheiden, als den Pflaumen. Herr von Linne' bringt alle unter eine Stammart, und dessen Prunus domestica begreift alle Sorten, als Spielarten unter sich. Herr Hofrath Gleditsch heget gleiche Meynung, und die gemeine Pflaume oder Zwetsche, deren Frucht länglicht und dunkelblau ist, machet die Stammart. Ob diese, wenn sie vor sich wild in Wäldern wächst, Stacheln trage, hat Herr Hofrath Gleditsch zwar nicht angemerket, Hr. v. Münchhausen aber meldet, wie aus den Steinen davon, wenn sie ausgesäet werden, Bäume erwachsen, welche stachlicht sind, ein wildes Ansehen haben, auch keine andere, als ähnliche blaue Früchte tragen, wenn solche aber oculiret und cultiviret würden, die Stacheln verlieren und größere Früchte zeigen. Daher derselbe gar auf die Vermuthung fällt, wie auch diese Pflaume schon ein Abstämmling von einer andern und derjenigen sey, welche wir hernach besonders beschreiben werden, und Herr von Linne' Prunus insititia genannt. Uns scheint diese letzte Meynung gar nicht ungereimt zu seyn, indem der Unterschied am Baume wenig beträchtlich ist, und obgleich die Frucht herbe und sauer schmecket, so kann doch solche eben so leicht einen süßen und angenehmen Geschmack erhalten, als diese Veränderung bey Aepfeln und Birnen statt findet. Alle blaue Pflaumen, sie mögen sonst beschaffen seyn, wie sie wollen, machen gewiß nur eine Art aus, und die daran zu bemerkenden Veränderungen sind nur Spielarten. Wegen der gelben aber möchte noch einiger Zweifel übrig bleiben, und Herr von Münchhausen scheint nicht abgeneigt zu seyn, diese für die zwote Stammart anzunehmen,

men, indem nach seiner Erfahrung aus den Kernen zwar stachlichte Bäume erwachsen, welche aber niemals blaue, sondern gelbe oder röthliche, kleine, mehlichte, und unschmackhafte Früchte getragen, daher denn auch derselbe, s. Hausvater III. Th. 361 S. zwo Hauptarten angenommen, und die blaulichten Zwetschen, Prunus damascena, die röth- oder gelblichten rechte Pflaumen genannt, und von beyden verschiedene Abänderungen angemerket. Die grünen rechnet er zu der letzten Sorte.

Die Franzosen unterscheiden zwo Hauptsorten, nachdem entweder der Stein mit dem Fleische genau vereiniget ist, oder fast keinen Zusammenhang damit hat und gleichsam loß in dem Fleische liegt. Die ersten nennen sie Prunes, die andern Mirabelles. Es scheint aber dieser Unterschied nicht in der Natur gegründet, wenigstens nicht beständig zu seyn. Der Gestalt nach könnte man auch zwo Hauptsorten annehmen, da einige kugelrund, andere länglicht sind. Es giebt aber sowohl von gelben Pflaumen, die man Spillinge oder Hundspflaumen nennt, als auch von blauen, theils runde, theils länglichte. Der Baum die Früchte mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, ist sich fast immer gleich und ähnlich, und der Prunus domestica Linn. oder Prunus foliis serratis hirsutis ouato lanceolatis, floribus longe petiolatis Hall. Hist. stirp. Heluet. p. 27. welcher im deutschen den Namen Zwetschen, oder Quetschenbaum, wilder Pflaumbaum, Bauerpflaume erhalten, und welchen wir zum Unterschiede der folgenden Arten

den unbewehrten Pflaumbaum nennen, scheint nicht ursprünglich einheimisch zu seyn, ist aber durch die Länge der Zeit einheimisch und durch die ausgefallenen Steine oder Nüsse in unsern Laubhölzern wild geworden. Es trägt selbiger, als ein Baum von mittlerer Größe, auch wohl nur als ein hoher Strauch, ohne Wartung, stark. Die Wurzel ist zähe, hart und stark, und geht weit um sich, aber nicht tief unter sich in die Erde. Sie treibt einen ziemlich starken und mit einer rauhen, bey besserer Wartung auch glatten, braunen Rinde bedeckten Stamm. Die Blätter stehen auf kurzen und dicken Stielen, sind dunkelgrün, länglicht eyförmig, am Rande verlohren eingekerbet, und wegen der, auf der untern Fläche befindlichen hervorstehenden, vielen Adern und den Vertiefungen auf der obern fast runzlicht, und vor der Entwickelung in den Knospen einwärts gerollet. Die Blüthknospen sind nackend, eröffnen sich zu Ende des Maymonats,

und gemeiniglich kommt aus jeder nur eine, zuweilen auch zwo und drey langgestielte Blumen. Die Früchte werden im September reif, haben eine länglichte Gestalt, äußerlich eine, aus dem röthlichten ins schwärzlichte fallende, braune, mit einem blauen feinen Staube überzogene Haut, darunter ein gelbes süßes Fleisch, und einen länglichten, platt gedrückten, an dem einen Rande mit einer Nath versehenen oder ausgefurchten Stein, worinnen ein weißer, mit einer gelblichten Haut bedeckter Kern oder Saame liegt.

Hierunter müssen wir alle andere Sorten Pflaumen rechnen, bis die künftige Zeit vielleicht lehren wird, ob mehr als eine Stammmutter anzunehmen. Alle Früchte sind äußerlich mit dem Staube überzogen. Das Fleisch ist zwar bey einer saftiger, bey einer andern mehr mehlicht, bey allen aber gelblicht von Farbe. Zu einer guten Pflaume erfordert man ein saftiges, zartes, leicht zerschmelzendes Fleisch, und einen süßen, angenehmen, dabey parfümirten Geschmack; wenn das Fleisch hingegen mehlicht, trocken und unschmackhaft ist, tauget sie nichts. Nach der Zeit der Reife, der Gestalt und Größe, der Farbe, Beschaffenheit des Fleisches, und ob dieses leicht vom Steine abgehe, oder fester daran hange, und nach andern Umständen unterscheidet man die Sorten, deren man eine ziemliche Anzahl, jede mit ihrem eigenen Namen bezeichnet, in den Verzeichnissen der Obstbäume findet, wobey aber, wie auch bey andern geschieht, die Namen zuweilen verwechselt, und die Eigenschaften der Früchte verschiedentlich angegeben werden. Wir wollen nach unserer Gewohnheit nur einige und die vorzüglichsten anmerken, und solche nach den drey Hauptfarben, in blaue, gelbe und grüne, kugel- und eyförmige unterscheiden, bemerken aber zuvor, wie man bey uns auch verschiedene Sorten mit einerley Namen zu belegen pflege. Z. E. ungarische Pflaumen nennet man sowohl länglicht blaue, als auch runde, mehr röthlichte Früchte. Die großen, eyförmigen, gelben und rothen, heißt man Roßpflaumen; die gelben, ganz großen Malonken, Marunken oder Eyerpflaumen; die runden gelben Spillinge.

Bläulichte und rundlichte Früchte haben

1) die orleanische Pflaume. Sie ist groß, rund, und spielet aus dem schwarzen ins röthlichte. Der Baum trägt stark, und wird daher häufig gepflanzet. Miller rechnet diese unter die mittelmäßigen Sorten.

2) Perdrigon violet. Ist groß, mehr rund als lang, und von außen bläulichtroth; das Fleisch

Fleisch gelblicht, derb und hängt feste am Steine. Der Saft hat einen ungemein köstlichen Geschmack.

3) Myrobalane. Ist mittelmäßig groß, rund, dunkelpurpurfärbig, mit violettnem Staube bestreuet, und der Saft sehr süß.

4) Maroccopflaume, oder Damas noir hative. Ist sehr groß, rund, und hat in der Mitte einen Spalt, wie die Pfirsche, äußerlich ist sie dunkelschwarz, mit etwas violettnem Staube bedecket; das Fleisch gelb und löset sich vom Steine.

Blaue eyförmige Früchte sind:

5) Perdrigon, Spanische Pflaume, die schwarze Pflaume. Ist von mittelmäßiger Größe, eyförmig, dunkelblau, das Fleisch feste und voll ungemein köstlichen Saftes. Sie wird besonders geachtet.

6) Imperiale rouge, wird auch das rothe bonum magnum genannt. Die Frucht ist groß, eyförmig, dunkelroth, mit zartem Staube bedecket; das Fleisch trocken, doch ziemlich wohl roh zu essen. Zum Kochen schicket sich solche vortrefflich.

7) Damascenerpflaume von Tours, Gros damas violet de Tours. Ist sehr groß, eyförmig rund, dunkelblau; der Saft zuckerreich, und das Fleisch löset sich vom Steine. Die bekannteste und beste Art.

Gelbe rundliche Früchte haben:

8) Spillinge, gelbe frühe Pflaume, oder Hundspflaume, Jean hative genannt, sind kleine, kugelförmig, hellgelb, oder fallen etwas ins röthliche. Die Zeit der Reife fällt schon in den Julius.

9) Aprikosenpflaume, Prune d'Abricot. Ist groß, rund, gelb und mit weißem Staube bestreuet; das Fleisch feste und trocken, vom Geschmacke süße und löset sich leicht vom Steine ab.

10) Drapdorpflaume. Ist von mittlerer Größe, schön gelb, mit rothen Flecken oder Striefen, und das gelbe Fleisch voll köstlichen Saftes. Der Baum trägt stark.

Gelbe eyförmige Früchte haben:

11) Catharinenpflaume. Ist groß, eyförmig, etwas platt, äußerlich agtsteinfärbig, mit weißem Staube bedecket; das Fleisch schön gelb, trocken, feste und mit dem Steine vereiniget, hat aber einen sehr angenehmen Geschmack. Der Baum trägt häufig.

12) Brignolerpflaume. Diese soll die eigentliche Prunelle seyn; doch erhält auch die vorige Sorte diesen Namen. Ist groß, eyförmig, gelblicht, mit roth untermischet; das Fleisch schön gelb, trocken, aber von köstlichem Geschmacke.

schmacke. Man erhält dergleichen ohne Kern, geschält und getrocknet, aus Frankreich in Körben oder Kästen, und werden fast allen andern getrockneten vorgezogen.

13) Imperiale, oder das weiße Kaiser bonum magnum, oder Mogolspflaume. Ist groß, eyförmig, gelb, weiß bestaubt; das Fleisch feste und hängt dichte am Steine; der Saft ist säuerlich, daher sie besser zum kochen, als roh zu essen tauget.

14) Herrenpflaume, Prune de Monsieur, oder die Pflaume von Wentworth genannt, ist groß, eyförmig, von innen und außen gelb, ist der vorigen Sorte ganz ähnlich und tauget auch nicht gut zum roh essen, das Fleisch aber geht leichte vom Steine loß.

Grünlichte Früchte tragen:

15) Reine claude, oder die Königinn Claudia. Miller beschreibt solche als eine kleine, runde, gelblichte Frucht mit perlenfarbenem Staube bestreuet, bey uns erhält diesen Namen eine mehr grünlichte Frucht; das Fleisch ist feste, geht vom Steine loß, und hat einen zuckerreichen Saft.

16) Maitre Claud. Ist mittelmäßig groß, mehr rund, als lang, von roth und gelb gemischter Farbe und das Fleisch feste; es geht dieses leicht vom Steine loß und hat einen niedlichen Geschmack.

Außer diesen sind noch als besondere Sorten merkwürdig:

17) die Kirschpflaume, la Prune cerisette. Die Blätter gleichen, nach einiger Beschreibung, den wirklichen Pflaumen, nach Herrn dü Roi aber sind sie sehr klein, und nicht über zween Zoll lang, von frischer grüner Farbe und am Rande zart und tief gezahnt. Die Blume hat zuweilen sechs, auch mehrere Blumenblätter, auch wohl einen doppelten Stempel. Die Frucht aber ist gleichsam das Mittel zwischen Kirschen und Pflaumen. Sie ist rund, von der Größe einer großen Kirsche, glänzend roth und hängt an einem langen Stiele; der Geschmack ist schlecht. Der Baum blühet früh, die Blüthen aber verderben leicht von der Kälte.

18) Pflaume mit gefüllter Blume.

19) Die Pflaume ohne Stein. Die Frucht ist klein, öfters nicht größer, als eine Schlehe, äußerlich schwärzlich, innerlich gelbgrünlicht, säuerlich vom Geschmacke und der bloße Kern, ohne das steinichte Gehäuse, liegt im Fleische.

20) Es giebt zuweilen und in gewissen Jahren eine Sorte großer unförmlicher Pflaumen, welche aus der widernatürlich aufgetriebenen jungen Frucht entstehen und ohne Kerne gefunden werden. In Thüringen und andern

Orten

Orten werden sie Schafsäcke oder Schafsmäuler genannt. Sie sind unfruchtbar und schwammicht knorplicht, werden etwas früher, als die Pflaumen mit Kernen reif, haben einen guten Geschmack, und sind so wenig, als andere Pflaumen, schädlich. Herr Hofr. Gleditsch vergleicht diese Mißgeburt mit dem Mutterkorne.

21) Man findet auch Pflaumenbäume mit scheckichten Blättern.

Die Pflaumbäume und fast alle Sorten lassen sich leicht erziehen, brauchen wenig Wartung und gedeihen wohl, wenn sie nur in einem mittelmäßigen, weder zu nassen, noch zu trockenen Boden stehen; doch halten sie sich in dem letzten noch besser, als in dem ersten. Die Vermehrung kann durch die Schößlinge und Steine geschehen; bessere und größere Früchte erhält man durchs Oculiren und Pfropfen. Das letztere wollen viele vorzüglich anrathen und es mißlingt selten, wenn nur der Spalt nicht in das Mark gemachet wird. Man wählet dazu wilde Pflaumstämme, auch wohl bey feinern Sorten Aprikosen- und Pfirschstämme. Diese Bäume wollen nicht stark beschnitten seyn, und tragen auch am alten Holze, daher schicken sie sich nicht wohl am Spaliere. Je mehr man sie beschneidet, je frecher wachsen sie, bis ihre Kräfte erschöpfet sind, das Gummi fließen lassen und verderben.

Die Pflaumen lassen sich in ihrem frischen Zustande nicht lange aufbewahren. Um sie frisch zu erhalten, kann man die Früchte mit dem Stiele behutsam und noch vor Aufgang der Sonne, oder ehe solche durch die Sonne erwärmet werden, vom Baume nehmen, in ein Faß packen, und dieses in einen kühlen Brunnen hängen. Weil aber hierbey der Saft leicht in eine Art der Gährung geräth und die Früchte nach Brandwein schmecken, will diese Aufbewahrungsart nicht bey allen Beyfall finden. Andere geben diese Vorschrift: nehmet schönen weißen Sand, waschet ihn mit Wasser rein ab, bis das Wasser klar bleibe, und alle irrdische Theilchen davon abgesondert worden und laßt ihn hierauf auf einem Tuche in der Sonne recht trocknen; packet die Pflaumen mit Stielen, ehe sie recht reif werden, schichtweise in ein klein Tönnchen, füllet die Zwischenräume mit dem Sande aus, schlagt den Deckel zu und setzet das Tönnchen in ein trockenes Zimmer. Wenn man sich die Mühe geben, und die, mit dem Stiele versehene Pflaume in weißes geschmolzenes Wachs oder Talg eintauchen und überziehen und nachher in einem trockenen Behältnisse aufbehalten will, wird solche sich unter dieser Bedeckung einige Zeit

erhalten, und wenn der Ueberzug bey gelinder Wärme wieder abgesondert wird, ihren eigenen Geschmack haben.

Um die Pflaumen nützlich in der Haushaltung zu gebrauchen, pfleget man solche zu trocknen, oder zu einem Muße zu kochen. Wie beydes zu veranstalten, ist zu bekannt, als daß wir davon eine Vorschrift geben dürften. Man soll aber hierzu nicht, wie es gar oft von Gewinnsüchtigen geschieht, die unreifen Früchte nehmen. Die ganz reifen schicken sich dazu am besten, und wenn sie geschälet und die Steine ausgemachet werden, erhalten die getrockneten einen größern Werth. Dergleichen nennt man gemeiniglich Prunellen und schätzet sonderlich diejenigen hoch, so aus Frankreich kommen. Man kann aber auch selbst dergleichen machen, und dazu selbst erzogene, aber recht reife und süßlichschmeckende Früchte wählen.

Man pfleget auch Pflaumen mit Essig einzulegen und einige wollen diese noch den Essigkirschen vorziehen. Man nimmt reife, aber noch nicht weiche, Früchte, läßt den Stiel daran, wischet sie ab, und durchsticht sie mit einer Spicknadel einigemal. Zu sechzig Pflaumen nimmt man drey Pfund Zucker, ein Quartier Essig, ein Loth Zimmet und ein halb Loth Nelken, läßt alles dieses mit einander kochen, bis der Zucker etwas dicke wird. Wenn er kalt geworden, wird er über die Pflaumen gegossen und bleibt acht Tage darauf stehen; dann wird er wieder abgegossen, nochmals dicke eingekochet und wieder übergegossen. Nach acht Tagen werden die Pflaumen mit dem Zucker gekochet, bis sie anfangen zu platzen, und wenn alles kalt geworden, in gläsernen oder steinernen Töpfen aufbewahret. Man kann von dieser Zubereitung des Hausvaters III. Band und das Leipziger Intelligenzblatt 1767 S. 338 nachlesen. Man kann auch die Pflaumen ohne Essig, mit Zucker allein, wie andere Früchte, einmachen.

Wegen des Gebrauches der Pflaumen, in Ansehung der Gesundheit, ist kaum nöthig, etwas zu erwähnen. Sie können schaden, wenn sie zu häufig, zumal frisch und roh gegessen werden, und werden gewiß zu Krankheiten Gelegenheit geben, wenn man unreife, abgefallene und mit Würmern besetzte essen wollte. Sie werden aber auf mancherley Art nützlich, wenn man sie mäßig, und zumal getrocknet, genießt. Was man von andern weinsäuerlich süßem Obste erwartet, erhält man gewiß auch von diesem. Man kann z. E. unsere Abhandlung von den Kirschen nachlesen. Zu Stillung des Durstes und Kühlung der Hitze sind sie nicht allein überhaupt dienlich, sondern schicken

sich

sich auch deswegen für die Kranken, vorzüglich solche, welche mit hitzigen Fiebern beschweret sind; indem dadurch die Neigung der Säfte zur Fäulniß kräftig verändert, auch die Oeffnung des Leibes auf die beste Weise dadurch unterhalten wird. Die gelben Früchte, die kleinern Spillinge und größern Marunken halten einige überhaupt für schädlich, und der öffentliche Verkauf ist in manchen Oertern verbothen; und es ist nicht zu läugnen, daß der häufige Genuß davon leicht zum Durchfall und vielleicht auch zur Ruhr Gelegenheit geben könne. Sie sind äußerst saftig und süße, und daher zur Gährung geneigt. Wer solche mäßig speiset, wird dabey in keine Gefahr laufen.

Das feste, schöne braunrothe, und nach innen zu mehr rothe, aber etwas brüchige Holz des Pflaumbaumes wird von den Drechslern verarbeitet. Die Blüthen besuchen die Bienen fleißig. Nicht allein aus der Rinde des Stammes und der Aeste schwitzet ein Gummi heraus, sondern man findet dergleichen auch öfters in kleinen Tropfen an den reifen und halbreifen Früchten, auch schon in dem Blumenkelche selbst. Außer diesem Pflaumbaume gehören zu diesem Geschlechte noch zween andere, welche zwar bey uns andere Namen führen, auch wegen der Frucht von jenem unterschieden sind, dennoch aber davon nicht füglich getrennet werden können. Als

2) der stachlichte Pflaumbaum mit wollichten Blättern. Ist unter dem Namen wilde runde Pflaume, große Schlehen, Haberschlehen, Zipparten, Augstpflaumen, Krecken und Krücheln oder Kriechen bekannt. Prunus ſylueſtris maior. Prunus inſititia Linn. Es ist dieses gleichsam die Mittelart zwischen der ersten und folgenden dritten. Vielleicht ist solche aus der dritten entstanden und vielleicht stammen die runden Sorten der erstern Art von dieser ab. Der Baum wächst in Deutschland, vielleicht aber nirgends wild, sondern wird von Menschen erzogen. Er erreichet eine mittelmäßige Höhe und trägt alle Jahre reichlich. Die Blätter sind eyförmig, am Rande gezahnt und auf der untern Fläche wollicht. Hin und wieder sind die Aeste mit kurzen Stacheln besetzet. Von den Blüthen sitzen gemeiniglich zween Stücke auf einem Stiele. Die Früchte sind kugelrund, von der Größe der Spillinge, oder noch einmal so groß, als die gemeinen Schlehen, blau gefärbet und vom Geschmacke etwas herbe. Weil sie etwas früher als die Pflaumen reif werden, verdienen sie einige Achtung, und ob sie gleich, wenn sie überreif oder weich sind, weni-

ger herbe schmecken, sind sie doch schlechter, als alle Pflaumen. Sie werden auch nur frisch gegessen und selten auf andere Art genutzt. Das Holz ist schön buntscheckicht und wird dem Pflaumenholze vorgezogen.

3) Der stachlichte Pflaumbaum mit glatten Blättern. Nur Kunstverständige werden unter dieser Benennung unsern Schwarzdorn erkennen. Es ist aber solcher wirklich eine Art Pflaumen, obgleich die Frucht anders beschaffen. Man hat ohne zureichenden Grund ein eigenes Geschlecht, unter dem Namen Acacia germanica, daraus gemachet, und schon C. Bauhin hat solchen Prunum sylvestrem, andere Pruneolum genannt. Es heißt solcher im Deutschen nicht allein Schwarzdorn, sondern auch Schleedorn, Schlehenbaum, Dornschlehen, Heckschlehen, Heckdorn, Spinling, wilder Kriechenbaum, Kietschkenpflaumen, Prunus spinosa Linn. Er ist gewöhnlich nur ein Strauch, welcher aber nach Verschiedenheit des Bodens eine verschiedene Höhe und Stärke erlanget. Man findet solchen zwischen den Hecken und Gebüschen um die Trifften, Dörfer und Landstraßen. Seine schwarze auslaufende Wurzel, welche bisweilen mit vielen Knoten und Knollen versehen ist, treibt aus diesen viele Wurzelsprossen, die gar bald überhand nehmen. Die Rinde des Stammes ist rauh, hart, röthlich und aschgrau. Die Aeste endigen sich in lange, harte und spitzige Dornen. Die Blätter sind eyförmig, spitzig, fein ausgezahnt, und auf beyden Seiten glatt, zuweilen auch etwas rauh anzufühlen. Die weißen Blüthen, welche sich gemeiniglich erst nach den heftigen Stürmen und Frösten, etwa zu Ende des Aprils und im Anfange des Mayes bey uns zeigen, und zu der Zeit dem Landmanne ein Zeichen der Gerstensaat geben, kommen einzeln und paarweise auf kurzen Stielen, aus den rothen, zwischen und unter den Blättern stehenden Knospen hervor. Sie bedecken die Sträucher in solcher Menge, daß diese wie beschneyet ins Auge fallen. Bey jedem Stiele stehen drey eyförmige, braune Schuppen, welche zeitig abfallen. Spät im Herbste folgen die reifen Beeren, welche die Größe einer Flintenkugel haben, und anfangs grün, zuletzt aber braun oder schwarzblau und fein bestaubt erscheinen. Man findet auch eine Spielart mit weißen Früchten. Diese Frucht ist sauer und herbe, bis sie der Frost mürbe, und die anfangende Gährung etwas gelinder machet. Sie enthält einen mehr länglichten als runden Stein. Durch das Verpflanzen und einige Wartung wird die Frucht größer und die Haberschlehe

schlehe genannt. Ob auch die vorherstehende zwote Sorte davon entstanden, ist noch nicht ausgemachet.

Dieser Schleh- oder Schwarzdorn, welcher nicht mit dem Weißdorne zu verwechseln, ist theils schädlich, theils nützlich. Der Saame, oder Stein geht zwar langsam auf, wächst aber hernach in einem guten Grunde hurtig, und wenn der Strauch ungestört fortwächst, wird er durch die Wurzelschößlinge sich ungemein vermehren, ausbreiten, und in dem Gebüsche dem jungen Holze, auch dem Graswuchse auf den Weiden und Wiesen nachtheilig seyn, und in den engen Wegen neben den Landstraßen überhand nehmen, auch wo starke Schaaftrifft ist, wegen der vielen Dornen schädlich seyn. Man hat solchen zu lebendigen Hecken empfohlen; so leicht aber selbiger anschlägt und wuchert, so schlecht schicket er sich dazu. Die alten Stämme erfrieren leicht. Die Wurzel wuchert auf zwanzig und mehrere Schuhe umher aus, sonderlich wo sie einen gedüngten Acker, oder eine fette Weide findet. Mithin entzieht sie dem guten Lande viele Nahrung, und wenn man die auslaufenden Wurzelschößlinge nicht wegräumet, wird in wenig Jahren ein großes Stück Land unbrauchbar. Auch die Hauptstämme gehen wegen der austreibenden Wurzelschößlinge leicht ein, mithin entstehen in der Hecke überall Lücken. Und da allenthalben, wo der Schwarzdorn wächst, eben so leicht der Weißdorn fortkömmt, und dieser zu lebendigen Hecken sich viel besser schicket, soll man sich mit jenem nicht abgeben. Will man demohngeachtet den Schwarzdorn auf diese Art nützen, so soll man solchen nur zu schlechten losen Hecken um die Gräben, Straßen, Dämme, und die niedrigen Laubwälder gebrauchen. Die abgehauenen Sträucher können, wie der Weißdorn und andere Dornsträucher, zu todten Verzäunungen oder Befriedigung neugepflanzter Hecken, vorzüglich gut gebrauchet, auch bey Salzwerken in den Gradierhäusern nützlich angewendet werden.

Obgleich aber der Schlehdornstrauch, in Absicht auf die grünen Hecken, keine Achtung verdienet, so ist solcher doch aus mancherley Ursachen ein nützlicher Strauch. Dessen Holz ist sehr hart, und hat, wenn es alt ist, einen bräunlichen Kern, ist aber zäher, als das vom Pflaumstamme, daher übler zu bearbeiten, auch fasert es unter dem feinen Hobel stark aus. Es wird jedoch von Drechslern, Tischlern, Bildschnitzern und Instrumentenmachern gebrauchet. Der jungen Wurzel, und sonderlich derselben Rinde, in Wasser oder Wein gesotten, haben einige Aerzte, und be-

besonders Keucher, eine urintreibende und steinzermalmende Wirkung beygeleget. Die Rinde von dem Stamme und den Aesten frißt das Vieh gerne, wird von dem Landmanne zu besserer Aufbehaltung der Käse genutzet, von einigen statt der Chinarinde bey Wechselfiebern gebrauchet und daraus mit Lauge eine rothe Farbe für das wollene Garn bereitet. Die jungen zarten Blätter sollen, wenn sie gelinde geröstet werden, einen Thee abgeben, der dem asiatischen gleich kömmt. Die Blüthen, welche einen süßlichten Geruch und bittern Geschmack haben, werden, sowohl frisch, als getrocknet, mit Wasser oder Milch abgekochet und als ein gutes Laxiermittel verordnet. Sonderlich schickt sich dieses für Kinder, welche von Würmern geplaget werden, und wenn man dergleichen Trank einige Tage gebrauchet, und solchen gelinde einrichtet, damit nicht zu häufige Oeffnungen erfolgen, kann man sich desselben auch als einer blutreinigenden Frühlingscur bedienen. Das von den Blüthen abgezogene Wasser, aqua florum Acaciae, ist zwar nicht unkräftig, doch viel schwächer. Aus den Blüthen bekommen die Bienen Stoff zum braunen Wachse. Die unreife Frucht giebt mit Vitriol eine beständige schwarze Farbe und eine bessere Tinte, als die mit Gallapfeln verfertigte. Diese Tinte ist zwar anfangs weniger schwarz; wenn aber das geschriebene einige Tage an der Luft liegt, wird es vollkommen und dauerhaft schwarz. Die getrockneten Beeren färben roth. Diese Farbe wird durch die Seife bey dem Waschen in ein dauerhaftes blasses Blau verändert. Ehedem, jetzo geschieht es selten, wurde der Saft davon ausgepresset und eingekochet. Dieser erhielt den Namen succus Acaciae, welcher von dem wahren Acaciensafte verschieden ist, aber gleiche zusammenziehende Wirkung besitzt und mit allen dergleichen Mitteln kaum mehr im Gebrauche ist. Auch die reife Frucht, oder Schlehen, haben den herben Geschmack, welcher aber, wenn sie der Frost gerühret, oder mehr moll und weich geworden, weniger unangenehm ist, und alsdenn sowohl roh, als getrocknet, gespeiset werden. Sie können als stärkend angesehen und zu gelinder Stopfung bey Bauchflüssen, wo keine Unreinigkeit mehr zurück ist, nützlich angewendet werden. Der Saft davon erhält und kläret den trüben Essig und Wein sehr gut; man machet auch einen Essig davon. Es kann sogar aus dieser herben und wenig geachteten Frucht auf verschiedene Art ein angenehmer Wein bereitet werden. Ellis preiset den englischen Oportowein, welcher aus dem Schlehensafte, Aepfelmoste und Brandwein

wein bereitet, und von den Schiffern Rumpunk genannt wird. Eine andere Vorschrift mit Zusatz von Wein, nach Art des Kirschweins, einen Schlehwein zuzubereiten, kann man im Hausvater III. Th. 126 S. nachlesen. Auch in Schonen wird ein schmackhafter Schlehwein bereitet und hierzu die vom Froste etwas durchdrungenen, abgepflückten Früchte mit den Steinen klein gestoßen und kochendes Wasser darauf gegossen, wenn beydes ein wenig mit einander gekochet, wird die Wasserbrühe abgegossen und durch eben so viel Franzwein ersetzet, mit welchem alles gähren muß; und nachdem es einige Zeit gestanden, ist es zum Gebrauche fertig. Vieler Pontac, welcher in Deutschland verkaufet wird, ist gewiß auf diese oder andere Weise von Schlehen bereitet.

Die unreifen Früchte und Rinde von der Wurzel dienen, nach Hrn. Gleditschens Vorschlägen, zum Lohgerben.

Pflaumbaum, virginischer, S. auch Persimon.

Pflaumpalme.

S. Palme.

Pflockfisch.

Auf den Küsten von Neuengland, eine Art von Finnfischen. Nach Müllern gehöret der Pflockfisch, holl. Penvisch, engl. Bunch und Humphack-Wahle, zu dem 38sten Thiergeschlechte des Linné Balaena, Wallfisch, dessen vier Linneischen Gattungen der selige Müller noch drey Arten, und unter diesen unsern Pflockfisch zugesellet. Er hat nämlich, statt der Finne auf dem Rücken einen höckerichten Auswuchs; die Seitenfinnen sitzen fast unter dem Bauche und sind achtzehn Schuhe lang, so, daß der Fisch selbst sehr groß seyn muß. Man findet ihn bey Neuengland. Er gehöret bey dem Klein unter die Balaenas, in dorso gibbo apinnes; s. unsern Artikel, Wallfisch. Nach dem Pontopp. Norw. Naturhist. Th. II. S. 232. Tuequal, Plockfisch.

Pflockschwanz.

Pflockschwanz nennt Müller die dritte Gattung seiner Beinfische, Ostracion Bicaudalis, Linn. gen. 136. sp. 3. Crayracion, 21. des Kleins; ein Kropffisch; s. diesen unsern Artik. B. IV. S. 797.

Pflugmuschel.

Pflugmuschel ist eine Gienmuschel, welche Herr von Linné in den Zusätzen zu seinem Natursystem unter dem Namen Chama rugosa erwähnet. Die Muschel ist nicht größer als das äußere Glied eines Fingers, bäuchicht, fast rund, dicke, weiß, mit drey-

ßig tiefen Furchen, welche alle parallel laufen, und überdieß mit gedrückten, untereinander schießenden Runzeln, und sehr vielen, von einander entfernet stehenden verloschenen Schuppen besetzet. Der innere Rand ist gefalten und stumpf, der äußere aber mit vorragenden hohlen, und aus den Runzeln hervorgezerrten Nägeln besetzet. Die Angel zeiget zwo oder drey schiefe Furchen, die nach dem Vorderzwickel zugebogen sind.

Pflugschaar.

Pflugschaar nennet Müller die erste Gattung seiner Spiegelfische, Zeus Vomer, Linn. gen. 162. sp. 1. f. Spiegelfische.

Pflugschaar, S. auch Mießmuschel.

Pflugsterz.

S. Hauhechel.

Pförtner.

S. Magen.

Pfortader.

Vena portae. Da die Pfortader nicht aus einem einzelnen Gefäße, sondern aus einer Sammlung verschiedener kleinerer und mehrerer Adern besteht, und überhaupt in ihrer Bauart ganz besondere Eigenschaften an sich hat, so ist selbige als ein eigenes und besonderes System anzusehen. Es begreift nämlich dieses System die größte Menge der Gefäße des Unterleibes, und stellet gleichsam einen Baum vor, welcher aus vielen Wurzeln entspringt, in der Mitte sich in einen einfachen Stam̃ verwandelt, und welcher sich von neuen in unzehliche kleinere Aeste und Zweige verbreitet, und hat es damit folgende Bewandniß. Die Wurzeln befinden sich hin und wieder im Unterleibe zerstreuet, und nehmen hier und da aus den Eingeweiden desselben ihren Anfang, sammlen sich aber gegen die Leber in einen einfachen Stamm, und wird darum diese ganze Hälfte des Pfortadersystems, die Bauchpfortader, Vena portae ventralis genannt. Sie fangen außerhalb der Leber gleichsam mit zween besondern Hauptästen an, nämlich einem rechten, oder der großen Gekröseblutader, Vena mesaraica magna, und einem linken, oder der Milzblutader, Vena splenica. Ersterer verbreitet sich in die inwendige güldene Blutader, Vena haemorrhoidalis interna, und in die Netzblutader, Vena epiploica, letzterer hingegen in die Kranzblutader des Magens, Vena coronaria stomachica, und andere kleinere Magenadern, Venae gastricae, ferner in die kurzen Gefäße, Vasa breuia, die Gekrösedrüsadern, Venae pancreaticae,

creaticae, und verschiedene andere. Derjenige Theil des Stammes aber, welcher sich in die Leber einsetzet, und daselbst anfänglich sich in große Aeste, und hernach in unendliche kleinere Zweige verbreitet, und so das ganze Eingeweide durchstreichet, ist gleichsam die andere Hälfte des Pfortadersystems, und wird darum die Leberpfortader, Vena portae hepatica, genannt. Es ist schwer zu bestimmen, zu welcher Classe von Gefäßen das ganze System der Pfortader eigentlich gehöret, und ob man sie zu den Pulsadern, oder Blutadern rechnen müsse, da sie von beyden etwas gemein hat. Ohnerachtet man an ihnen keinen Puls wahrnimmt, so läßt sich doch die Leberpfortader in so ferne mit den Pulsadern vergleichen, weil sich nämlich eben so, wie bey diesen, der einfache Stamm in mehrere Aeste, und kleinere Zweige vertheilet. Die Bauchpfortader hingegen kommt darum mit den Blutadern überein, weil sie aus vielen kleinen Wurzeln entspringt, die sich nach und nach in größere Aeste sammlen, und endlich alle zusammen in einen gemeinschaftlichen einfachen Hauptstamm verwandeln. Beyde, sowohl die Leberpfortader, als Bauchpfortader, gehen aber darinnen von der allgemeinen Bauart und übrigen Einrichtung der Blutadern ab, daß sie weit stärker, als jene insgesammt, auch inwendig nicht mit Klappen versehen sind; in so ferne jedoch die Summe aller Mündungen und Zweige der Pfortader zusammengenommen die Oeffnung des Hauptstammes übertrifft, ließen sich sämmtliche auch wieder mit den Schlagadern vergleichen. Die Aeste und Zweige der Bauchpfortader, welche sich außerhalb der Leber befinden, sammlen also von den meisten Eingeweiden des Unterleibes und den Gedärmen das überflüßige oder sonst übriggebliebene Blut in sich, und führen es der Leber zu, und da diese Zweige meistentheils aus den Fettklumpen derselben entspringen, so läßt sich hieraus einsehen, warum dieses Pfortaderblut so außerordentlich dicke, zähe und ölicht ist, und darum von dem Milzaderblut zuvor verdünnet werden müsse, ehe es sich in die Leber selbst ergießt. Vermittelst der Leberpfortader hingegen wird selbiges durch dieses Eingeweide selbst mühsam genug hindurch geführet, und von selbigem hernach die Galle abgesondert. So scheint ebenfalls dieses Pfortadersystem den allgemeinen Umlauf des Blutes in so ferne zu befördern, und einiges Gleichgewicht zu erhalten, indem es eine große Menge Blut von der aufsteigenden Hohlader ableitet, welches durch dieselbe unmöglich alles

les frey und ohne zu stocken, würde aufwärts steigen können. Man findet deswegen in den meisten Classen der Thiere eine Pfortader, nämlich eine besondere Ader, zum Nahrungssaft machenden System gehörig, und zeiget sich selbige auch an den Vögeln, Amphibien, und andern kaltblütigen Thieren.

Pfrieme.

S. Flügelnadel und Nadelschnecke.

Pfriemengras.

S. Borstengras und Federgras.

Pfriemenkraut.

S. Genster.

Pfrillen.

Pfrillen sind, nach dem Chomel, kleine Fischlein, welche in den Bächen, wo es Gründlinge und Schmerlen giebt, gerne ihren Aufenthalt haben. Sie sind am Rücken oben dunkelbraun und fleckicht, am Bauche aber weißlicht nnd fast aschenfarbig. Sie haben ein gesundes Fleisch, sind aber etwas bitter am Geschmacke, welcher ihnen jedoch benommen werden kann, wenn man das Eingeweide ausnimmt, und sollen sie am besten seyn, wenn sie voll Roggen sind. Sie streichen im May, und werden, den ganzen Sommer durch, in kleinen engen Reußern und mit Fischbeeren gefangen.

Pfropfreis.

Mit diesem Namen beleget man jeden kleinen Zweig eines Baumes, den man vermehren will, indem man solchen mit einem andern Baume vereiniget. Durch dieses vermehret man die Arten und Sorten seiner Bäume, wie solches auch vom Schnittlinge, Ableger und Knospe geschieht. Es unterscheidet sich aber das Pfropfreis vom Schnittlinge, welches als ein Zweig von verschiedenen Pflanzen abgeschnitten, und in die Erde gestecket wird, daselbst Wurzeln austreibt, und zur neuen Pflanze oder Stocke wird; doch scheint es, daß diese Vermehrung durch Zweige zu derjenigen durch das Pfropfreis Gelegenheit gegeben, indem in beyden der Zweig abgeschnitten, und im ersten Falle der Erde, im zweeten aber einem andern Baume einverleibet wird, in beyden aber fortwächst und in beyden sich immer gleich und ähnlich bleibt. Der Ableger scheint mit dem Pfropfreise weniger Aehnlichkeit zu haben, indem dieser nicht abgeschnitten wird, sondern mit dem Baume oder Pflanze so lange vereiniget bleibt, bis solcher in der Erde, welche ihn auf verschiedene Art umgiebt und bedecket, Wurzeln ge-

geschlagen, und hierauf erst abgeschnitten wird, und einen neuen Stock abgiebt. Und doch hat diese Art der Vermehrung zu einer Pfropfung Anlaß gegeben, welche man das Ablactiren nennet; ebenfalls aber, weil der Zweig nicht abgeschnitten wird, sondern am Baume stehen bleibt, ein Ableger ist, nur mit dem Unterschiede, daß bey dem gewöhnlichen Ablegen der Zweig selbst durch Hülfe des Stammes und der Erde Wurzeln austreibt, beym Ablactiren hingegen das Pfropfreis, durch Mitwirkung des alten Stammes, mit der Rinde eines andern Baumes sich vereiniget, und von diesem endlich allein sein ferneres Wachsthum erhält. Das Oculiren ist gleichfalls eine Art des Pfropfens, nur wird bey diesem eine Knospe oder Auge, mit Rinde umgeben, einem andern Baume einverleibet, bey dem Pfropfen hingegen wird dieses allein durch die Rinde verrichtet, ohne das Auge dazu nöthig zu haben. Da wir von den verwandten Arten der Vermehrung unter dem Worte Ableger und Knospe bereits gehandelt, betrachten wir jetzo nur diejenige, welche auf verschiedene Weise durch das Pfropfreis geschieht. Es wird aber dieses entweder von dem Baume abgeschnitten, und als ein Schnittling oder einzelner Zweig auf einen andern Baum gesetzet, und dieses heißt man im eigentlichen Verstande Pfropfen oder Pelzen, womit auch das sogenannte Copuliren eine Verwandschaft hat; oder das Pfropfreis, so man vermehren will, bleibt mit dem alten Stamme vereiniget, und wird einem andern darnebenstehenden einverleibet, welches man Ablactiren nennet. Von diesen verschiedenen Arten wollen wir besonders handeln, bemerken aber überhaupt, daß diese Pfropfungen nur bey Bäumen oder baumartigen Pflanzen statt finden, daß selbige ganz allein durch die Rinde, oder vielmehr durch das Bast derselben geschehe, und daß man dadurch diejenige Art vermehre, von welcher der Zweig genommen worden. Z. E. man hätte Pflaumbäume, und wollte dafür Pfersichbäume haben, so wird der Zweig von jenen auf diese gebracht, und dadurch erhält man Bäume, deren unterster Theil, besonders die Wurzel, Pflaumenbäume, der obere aber, sonderlich die Zweige Pfersichbäume sind, und mithin tragen diese nicht mehr Pflaumen, sondern Pfirschen. Und solchergestalt vermehret man allemal diejenige Art, von welcher das Reis genommen, und die andere, worauf solches gesetzet, kömmt nicht weiter zum Vorschein. Die gepfropften Stämmlein treiben zwar öfters von neuen aus, die Triebe

be aber schneidet man weg, es müßte denn das Stämmlein gar zu frech wachsen, da man anfangs einen oder zween Triebe stehen läßt, damit sie einen Theil des Saftes an sich ziehen, dessen Ueberfluß den Pfropfreisern schaden könnte; wenn aber diese mehr auswachsen, müßen jene doch weggenommen werden. Damit das Pfropfen desto eher gelinge, soll solches bey trocknem Wetter vorgenommen werden. Manche Pelzer unterlassen diese Arbeit, sobald es nur ganz klein zu regnen anfängt, andere wollen nicht einmal beym Nebel ein Reis aufsetzen; und doch pfleget Herr Burgemeister Reichart die geschnittenen Reiser die Nacht zuvor in reines Wasser zu werfen. Andere allgemeine Anmerkungen, welche sich auf das Pfropfen beziehen, wollen wir hernach anführen, wenn wir zuvor die verschiedenen Arten dieser Vermehrung beschrieben haben.

Das eigentliche Pfropfen, Impfen oder Pelzen kann auf zweyerley Weise veranstaltet werden; nämlich entweder in den Spalt, oder in die Rinde. Im ersten Falle wird der Stamm, auf welchen das Reis gesetzet werden soll, in der Mitte gespalten, und das zugerichtete Pfropfreis in den Spalt gestecket; im andern aber bleibt das Holz ganz, und nur die Rinde wird davon abgelöset, und das Reis zwischen Rinde und Holz eingebracht. In beyden Arten muß ein schickliches Pfropfreis gewählet, und dieses auf gehörige Art zubereitet werden. Die Reiser muß man sammlen, ehe die Knospen zu stark aufschwellen, nämlich im Januar oder im Anfange des Februars. Läßt man dergleichen von andern Orten herkommen, können sie schon im November abgeschnitten werden, wenn man sie nur vor dem Austrocknen, Verschimmeln und anderer Verderbniß verwahret. Scheinen sie etwas vertrocknet, soll man sie einige Tage in frische Erde graben. Will man dergleichen verschicken, so kann man die Enden in einen Klumpen Thon stecken, oder in Moos einschlagen. Man soll hierzu gesunde, lebhafte, mit glatter Rinde und dicken Knospen versehene Zweige wählen; krumme und schlechte Reiser werden ihr schlechtes Wachsthum beybehalten; Wasserreiser bringen spät Früchte, deswegen man auch solche lieber von solchen Bäumen nimmt, die schon Früchte getragen. Zu hochstämmigen Bäumen wählet man gerne die Zweige, welche gerade in die Höhe getrieben. Ueberhaupt gehen die Zweige vom letzten oder vorjährigen Triebe gute Pfropfreiser, doch ist es öfters, zumal beym Pfropfen in den Spalt, und bey Bäumen, die viel

viel Mark haben, besser, wenn solcher zweyjähriges Holz hat. Man glaubte ehedem, wie ein einjähriges Reis, und an welchem der Keil nicht aus zweyjährigen bestehe, treibe nur Zweige und Blätter, aber niemals Früchte. Es ist aber dieses ganz falsch; doch kann aus angeführter Beschaffenheit des Stammes, und wenn man starke Stämme pfropfen will, von dem zweyjährigen Theile des Reises einiger Nutzen abhängen, es wird auch solcher das Einklemmen besser vertragen, als wenn der Keil nur einjähriges Holz ist. Indessen kann man beym Abbrechen der Pfropfreiser ein Stück altes Holz daran lassen, ist es desto besser, weil sich solche auf diese Weise besser erhalten; man kann bey der Zurichtung solches wegschneiden. Man muß die Reiser zu der gehörigen Länge nicht eher verschneiden, als bis man pfropfen will. Ist ein Reis lang, kann der untere und obere Theil abgeschnitten werden. Die Länge des Pfropfreises ist unbestimmet. Man soll Acht haben, ob die Augen enge oder weit von einander stehen. Ist das erste, kann man füglich fünf Augen lassen, stehen sie weiter aus einander, läßt man an einem Reise nur drey Augen. Aus einem Reise zwey zu machen, ist nicht thulich, der gestützte Theil wächst meistentheils unförmlich. Die im Herbste nachgetriebenen Zweige schicken sich gar nicht, und werden leicht im folgenden Winter verderben. Damit die Pfropfreiser, welche man etwan zu gleicher Zeit von verschiedenen Bäumen abgeschnitten, nicht verwechselt werden, und man beym Pfropfen jede Art finden, und wegen des künftigen Gebrauches anwenden könne, wird jede Sorte von Zweigen besonders zusammengebunden, und mit einer Nummer oder andern Zeichen bemerket. Es ist dieses um desto nöthiger, da man die Zweige nicht sogleich nach dem Abschneiden zum Pfropfen gebrauchen kann, sondern einige Zeit aufheben muß. Man stecket die Bündelchen mit dem untern Theile einige Zoll tief in die Erde, oder bedecket sie ganz mit der Erde. Wobey dahin zu sehen, daß sie nicht von dem Froste Schaden leiden, deswegen man hierzu einen Ort im Garten wählet, welcher gegen Norden durch eine Wand bedecket wird. Man kann auch die Reiser in Gefäße mit Wasser setzen, und diese in eine Kammer stellen, alle Tage aber das Wasser verneuern.

Wenn man das Pfropfen selbst vornehmen will, wird hierzu sowohl das Reis, als der Stamm gehörig vorbereitet. Will man in den Spalt pfropfen, muß solches geschehen, ehe der Saft in dem Baume den neuen Trieb erhält,

hält, mithin vom halben März bis halben April. Eine genauere Zeit läßt sich nicht bestimmen; diese hängt theils von der längern oder kürzern Dauer des Winters ab, theils ist solche nach den Sorten der Bäume verschieden. Steinobst, als Kirschen und Pflaumen, müssen früher, als Kernobst, gepfropfet werden; fällt im Februar warme gelinde Witterung ein, so kann man schon Kirschen pfropfen, weil deren Knospen am frühesten aufschwellen; auf diese folgen die Birnen, und zuletzt die Aepfel. Man erwählet hierzu Bäume von mittlerer Stärke, welche einen oder zween Zoll im Durchmesser haben, und kann das Reis oben oder unten an dem Stamme ansetzen, und solchem nur die Krone wegnehmen, oder ganz niedrig an der Erde abschneiden. Einige wollen zu hochstämmigen Bäumen das Reis oben, wo die Krone sich anfangen soll, aufsetzen, und zu niederstämmigen an der Erde. Die letzten aber gerathen überhaupt besser, und es ist am sichersten, die Stämme, so niedrig als möglich, zu pfropfen. Der Schnitt muß mit einem scharfen Messer geschehen, und ganz glatt gemachet werden, ob solcher aber eine Horizontalfläche halten, gerade und platt seyn müsse, oder wie ein Rehfuß abgenommen werden könne, stimmen die Pelzer nicht überein. Man soll hierbey vorzüglich auf die Dicke des Stammes sehen. Dünne Stämme, welche nicht viel dicker, als ein gewöhnliches Pfropfreis sind, kann man gerade querdurch platt abschneiden. Der Schnitt wird noch in dem nämlichen Sommer verwachsen, und man wird gegen den Herbst nichts mehr vom Spalte sehen. Wer aber vier- bis fünfjährige Stämme wählet, wird bey dem schrägen Schnitte besser fahren, und das Ueberwachsen wird hurtiger geschehen. Hierauf muß der Stamm in der Mitte gespalten werden. Bey schwachen Stämmen kann der Spalt nur mit einem Messer geschehen; bey stärkern setzet man das Messer auf, und schlägt mit einem Hammer darauf; bey noch dickern bedienet man sich dazu eines besondern Keils. Einige schneiden vor dem Spalten die Rinde, wo der Spalt geschehen soll, mit einem scharfen Messer von einander, damit solche bey der Oeffnung nicht fasere; wie denn auch, wenn sich bey dem Spalte Holzfasern zeigen sollten, solche mit dem Gartenmesser abzunehmen sind. Der Spalt soll nicht durch die Mitte, und also nicht in das Mark des Stämmchens, sondern vielmehr neben dasselbe kommen, und das Mark unverletzt bleiben. Doch hält diese Vorsicht Herr Pastor Henne für unnöthig, und versichert, wie

er allemal den Spalt durch die Mitte gemachet, und stets gesunde Bäume gezogen. Man darf auch hierbey auf die Himmelsgegend nicht Acht geben; es ist gleichviel, ob man den Spalt von Morgen gegen Abend, oder von Mitternacht gegen Mittag mache. Weil aber vom Abend her die stärksten Sturmwinde zu wehen pflegen, so hält man für besser, den Spalt von der Morgengegend gegen die Abendgegend ziehen zu lassen, um das Reis gegen die Abendseite setzen zu können, damit es den Sturmwinden desto besser widerstehe. Die Tiefe des Spaltes kann anderthalb bis zween Zoll seyn; denn obgleich der Keil am Reise höchstens nur einen Zoll lang zu machen, so muß doch der Spalt tiefer seyn, damit das Reis beym Einsetzen nicht beschädiget werde. Auf schwache Stämme setzet man nur ein Reis, wenn solche aber stark sind, kann man auch zweye und viere aufsetzen, alsdenn aber muß man den Spalt verdoppeln, und solchen kreuzweise machen. Hiervon hält Herr Pastor Henne nichts, und giebt den Rath, starke Stämme gar nicht in den Spalt, sondern in die Rinde zu pfropfen. Das Pfropfreis, so man in den Spalt setzen will, soll wenigstens die Länge haben, daß bey Zwergbäumen zwo bis drey, bey hochstämmigen vier Knospen daran stehen, am untern Ende wird solches keilförmig zugeschnitten, doch also, daß der innere Theil, der in das Holz des Stammes kommen soll, etwas dünner, als derjenige gemachet werde, der auswärts mit der Rinde zusammenpassen muß, fast in der Gestalt, wie die kleinen Federmesser zu seyn pflegen. Dieser keilförmige Theil kann ohngefähr dreyviertel bis einen Zoll lang seyn. Da sich die eigentliche Zurichtung dieses Keiles nicht deutlich genug beschreiben läßt, hat Herr Pastor Henne solche durch ein Gleichniß zu erläutern gesuchet. Stellet euch vor, schreibt er in seiner Anweisung zur Baumschule, dritter Auflage S. 224. als wenn die Klinge eines Tafelmessers in der Mitte abgebrochen wäre; nun nehmet den in der Hand habenden Stummel des Messers, woran der Heft noch sitzet, und schleift die abgebrochene Stelle so lange auf einem Schleifsteine, bis sie vorne ganz scharf, wie ein Keil oder Meißel werde. Dieser Stummel nebst dem Hefte stellet das Pfropfreis vor. Stecket nun diesen von oben herunter in den Spalt des Stammes, so daß der Heft in die Höhe stehe, der Messerrücken mit der Rinde des Stammes von außen gleich sey, und die Schneide oder Schärfe des Messers mitten im Spalte sitze und nicht zu sehen sey, so hat man

man einigermaaßen eine Abbildung von dem Pfropfreise und dessen Keile. Wobey aber noch zu merken, wie zwar der Theil des Keiles, welcher in den Spalt gebracht wird, schmäler oder dünner zugeschnitten werde, als die auswendige Seite, doch muß solcher nicht so scharf seyn, wie die Schneide eines Messers, sondern so, daß inwendig noch etwas Rinde an dem Keile stehen bleibe. Die inwendige Rinde scheint zwar keinen Nutzen zu haben, und einige Pelzer schälen solche ganz ab, es glaubet aber Herr Pastor Henne, daß deren Gegenwart zu geschwinder Ueberwachsung der ganzen Pfropfstelle vieles beytrage. Die äußerliche Rinde des Keiles ist wichtiger, und muß man daher wohl Acht haben, daß der Theil des Reises zwischen der Rinde und dem Holze genau auf eben den Theil des Stammes zwischen der Rinde und dem Holze, oder der Bast des Reises an den Bast des Stammes zu stehen komme. Wovon hauptsächlich das künftige Wachsthum des Reises abhängt, und damit dieses desto füglicher geschehen möge, nimmt man dicke Reiser zu dicken Stämmen, und so umgekehret; und setzet kein Reis auf, an dem die äußerliche Rinde sich von dem Holze ablöset, oder sonst auf eine andere Weise beschädiget worden. Einige Gärtner verlangen, daß die beyderseitigen Rinden auf einander passen sollen. Da aber gemeiniglich die Rinde des Stammes dicker ist, als die Rinde des Reises, so kömmt alsdenn der Bast des Reises in die Mitte der Rindenlagen vom Stamme, und das Reis bekömmt nichts. Denn nicht sowohl die Vereinigung der Rinde überhaupt, als vielmehr des Bastes insbesondere erleichtert, und verursachet das Gedeihen. Kann alles, Rinde, Bast und Mark auf einander passen, ist es desto besser, uud dieses wird geschehen, wenn man dünne Stämme wählet, und eben so dicke Reiser darauf setzet. Auf solche Art pfropfen die Genueser den spanischen Jasmin, und du Hamel hat solches mit Birn- und Aepfelstämmlein glücklich nachgemachet. Um dieses destomehr zu befördern, muß das eingesetzte Ende des Reises weder zu stark gepresset werden, noch auch zu locker stehen. Das erste zu verhindern, lassen einige in dem Spalte einen dünnen Keil stecken. Das zweyte ist nur bey jungen Stämmen zu befürchten; hat der Stamm nur einige Stärke, wird solcher die Reiser feste genug halten, oder man kann solche durch eine gespaltene Bindweide befestigen. Noch ist die Frage vorzubringen, ob man bey Zurichtung des Keiles und über diesem einen Absatz am Pfropfreise machen soll,

oder solches unterlassen könne. Es scheint dieses nicht nöthig, und ohne Absätze geschnittene Reiser werden eben so gut fortkommen, als wenn dergleichen angebracht worden; doch kann das Pfropfreis, wenn es einen Absatz hat, in dem Spalte fester sitzen, und aus diesem Grunde kann man solchen veranstalten, obgleich alsdenn dieses Verfahren etwas mehr Zeit erfodert. Um den Absatz zu machen, schneidet man dreyviertel bis einen Zoll vom Ende des Keiles, oder wo dieser seinen Anfang nehmen soll, etwas über einem Auge zu beyden Seiten quer in das Reis, bis fast, aber nicht völlig in das Mark, so, daß das Auge zwischen die zwo schmalen Seiten des Keiles zu stehen komme; hernach schneidet man von der Mitte des Keiles an, bis an den Kerb oder Querschnitt, erst an der einen, hernach an der andern Seite, so wird die Rinde mit etwas Holz wegfallen, und den winkelrechten Absatz zurücklassen. Zuletzt wird die Oberfläche des Stammes und der Spalt bedecket und verbunden. Hierzu bedienet man sich verschiedener Baumsalben. S. unter Baum I. Band. 615. S. Harz, Wachs, und Terpentin, unter einander vermischet, ist wohl die schicklichste. Miller vermischet fetten Leimen mit frischem Pferdemiste, klein zerschnittenes Stroh oder Heu und etwas Salz.

Das Pfropfen in den Spalt kann auch umgekehret veranstaltet, und das Pfropfreis gespalten, das Stämmlein aber keilförmig zugeschnitten, und dieses in jenes eingeschoben werden. Die Franzosen nennen diese Art par enfourchement. Es findet aber solche nur alsdenn statt, wenn das Reis und Stämmlein von einerley Dicke sind, indem sonst und wenn eines stärker ist, der Bast nicht auf einander treffen kann.

Das Pfropfen in die Rinde ist bey manchen Gärtnern gewöhnlicher, als die erste Art, oder in den Spalt, und bey starken Bäumen findet dieses fast ganz alleine statt. Man nennet dieses auch das Schneiden und Packen. Wenn der Baum in vollem Safte ist, wird solches am besten vorgenommen. Man veranstaltet solches sowohl am Stamme, als an den Aesten. Der Ort, wo das Reis aufgesetzet werden soll, wird nicht, wie bey der vorigen Art, gespalten, sondern nur glatt abgeschnitten, die Rinde aber an dem Orte und der Seite, wo das Reis hinkommen soll, durch einen dünnen Keil vom Holze abgelöset, und entweder ganz gelassen, oder der Länge nach, oder in Gestalt eines T aufgeschnitten, und das untere Ende des Reises, welches

zuvor in Gestalt eines Zahnstochers zugeschnitten worden, zwischen die Rinde und Holz gestecket, so daß die Fläche des Reises genau auf das Holz des Stammes anzuliegen komme. Man muß auch hierbey wohl Acht haben, daß bey dem Einstecken die Rinde des Reises nicht vom Holze losgehe, und so man dieses bemerket, das Reis wegwerfen. Pfropfet man in die Rinde des Stammes, kann man einige Reiser rings um denselben einstecken, dieses auch bey stärkern Aesten thun, bey jüngern Aesten aber es bey einem Reise bewenden lassen. Den Ort, wo das Pfropfen geschehen, umbindet man mit Wolle, oder auf andere Weise.

Man kann nicht allein auf Stämme pfropfen, sondern zuweilen hierzu die Wurzel wählen. Wir haben z. E. eine dicke Wurzel vom Azedarach abgeschnitten, solche in der Erde unberühret stehen lassen, und darauf einen Zweig vom Azedarach in den Spalt gepfropfet, und dadurch ein neues Bäumchen erhalten.

Das Copuliren, welches auch Anblatten oder Anplacken und Zusammenfügen genannt wird, hat mit diesen Arten zu pfropfen viele Aehnlichkeit, und besteht darinne, daß auf einen Stamm oder dessen Zweig, welcher wie ein Rehfuß abgeschnitten, ein auf gleiche Weise zugeschnittenes Reis solchergestalt auf einander gesetzet und mit einander vereiniget werde, das Rinde auf Rinde genau passet. Es hat zwar Agricola unter andern künstlichen Baumvermehrungen auch diese angegeben, nachher auch Holyck und andere in ihren Gartenbüchern solche erwähnet, niemand aber das ganze Verfahren beschrieben, und mit gehörigen Lobe empfohlen. Dr. Böhmer machte damit einige Versuche, fand hierbey und des Taliacotius Erfindung, die verlohrne Nase und andere Theile des menschlichen Körpers zu ersetzen, viele Aehnlichkeit, und beschrieb den guten Fortgang dieser Vermehrung in einem Anschlage de variis Chirurgiae curtorum in vegetabilibus modis. Endlich hat der Pastor B. F. Thiele zu Glasow in der Neumark seine Gedanken und Erfahrungen Herrn Pastor Hennen mitgetheilet, und dieser selbige in der dritten Auflage seiner Anweisung zu Baumschulen bekannt gemachet. Nach Herr Pastor Thielens Angeben muß der Stamm, darauf man copuliren will, wenigstens ein Jahr gestanden und einen Zweig eines Pfeifenstieles stark getrieben haben; hat solcher mehrere Zweige, so suchet man sich den besten, geradesten und stärksten aus, welcher mehrentheils der mittelste seyn wird; die andern schneidet man ab; oder wenn sie hoch an

dem

Weise zugesch-

dem wilden Stamme stehen, daß sie eine Krone machen können, läßt man zween, drey bis vier Zweige stehen, und copuliret sie alle. Die Reiser, welche im vorigen Jahre aus dem wilden Stamme ausgetrieben, werden im folgenden Frühlinge copuliret; Reiser, welche schon zwey Jahre gestanden, nehmen die Copulation nicht an. Wir haben die Copulation nicht mit dem Zweige, sondern mit dem Stamme selbst vorgenommen, solchen in gewisser Höhe gestutzet, und das Reis darauf gesetzet. Diese Stämme hatten verschiedenes Alter, alle waren gewiß über zwey Jahre alt, auch wohl drüber, und der Erfolg war gut. Das Reis, so man damit verbinden will, muß in Ansehung der Dicke und Stärke mit dem Zweige oder Stamme des Wildlings genau übereinkommen, oder beyde gleich stark seyn, damit die Rinde auf Rinde genau passe; die Länge desselben soll nicht über drey Zoll seyn, und nicht über zwo, höchstens drey Knospen haben, indem längere nicht genug ernähret werden können, und leicht vertrocknen. Da die untersten Augen an den Reisern gemeiniglich stärker als die obern sind, wählet man den untern Theil des Reises, und schneidet den obern weg; doch haben frech wachsende Reiser zuweilen unten, wo sie am dicksten sind, die schlechtesten Augen, und alsdenn ist dieses Ende wegzuwerfen, und nur der mittelste Theil zu gebrauchen, indem selten die letzten Augen an der Spitze des Zweiges ihre völlige Reife erlangen. Allzu schwache und dünne Reiser schicken sich nicht zum Copuliren, je stärker selbige sind, je leichter wachsen sie zusammen. Beyde Reiser, oder der Stamm und das aufzusetzende Reis, werden wie ein Rehfuß, etwan einen Zoll lang, glatt zugeschnitten. Kann der Schnitt auf einmal geschehen, und man hat nicht nöthig, nachzuhelfen, ist solches sehr vortheilhaft; hierauf setzet man beyde auf einander und giebt Acht, ob auf allen Seiten Rinde auf Rinde passe; trifft es nicht allenthalben zu, muß man nachhelfen, oder einen ganz neuen Schnitt machen; passet alles gut, bedecket man das obere Ende mit etwas Baumwachs und leget um die Stelle der Vereinigung ein schickliches Band; wobey Acht zu haben, daß die auf einander gelegten, rehfüßig geschnittenen Reiser nicht aus ihrem Lager gebracht werden. Herr Thiele empfiehlt zum Verbande ein, aus flächsenem Garne gewebtes Band, und verwirft wollene Schnuren, Bast und Weiden. Es wird aber solcher auch auf andere Weise schicklich angeleget werden, wenn man nur dahin Bedacht nimmt, daß das aufgesetzte

Reis unbeweglich bleibe, und durch keine äußerliche Gewalt verrücket werden könne; wie auch daß der Verband nach und nach könne weggenommen werden. Die Zeit der Copulation ist die nämliche mit dem Pfropfen in den Spalt, nämlich der März und April. Apricosen werden zuerst, denn Kirschen, Birnen und Pflaumen, zuletzt die Aepfel vorgenommen. Wenn die Augen an dem aufgesetzten Reise etwan einen halben Zoll ausgetrieben, wird der Verband gelüftet, nach vierzehn Tagen weiter, und wieder nach vierzehn Tagen wird man solchen ganz wegnehmen können. In acht Wochen ist gemeiniglich das Reis völlig mit dem Wildling verwachsen. Zu welcher Zeit man auch die Augen, die man nicht behalten will, wegschneidet. Bey hochstämmigen läßt man nur eines, bey Zwergbäumen zwey auch dreye stehen. Das Wachsthum des Auges an den copulirten Reisern soll nach Herr Thielens Bemerkung oft über alle Erwartung geschehen, und zuweilen in einem Sommer gegen zwo Ellen betragen. Die wenigen Kirschbäume, so wir copuliret, haben sich träger bezeiget, sie haben zwar, wie auch Thiele von seinen rühmet, eher, als andere gepfropfte und oculirte Früchte getragen, auch diese Fruchtbarkeit immerfort gezeiget, dabey aber ein schwaches Wachsthum geäußert, und daneben stehende andere Kirschbäume viel mehr Holz und viel längere Reiser, als diese getrieben. Wegen der Fruchtbarkeit, längern Dauer der Bäume, und wenigern Mühe verdienet die Copulation alle Achtung; sie gehöret zu den nützlichsten Erfindungen bey der Baumzucht. Herr Krause, welcher in seinem funfzigjährigen Unterrichte von der Gärtnerey S. 62. auch das Copuliren kürzlich beschrieben, erwähnet noch eine andere Art, solches zu veranstalten. Der Stamm und das Reis werden, wie bey der ersten Art, von gleicher Stärke gewählet, beyde aber mit einem Knie oder Absatze versehen, welche man auf einander passen muß, so daß, wenn sie auf einander gesetzet sind, sie wie ein egaler Stamm aussehen. Man sieht aber leicht ein, daß dieser Absatz mehr Mühe und Kunst erfodert, als der schräge oder Rehfußschnitt.

Das Ablactiren oder Absaugen ist auch eine Art zu pfropfen, welche aber seltner, auch mit mehr unsichern Erfolge zu geschehen pfleget. Es kann solches auf verschiedene Weise veranstaltet werden. Allemal aber müssen zween Bäume nahe bey einander stehen, als einer, welchen man vermehren will, und der andere, auf welchem die Vermehrung geschehen

hen soll. Man muß daher den letzten und jüngern neben den ersten und ältern schon zuvor gesetzet haben, damit dessen Wurzeln gehörig angewachsen, ehe das Ablactiren vorgenommen wird. Dieses machet schon dergleichen Pfropfen beschwerlich, hingegen läßt sich solches füglicher bey ausländischen Bäumchen anbringen, welche in Töpfen unterhalten, und nahe aneinander gebracht werden können. Bey der gemeinsten Art, das Ablactiren vorzunehmen, wird der Stamm, worauf man ein neues Reis bringen will, unter der Krone glatt abgeschnitten, und oben ein dreyeckichter Einschnitt daran gemachet; von dem andern Baume aber entweder der Stamm selbst, oder gemeiniglich nur ein Zweig desselben, nicht am Ende, sondern in der Mitte, oder sonst an einem schicklichen Orte keilförmig zugeschnitten, dieser in den dreyeckichten Einschnitt des erstern geleget, so daß solcher über den Stamm in die Höhe rage, beyde mit einander zusammengebunden, und wenn beyde mit einander verwachsen, der aufgepfropfte Zweig von seinem Stamme abgeschnitten. Wobey aber noch zu merken, daß der keilförmige Zuschnitt an dem Stamme oder Zweige nicht über die Hälfte vom Umfange des Stammes oder Zweiges einnehmen dürfe, damit Rinde genug zur Vereinigung von beyden übrigbleibe, und der Zweig seine Nahrung ziehen könne, bis er sich mit dem abgestutzten Stamme vollkommen vereiniget. Auch muß der keilförmige Zuschnitt genau in die am Stamme gemachte Kerbe passen, damit der Bast von beyden recht zusammentreffe. Noch leichter geschieht das Ablactiren, wenn man den Stamm, worauf man pfropfen will, keilförmig zuschneidet, den Stamm des andern Baumes aber, den man vermehren will, in beliebiger Höhe, oder vielmehr nach der Höhe des erstern auf eine gewisse Länge nach oben zu von einander spaltet, und mit diesem Spalte das keilförmige Ende des erstern bedecket, und alles so auf einander passet, daß die Rindenbaste recht zusammentreffen. Will man von Bäumen ablactiren, die leicht Wurzeln schlagen, kann man von denselben einen Zweig abschneiden, solchen mit dem untern Theile nahe an den andern Baum in die Erde stecken, und oben auf die zuerst beschriebene Art ablactiren. Wenn gleich hierbey der abgeschnittene Zweig selten genugsame Wurzeln schlägt, so zieht doch derselbe einige Nahrung aus der Erde, und der angepfropfte Theil wird desto gewisser anwachsen. Ist dieses geschehen, so schneidet man den untern Theil des Zweiges ab. Es ist dieses mehr eine

Art des Pfropfens in den Spalt, und wird von den Gärtnern das Dupliren genannt. Es giebt noch mehr Arten, das Ablactiren zu veranstalten, welche aber theils nicht gebräuchlich, theils mehr sonderbar, als nützlich sind. Wenn z. E. zween Bäume von gleicher Größe nahe bey einander stehen, kann man beyde in einen vereinigen, wenn man von beyden Holz und Rinde anschneidet, und die entblößten Theile so übereinander leget, daß der Bast von dem einen, auf den Bast des andern passe; sie werden beyde an dem Orte zusammen verwachsen, und es wird in unserm Belieben stehen, ob ein Stamm doppelte Kronen tragen, oder eine Krone auf gedoppelten Stamme stehen solle; im ersten Falle schneidet man den einen Stamm unter dem Verbindungsorte ab, und die Wurzel und der Stamm des andern wird beyde Kronen unterhalten müssen, im letzten aber wird eine Krone abgenommen, und die beyden bewurzelten Stämme bleiben stehen. Und solchergestalt könnte man mehr Bäume und eine ganze Reihe mit einander vereinigen, wenn daran gelegen wäre, und man nur damit spielen wollte, ohne wirklichen Nutzen daraus zu ziehen. Das Ablactiren hat, wie schon zuvor angemerket, einige Beschwerlichkeit, und wird daher auch nicht so oft als das eigentliche Pfropfen und Copuliren vorgenommen, in gewissermaaßen aber ist solches den andern Arten vorzuziehen. Das Verwachsen der beyden Stämme, oder welches öfterer geschieht, eines Astes mit dem Stamme, geschieht um desto gewisser, weil der Zweig noch an seinem eigenen Stamme sitzen bleibt, und aus demselben Nahrung zieht, bis die vollkommene Vereinigung geschehen. Man kann auch zu jeder Zeit ablactiren, so lange der Saft in den Bäumen ist, doch ist es besser, solches im Frühjahre vorzunehmen. Nachher verderben leicht die Zweige, zumal wenn sie etwas eingeschnitten worden, und bey dem späten Ablactiren kann der Schnitt nicht gehörig verwachsen und der Kälte widerstehen.

Wir übergehen andere, mehr künstliche, als nützliche Arten des Pfropfens. Nur eine wollen wir noch erwähnen, welche auf gewisse Art nützlich seyn könnte, wenn sie dasjenige leistete, was man davon vorgiebt. Man hat nämlich vorgegeben, wie man durch das Pfropfen Früchte, Kirschen und Pflaumen, ohne Stein erzeugen könne. Man soll auf einen Kirschbaum zwey Propfreiser einander gegen über pfropfen, und beyde Reiser, wenn sie bekleiben sind, bis zum Frühling des künftigen Jahres mit einander wachsen lassen, hierauf aber zur gewöhnlichen

Pfropf-

Pfropfzeit die obersten Enden von beyden in gleicher Höhe abschneiden, den einen Pfropfreis oben spalten, den andern keilförmig zuschneiden und solchen in den ersten Spalt dergestalt einstecken, daß Schale an Schale komme, und die Zusammenfügung auf gewöhnliche Art verbinden. Wenn nun beyde Reiser verwachsen, wird der eine abgeschnitten, und der übriggebliebene soll Kirschen tragen, welche zwar einen kleinen Kern, aber keine harte Schale haben. Lemery hat in den Schriften der Pariser Akad. 1704. fast dergleichen, jedoch in etwas veränderte, Pfropfart zu diesem Endzwecke angegeben. Der Erfolg möchte wohl öfters fehl schlagen, und ob wir gleich unter den Pflaumen eine Spielart ohne Nuß angeführet, scheint solche doch nicht auf diese Weise entstanden zu seyn. Zu dergleichen Pfropfungen könnte man auch diejenige Behandlung der Bäume rechnen, da man junge Stämmchen der Länge nach bis auf die Wurzel spaltet, die Markröhre behutsam herausnimmt, beyde Hälften des Stammes wieder vereiniget, und dadurch Früchte ohne Stein zu erhalten vorgiebt.

Durch alle Arten von Pfropfen, wie auch Oculiren, kann man seine Bäume, sonderlich das Obst, vermehren, auch die Früchte dadurch einigermaßen vollkommener machen, die Sorten aber selbst dadurch nicht verändern, oder neue erzeugen, wie einige Gärtner fälschlich vorgegeben. Das eingepfropfte Reis wird sich immer gleich bleiben und die nämliche Frucht bringen. Wenn man einen Zweig von einem guten Birnbaume, z. E. Poire gris, auf einen Wildling, der nur strenge Birnen trägt, pfropfet, werden schöne große Birnen, und zwar Poire gris wachsen; wenn auf diesen Zweig wieder ein Wildling gepfropfet wird, bekömmt man wieder kleine und strenge Birnen. Man wiederhole diese Pfropfung wechselsweise, und so oft man will, so wird man allezeit die zwo nämlichen Sorten von Birnen, oder vielmehr nur diejenige bekommen, von welcher Art das zuletzt aufgesetzte Reis gewesen. Der Saft verändert sich, so oft er aus einem Reise in das andere geht. Es wird auch in einigen Gartenbüchern vorgegeben, wie man die Früchte merklich verbessere, wenn auf einen schon gepfropften Stamm die nämliche Frucht oder das nämliche Reis zum zweytenmale aufgesetzet würde. Die Erfahrung will dieses Vorgeben nicht bestätigen; vielleicht geschieht aber solches doch auf eine unmerkliche Weise; denn kann durch die einfache Pfropfung einige Verbesserung erfolgen, so muß solche auch bey einer wiederholten

und vielleicht noch mehr geschehen. Daß aber das erste nicht unmöglich sey, vielmehr öfter geschehe, kann man höchst wahrscheinlich daher abnehmen, daß gemeiniglich an dem Orte, wo die Theile an einander gepelzet worden, einige Geschwulst sich ansetzet, welche auf die Zubereitung des Saftes einigen Einfluß haben kann. Und du Hamel in der Naturgeschichte der Bäume in dessen viertem Buche im achten Artikel behauptet mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß nicht alle Gefäße und Fibern des Reises oder des Auges vollkommen genau auf das Ende aller Gefäße oder Fibern des Stammes passen, um dem Safte einen freyen Durchgang zu lassen, vielmehr die beyderseitigen Gefäße sich hin und her biegen müßten, um sich in einander zu richten, und dadurch gleichsam ein künstliches Werkzeug oder eine Drüse bildeten, die vermuthlich zur Verdünnung und neuen Mischung der Säfte etwas beytragen könne. Auch die Vermischung der Säfte des Stammes und des Reises kann zu einer neuen Verbesserung Gelegenheit geben. Reiser von einer bon-chretien-Birne, welche theils auf einen Quittenstamm, theils auf einen wilden Birnstamm gepfropfet worden, liefern ziemlich verschiedene Früchte. Die Birnen von dem Reise auf dem Quittenstamme werden eine glättere und schöner gefärbte Haut, auch zärteres, feineres und saftigeres Fleisch haben, als die vom Reise auf dem Wildlinge. Man wird aber doch beyde leichtlich für bon-chretien erkennen und die verbesserte nicht für eine neue Sorte annehmen. Dergleichen kleine Veränderungen werden auch von dem verschiedenen Erdreiche, dem Standorte und aus andern Ursachen täglich hervorgebracht. Du Hamel hat hierüber viele Versuche angestellet. Die Pflaume, so man Reine claude nennt, hat er auf den Mandelbaum, Pfirsichbaum und Damascener Pflaumenbaum gepfropfet, und ungeachtet diese dreyerley Bäume verschiedene Säfte haben, demnach auf allen die nämliche Sorte von Pflaumen erhalten. Er hat die nämliche Art von Bäumen auf Wildlinge, Quitten, Weißdorn und Mispelbäume gepfropfet, ohne daß die Früchte wären verändert worden.

Noch ist bey dem Pfropfen, wie auch Oculiren nöthig zu wissen, ob unter den Bäumen, worauf man pelzen will, eine Auswahl zu machen, oder ob man jede Art dazu gebrauchen könne. Man findet zwar in den Gartenbüchern, wie man Birnen auf Rüstern, Ahorn, Weißbuchen und Eichen, den Weinstock auf den Nußbaum, die Pfirsche auf Weiden pfropfen könne. Dieses Vorgeben aber ist

ist in der Erfahrung nicht gegründet und du Hamel versichert, daß bey dergleichen wiederholten Versuchen alle Pfropfung, wo nicht im ersten, doch gewiß im zweyten Jahre verdorben. Es muß nothwendig ein gewisses Verhältniß des innern Baues, oder einige Aehnlichkeit der Theile zwischen dem aufgepfropten Reise und dem Stamme seyn, worauf es gesetzet werden soll, ohne welche die Reiser entweder gar nicht anschlagen, oder wenn sie auch bekommen, doch nicht lange dauern. Die meisten gepfropften Bäume dauern zwar nicht so lange, als die ungepfropften; doch wird man auch welche finden, welche länger, als die ungepfropften aushalten, nachdem die Uebereinstimmung des Reises und des Stammes größer oder geringer ist. Wenn eine Pfropfung recht anschlagen soll, so muß dieselbe mit dem Stamme sich so genau vereinigen, daß sie gleichsam einer von seinen natürlichen Zweigen werde, und dieses geschieht bisweilen. Du Hamel ließ hochstämmige Birnbäume verarbeiten, die sechs bis sieben Schuh hoch von der Erde gepfropfet waren. Als mit dem Hobel dünne Spähne, die aus dem Stamme in das gepfropfte giengen, abgehobelt wurden, war keine veränderte Richtung der Fibern wahrzunehmen, und der Theil des Spahnes, so zu dem gepfropften gehörte, war von dem Theile, der dem Stamme zuständig, durch nichts anders zu unterscheiden, als daß die Farbe von dem Wildlinge nicht so roth war, wie das Holz von dem gepfropften; wenn man aber die Spähne bog, so zerbrachen sie viel leichter bey dem Puncte der Vereinigung als anderwärts. Man wird aber nicht bey allen Pfropfungen eine so vollkommene Vereinigung antreffen. Die Verschiedenheiten der Bäume sind vielerley, und fast jede wird bey der Pfropfung einigen Antheil haben. Je mehrere sind, oder je wichtiger selbige, je weniger wird die Vereinigung statt finden. Die Weide z. E. wächst in einem Jahre mehr, als der Buchsbaum in sieben Jahren, folglich werden sich diese beyde nicht mit einander vereinigen lassen. Der Mandelbaum blühet völlig, ehe die meisten andern Bäume ihre Knospen geöffnet haben. Wenn die spätern Bäume blühen, hat der Mandelbaum schon seine Blätter; und demohngeachtet kann man Pflaumen auf Mandelstämme und Zweige von diesen auf Pflaumenstämme pelzen. Die letztere Pfropfung wird anfangs sehr gut fortkommen, nach und nach aber verderben. Pflaumen auf Mandelstämme, auch Pfirsichen auf Mandelbäume schicken sich besser, und dauern länger. Daher es

immer

immer wunderbar bleibt, daß es Bäume giebt, welche von andern Zweige annehmen und der Stamm dem fremden Reise die Nahrung so zuführet, wie es bey seinen eigenen Zweigen geschehen seyn würde. Da nun eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen verschiedenen Bäumen so leicht nicht ausfündig zu machen, so kann man leicht begreifen, warum gemeiniglich die gepfropften Bäume nicht so lange dauern, als die ungepfropften. Ein Quittenbaum hält sehr lange aus, wenn aber darauf Birnen gepfropfet worden, geht solcher ein. Ein wilder Birnbaum lebet gewiß länger, als wenn auf solchen eine andere Art Birnen gepfropfet worden. Eine ungepfropfte Rüster lebet länger, als eine gepfropfte. Doch mag auch hierinne das Gegentheil zuweilen statt haben. Wie denn auch bisweilen ähnliche, auf einander gepfropfte schlechtes, hingegen mehr unähnliche besseres Gedeihen zeigen. Also treibt ein auf seinen Wildling gepfropfter Birnbaum in guter Erde sehr stark und giebt viel Holz aber wenige Früchte. Wenn man aber einen Stamm wählet, der weniger Aehnlichkeit mit dem Birnbaume hat, als z. E. den Quittenbaum, oder den Weißdorn, oder Mispelbaum, wird man viel mehr Früchte erlangen. Bey allen diesen Pfropfungen und der Wahl der Bäume zu dergleichen wird die Erfahrung der beste Lehrmeister seyn, indem sich nicht füglich im voraus bestimmen läßt, ob solche auf diesem oder jenem Baume gut anschlagen werden, wenn man noch nicht damit Versuche angestellet. Eben derselbe Baum kann zuweilen unterschiedene Pfropfreise gleich gut tragen, und eben dasselbe Reis zuweilen auf unterschiedene Bäume gesetzet werden. Das erste bestätiget die Erfahrung, da man ganz verschiedene Sorten Kirschen auf einem Baume unterhalten, und es ist möglich, daß auf einem Baume Aprikosen, Pfirschen und Pflaumen wachsen; doch werden dergleichen Spielwerke nicht lange aushalten, und es ist sicherer auf einen Baum nur einerley Reiser zu bringen, und zwischen beyden eine Aehnlichkeit zu beobachten.

Es geschehen zuweilen Pfropfungen ohne Kunst und durch besondere Zufälle werden zuweilen nahe bey einander stehende Pflanzen vereiniget; dahin kann man z. E. die bandförmigen Stängel rechnen, welche zwar auch aus andern Ursachen erzeuget werden können, aber auch gewiß öfters dadurch entstehen, daß zween Stängel, wenn sie aus der Wurzel hervorbrechen, oder durch die Erde aufsteigen, einander genau berühren und dadurch unter einander verwachsen. So werden auch manchmal Aeste von Bäumen in

einander gepelzet, ohne daß eine menschliche Hand dazu Gelegenheit gegeben. Es kann auch geschehen, daß Saamen dicht an und über einander zu liegen kommen, und dadurch nicht allein die Wurzeln unter einander verwirret, sondern auch die Stängel selbst vereiniget werden. Ein dergleichen merkwürdiges Beyspiel giebt diejenige Waizenpflanze, welche wir schon bey der Abhandlung von der Ausartung der Gewächse angeführet, und welche einen einzigen Halm hatte, aus dessen einem Knoten ein zweeter hervorkam, auf welchem oben eine Aehre Trespe saß; der gemeinschaftliche Halm verlängerte sich und hatte oben eine Waizenähre. Herr Calandrini, welcher die zween Hälme an der Stelle, wo sie in einander gefüget waren, zerschnitten, hat befunden, daß ihre Häutchen völlig in einem Stücke fortgiengen. Herr Bonnet sieht diese Vereinigung als eine Art von Pfropfen an, und nennt solche das Pfropfen durch Näherung. Von dergleichen Pfropfung, welche durch Näherung geschehen, findet man im Thierreiche mehrere Beyspiele. Viele Mißgeburten sind von dieser Art, und Kinder mit verwachsenen Fingern werden eben nicht selten gebohren. Andere und wahre Pfropfungen, welche durch die Kunst geschehen, finden bey den Thieren viel weniger, als den Pflanzen, statt.

Die Einimpfung oder so genannte Inoculation der Blattern und der Viehseuche sind von ganz anderer Art und verdienen diesen Namen nicht. Wenn man aber die Spornen der Hähne abnimmt und solche dem Kamme einverleibet und der Haushahn mit diesem gehörnten Kopfputze einherstolziret, so muß man solches für eine wirkliche Pfropfung annehmen. Dergleichen geschieht aus Kurzweil öfters, und du Hamel hat hierüber viele Versuche angestellet, von welchen man die Schriften der Pariser Akademie vom Jahre 1746 auch das neue Hamb. Magaz. 32. St. 157 S. nachlesen kann.

Pfsich.

S. Brustwurzel.

Pfüfferling.

S. Blätterschwamm.

Pfülfisch.

Pfülfisch auch Peißker, Poecilias, piscis, des Gesners, S. 160. b. Enchelyopus, 2. des Kleins, ein Aalbastart. s. diesen Artikel, B. I. S. 40.

Pfünde.

S. Bachbunge.

Phagrus.

Phagrus, auch Pagrus, sonst auch

auch Karmud genannt, ein Fisch in Egypten. Sparus Pagrus, Linn. gen. 165. sp. 11. die Müllerische Sackfloße. Synagris, 14. Klein. ein Meerbraßem. s. diesen unsern Artikel, B. V. S. 479. und 483. desgleichen 488. u. f. Nach dem Chomel ist er ein Seefisch, etwa eines Fußes lang, dicke und breit, roth von Farbe, dem Rouget nicht ungleich, doch viel größer und dicker, mit runden, breiten, harten Schuppen, einer krummen, hackichten Nase, dicken und runden Schnauze und scharfen Zähnen. Er soll vom Moose, Schlamme und kleinen Fischen leben.

Pharaonsfeige.

S. Pisang.

Pharaoratze.

Viuerra Ichneumon Linn. Ein vierfüßiges Thier, welches der Ritter von Linné unter das Geschlecht der Frette setzet. Vom Klein und von einigen andern Naturforschern wird es unter die Wiesel gerechnet und das ägyptische Wiesel genannt, weil man es sehr häufig in Aegypten antrifft. Doch ist es auch in Indien und andern Gegenden von Asien keine Seltenheit. Von dem Grafen von Büffon wird es unter dem Namen Manguste beschrieben. Es ist ohngefähr so groß, wie der Buchmarder, dem es auch in der Bildung sehr nahe kömmt; denn es hat einen kleinen Kopf, eine spitzige Schnauze, kurze und runde Ohren, einen kurzen Hals, der mit dem Kopfe beynahe von einerley Dicke ist, einen länglichen Leib, kurze Füße und einen langen Schwanz, der aber nicht so haarich ist, wie bey dem Buchmarder. Zwischen den längern stelfen Haaren, welche theils schwärzlich oder aschgrau, theils weißlich oder gelblich sind, findet man noch auf dem ganzen Körper ein kürzeres wollichtes Haar, welches eine röthliche Farbe hat. Sowohl bey dem Männchen als auch bey dem Weibchen bemerket man nahe bey dem After eine besondere Oeffnung und eine Art von Beutel, worinnen eine starkriechende Feuchtigkeit enthalten ist. Man saget, daß die Pharaoratzen, wenn es sehr heiß ist, diesen Beutel öffnen, um sich abzukühlen.

Diese Thiere halten sich in großer Menge an dem Ufer des Nils und anderer Flüße auf, wo sie den Schlangen, Eidechsen, Fröschen, Ratzen, Mäusen, Vögeln und andern dergleichen Thieren nachstellen; denn sie fressen ohne Unterschied alles Fleisch von lebendigen Thieren. Vorzüglich suchen sie die in Sand verscharrten Eyer der Krokodile eifrig auf; wodurch die zu große Vermehrung dieser schädlichen Thiere sehr verhindert wird. Sie tödten und verzehren

auch

auch kleine Krokodile, ohngeachtet diese Thiere bald nach dem Auskriechen aus dem Eye schon eine ungemeine Stärke besitzen. Sonst erzählte man auch, daß sie den großen Krokodilen, wenn sie schliefen, in den Leib kröchen, ihnen das Eingeweide zerfräßen und alsdenn wieder herauskämen; allein dieser Umstand ist von den neuern Naturforschern, die in Aegypten gewesen sind, für ganz falsch befunden worden.

Die Landleute in Aegypten bringen die jungen Pharaoratzen sehr häufig auf den Markt in die Städte, wo man sie sehr gern kaufet und in den Häusern statt der Katzen aufzieht, weil sie sehr leicht zahm werden und alle Mäuse, Ratzen, Schlangen und dergleichen schädliche Thiere wegfangen. Von den alten Aegyptern wurden sie wegen dieser nützlichen Eigenschaft, und vorzüglich wegen ihrer Vertilgung der Krokodileyer, göttlich verehret.

Pharaoschnecke.

Pharaoschnecke ist eine Art Nabelkräusel, und heißt auch beym Herrn von Linne Trochus Pharaonis, weil selbige sonderlich im rothen Meere gefunden wird. Es ist solche nicht größer, als ein gewöhnlicher Kamisolknopf und heißt auf holländisch Prins Roberts Knoop, vielleicht weil solche einen prächtigen Knopf vorstellet, indem ihre Farbe blutroth ist. Es sind auch die Gewinde mit schwarzen Schnüren umgeben, in welchen gleichweitige glänzende Perlen stehen. Man findet einige Verschiedenheiten bey Senegal und an der Brasilianischen Küste.

Pharnaceum.

Dieses von dem Herrn v. Linne angenommene Pflanzengeschlecht führet seinen Namen vielleicht von einem alten Kräutler, Pharnaces, welchen Galenus anführet, oder von dem Pontischen Könige gleiches Namens. Es enthält verschiedene Arten, welche theils zu andern Geschlechtern gerechnet, theils auch als besondere angeführet werden. Die allgemeinen Kennzeichen sind: die einfache Blumendecke, welche man für den Kelch annimmt, und aus fünf eyförmigen, ausgehöhlten, stehenbleibenden, innerlich gefärbten und am Rande zärtern Blättchen besteht; fünf Staubfäden, und drey Griffel mit stumpfen Staubwegen; der eyförmige, einigermaßen dreyeckichte, mit drey Klappen sich öffnende und in drey Fächer abgetheilte Fruchtbalg und viele platte, mit einem dünnen scharfen Rande versehene Saamen. In der Murrayischen Ausgabe vom Linneischen Pflanzenreiche sind sechs Arten angeführet. Keine davon ist nützlich oder schön,

schön, deswegen wir nur eine anführen.

Das doldenartige Pharnaceum, Rußische Pharnacie, Pharnaceum Ceruiana Linn. Den letzten Namen hat Hr. Minuart zuerst aufgebracht, und diese Pflanze als ein eigenes Geschlecht seinem Landsmanne, einem Spanier, Cervi, zur Ehre, damit belegt. Hr. v. Haller im Verzeichnisse der göttingischen Pflanzen vereiniget diese Pflanze mit dem Geschlechte Molugo, und wählet Trichis zum Geschlechtsnamen. Molugo hat nur drey Staubfäden, ist aber übrigens dem Pharnaceo ähnlich. Dieses jährige Pflänzchen wächst in Rußland, Spanien, auch, wie vorgegeben wird, um Rostock. Die fäserichte, gelbe, holzichte Wurzel treibt viele, ganz schmale und kurze, blaulicht angelaufene Blätter, und zwischen diesen entstehen viele schwache, dünne, theils aufgerichtete, theils etwas gestreckte, gelbe oder röthliche, glatte, in Gelenke abgetheilte Stängel. Um die Gelenke sitzen wirtelförmig gestellte, drey, vier, auch mehrere Blätter, und um den Stängel viele Zweige. Aus dem Blätterwinkel und dem Ende der Zweige entspringen zarte, nackende Stiele, welche sich in vier und mehrere Zweige theilen, deren jeder ein kleines, unterwärts hangendes Blümchen trägt. Die Kelchblättchen sind grünlicht, am Rande aber und an den Spitzen weißlicht, sie stehen nicht ausgebreitet, sondern bedecken die innerlichen Theile gänzlich. Man erzieht das Pflänzchen auf dem Mistbeete jährlich aus Saamen, da aber die Stöcke buschicht wachsen und Raum erfordern, soll man solche hernach auf eine sonnenreiche Rabatte verpflanzen.

Phasanenkraut.

Phasanen- oder Fasanenkraut, auch wilde Erven, nennet man Orobus Tourn. und Linn. Das Geschlecht ist aus der Familie der Schmetterlingsblümchen. Der röhrenförmige Kelch ist schief in fünf kurze Einschnitte getheilet; davon die drey untern spitzig, die beyden obern kürzer, tiefer abgetheilet und stumpf sind. Das herzförmige Fähnchen ist sowohl mit dem Rande als der Spitze rückwärts gebogen; die beyden Flügelblätter sind diesem an Länge fast gleich, aufwärts, und vorne gegeneinander gerichtet; das Kielblättchen ist unterwärts gespalten, bäuchicht, lauft spitzig zu, die Seiten und Ränder liegen dichte an einander. Neun Staubfäden machen eine Scheide, der zehnte steht besonders. Der Griffel bieget sich aufwärts, und an der innerlichen Seite desselben, von der Mitte bis zur Spitze, sitzet der haarichte Staubweg.

Die

Die lange, walzenförmige Hülse endiget sich mit einer aufgerichteten Spitze, öffnet sich mit zwo Klappen und enthält viele rundliche Saamen. Herr von Linné führet zehn Arten an, die meisten haben gefiederte Blätter, deren gemeinschaftliche Ribbe sich mit einem kurzen Fortsatze endiget und mit wenig Paaren Blättchen besetzet ist.

1) Das frühblühende Phasanenkraut mit ungetheiltem Stängel, Walderven, Frühlingserven, rothe Waldwicke, Waldküchern, Orobus vernus Linn. wächst im feuchten und schattichten Grunde und dicken Gebüsche. Die Wurzel ist fäsericht, schwarz, holzicht und ausdauernd. Der aufgerichtete Stängel erreichet ohngefähr einen Fuß Höhe, bleibt einfach, ohne Zweige, und endiget sich mit einer lockern Blumenähre. Bey dem Blätterstiele stehen zween große, den Stängel bedeckende, und unterwärts mit einem hackichten Fortsatze versehene Blattansätze, welche Herr von Linné bey dieser und einigen andern Arten halbpfeilförmig nennt. Die Blätter selbst sind gefiedert und bestehen aus zwey oder drey paar eyförmig zugespitzten Blättchen. Die Blume, welche zeitig im Frühjahre erscheint, ist der Farbe nach veränderlich. Anfangs ist das Fähnchen purpurfärbig, die Flügel blau und das Kielblättchen grünlicht blau, wenn sie aber zu verwelken anfangen, werden sie alle blau.

2) Das knollichte Phasanenkraut mit ungetheiltem Stängel, Waldwicke mit knollichter Wurzel, falsches Süßholz, Orobus tuberosus Riu. und Linn. wächst in trockenen und erhabenen Wäldern, Kienheiden und kleinen Gebüschen um die Hügel und blühet im Brach- und Heumonathe. Die dauernde Wurzel besteht aus vielen Fäden und Knollen und die erstern schwellen öfters auf und werden zu Knollen; aus jedem Knollen treibt ein einfacher, aufgerichteter, einen Fuß hoher und geflügelter Stängel. Die Blattansätze sind, wie bey der ersten Art, beschaffen, zuweilen schwach ausgezahnt. Die gefiederten Blätter bestehen aus zwey oder drey Paar ey- oder lanzetförmigen Blättchen. Aus dem Blätterwinkel treiben Blüthähren; jede besteht aus drey oder vier Blumen, welche der ersten Art gänzlich gleichen, auch anfangs rosen- oder purpurfärbig, zuletzt aber blaulicht gefärbt erscheinen. Die Knollen haben einen süßlichten Geschmack, und die Schottläuder bedienen sich derselben theils zur Sättigung, theils in Brustkrankheiten.

3) Das hohe ästige Phasanenkraut mit sechsfach gepaarten Blättchen, schwarzes Phasanenkraut, staudige Waldküchern,

chern, Orobus viciae folio Riu. Orobus niger Linn. wächst an erhabenen grasichten Oertern zwischen dem Gebüsche und um die blumichten Hügel und blühet im Heumonathe. Die dauernde Wurzel ist lang, dicke und süßlicht vom Geschmacke. Der Stängel erreichet zween, auch drey Fuß Höhe und theilet sich in viele Zweige. Die Blattansätze sind klein, oberwärts lanzetförmig, unterwärts mit einem Hacken versehen. Die gefiederten Blätter bestehen aus sechs paar kleinen, aber festen, bläulicht angelaufenen, eyförmigen Blättchen. Die Blüthähren sind gemeiniglich einseitig und bestehen aus sechs, auch mehrern, dicht bey einander stehenden purpurfärbigen, aber auch veränderlichen Blumen. Das Kielblättchen scheint nicht gespalten zu seyn. Die schwarzen Hülsen hängen unterwärts. Die Saamen sind auch schwarz. Die Blätter sind süße, schleimicht, und nahrhaft für die Schaafe und ander Vieh.

4) Das hohe gelbe Phasanenkraut, Orobus alpinus latifolius C. B. Orobus luteus Linn. wächst auf niedrigen Gebirgen der Schweiz, Italien und Sibirien. Die Wurzel ist ausdauernd. Der Stängel erreichet zwo Ellen Höhe, auch drüber, ist eckicht und in viele Zweige verbreitet. Die Blattansätze sind groß, eyförmig, zugespitzet und unterwärts mit einem ausgehenden Hacken versehen. Hr. von Linné nennt solche rundlich mondförmig. Die Blätter bestehen gemeiniglich aus fünf paar eyförmig zugespitzten Blättchen. Ganz falsch zählet man in der Onomat. botan. neun bis eilf Blättchen, indem bey keiner Art dieses Geschlechts am Ende ein einzelnes steht und eine ungleiche Zahl niemals statt findet. Aus dem Blätterwinkel steigen die lockern Blüthähren hervor, welche ohngefähr aus zehn niederhangenden blaßgelben Blumen bestehen. Der Kelch ist zusammengedrückt, die obern Zähne sind sehr kurz und gegen einander gebogen, die untern mehr gerade gerichtet; das Fähnchen ist schmal, gefaltet, mit erhabenem Rande, das Kielblättchen so lang als die Flügel, unterwärts gespalten, vorwärts spitzig. Nach des Hrn. von Hallers Urtheile verspricht diese Pflanze viel Futter, und da sie nicht hart ist, wird sie auch dem Viehe angenehm seyn, daher empfiehlt derselbe solche zum Anbaue.

5) Das gestreckte Phasanenkraut, Orobus syluaticus Linn. dieweil aber in der Murrayischen Ausgabe zwo Arten den Beynamen syluaticus führen, so bemerken wir, daß hierunter Orobus syluaticus nostras Raj. Brit. zu verstehen sey. Wächst nicht allein in Frankreich und England, sondern auch hin und wieder in Deutschland

land in trockenen erhabenen Wäldern und erhält den Namen glattes Phasanenkraut oder Süßeheideküchern. Die dicke, holzichte, ästichte Wurzel ist ausdauernd, geht tief in die Erde und treibt einige, ohngefähr einen Fuß lange, haarichte, und in Zweige abgetheilte Stängel; gemeiniglich bleiben solche auf der Erde liegen, zuweilen richten sie sich mehr in die Höhe. Die Blattansätze sind eyförmig zugespitzt. Die gefiederten Blätter bestehen gemeiniglich aus sieben, auch mehrern Paaren kleiner eyförmiger Blättchen. Der Blüthstiel entsteht aus dem Blätterwinkel und trägt acht bis zwölf ährenweise gestellte, weiße, fleisch- und purpurfärbige Blumen. Es dienet diese, wie die dritte und vierte Art, zum Futter für das Vieh.

Phaseolen.

S. Bohne.

Phatagin.

S. Schuppthier.

Philander.

Didelphis Linn. Eine Gattung vierfüßiger, indianischer Thiere, welche, nach dem Ritter v. Linné, im obern Kiefer zehen und im untern acht Schneidezähne haben, wobey noch dieser Umstand zu merken ist, daß die zween mittlern der untern Schneidezähne sehr kurz sind. Die Hundszähne sind lang, und die Backenzähne wie eine Säge gezähnelt. Die Zunge ist einigermaßen mit einer Reihe Härchen oder Fäserchen besetzet. Der Daumen oder die große Zehe steht von den übrigen Zehen ab, und die Füße überhaupt haben eine große Aehnlichkeit mit den Füßen der Affen. Der Schwanz ist bey den meisten sehr lang und einem Rattenschwanze gleich. Man rechnet fünf Arten unter dieses Geschlecht, die man nur in beyden Indien antrifft. Die erste und größte Art wird gemeiniglich Beutelratze, und von dem Herrn von Linné Didelphis marsupialis genannt, weil das Weibchen unten am Leibe mit einem weiten Beutel versehen ist, worein sie die Jungen, welche ganz nackend zur Welt kommen, aufnimmt, wenn sie dieselben säugen oder vor einer drohenden Gefahr schützen will. Sonst ist dieses amerikanische Thier auch noch unter verschiedenen andern Namen bekannt. Der Graf von Büffon beschreibt es unter dem Namen Sarige, welchen es auf den brasilianischen Küsten führet. In einigen Reisebeschreibungen heißt es Carigueya, und in andern Opossum, auch Tlaquatzin und Coes-Coes; lauter Benennungen, die man von den Indianern entlehnet hat. Diese Beutelratze ist ohngefähr so groß wie eine

Katze, und hat eine sehr lange spitzige Schnauze, welche mit fünf Reihen Schnurbartshaaren besetzet ist. Die Ohren sind groß, rund, und von Haaren entblößt. Der Schwanz, welcher eben so so lang ist, als der Körper und Kopf zusammengenommen, läuft am Ende spitzig zu, und ist oben, wo er aus dem Leibe kömmt, bis auf dritthalb Zoll mit Haaren versehen, übrigens aber mit kleinen Schuppen überzogen. Jeder Fuß hat fünf Zehen. An den Hinterfüßen steht der Daumen, welcher viel dicker ist, als die übrigen Zehen, und keinen Nagel hat, sehr weit von den andern Zehen ab. Das Haar auf dem Oberleibe ist röthlich braun, oder braungrau, am Unterleibe aber schmutzig weiß oder gelblich. Der Aufenthalt dieser Thiere ist in den Wäldern, wo sie auf den Bäumen herumklettern, Früchte und Blätter fressen, auch den Vögeln nachstellen; welches sie bisweilen auf diese Art thun, daß sie sich mit dem Schwanze an den Ast eines Baumes aufhängen.

Die zwote Art von diesem Geschlechte, die auch im Linnäischen System Philander heißt, ist etwas kleiner, als die vorhergehende Art, und hat weißliche Haare mit schwarzen Spitzen, runde, herunterhängende, kahle Ohren, und eine nicht so spitzige, mit langen Barthaaren besetzte Schnauze. Der Schwanz ist sehr lang und bis auf ein Drittel mit kleinen Haaren, übrigens aber mit feinen Schuppen besetzet. Das Weibchen hat zwey Eiter, und an jedem zwo Zitzen. Sie sind aber nicht, wie bey der vorhergehenden Art, in einen Sack oder Beutel eingeschlossen, sondern ragen zwischen den Hinterbeinen hervor. Die Länge des Körpers, vom Hinterkopfe bis zum Schwanze, beträgt ohngefähr vierzehn Zoll. Das Fleisch dieser Thiere, welche man ebenfalls in Amerika findet, hat einen unangenehmen Geruch, wird aber doch von den Indianern gegessen.

Die dritte Art, Didelphis Opossum Linn. von Hr. Müllern die Waldratze genannt, hat eine große Aehnlichkeit mit der Beutelratze, unter welcher Benennung sie auch häufig bey den Schriftstellern vorkömmt; nur ist sie um ein ansehnliches kleiner, als die erste Art, von welcher sie sich überdieses durch die Anzahl der Brüste, deren zwo sind, unterscheidet. Ihre Länge beträgt ohngefähr acht bis eilf Zoll, ohne den Schwanz zu rechnen, welcher einen Schuh lang ist. Das Weibchen hat, wie die weibliche Beutelratze, einen häutichen Sack am Unterleibe, um darinnen ihre Jungen zu verbergen.

Die vierte Art, Didelphis Murina Linn. die Buschratze, nach

Herr Müllern, ist schon unter dem Artikel Marmose, und die fünfte Art, Didelphis dorsigera Linn. welche Herr Müller die Schwanzratze nennt, unter dem Artikel Aeneas beschrieben worden.

Philine.

Unter dem Namen Philine quadripartita hat Herr Ascanius die Beschreibung und Abzeichnung eines neuen Seethieres an die königliche Schwedische Akademie übersendet, welche auch in dem 34sten Bande der Abhandlungen eingerücket ist. Es gehöret solches unter die Mollusca Linn. oder die mit Gliedmaßen versehenen Würmer, und hält sich um Arendal in Norwegen, in stillen Meerbuchten, dreyßig bis vierzig Klaftern tief im moderichten Boden auf. Aeußerlich ist daran fast nichts zu unterscheiden, und Herr Ascanius konnte kaum Bauch und Rücken unterscheiden, und Mund und After erkennen. Der Mund findet sich in einer länglichten Oeffnung, die, wenn das Thier auf dem Rücken liegt, unten nach der linken Seite zu befindlich, und mit einigen kleinen Franzen umgeben ist. Wenn das todte Thier einige Tage im Wasser gelegen, kann man die äußerliche dicke Haut von der darunter liegenden absondern, welche vier kleine Knochen einschließt; eines davon, welches mitten in des Thieres vordern Abtheilung über dem Munde liegt, nennt Herr Ascanius os conchiforme, und die drey kleinern in der hintern Abtheilung ossa scaphoidea. Von diesen drey bootsförmigen, welche durch eine Haut mit einander zusammenhängen, ist der Kiel des mittlern niederwärts, und bey den beyden andern aufwärts gerichtet. Von der Lebensart und andern Eigenschaften dieses Seewurms hat Herr Ascanius nichts bemerken können.

Phiole.

Phiala. Mit diesem Namen wird in der Chymie ein gewisses gläsernes Gefäß bezeichnet, welches die Gestalt einer hohlen Kugel hat, aus der ein langer cylindrischer Hals geht, in dessen Oeffnung ein eingeschliffener gläserner Stöpsel passet. Man bedienet sich dieses Gefäßes eigentlich zu Digestionen; man kann sich aber auch desselben zur so genannten circulirenden Destillation bedienen, wenn man nämlich zwo Phiolen nimmt und den Hals der einen in den Hals der andern stecket, und dieselben senkrecht in die Kapellen einsetzet. Vor diesem bediente man sich bey der circulirenden Destillation des so genannten Pelikans. S. Pelikan.

Phoenikopter.

In dem Geschlechte der Angler, solcher Vögel nämlich, die ihre

Nahrung aus dem Wasser suchen, und den Fischen besonders auflauert, sie tödtet und frißt, hat Herr Klein, außer dem Reyger und Storche, auch eine besondere Zunft angenommen, die er Sonderlinge nennt, Anomalofter; Sonderlinge, wegen ihres besondern Schnabels, der an sich ganz eigends gestaltet ist. Diese Zunft, oder Unterabtheilung der Sonderlinge zerleget er in drey Arten, darunter eine vornehmlich einen schartigen und sonderlich gewundenen Schnabel hat, und diese Art führet den vom Aristophanes zuerst aufgebrachten Namen, Phoenikopter, welches man auf deutsch Flammenreyger gegeben hat. Die Neuern belegen diesen Vogel durchgehends mit dem Namen Flamand, oder Flamingo; aber Herr Fermin unterscheidet den Phoenikopter, von dem eigentlichen Flamand. Und da er in der Colonie Surinam von beyderley Vögeln Kenntniß, als Augenzeuge, bekommen hat: so ist seine Nachricht, zu beyder Unterscheidung, für uns die zuverläßigste. Der Körper des Phoenikopters ist nicht sehr stark, hat aber sehr lange und dünne Füße. Hals lang und dünne, wie die Storche, wodurch er denn vier Fuß hoch reicht. Schenkel und Füße fleischfarben, Federn an Flügeln, Rücken und Bauch nicht groß. Kopf klein, Schnabel sechszollig, ziemlich stark gebogen und sehr hart. Er langet damit Würmer, Krabben, Fische und Insecten aus dem Moraste hervor. Der Vogel ist sehr schwer aufzubringen, sonst wäre er leicht zahm zu machen. Herr Fermin hat einen drey Monath lang erhalten, und zwar mit bloßem Brunnenwasser; aber zuletzt starb er doch. Der Flamand, welchen die Naturforscher für den wahren ausgeben, ist von diesem vorgehenden Vogel zwar ziemlich unterschieden; ob aber der Unterschied so viel zu bedeuten habe, bleibt dahin gestellet. Nämlich der Flamand hat nur halb so lange Beine, als der Phoenikopter. Der Hals lang, der kleine Kopf mit einem sehr langen, geigenbogenähnlichen Schnabel, von zehen bis zwölf Zoll versehen. Körper etwa so groß, als ein Huhn. Höhe drittehalb Fuß. Der Vogel ist roth, aber wenn er aus dem Eye kömmt, ganz schwarz, wornach er auf einige Zeit erst weiß, und zuletzt roth wird. Füße auch roth, Schnabel bleyfarben, mit Zähnen darinn, fast wie bey den Kaninchen. Die Flamands ziehen stäts in Gesellschaft, und sind, wie die Störche und wilden Gänse, sehr auf ihrer Huth, halten auch Schildwachten, wenn sie an den Ufern der Flüße herumsitzen. Man muß sich durchaus versteckt halten, wenn man sie etwa beym Niedersetzen schießen will. Sie nisten

nisten auch in morastigen Orten und machen ein abgestutztes Kegelnest, anderthalb Fuß hoch. Die jungen Flamands werden leicht zahm gemachet, und man bringt sie nach Europa. Die Indianer bereiten aus den Federn allerley Putz, als Halsbänder, Mützen, u. s. w. Klein führet drey Varietäten des Flamands an. Aber es scheint seine erste Art der eigentliche Phoenikopter zu seyn. Er giebt ihm fünf Fuß Höhe, rothen Körper, sechs schwarze Schwungfedern. An der Wurzel des Schnabels ein tiefer Einschnitt, oder Biegung, bis an die Augen. Der Kiefern Figur hyperbolisch. Der obere Kiefer nach dem Kopfe zu erhöhet, nach vorn zusammengedrücket und zugespitzet, am Ende in etwas gekrümmet und der untere Kiefer an dem obern gut und genau anliegend und angefüget. Lange Naslöcher. Der äußerste und innerste Zehe, bis ans dritte Glied des mittlern Fingers, mit einer Haut verbunden, die ein ordentliches Dreyeck machet. Diese Art hat also halb gespaltene Zehen, womit der Vogel gleichwohl nicht schwimmen kann, sondern er tritt so weit ins Wasser und in Sumpf, als er Grund findet, und suchet da seine Nahrung. Morastigen Boden übersteigt er leicht, aber bey vorkommenden Tiefen kehret er wieder um. Die zwote Art der Flamands, beym Hrn. Klein, ist der rothflügelichte Flamand, rosenfarben an den Flügeln, Füße bis an die Hüften hochroth, und der übrige Körper weiß. Die dritte Art der weiße Flamand, unter den Flügeln rosenfarbig, Körper weiß, Schnabel gelb und am Ende schwarz, Füße roth. Aller Vermuthung nach sind aber die beyden letzten vom Herrn Klein angeführten Arten mit der ersten, nämlich der rothen, ganz einerley; nur daß sie noch jung gewesen, und ihre weiße Farbe noch nicht ins rothe, davon sich doch bereits die Spuren an den Flügeln gezeiget, verwandeln gehabt haben.

Pholade.

Dieses griechische, aber fast in allen Sprachen gewöhnliche Wort bedeutet zwar überhaupt eine Sache, die sich verberget oder verkriechet, insbesondere aber hat man darunter diejenigen Muscheln verstehen wollen, welche sich innerhalb der Steine, Klippen und Sandufer verborgen halten, oder darinnen ihren Sitz, oder Wohnstädte haben. Dergleichen Gewohnheit und Eigenschaft trifft man bey verschiedenen Muscheln an, welche aber wegen anderer Umstände einigen Unterschied zeigen, und deswegen entweder verschiedene Geschlechter ausmachen, oder unter verschiedene vertheilet werden müssen. Ein besonderes

Geschlecht von dergleichen Steineinwohnern ist der Steinbohrer, Terebella Linn. welcher sich in den Oeffnungen der Felsen aufhält, und von den übrigen leicht unterschieden wird, weil dieser zu den nackenden gegliederten Würmern gehöret. Man findet aber auch Schalthiere oder Conchylien, welchen diese Eigenschaft eigen ist. Einige derselben bestehen nur aus zwo Schalen, und gehören zu den Mießmuscheln, als die Stein- und Runzelmuschel, andere aber haben ein vielschalichtes Behältniß, und diese machen ein eigenes Geschlechte aus, welches besonders und im genauen Verstande, den Namen Pholas, oder Pholaden erhalten. Die Engländer heißen dergleichen Muscheln Pidaks, die Holländer und Franzosen aber Pholades, doch werden selbige auch von den Franzosen Pitaut, Dails und Dattes, und von den Deutschen bisweilen Steinmuscheln genennet. Der Einwohner hat eine Aehnlichkeit mit den Seescheiden, und besteht aus einem langen, wurmartigen, walzenförmigen Körper, der sich ohngefähr einen Finger lang aus der Schale hervorstrecket, und vorne am Ende übereinander zwo Oeffnungen hat, davon eine das Maul und die andere den After ausmachet.

Das Gehäuse besteht eigentlich aus zwo großen klaffenden Schalen, an welchen beym Schlosse noch einige kleinere Nebenschalen liegen, welche aber leicht abfallen, und diese haben Bomare, Fortis und andere ganz übersehen, oder ganz andere Muscheln vor sich gehabt, wenn sie den Pholaden nur zwo Schalen zugeeignet. Der Angel des Schlosses ist zurückgebogen, und sitzet vermittelst einer knorpelichten Senne fest.

Das Gehäuse mit dem Einwohner findet man nirgends als in Felsen, Steinen oder Corallen, und man hat oft in zerschlagenen Felsen viele tausend, fingerlange und daumensdicke Pholaden beyeinander liegend angetroffen, ohne daß man äußerlich an den Felsen eine Spuhr davon wahrgenommen, außer daß sich hin und wieder kleine Löcher, wie ein Stecknadelknopf, zeigen, und auch diese sind oft nicht einmal zu sehen. Dieser Aufenthalt ist gewiß wundernswürdig, und man hat billig die Frage aufgeworfen, wie denn diese Schnecken in das innerste der härtesten Körper kommen, daselbst ihre Nahrung erhalten und leben können. Man hat solche auf zweyerley Art beantwortet. Einige, und unter diesen auch die Herrn Klein und Bonnet, halten dafür, daß die Muschel nicht den festen Stein durchbohre, sondern zuvor, ehe der Stein sich verhärtet, und gleichsam noch ein Schlicker, oder eine thon-

thonartige Erde ist, darinnen ihren Wohnplatz nehme, und bey Verwandelung dieser Erde in Stein darinnen eingeschlossen werde. Herr Bonnet schreibt von den Pholaden, nach der deutschen Uebersetzung, also: die Muschel ist fast drey Zoll lang, und die Schale besteht aus drey Theilen, vermuthlich bemerket derselbe diejenigen nicht, so leicht abfallen, die mit starken Häuten vereiniget sind. Sie liegt in einer großen Höhle, die das Ansehen eines Trichters, oder abgekürzten Kegels hat, dessen Spitze in die außen befindliche Oeffnung fällt, und weiter schreibt derselbe: in dem schlickichten Meerufer sieht man unzählich viele kleine Löcher, wie in dem Steine, worinnen Pholaden liegen. In allen diesen Löchern stecken junge Pholaden, die nur erst einige Linien lang sind. Diese haben keinen Stein, sondern nur einen Schlicker zu durchbohren gehabt. Nach und nach verwandelt die See diesen Schlicker in Stein, und die Pholade, die anfangs in weicher Thonerde wohnete, findet sich mit der Zeit in eine steinichte Zelle versetzet. Diese Muscheln bewegen sich ohne Zweifel in der ganzen Natur am allerlangsamsten, denn die Bewegung richtet sich nach ihrem Wachsthume, und ist eigentlich mit ihrem Wachsthume einerley. Je mehr das Thier wächst, desto mehr dränget es sich in dem Schlicker. Die Gestalt der Zelle erlaubet ihm keinen Ausgang. Alles, was es thun kann, ist dieses, daß es an die geschlitzte Oeffnung zwo Pfeifen ansetzet, und dadurch das Wasser einzieht und ausläßt. Allem Ansehen nach leben die Pholaden sehr lange; denn es brauchet keine kurze Zeit, wenn sich der Schlicker recht verhärten oder zu Stein werden soll. Herr Bonnet giebt demnach zwar zu, daß man Pholaden in harten Steinen finden könne, nicht aber, daß solche die harten Steine durchbohret, und in solche hineingekrochen wären. Sind aber die harten Istrischen Marmor, worinnen Vallisneri die Pholaden angetroffen, und die alten Säulen eines Tempels, die in Pozzuóli bey Neapel aus der Erde herausgegraben worden, und die nach dem Zeugniß des Herrn Bohadsch auf der Höhe von drey Schuh ganz und gar durch Pholaden durchbohret und bewohnet waren, ingleichen der Felsen zwischen Piemont und Provence, welcher durch diese Muscheln, wie Donati berichtet, ausgehöhlet ist, und noch mehrere dergleichen Wohnungen der Pholaden ehedem alle weich, Schlicker und Thon gewesen? Sollten die Pholaden nicht das Vermögen besitzen, auch harte Körper und wirkliche Steine zu durchbohren, und sich darinne ei-

ne Wohnstädte zu zubreiten? Hr. Müllern kommt dieses nicht allein wahrscheinlich vor, sondern lehret uns auch die Art und Weise, wie dieses geschehen könne. Er schreibt hiervon in des Linnäischen Natursystems VI. Theil I. Band 211. S. also: das Durchbohren geschicht, wenn die Pholade nicht größer, als ein Senfkorn ist, vermuthlich durch ihre eigene ätzende und steinbrechende Feuchtigkeit, indem sich der Stein durch selbige zu einem Mehl und Pulver auflöset, welches vielleicht mit der Steinfeuchtigkeit zugleich ihnen zur Nahrung gereichet; wenigstens bohren sie ganz tief in die Felsen hinein, und wenn sie ihr schickliches Lager gefunden haben, werden sie groß, und bleiben immer in ihrem Gefängnisse stecken, ja sie vermehren sich darinnen. Das eingesperrte Thier löset um sich herum den Saft des Steines auf, je nachdem es mit der Schale größer wird, und die Feuchtigkeit desselben ist wie ein wahrer Phosphorus beschaffen, gestalt das Thier im Finstern leuchtet, so daß, wenn man dessen Fleisch im Finstern kauet, man einem Feuerfresser ähnlich sieht, indem von der Feuchtigkeit auch sogar glüende Tropfen am Barte herunter auf die Kleider triefen. Dieser Umstand möchte Herr Müllers Erklärung einiges Gewichte geben, wenigstens kann man schließen, daß diese Feuchtigkeit von besonderer Beschaffenheit und Wirksamkeit sey. Doch äußert Herr Müller selbst noch ein Bedenken, oder vergißt vielmehr seinen angenommenen Satz, indem er bey Beschreibung der gestreiften Pholade gesteht, daß es unbegreiflich sey, wie sich diese Thierchen im Holze oder Steine Platz machen; denn wo kömmt, fraget er jetzo, die abgeätzte Stein- oder Holzmaterie hin? da sie doch keinen Platz haben, solche auf die Seite zu werfen? Sie müßte denn, setzet er hinzu, als ein flüßiger dünner Brey durch die allererst gemachte kleine Oeffnung herausgespritzet werden. Dieses aber dürfte eben so schwer zu begreifen, als anzunehmen seyn, daß diese Materie dem Thiere zur Nahrung diene. Herr Bohadsch pflichtet in so ferne der Müllerischen Meynung bey, daß in die vorhin erwähnten Marmorsäulen die Pholaden sich eingeschlichen, als selbige schon aufgerichtet gewesen, ob derselbe gleich nicht angeben will und kann, wie sie in selbige hineingekommen. Ueber die Pholaden kann man auch Herr Keyßlers 63sten Brief nachlesen. Die Italiener nennen die Pholaden Ballari, und Herr Lehmann in der Abhandlung vom Phosphorus hält solche falsch für eine Art kleiner Fische. Die Italiener pflegen daraus eine wohlschmeckende Suppe zu zubereiten,

und nennen dergleichen Boccone di Cardinale.

Von den Pholaden führet Herr von Linné sechs Arten an; welche Herr Müller unter nachfolgenden deutschen Namen beschrieben.

1) Der Steinbohrer, Pholas dactylus L. Dieses ist die gemeinste oder bekannteste Art, welche häufig an der französischen Küste, aber auch im mittelländischen und adriatischen Meere in festen Klippen gefunden wird. Man zählet an dieser Art sechs Schalen. Die beyden großen Schalen stehen mit einer Spitze hervor und klaffen immer, daher die kleinern nöthig waren, den übrigen Theil des Thieres beym Schlosse zu decken, und doch auch wie eine gebrochene Thüre aufzugehen, damit das Thier hervorkommen könne. Am Ende ist das Haus oder die Schale netzartig gestreifet. Herr Müller vermuthet, daß die kleinen Schalen zur Bewegung, und das netzartige Gewebe an den Spitzen, gleich einer Feile, zur Abreibung des mürbe gemachten Steines etwas beytragen. Der walzenförmige Theil, der von dem Thiere einen kleinen Finger lang ausgestrecket wird, hat zween Canäle und zwo Oeffnungen an der Spitze, die das Maul und den After ausmachen, hinter diesem Theile liegt der Eyerstock.

2) Geribbte Pholade, Pholas costatus L. Sie hat die Länge herab hohe Ribben, und in die Quere viele Runzeln, wodurch die Schale gegittert ist. Herr von Linné beschreibt die Schale als eyförmig, jedoch weicht sie in der Gestalt nicht viel von der ersten Art ab, nur daß sie geribbet und viel größer ist. Sie erreichet die Größe von vier Zoll, und vom Schlosse bis zum Rande senkrecht herunter zween Zoll. Gemeiniglich ist die Schale weiß, dünne und fast durchsichtig, zuweilen aber auch gelblicht und undurchsichtig. Weil die Spitze der Schale vorne weit vorsticht, wird sie auch Langhalsdoublet, und weil sie sich nicht schließen kann, auch der ewige Klaffe genennet. Man findet dergleichen in Westindien, auch in den Klippen der südlichen Gegenden Europens.

3) Gestreifte Pholade, Pholas striatus Linn. Nach dem Hrn. von Linné ist die Schale gleichfalls eyförmig und vielfach gestreifet, und der Aufenthalt in den Klippen des südlichen Europens. Nach Herr Müllers Anmerkung, wäre hieher auch die Holzpholade des Herrn Rumphs zu rechnen, welche nur fünf Schalen hat, in der Länge anderthalb Zoll, in der Breite aber dreyviertel Zoll beträgt, und in alten Pfählen an der See gefunden wird. Müller meldet auch, wie

in

in einem spanischen Schiffe aus Westindien, als solches kalfatert wurde, eine unzählige Menge dieser Conchylien inwendig in dem Kiele eingeschlossen gefunden worden, und nimmt daher einen Beweis, daß solche fast undenklich klein sich in das Holz hineingebohret haben, und darinnen erst größer gewachsen seyn müßten.

4) Weiße Pholade, Pholas candidus Linn. Die Schale ist schneeweiß, länglicht, allenthalben mit Strichen, die sich kreuzen, rauh, und nicht über einen Zoll lang. Man findet dergleichen in den Klippen der europäischen und amerikanischen Meere. Sie durchbohren auch die Seeeicheln nnd Austern, und sitzen häufig in den runden Corallenmassen.

5) Zwergpholade, Pholas pusillus L. Diese amerikanische kleine Schale ist länglicht, abgerundet, bogenweise gestreifet, hat auf dem Rücken nur einfache Klappen, und scheint daher fast ein eigenes Geschlechte auszumachen.

6) Lockenpholade, Pholas crispatus L. Die Schale ist eyförmig, am runden Ende mit bogenförmigen, am spitzigen aber mit wellenförmigen Lockenstrichen bezeichnet, in der Mitte mit einem Grübchen versehen, das Schloß mit einem krummen Zahne besetzet, etwa zween Finger breit lang, und vom Schlosse bis zum untern Rande einen Finger breit; doch giebt es auch einige, die drey Zoll lang und zween Zoll breit sind. Der Aufenthalt ist in den Kreidebergen bey Dieppe, auch in England in dergleichen Gebirgen, und im Alaungesteine. Diese Schale hält gleichsam das Mittel zwischen den viel- und zweyschalichten Conchylien, da sich aber am Schlosse noch eine dritte Schale befindet, gehöret sie mehr zu den erstern als letztern. Das Thier strecket sich auch walzenförmig hervor, und hat die Gewohnheit Wasser auszuspritzen, ob es gleich in den Klippen lebet, und wie Herr Müller meldet, auch daselbst erzeuget wird. Die Walze zeiget zwo Oeffnungen, und auswendig purpurartige Querstriche. Andere Pholaden sollen mit dem dicken Ende zuerst in den Stein bohren, diese aber das dicke Ende nach oben zu gekehret haben.

Phosphorus.

Phosphorus; ist ein chymisches Produkt, welches eigentlich aus dem Urin, oder vielmehr aus dessen Salz bereitet wird. Man nimmt nämlich eine beträchtliche Menge frischen, oder welches fast noch besser ist, gefaulten Urin, und dampfet selbigen über dem Feuer so lange ab, bis er die Dicke eines Syrups bekömmt; alsdenn setzet man ihn in Keller oder an einen andern kühlen Ort, und läßt ihn daselbst ruhig stehen.

Nach Verlauf ohngefähr eines Monats schießen in selbigem prismatische Crystallen an, welche eine röthlicht braune Farbe haben. Wenn man diese Crystallen in heißem Wasser auflöset, die Auflösung durchseicht und ruhig hinsetzet, so crystallisiret sich das Salz von neuen, und die Crystallen sind reiner, welche endlich, wenn man die Auflösung und Crystallisation ein paarmal wiederholet, völlig klar und rein werden.

Wenn man von diesem Salz eine gewisse Menge z. E. acht Loth nimmt, und vermischet mit selbigem zwey Loth Kohlengestiebe oder noch besser Ruß, und unterwirft diese Vermischung unter den gehörigen Bedingungen der Destillation, so geht eine Materie in fetten Tropfen über, welche sich in der Vorlage, unter dem vorgeschlagenen Wasser, wie ein geronnenes Fett oder Butter in vielen einzelnen kleinen Kügelchen sammeln. Diese Kügelchen thut man in heißes Wasser, und läßt solches ins Kochen kommen, da denn dieselben sich in eine Masse zusammenbegeben. Wenn dieses geschehen, läßt man alles kalt werden, und hebt den Phosphorus in einem gläsernen Gefäße, worinnen sich Wasser befindet, wohl verwahret auf.

Außer dieser Art, den Phosphorus zu bereiten, hat man noch verschiedene andere Arten, wovon Marcgraf in dem ersten Theil seiner chymischen Schriften, Berlin 1761. S. 57. u. f. deutlichen Unterricht giebt.

Der Phosphorus besteht aus einem besondern Sauren, einer glasartigen Erde und einem brennbaren Wesen. Wenn derselbe bloß durch die freye Luft berühret wird, so setzet er sich aus seiner Mischung und sein brennbares Wesen verbrennt zwar schwach und langsam, aber mit einem sehr merklichen Lichte; wenn er aber durch das Feuer oder durch das Reiben erhitzet wird, so entzündet er sich mit einer Heftigkeit und verbrennt geschwinde, und zwar mit einem Dampf, welcher dem Geruch des Knoblauchs oder Arseniks ähnlich ist. Der Dampf hat am Tage die Gestalt eines weißen Rauches, des Nachts aber die Gestalt eines Lichtes.

In einigen Schriften wird der Phosphorus als ein wirksames Mittel wider verschiedene Krankheiten angepriesen. Wir halten aber dafür, daß der Gebrauch dieses chymischen Produkts nicht wohl anzurathen sey, indem die Natur des Phosphorus so beschaffen ist, daß die festen Theile schnell angegriffen und zerstöret, und die flüßigen zu einer sehr schädlichen Auflösung gebracht werden können.

Phosphorus, bononischer, S. Bononischer Stein.

Phyllis.

Phyllis.

Phyllis ist der Geschlechtsname einer Pflanze, welche wenig schönes oder reizendes besitzt. Dillenius nannte selbige in Hort. Eltham. Valerianella canariensis frutescens simpla nobla dicta, Boerhaave Bupleuroides, und Herr von Linné Phyllis nobla; da diese Art allein das Geschlechte ausmachet, indem die andere Phyllis indica in der Murrayischen Ausgabe vom Linnäischen Pflanzenreiche außengelassen worden, bedarf solche keines Beynamen oder Unterscheidungszeichen. Der Phyllis Vaterland sind die canarischen Inseln, und sie stellet eine immergrünende baumartige Staude vor. Die Wurzel ist fäsericht. Der eigentliche Stängel erlanget ohngefähr einer Ellen Höhe, und einen Daumen Stärke, nach dem verschiedenen Alter, indem die Blätter nach und nach abfallen, und solchen nackend, etwas höckericht, und schmutzigweiß zurücklassen; oberwärts theilet sich selbiger in viele schlanke, belaubte Zweige, welche gemeiniglich dreyfach, oder drey zugleich entstehen, wie denn auch an denselben und jedem Knoten meistentheils drey, zuweilen aber auch nur zwey, fast ungestielte, länglichte, an beyden Enden spitzige, völlig ganze, glatte, glänzende, oberwäres dunkel-, unterwärts hellgrüne Blätter sitzen. Die Zwischenräume der Gelenke sind rundlich, weißlicht, mit zwo oder drey grünen Linien bezeichnet und an dem Gelenke selbst stehen zween oder drey eingekerbte, und mit schwarzen Pünktchen bezeichnete Blattansätze. Die obern Blätter, womit die Zweige besetzet sind, werden nach und nach kleiner, und aus ihrem Winkel treiben die Blumenstiele ebenfalls in gedritter Zahl hervor, vertheilen sich einigemal wieder in drey Zweige, und endigen sich mit kleinen Blumen, welche untereinander einen lockern Strauß abbilden. Bey den Abtheilungen der Blüthstiele sitzen niemals drey, sondern allemal nur zwey Blätter einander gegenüber, und diese werden zuletzt so klein, daß sie nur Schuppen vorstellen. Nach der Art zu blühen, gehöret die Pflanze zwar nicht zu der Familie der Doldengewächse, nach der Blüthe und Frucht aber kommt sie damit gänzlich überein. Denn obgleich Dillenius ein fünffach getheiltes Blumenblatt angenommen, und deswegen die Pflanze mit dem Baldrian vereiniget, so kann man doch füglicher fünf einzelne Blumenblätter annehmen. Die Blüthe besteht demnach aus zwey ganz kleinen, auf dem Fruchtkeime ruhenden Kelchblättchen, aus fünf lanzetförmigen, rückwärtsgebogenen, grünlichten Blumenblättern, fünf Staubfäden

und

und zween haarichten, auswärts gebogenen Griffeln oder Staubwegen; die Frucht ist länglicht, eckicht, und theilet sich in zween, auf der innern Seite platte, auf der äußerlichen aber gewölbte, eckichte, und oberwärts breitere Saamen. Die Pflanze hat keinen Geruch; an den Blättern läßt sich ein schwacher, zusammenziehender, bitterlicher Geschmack bemerken; daher auch nicht zu vermuthen, daß selbige besondere Kräfte besitze, obgleich der, bey den Canariensern gebräuchliche, Name Simpla nobla, dergleichen anzudeuten scheint. Die Pflanze ist in hiesigen Gärten nicht selten. Man zieht solche aus dem Saamen auf dem Mistbeete, und versetzet die jungen Stöcke in Töpfe, welche mit lockerer guter Erde angefüllet sind; sie werden das zweyte Jahr blühen, auch reifen Saamen tragen, und mehrere Jahre ausdauern, wenn man sie öfters versetzet, im Sommer fleißig begießt, und den Winter über vor dem Froste bewahret.

Physalus.

Physalus im rothen Meer, Aelian; Richter führet ihn zwar auch mit unter seinen Fischen auf; es ist aber dieses Thier nicht nur kein Fisch, und von dem Physalus des Gesners, S. 100. ganz und gar unterschieden; ob ihn wohl der nur angeführte Aelian, in seinem lib. III. cap. 18. ebenfalls einen Fisch genennet hat; auch Rondelet, lib. XV. cap. 10. ihn unter andern Fischen, mit dem Namen Physallus aufführet: sondern er ist vielmehr, nach ebendenselben, und dem Gesner, in Nomencl. p. 268. unter die Erucas marinas, Meerraupen, als ein sonderbarer Haarwurm, zu rechnen. Bey dem Ritter von Linné wird er daher unter die gegliederten Würmer gezählet, und im 290sten Thiergeschlechte, und vierten Gattung, unter dem Namen Holothuria Physalis, aufgeführet, den Müller den Besansegel seiner Seeblasen nennt.

Phytolacca.

Wir führen dieses Pflanzengeschlecht unter dem gewöhnlichen Tournefortischen Namen an; amerikanischer Nachtschatten kann man solches nicht heißen, da zwischen diesen beyden Geschlechtern gar keine Aehnlichkeit statt findet, und obgleich die Frucht eine, der Lacca ähnliche, Farbe giebt, und deswegen obiger Name beliebet worden, so möchte doch, wenn wir mit Herr Planern Kermesbeere wählen wollten, leicht unsere Pflanze und der wahre Kermes verwechselt werden. Von diesem Geschlechte führet Herrn von Linné in den neuern Schriften vier Arten an.

1) Phy-

1) Phytolacca mit zehn Staubfäden, virginische Phytolacca, Phytolacca decandra Linn. wächst in Virginien. Die Wurzel dauert viele Jahre, ist wie eine Rübe gestaltet, geht tief in die Erde, und treibt jährlich einen, auch mehrere Stängel, welche sich in sparrichte Aeste verbreiten, und acht bis zehn Fuß Höhe erreichen. Die Aeste haben anfangs eine glatte, aus dem grünen in ein schmutziges Roth fallende, zähe Schale und eine weite Markröhre. Von dem Anfange eines jeden Blattstieles laufen zween Striche längst dem Aste hin. Die Blätter stehen wechselsweise an den Zweigen, sie sind groß, unten rund und breit und laufen vorwärts in eine schmale Spitze aus, am Rande sind sie ungezahnt, zuweilen wellenförmig ausgebogen, dünne und weich anzufühlen und auf beyden Seiten glatt. Nicht aus dem Blätterwinkel, sondern vielmehr demselben gegen über, treiben nach und nach vom Julius bis in den Herbst lange, aufgerichtete Aehren; jede besteht aus zwanzig bis dreyßig Blüthen; welche auf besondern grünlichen Stielen stehen. Jedes umgeben drey Blättchen; aus dem Winkel des mittelsten steigt der Stiel in die Höhe, und die beyden zugespitzten umgeben solchen als Deckblätter. Die Blume zeiget nur eine Decke, welche man für den Kelch annimmt; es besteht solcher aus fünf röthlich weißen, rundlichen, vertieften, ausgebreiteten und am Ende einwärts gebogenen, stehenbleibenden Blättern. Bey dieser Art zählet man, wo nicht immer, doch meistentheils, zehn lange, pfriemenförmige, weiße Staubfäden, und der runde, plattgedrückte, gestreifte Fruchtkeim endiget sich auch mit zehn, und nicht, wie du Roi schreibt, fünf, kurzen, auswärts gebogenen Griffeln mit einfachen Staubwegen. Die Frucht ist eine tellerförmige, mit zehn, auch wenigern, vertieften Streifen bezeichnete, anfangs grüne, hernach röthliche und zuletzt mehr schwarze Beere, welche aus zehn, auch nur neun, acht oder sieben Fächern besteht, und in jedem einen schwarzen, glänzenden nierenförmigen Saamen enthält.

2) Phytolacca mit acht Staubfäden, Phytolacca octandra L. Iamma gobo Kaemph. Amoen. 829. Diese Art stammet aus Mexiko her, und ist, dem äußerlichen Ansehen nach, der erstern ganz ähnlich, auch die Wurzel ausdauernd. Die Blätter sind blässer, die Blüthähre kürzer, und die Blüthen sitzen auf viel kürzern Stielen, so daß solche fast nicht merklich sind, und die dichter an einander gestellten Blüthen und Früchte den gemeinschaftlichen

chen Stiel ganz bedecken. Die Kelchblättchen sind mehr weiß, und etwas grünlicht, auch mehr platt als vertiefet. In der Zahl der Staubfäden und Griffel kommen die Schriftsteller nicht überein. Dillenius zählet von beyden zehne, wie in der ersten Art, Herr Zinn sechzehn bis achtzehn Staubfäden, S. Hamb. Mag. 22 Band. Herr von Linné aber von beyden achte. Dillen hat vielleicht nicht genau nachgesehen, und aus der Aehnlichkeit mit der ersten Art gleiche Zahl angenommen, und Herr Zinn, ob er gleich von der Dillenischen Pflanze, welche in Hort. Elth. fig. 308. abgebildet ist, redet, hat vielleicht die folgende Art vor sich gehabt, daher wir die, von Herr Linné angegebene, Zahl für die wahre halten. Die Frucht ist weniger gestrichelt und fast glatt. Herr Zinn giebt noch an, daß der Stängel und die Aeste zwar glatt, aber nicht rund, sondern eckicht und mit tiefen Furchen der Länge nach durchzogen, ingleichen wie die Kelchblätter an der Spitze grünlicht, ebenfalls ausgehöhlet, spitziger, und die Fruchtkeime ausgefurchet wären. Da nun auch Kämpfer die Furchen am Stamme angemerket, so scheint es doch, als wenn Zinn die nämliche Art vor sich gehabt, und ist dieses, so muß die Anzahl der Staubfäden wechseln, und konnte nicht zum Unterscheidungszeichen angenommen werden.

3) Phytolacca mit zwanzig Staubfäden, Phytolacca icosandra. wächst in Malabarien. Miller giebt solche zwar für ein Sommergewächse aus, die Wurzel aber hält aus, wenn man sie im Scherbel gehörig wartet, da denn auch der Stängel nicht abstirbt. Dieser aber ist nur drey Fuß hoch, und in wenig Zweige getheilet. Dieses Maaß aber erreichet auch nur die erste Art, wenn man solche im Scherbel unterhält. Die Blätter sind steifer und spitziger. Der gemeinschaftliche Blüthstiel ist unterwärts drey- und oberwärts viereckicht. Von den einzeln Stielchen tragen die untersten öfters mehr als eine Blume. Die Kelchblätter sind weiß. Die Zahl der Staubfäden ist, wenigstens an den untersten Blumen, zwanzig, von den Griffeln aber findet man nur zehne.

4) Phytolacca mit getrenntem Geschlechte, Phytolacca dioica L. hat Alströmer aus dem Garten zu Madrit dem Herrn v. Linné übersendet, und ist noch nicht genugsam bekannt. Hierbey bemerken wir noch, wie wir auch bey der ersten Art öfters die untern Blüthen der Aehre nur als weibliche, ohne Staubfäden, wahrgenommen.

Die erste Art dauert auch bey uns viele Jahre, und hält im freyen

freyen Lande, ohne alle Bedeckung die strengsten Winter aus. Die Vermehrung kann zwar durch Theilung der Wurzel geschehen, da aber solche sehr stark ist, tief unter sich geht, sich mit Beschwerlichkeit ausgraben läßt, und nachher nicht so leicht wieder anwurzelt, wählet man lieber den Saamen, säet diesen auf das Mistbeet, und versetzet die jungen Pflanzen dahin, wo sie stehen bleiben können. Der Saame wird bey uns reif. Die andern Arten sind zärter, müssen in Scherbel unterhalten, und den Winter über im Glashause aufbehalten werden. Bey diesen findet die Theilung der Wurzel füglicher statt.

Der Gebrauch der Phytolacca schränket sich nur auf die erste Art ein. Sie ist ein Nahrungs- und ein kräftiges Arzneymittel, wird aber auch nicht unbillig unter die Gifte gesetzet. Das Vieh läßt die Pflanze unberühret, und dieses erreget schon einigen Verdacht; indessen berichtet Kalm S. Reise 339. S. wie in Nordamerika, und Brown wie auch in Jamaika die jungen Triebe, wenn solche im Frühlinge aus der Erde hervorkeimen, wie Spargel, und die jungen noch zarten Blätter wie Spinat zugerichtet, und als ein wohlschmeckendes und gesundes Gerüchte gespeiset würden, auch deswegen die Pflanze in den Küchengärten gebauet werde. Kalm selbst hat dergleichen amerikanischen Grünkohl mehrmals gegessen, und ist ihm gut bekommen. Wollte man aber die Blätter, wenn selbige ausgewachsen, zur Speise gebrauchen, könnte man leicht die letzte Mahlzeit halten; indem sie alsdenn viele Schärfe besitzen, und dabey den Leib ungemein heftig reizen. Wir wollen auch nicht rathen, bey uns mit den jungen Blättern einen Versuch zu machen, indem durch den veränderten Stand oder Geburtsort gar oft die Wirkung der Pflanzen verändert wird. Noch weniger soll jemanden einkommen, nach Parkinsons Berichte, die Wurzel, wenn der scharfe Saft ausgezogen, zur Speise zu gebrauchen. Der Saft der Wurzel ist in Amerika ein gewöhnliches Purgiermittel. Aber auch deswegen würde die Pflanze denen Aertzten nicht schätzbar seyn. Es ist ein viel wichtiger Nutzen, welchen selbige leisten soll. Colden und andere Aertzte, welche uns mehr neue amerikanische Mittel bekannt gemachet, haben diese wider alte hartnäckige, ja sogar krebsartige Geschwüre empfohlen. Ein unbekanndter Artzt in Neuyork hat, nach dem Gentlem. Magaz. 1751. zuerst mit der gerösteten, und in Form eines Breyes aufgelegten Wurzel dergleichen Geschwüre, welche einen verhär-

verhärteten Rand hatten, und wobey andere Mittel unkräftig gewesen, völlig geheilet. Es hat auch dieser Artzt, und nach ihm andere, wirklich krebsartige, und bösartige Geschwüre am Gesichte und der Brust durch eine andere Zubereitung der Pflanze gehoben. Aus der ganzen Pflanze, jungen Aesten, Blättern und Beeren wird der Saft ausgepresset, solcher in einem irdenen Gefäße an die Sonne gesetzet, und bis zur Dicke einer Salbe eingetrocknet; dieser bey dem Gebrauche entweder auf ein Blatt der Phytolacca, oder auf Leinwand gestrichen, auf den leidenden Theil geleget, und alle zwölf oder vier und zwanzig Stunden erneuert. In den ersten Tagen erreget dieses Mittel heftige Schmerzen, und machet neue oder größere Löcher; nach einiger Zeit aber bringt es doch diese Geschwüre zur Heilung, ohne innerliche Arzneyen nöthig zu haben. Auch in Europa haben die Aertzte diese Versuche wiederholet, und man findet hin und wieder nützliche Wirkungen davon aufgezeichnet. Da aber in den neuesten Zeiten mehrere Mittel wider den Krebs, als der Schierling und die Tollkirsche, angerühmet worden, ist dieses wieder in Vergessenheit gerathen. Herr Bartram erzählet, daß er einst den Fuß gegen einen Stein gestoßen, und davon gar heftige Schmerzen erlitten; da er aber ein Blatt von dieser Pflanze aufgeleget, wäre der Schmerz in kurzer Zeit verschwunden. Indessen kann man dieser Pflanze keine schmerzstillende oder narcotische Eigenschaft beylegen, und nicht füglich mit dem Nachtschatten vergleichen. Herr Kalm berichtet zwar, wie in Nordamerika aus der Wurzel eine rothe Farbe bereitet würde, giebt aber nicht an, auf welche Weise solches geschehe. Vielleicht ist dieses von den Beeren zu verstehen. Wenn der Saft aus den Beeren auf Papier gestrichen wird, zeiget sich eine hochrothe sehr schöne Purpurfarbe; nur Schade, daß man noch kein Mittel entdecket hat, selbige auf Wollen oder Leinen dauerhaft zu machen. Nach Millers Vorschlage schicket sich dieser Saft vorzüglich dergleichen Farbe den Blumen mitzutheilen; in das Wasser, worinnen man die Beeren zerdrücket, soll man einen blühenden Tuberosenstängel stecken, und die Blumen dadurch in einer Nacht rosenroth färben. Du Roi meldet, wie die Portugießen ehedem sich häufig dieses Saftes zu Färbung ihres Portweines bedienet, und dadurch demselben eine besonders dunkle Farbe gegeben, ob er gleich in zu häufiger Menge genommen, den Wein unangenehm machet. Neuerlich aber ist zu Erhaltung des guten Credits vom

Könige der Befehl gegeben worden, alle Pflanzen umzuhauen, sobald die Beeren sich ansetzen. Wobey wir anmerken, daß die Pflanze in Portugall und Spanien fast einheimisch geworden. Könnten die deutschen Weinhändler nicht auch hiervon einen nützlichen und unschädlichen Gebrauch machen? Die Beeren werden von den Vögeln, auch in Nordamerika von Kindern ohne Schaden gegessen. Zwey Quentchen ausgepreßten Saft von den Beeren haben bey einem Hunde zwar Zuckungen erreget, die aber bald wieder, und ohne alle andere Folgen nachgelassen haben.

Piaba.

Ein Fischchen in Brasilien, in der Größe gleicht er der Eldritze bey uns. s. Gesnerum de Phoxino nach. Dieses Fischchen ist zween bis drey Zoll lang, und aufs höchste vier bis fünf Zoll. Es hat schwarze und mit einem Goldringe eingefaßte Augen. Es ist schuppicht. Auf der Mitte des Rückens steht eine dreyeckichte Floße; hinter jedem Kiemen befindet sich eine länglichte; in der Mitte des Unterbauches steht man zwo, und hinter diesen eine, welche bis an den Schwanz reichet. Der Schwanz selbst ist gabelförmig. Die Seiten des Kopfes spielen Gold und Silber. Der ganze Rücken grün silberfärbig aus dunkelblau. Die Seiten in der Mitten die Länge herunter Silber und mit dunkelblau untermischet: der Bauch Gold, Silber und dunkelblau. Hinter jeder Kieme hat es einen runden ziemlich großen und dunkelblauen Fleck, und gleich hinter diesem einen andern ähnlichen gefärbten in der Figur eines Mondenstückchen, und noch einen dergleichen ovalen Fleck auf jeder Seite gegen das Ende des Schwanzes. Alle Floßen, außer die am Unterbauche, sich befindet und roth ist, sind goldfarbig. Es wird in allen süßen Flußwassern von Brasilien gefangen, und widersetzet sich mit allen Kräften dem Strohme des Wassers. Die Brasilianer wickeln sie in Baumblätter und bestreuen sie mit Asche und machen Feuer oben drauf, und so zubereitet essen sie sie dann. Sie schmecken ganz leidlich und ich habe sie öfters gegessen. Marcgrav, p. 170.

Piabucu.

Ein Fischchen bey den Brasiliern, nach dem Marcgrav, der sechs Zoll lang und anderthalb Zoll breit ist. Sein Bauch steht etwas hervor, die Augen sind sehr niedlich; der Augapfel gleicht einem Crystall und hat einen silberfarbigen Ring, der oberwärts etwas röthlich ist. Er hat sieben Floßen; die achte im Schwanze ist gabelförmig: zwo hinter den Kiemen; zwo am untern

untern Bauche; eine auf der Mitte des Rückens; eine am After; die sich bis zum Schwanze erstrecket, und dieser gegen über eine kleine auf dem Rücken. Seine Schuppen sind silberfarbig; durch die Mitten der Seiten der Länge herunter geht eine weiße unglänzende Linie; der Rücken aber ist olivenfärbig und blaßgräulich. Die Floßen sind weiß. Sie werden auf verschiedene Art und sehr leicht gefangen. Sie schmecken gekochet und gebraten. Wenn man ein verwundetes und blutiges Glied in die Gewässer, wo sich diese Fischchen befinden, hält, gleich fahren sie nach demselben, so gelüstend sind sie nach Menschenblut.

Pickelbeere.

S. Heidelbeerstrauch.

Picken.

Picken in England, desgleichen an den afrikanischen Küsten, werden am Capo de B. S. sehr hoch geschätzet, daher auch Cape-Picken genannt; ist eine Art kleiner Hechtlein. s. unsere Artikel, Capepicke, B. II. S. 40. und Hecht, Lucius, die erste Gattung des Kleins, B. III. S. 720.

Pickenier.

Centriscus, ist ein eigenes, und zwar das dritte Geschlecht des Kleins, Miss IV. Fasc. IV. §. 25. der, bey einem aalförmigen Körper durch unverschlossene Kiemen athmenden, Fische, welche an der Brust gepanzert und besonders bewaffnet sind, Thoracatorum et notabiliter armatorum, und mit den Küraßirern und Helmfischen, Cataphractis et Corystionibus, in der nähesten Verwandtschaft stehen. s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 64. Ihre Benennung ist griechischen Ursprungs, von Κεντείζω, pungo, wie Theophrastus diejenigen Fische nennt, welche von lateinischen Schriftstellern pungitii, punctores, s. pisces aculeati, gemeiniglich genannt werden. Er theilet sie in zwo Familien ein: A. in die leicht bewaffneten, Leuis armaturae, und B. in die gehelmten, Galeatos. Von der ersten Familie führet er vier Gattungen und von der zwoten sechse auf.

A. Leuis armaturae, die gemeinen Aculeati, s. pungitii, vel punctores. Sie haben vier Floßen, nämlich zwo Kiemenfloßen, eine nach dem After, und die vierte dieser gegen über. Sollte er wohl Cernua fluuiatilis, aculeis asperrimis seyn?

A. 1ster Pickenier, Centriscus, mit funfzehn, rückwärts gebogenen, einzelnen, durch kein Häutchen verbundenen Stacheln auf dem Rücken, mit zween, von einander nach den Seiten zu abtretenden, Stacheln an der Mitten des

des Bauches, und einem Stachel am After. Aculeatus, vel pungitius marinus, longus, Steinpicker, Erßkruper, welcher zuerst von dem Schoneveld, p. 10. tab. 4. beschrieben und gezeichnet worden; Willughb. p. 340. tab. X. 13. fig. 2. bey andern Autoren Spinochia. Gasterosteus, aculeis in dorso quindecim, des Artedi, syn. p. 81. sp. 3. Gasterosteus Spinochia, Linn. g. 169. sp. 10. der Müllerische Dornfisch seiner Stachelbärsche; s. diesen Artikel, B. II. S. 366. und Erßkruper, ebendaselbst, S. 696. conf. Ionstons Aculeatus marinus maior, tab. XLVII. fig. 1. und zu seiner Zeit unsern Artikel Stachelbärsche.

A. 2ter Pickenier, Centriscus; die erste Unterart mit zween Stacheln auf bogichtem Rücken, und zween dergleichen am Bauche, nach der Kleinischen Zeichnung, tab. XIII. fig. 4. Die zwote Unterart mit drey Stacheln auf dem fast geraden Rücken, zween am Bauche und einem nach dem After; tab. ead. fig. 5. Stichling, Stich- Stech- Büttel, bey uns. Es werden jährlich ganz unzähliche gefangen, aus welchen die Einwohner der Nehrungen, ein dickes schönes Oel, Thran, zu kochen, wissen; nach dem Schoneveld, p. 10. Pisciculus aculeatus, des Rondelets und Gesners, S. 160. bey dem er auch pungitiuus et Spinochia, ein Schorbling und Stachelfisch heißt; Pungitius piscis des Aldrovands und Alberti, Stichleback, Banstickle, or Scharpling, Willughb. p. 341. und von der andern Art, p. 342. Gasterosteus, aculeis in dorso tribus, des Artedi, syn. p. 80. sp. 1. vel duobus. Spigg, Linn. Faun. Suec. Gasterosteus Aculeatus, Linn. gen. 169. sp. 1. der Müllerische Stichling seiner Stachelbärsche; s. diesen Artikel.

A. 3ter Pickenier, Centriscus, mit sechs Stacheln auf dem Rücken und zween am Bauche; Schoneveld, loc. cit.

A. 4ter Pickenier, Centriscus, mit zehn bis eilf, nicht gerade in die Höhe gerichteten, sondern sich wechselsweise auf die eine und die andere Seite neigenden Stacheln auf dem Rücken; the lasser Stickleback. Willughb. p. 342. Gastreosteus, aculeis in dorso decem, des Artedi, syn. p. 80. sp. 2. Benunge, Linn. Faun. Suec. Gasterosteus Pungitius, Linn. gen. 169. sp. 8. der Müllerische Seestichling seiner Stachelbärsche; s. diesen Artikel.

B. Galeati, die gehelmten, oder gleichsam mit Sturmhauben bedeckten.

B. 1ster gehelmter Pickenier, Centriscus, mit dem buntgemalten Helme; ein schuppichter Fisch, zu drey bis vier Fuß lang, mit einem weitgespaltenen Rachen, mit vier

vier großen hauichten Schweinszähnen am Ende des obern Kiefers, und mit zween dergleichen Zähnen am Ende des untern Kiefers, hierüber auch in den Seiten beyder Kiefer mit mehr als dreyßig kurzen und spitzigen Zähnen, bewaffnet, und auf dem Rücken mit vier großen, nach dem Schwanze zu etwas gekrümmten, nahe am Kopfe einzeln stehenden, Stacheln versehen. Suillus, le grand Pourceau, the great Hogfish, der große Saufisch, des Catesby, II. pag. et tab. 15. s. unsern Artikel, Bagre, B. I. S. 497. wo, nebst der Catesbyischen Beschreibung, auch zugleich die folgenden gehelmten Pickenirer des Kleins beschrieben zu finden.

B. 2ter gehelmter Pickenier, Centriscus barbatus, mit sieben Floßen; vier starken Stacheln, ungeschuppter, silberfarbiger Haut. Wer von diesem Fische verletzet wird, leidet große Schmerzen und wird schwerlich geheilet. Erste Gattung des Bagre, bey dem Marcgrav, p. 173. auch die erste Art bey dem Willughb. p. 139. s. unsere zwote Gattung, Bagre, B. I. S. 498. auch Ionston. p. 204. et tab. XXXVIII. fig. 1.

B. 3ter gehelmter Pickenier, Centriscus, mit breiten, plattgedrückten, und einem harten gedippelten Schilde bedecktem, Kopfe, und rundlich breiten, stumpfen Untermaule; so ist er auch gebärtet und ungeschuppt. Er ist bey dem Marcgrav die zwote Gattung des Bagre; desgleichen auch bey Willughb. und Jonston, an angeführten Orten, fig. 2. s. unsern Artikel, Bagre, B. I. S. 499. no. 3.

B. 4ter gehelmter Pickenier, Centriscus, mit langen, und als ein schmales Bändchen breiten Floßen; sonst der zwoten Gattung gleich. Willughb. p. 140. Bagre tertia barbata, des Marcgravs und Jonston, fig. 3. s. unsern Artikel, Bagre, B. I. S. 501. no. 4.

B. 5ter gehelmter Pickenier, Centriscus, auf der Höhe des Rückens mit einer harten, knochichten und an den Seiten mit einer schmalen, pyramidalischen, Schale bedecket. Willugh. ebendas. Bagre quarta des Marcgravs; vulgo Clip-Bagre, und Jonston, fig. 5. s. unsern Artikel, Bagre, B. I. S. 501. no. 5.

B. 6ter gehelmter Pickenier, Centriscus, mit einem me[illegible]ischen Pfennig großen Flecken besprenkelt. Willughb. ebendas. Bagre species quinta des Marcgravs, und Jonstons, fig. 4. s. unsern Artikel, Bagre, B. I. S. 502. no. 6.

Pickling.

Pickling wird sonst auch Poeckling, Pöckelhering, auch Bickling rc. geräucherter, getrockneter

ter Hering, genannt; s. unsern Artikel, Bückling, B. I. S. 706.

Picoten.
S. Nelken.

Picris.

Dieses Pflanzengeschlechte nannte Vaillant Helminthotheca, und daher auch Herr Planer Wurmblume. Wir haben aber schon ähnliche Benennungen, und nicht die Blume, sondern die Saamen sollen einige Aehnlichkeit mit einem Wurme zeigen. In der Onomat. botan. heißt solches Bitterkraut. Das Geschlechte ist aus der Familie der Habichtkräuter, oder gehöret zu denjenigen, welche einförmig zusammengesetzte Blumen tragen. Der gemeinschaftliche Kelch ist doppelt; der äußerliche besteht aus fünf, auch mehrern, gegen einander gerichteten Blättchen, der innerliche aber ist eyförmig, und aus Schuppen, welche wie Dachziegel übereinander liegen, zusammengesetzt. Alle Blümchen sind zungenförmige, am Ende fünffach eingekerbte Zwitter, und enthalten einen verwachsenen walzenförmigen Staubbeutel und einen Griffel mit zween auswärts gebogenen Staubwegen. Die Saamen sind bäuchicht, der Quere nach gestreifet, mit einer federartigen Haarkrone besetzet, an dem nackenden Blumenbette befestiget, und von dem unveränderten Kelche umgeben. Adanson nennt, wegen der gestreiften Saamen, das Geschlechte Crenanium. Herr von Haller hat den Linneischen Namen zwar auch angenommen, darunter aber nur solche Arten begriffen, welche in Ansehung des Kelches und der Blüthe mit dem Habichtkraute übereinkommen, die Saamen aber federartige Haarkronen tragen; daher derselbe einige vom Leontodon zu Picris gerechnet, und hingegen von den Linneischen Arten Picris nur eine beybehalten, und eine andere, als ein eigenes Geschlechte unter der Helminthotheca angeführet. Wir erwähnen von den Linnäischen nur zwo Arten; als

1) Picris mit gleichförmigen Kelchblättern, Picris hieracioides Linn. Picris aspera foliis oblongis dentatis, superioribus integerrimis, Hall. Hist. stirp. Helu. wächst auch in Deutschland um die Aecker wild. Die fäserichte Wurzel ist ausdauernd, und die ganze Pflanze mit Borsten besetzet und rauh anzufühlen. Der aufgerichtete Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, theilet sich in viele Zweige, ist mit vielen Blättern besetzet, die letztern Blüthzweige aber sind fast nackend. Die untern Blätter sind gestielt, lanzetförmig, völlig ganz, oder auch schwach ausgezahnt; die obern ungestielten umfassen den Stängel,

Stängel, und sind zuweilen ausgeschweift, auch der Länge nach zerschnitten. Der Kelch besteht aus vielen, in verschiedene Reihen locker gestellten Blättchen, so daß man nicht füglich zween verschiedene Kelche annehmen und bestimmen kann, welche Blättchen den äußerlichen, und welche hingegen den innerlichen ausmachen sollten; doch sind die Blättchen der innerlichen oder letzten Reihe fast unter einander verwachsen. Die gelben Blumen sind zahlreich, öffnen sich im Erndtemonath und hinterlassen der Quere nach gestreifte und mit der Federkrone besetzte Saamen.

2) Picris mit ungleichförmigen Kelchblättern, Hieracium echioides capitulis Cardui benedicti C. B. Picris echioides Linn. Diese Art sondert Hr. von Haller von Picris ab, betrachtet solche als ein eigenes Geschlechte, und giebt diesem den Namen Helminthotheca. S. Enumerat. Plant. Horti Goetting. p. 413. Die Pflanze wächst in England, Frankreich und Italien in den Wäldern und ist durchaus rauh anzufühlen. Die Wurzel ist jährig. Der in Zweige getheilte Stängel erreichet ohngefähr zween Fuß Höhe. Die untern Blätter sind länglicht ausgeschweift und gezahnt, die obern völlig ganz und umfassen den Stängel. Der Kelch ist doppelt und aus verschiedentlich gestalteten Blättchen zusammengesetzet; der äußerliche steht von dem innerlichen entfernet, und besteht aus fünf großen, fast herzförmigen, mit Borsten besetzten Blättern, der innerliche aber aus vielen kleinern, welche der Lage nach dreyfach abgetheilet sind; zwey Reihen Blättchen, welche mit einer gefiederten Granne besetzet sind, machen gleichsam den Hauptkelch aus, und fünf oder sechs andere, viel kleinere liegen auf den Furchen desselben, und eine gleiche Zahl von ähnlichen Schuppen umgeben solchen unterwärts. Die Blümchen sind gelb und öffnen sich im Brachmonathe. Man erzieht diese Art jährlich aus dem Saamen, im freyen Lande, ohne sondere Wartung.

Pietermann.

Pietermann der Holländer ist der Brasilianer Niqui bey dem Marcgrav, p. 178. Corystion, 8. des Kleins, ein Helmfisch; s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 766. und Niqui, B. VI. S. 155.

Pihlbeerbaum.

S. Ebereschenbaum.

Piir.

Piir sind, nach dem Pontoppidan, kleine Makreelen, in Norwegen. s. unsern Artikel, Makrele, B. V. S. 325. B. 6.

Pike.

Ein Fisch am Vorgebirge der guten Hoffnung, Picke, Picerell, der Engländer, daher er auch Capepicke genannt wird. s. diesen Artikel, B. II. S. 40.

Pikenier.

S. Nadelschnecke.

Pilchards.

Pelamiden, Agumen, Agonus, in Welschland; wie auch an den afrikanischen Küsten; nämlich zu Rufisco, und in einem großen See zwischen selbigem Hafen, und dem Fort Lauis an der Sanoga fängt man häufige Fische, die den Pilchards ähnlich sehen, und von den Negern getrocknet werden. s. unsere Artikel, Alse, B. I. S. 217. und Hering, Harengus, s. Klein. B. III. S. 795.

Pilgrimme.

Pilgrimme, Portugiesisch, Romeiros, die kleinen Fische, die das Meerkalb begleiten. s. unsern kurzvorhe stehenden Artikel, Pegadores.

Pilgrimsmuschel.

S. Dosen

Pillen, gebrannte.

S. Fleischschnecke.

Pillenblume.

S. Cleome.

Pillenfarn.

Es ist zwar diese Pflanze von den andern Farnkräutern merklich unterschieden, und wenn man nicht auf die untere Seite der Blätter genau Acht giebt, wird man keine Aehnlichkeit bemerken, daher haben auch einige Schriftsteller solche zu den Farnkräutern, mehrere aber zu den Moosen oder Aftermoosen gerechnet. Der Geschlechtsname Pilularia zeiget schon, daß ein Theil der Pflanze pillen- oder kugelförmig seyn müsse, doch nennet solche Herr von Linné gleichsam zum Ueberflusse Pilularia globulifera. Sie wächst in ganz Europa an überschwemmten Oertern. Sie besteht aus vielen, untereinander verwickelten, auf der Erde hinkriechenden, schwachen Stängeln, welche der Länge nach, und in verschiedenen Absätzen in Gelenke abgetheilet sind. Aus jedem Gelenke treiben sowohl unterwärts einige, selten mehr als drey, weiße Wurzelfäserchen, und eben soviel grüne, dünne, walzenförmige, zween bis drey Finger lange Blätter, welche anfangs, nach Art der Farnkräuter, einwärts umgewickelt sind, und sich nach und nach entwickeln und aufgerichtet stehen. In dem Winkel dieser Blätter, oder zwischen diesen und den Wurzeln, erscheinen im Maymonathe einzelne kugelförmige

Körper

Körper oder Früchte, welche äußerlich haaricht, und im August oder September schwärzlich sind, und innerlich vier Fächer zeigen, welche aus einem gallertartigen Wesen bestehen, und viele kleine, weiße, glänzende Saamen enthalten. Außer diesen Früchten findet man nirgends eine Spur von Blüthen, wenigstens haben Vaillant, Dillenius und andere Schriftsteller nichts davon erwähnet. Herr von Linné aber will unter den Blättern, welches vielleicht soviel als auf der untern oder hintern Fläche bedeuten soll, eine staubichte Linie, wie bey den Farnkräutern, bemerket haben, und hält diese für die männlichen Blüthen. Die Pflanze ist wegen ihres besondern Baues merkwürdig, ob sie gleich sonst keinen Nutzen hat.

Pillenkäfer.

Diesen Namen giebt man denjenigen Käfern, welche die Gewohnheit haben, aus dem Miste kleine pillenförmige Kügelchen zu machen, um ihre Eyer darinnen zu verschließen. Vorzüglich werden zwo Arten so genannt, welche auch unter dem allgemeinen Namen der Mistkäfer bekannt sind. Die eine Art, welche der große Pillenkäfer heißt, Scarabaeus stercorarius L. ist oben schwarz und glatt, unten aber violet, und hat gefurchte Flügeldecken. Dieser Käfer, welcher nur ein Jahr lebet und im Alter von einer gewissen Art Läuse sehr geplaget wird, wühlet gern unter dem Pferdemiste; weswegen er auch von einigen den Namen Roßkäfer erhalten hat. Die Mistpillen, worein er seine Eyer leget, werden von den jungen Käferwürmern hohl gefressen, und sind ihre einzige Nahrung.

Die andere Art von Pillenkäfern, Scarabaeus pillularius L. hat ebenfalls schwarze, aber nicht gefurchte Flügeldecken, und einen kupferglänzenden Unterleib. Dieser Käfer machet bisweilen aus dem Miste Pillen oder Kugeln, die siebenmal größer sind, als er selbst; bey welcher Arbeit ihm gemeiniglich andere Käfer dieser Art beystehen.

Piloten.

Piloten werden die kleinen Fische genannt, die den Hay begleiten, und den Raub aufsuchen, in Größe eines Herings; Richt. der Pilotfisch hat diesen Namen, weil er des Hayen Führer seyn soll. Er ist schwer zu fangen. Seine Länge beträgt etwan fünf oder sechs Zoll, und er ist dunkelbraun und blau gesprenkelt. Den Rücken hinunter läuft ein schwarzer Streif, aus dem andere die Seiten hinunter gehen; um die Augen ist er goldfarben. Der untere Kiefer ist wie eine Säge, und

und er hängt ſich mit demſelben ordentlich dergeſtalt am Hay, daß dieſer ihn nicht abſchütteln kann; wenn aber der Hay gefangen wird, verläßt ihn der Pilotfiſch. S. A. Reiſen, B. V. S. 206. ſ. unſern Artikel, Hayen, B. III. S. 699. und Lootsmann, den Mülleriſchen Stachelbarſch, 1. Gasterosteus Ductor, Linn. gen. 169. ſp. 2. B. V. S. 220. desgleichen auch Flünderaff, Tetragonoptrus, 12. Klein. B. III. S. 156. und Meerhahn, Zeus Gallus, Linn. gen. 162. ſp. 2. den die Engländer the Pilotfish nennen. B. V. S. 518.

Pilſenſchnitt.

Da wir wünſchen, daß in dieſem Schauplatze der Natur nicht leicht jemand etwas vergebens ſuchen möchte, was theils als ein natürlicher Körper, theils als eine Begebenheit der Natur angeſehen werden könnte, geſetzt auch, daß unter den letztern zuweilen etwas fabelhaftes vorkommen dürfte, ſo haben wir den Pilſenſchnitt um ſo weniger unangemerket laſſen können, weil ſolcher wirklich vorkömmt und einige Aufmerkſamkeit verdienet. Die Sache verhält ſich alſo: Man findet auf Aeckern die noch unreifen und kaum geſchoſſenen Hälmer der Saat bald einer Hand, bald eines Schuhes breit, gemeiniglich in langen Strecken nach Art eines Weges, abgeſchnitten. Ein Ungenannter hat in den Fränkiſchen Samml. 7 Band 336. u. f. Seiten eine umſtändliche Beſchreibung davon, als Augenzeuge, gegeben. Breiter, als anderthalb Schuh waren da, wo die Frucht am dichteſten ſtand, die Hälmer in der Höhe von drey Zollen oberhalb abgeſchnitten, und die Aehren, welche noch nicht geblühet, lagen häufig herum; der Schnitt gieng nach einer diagonali durch das Viereck des Ackers, quer über die Furchen. Er ſetzet hinzu; mit aller Mühe läßt ſich, ſo abgeſchnürt, daß nirgends mehr oder weniger hervorraget, durch dichte ſtehendes Getraide, kein ſo gleich und accurat laufender Weg, auch wenn man alle Zeit hat, irgend ſchneiden. Keine der Stoppeln war höher, als die andere weggenommen. Noch überdieß waren die Hälmer nach der Schräge des dachicht angehenden und wieder abhängigen Beetes weggenommen geweſen, und der Schnitt an den Stöcken war ſo ſcharf, als kaum ein Federmeſſer denſelben machet, nach einerley ſchrägen Maas, ſo daß, wenn man einige dieſer Stoppeln neben einander hielt, ſelbige ſämmtlich unter einerley ſchiefen Winkel zerſchnitten waren. Auf einem andern Felde, welches mit Waitzen beſtellet war, zeigte dieſer Vorfall, was die Breite und Höhe der niederge-

dergeſchnittenen Früchte betrifft, ſich auf die nämliche Weiſe, nur waren unter den herumliegenden Hälmern einige in Spannen lange Trümmer zerſchnitten. An der Wahrheit dieſes Zufalles läßt ſich gar nicht zweifeln, nur ſind vielleicht die Umſtände nicht immer einerley; dennoch aber wird die Urſache hiervon immer einerley ſeyn. Die erdichtete iſt: daß Menſchen, welche zaubern können, zu gewiſſer Zeit mit einer an die Füße gebundenen Sichel dergleichen Weg durch das Getraide macheten, die abgeſchnittenen Hälmer mit ihrem eigenen Getraide vermiſchten, beydes zugleich ausdreſcheten, und dadurch doppeltes Maas von Körnern erhielten. Dieſe wurden Pilſen- oder Pilmenſchnitter genannt. Wahrſcheinlicher könnte man dafür halten, daß die Haaſen dieſe Schnitterey verurſachet, und im Forſtmag. 5 Band S. 295. will man gewiß behaupten, daß die Haaſen, wenn ſie ihr Lager in den Getraideäckern machen, die Hälme abbeißen, um ſich dadurch einen Weg zu machen, ohne Beſchwerlichkeit dahin kommen zu können. Es finden ſich aber hierbey eben ſowohl Schwierigkeiten, als wenn man Inſecten für den Verwüſter annehmen wollte. Die künftige Zeit wird dieſe gewiß merkwürdige Begebenheit aufklären. Und damit ſolches vielleicht um deſto eher geſchehen möchte, verdienen die Anmerkungen hierüber in den Fränkiſchen Sammlungen nachgeleſen zu werden.

Pilze.

S. Schwämme.

Pimpelmaiſe.

Von dieſer, welche auch ſonſt den bekannten Namen Blaumaiſe, parus coeruleus, führet, iſt unter dieſem Artikel ſowohl, als auch unter Maiſe nachzuſehen. Der Name kömmt vermuthlich vom klagenden lockenden Tone des Thierchens her, welches im deutſchen Pimpeln heißt.

Pimpeltgen.

S. Maulbeerſchnecke und Morgenſtern.

Pimpernell.

S Biebernel.

Pimpernüßlein.

S. Piſtacien.

Pimpernußſtrauch.

Dieſer und andere deutſche Namen haben ihren Grund in der Beſchaffenheit der Frucht, da hingegen die griechiſche Benennung Staphylodendron, und nach Hrn. von Linné verkürzt Staphylea, von der Art zu blühen hergenommen worden. Zehen Blättchen von

von einerley Größe und Farbe machen die Blumendecke aus, weil aber solche in zwo Reihen gestellet, und die fünf äußerlichen mehr rundlich und vertieft, die fünf innerlichen aber mehr länglicht und platt sind, pfleget man die ersten Kelch- die andern Blumenblätter zu nennen; fünf Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, welcher sich oben in zween oder drey Griffel mit stumpfen Staubwegen theilet. Auf dem Boden der Blume erscheint ein krugförmiges Honigbehältniß. Die Frucht besteht aus zween oder drey aufgeblasenen, der Länge nach mit einander verwachsenen und an der Spitze einwärts sich öffnenden Bälgen, und in jedem sitzen zween harte, fast kugelförmige, unten stumpf abgeschnittene Saamen. Die Gestalt des Saamens soll einem abgeschnittenen Nasenzipfel gleichen, daher nennen solche die Franzosen Nez coupe, abgeschnittene Nase, andere vergleichen solchen mit einem Todtenkopfe und nennen den Strauch Todtenkopfbaum. Es sind nur zwo Arten bekannt.

1) Der gefiederte Pimpernußstrauch, gemeiner Pimpernußstrauch, auch wilder Zirbelnußbaum, wilde Pistacien, Klappernuß genannt. Staphylea pinnata Linn. wächst in der Schweiz, Tyrol und Böhmen; in Deutschland wird solcher selten einheimisch gefunden. Er ist mehr ein Strauch, als ein Baum, und erreichet etwa zehn bis zwölf Fuß Höhe. Die dicken, dunkelgrünen Aeste haben die besondere Eigenschaft, daß ihre Triebe knotenförmig geschehen, und daß die Blätterzweige aus den Seiten dieser Wülste hervorbrechen. An den jungen Zweigen am Blätterstiele und bey den Blumen stehen lanzetförmige, gefärbte, schuppichte Blättchen, welche aber zeitig abfallen. Die Blätter stehen einander gegen über, sind gefiedert und bestehen aus fünf oder sieben länglichten, ausgezahnten, hellgrünen Blättchen. Sie brechen zeitig hervor und fallen im Herbste ab. Aus den Blätterzweigen treiben lange dünne Stiele, an deren äußern Theile wirtelförmig gestellte Blumen im May oder anfangs Junius erscheinen, welche einen herabhangenden Büschel vorstellen. Die Kelch- und Blumenblätter sind weiß und an den Spitzen fleischfärbig. Man sieht nur zween Griffel und die Frucht besteht nur aus zwo vereinigten Blasen, und enthält steinichte, glänzend braune Saamen. Man kann aus diesen leicht junge Stöcke erziehen, machet aber lieber Ableger, weil solche in kurzer Zeit Wurzeln treiben. Im guten Boden treiben auch bewurzelte Schößlinge hervor. Es wächst dieser Strauch

in jedem mittelmäßigen Grunde, leidet durch unsere Winter nichts und verlanget keine Wartung. Von den Saamen werden Rosenkränze für den gemeinen Mann verfertiget; man kann auch daraus ein Oel pressen und die Kinder pflegen den innerlichen grünlichen Kern zu essen, obgleich dessen Geschmack nicht sonderlich angenehm ausfällt. Sie sollen auch Erbrechen verursachen.

2) Dreyblätterichter Pimpernußstrauch, virginischer Pimpernußstrauch, Staphylea trifolia Linn. wächst in Virginien, und ist niedriger als die erste Art. Die Zweige sind am alten Holze mit einer aschgrauen, die jungen aber mit einer hellgrünen glatten Rinde bedeckt, wodurch dieser Strauch, auch ohne Blätter, leicht von jenem zu unterscheiden ist. Jedes Blatt besteht aus drey, eyförmig zugespitzten, fein ausgezahnten, hellgrünen, glatten Blättchen. Die weißen Blumen erscheinen im May und Junius in dünnern herabhangenden Büscheln. Die Zahl der Griffel ist dreyfach, und die Frucht in drey Fächer abgetheilet. Die Saamen sind kleiner, als bey der ersten Art. Die Erziehung, Vermehrung und Wartung kommen mit der ersten Art überein, nur sind die, aus Saamen erzogenen, Stöcke in den ersten Jahren etwas zärtlich.

Pimpinelle.

S. Biebernell.

Pinang.

S. Areca.

Pinaster.

S. Fichte.

Pinat und Pinet.

S. Spinat.

Pinichenbaum.

S. Fichte.

Pinien, indianische.

S. Granadiglia.

Pinke.

Pinke, sonst auch Tart, ist eine Art eines kleinen Lachses, von dem großen nicht unterschieden, außer durch seinen kleinen Wuchs, weil er aber nicht größer wird, so hält man ihn für eine eigene Art, ob ihn schon einige für eine Bruth vom Lachse halten. Pontopp. Norw. Naturhist. II. 291.

Pinnholz.

S. Faulbaum.

Pinniolenbaum.

S. Fichte.

Pinniten.

Steckmuscheln, Pinnites, sind versteinerte zweyschalichte Muscheln, welche beynahe dreyeckicht sind, in eine schmale Spitze zusammenlau-

menlaufen, und sich nicht wohl schließen. Wallerius Mineral. S. 479.

Pinnt.

S. Schwimmaron.

Pinschpeck.

Metallum aureum sophisticum, ist ein durch die Kunst zusammengesetztes Metall, welches, der Farbe nach, dem Golde am ähnlichsten ist. Im Grunde ist es nichts anders, als eine aus Zink und Kupfer gemachte Vermischung, dergleichen auch der Tomback ist, nur mit dem Unterschiede, daß zur Bereitung des Pinschpecks überaus reines Kupfer, ingleichen sehr reiner Zink genommen wird. Eine der besten Bereitung soll diese seyn, wenn man nämlich einen Theil zinkischen Ofenbruch, oder so genannte Tutie mit acht bis zwölf Theilen Grünspan wohl zusammenreibt, alsdenn mit Fett oder Oel zu einem Teige machet, in einen Schmelztiegel drückt, denselben hierauf in einen Schmelzofen setzet, anfänglich ein gelindes Feuer giebt, bis die Flamme in dem Tiegel aufhört, alsdenn den Tiegel bedecket und das Feuer noch eine Zeitlang gelinde erhält, endlich nach und nach so verstärkt, bis das Metall in Fluß kömmt, da man denn noch etwas schwarzen Fluß zusetzet, und das Metall, wenn alles wohl fließt, ausgießt. Wallerius Mineral. S. 583. giebt eine andere und weitläuftigere Bereitung an, die aber im Grunde eben dahin ausläuft, daß man sich bemühen muß, ein sehr reines Kupfer zu erhalten und solches mit Zink zusammen zu schmelzen. Der Pinschpeck wird vorzüglich zu Dosen, Degengefäßen, Messerheften, Schuhschnallen und dergleichen Dingen mehr verarbeitet.

Pipal.

Rana Pipa Linn. Eine surinamische Kröte, welche in Ansehung der Gestalt größtentheils mit unsern Kröten überein kömmt, aber einen etwas plattern Körper, auch anders gebildeten Kopf hat. Die Vörderfüße sind gleichsam gezähnelt und stumpf, ohne Nägel; die Hinterfüße aber haben ordentliche Zehen, die mit einer Schwimmhaut verwachsen und mit Nägeln besetzet sind. Die Farbe ist gemeiniglich oben schwarzbraun, unten aber aschfarbig gelb. Von dem untern Kiefer bis zum After wird eine deutliche Nath bemerket. Das merkwürdigste bey diesen Kröten ist der besondere Umstand, daß die Jungen auf dem Rücken ausgebrütet werden und aus demselben hervorkommen; welches man folgendergestalt zu erklären pfleget. Diese Kröten laichen eigentlich wie andere Kröten, wälzen sich aber hernach in ihrem Laich

Laich herum, so daß der ganze Rücken damit überzogen wird. Weil sie also ihre Eyer auf dem Rücken führen, so ist es kein Wunder, daß hernach die Jungen aus dem Rücken hervorkommen.

Pippau.

S. Grundfeste.

Piquar.

Piquar, Tönne, dänisch, nach dem Pontoppid. Naturhist. S. 188. Pleuronectes maximus, Linn. gen. 163. sp. 14. die Müllerische Steinputte seiner Seitenschwimmer. Rhombus, 3. maximus, des Kleins; ein Botte. s. diesen unsern Artikel, Band I. S. 920.

Piquitinga.

Piquitinga des Marcgravs, p. 159. Ein Brasilianischer Fisch, der zween Zoll oder etwas drüber lang ist; in der Figur ähnelt er sehr dem Piabucu, von dem er daher nicht viel abweicht. Er hat einen kleinen Mund, den er aber weit und zirkelförmig öffnen kann. Die Augen sind ziemlich groß, schwarz und mit silbernen Ringen; er hat weite und große Kiemen; sechs Floßen und die siebente besetzet den Schwanz; als zwo dreyeckichte, unterwärts gestellte, Kiemenfloßen, zwo mit einander verbundene am untern Bauche; eine dreyeckichte mitten auf dem Rücken; eine hinter dem After, und endlich die Schwanzfloße so gabelförmig. Die Farbe des Kopfes ist silberglänzend, oberwärts olivenfärbig. Die Floßen sind sämmtlich weiß. Es unterscheidet sich dieser Fisch von dem Piabucu, daß jener etwas größer ist, und daß seine weiße Linie nicht glänzt, da doch der übrige Körper glänzt, welches in unserm Fische meist umgekehrt vorkömmt. Der Piabucu hat auch eine Floße auf dem Rücken nahe beym Schwanze, die diesem fehlt. Uebrigens ist er eßbar und gleicht jenem auch am Fleische.

Pira.

Pira ist, wie uns Lery lehret, der allgemeine Name, den die Brasilianer allen Fischen geben.

Pira aca.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 154. Es heißt aber Pira überhaupt ein Fisch. Balistes Tomentosus Linn. der Müllerische Zotenfisch seiner Hornfische. s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 114.

Pira Acangata.

Pira Acangata des Marcgravs, p. 144. Dieser Brasilianische Name will einen Fisch mit einem harten Kopfe ausdrücken. Seine Größe gleicht einem mittlern Parsche, ist ohngefähr sieben oder acht

acht Zoll lang, hat einen weiten Mund, schwarze Augen, einen schwarz goldenen und röthlichen Ring, sechs Floßen und die siebente macht die Schwanzfloße aus: als zwo Kiemenfloßen, zwo mit einander verbundene am Unterbauche; eine gegen die untern Theile am Bauche, und eine über den ganzen Rücken gegen den Schwanz zu laufende, erhabene und mit Stacheln versehene Floße, welche er unter eine Hülle verbergen kann. Die Floße im Schwanze ist gabelförmig. Er ist mit Silberschuppen überdecket, welche mit unter, besonders auf dem Rücken, eine goldige und feurige Farbe spielen, am Bauche ist die Farbe silbern und wasserfärbig. Die Rückenfloße ist silberfärbig und gelbfleckicht. Die Seitenfloßen sind weiß, die Bauchfloßen mehr bläulicht; auch die Schwanzfloße spielt in ihren Spitzen blaulicht. Er ist eßbar.

Pirabebe.

Pirabebe ist ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, pag. 162. Peixe Volador der Portugiesen. Cataphractus, 11. des Kleins, ein Küraßirer; s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 835.

Pira coaba.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, pag. 176. Trichidion des Kleins, ein Haarfisch; s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 592.

Piraembú.

Der Piraembú ist wenig von denjenigen unterschieden, die man in einer andern Beschreibung den Schnauber oder Schnarcher genannt hat, und machet er auch eine Art von schnarchen; er ist aber von besserm Geschmacke und acht bis neun Händebreiten lang. Er hat in dem Rachen zween Steine einer Hand breit, welche ihm dienen die Muscheln zu zermalmen, davon er sich nähret. S. a. Reisen, B. XVI. 280.

Pira Jurumenbeca.

Pira Jurumenbeca, sonst Boca molle, ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 144. weil dieser Fisch einen sehr weichlichen Mund hat und außer dem Wasser gleich stirbt; er lebt im Moraste des Meeres, ist länglicht und nicht breit, neun bis höchstens zehn Fuß (Zoll) lang, zween und einen halben breit, da wo er noch am breitesten ist. Sein Mund ist erhaben, den er weit aufmachen und ausründen kann: die Augen sind groß, der Augapfel gleicht einem Crystalle und hat einen silbernen bräunlichen Ring. Er hat sieben Floßen, zwo schmale, zween Zoll lange Kiemenfloßen, zwo mit einander verbundene, zween Zoll lange und einen Zoll breite, Floße

am Unterbauche. Eine hinterm After, die mit einem Stachel versehen ist. Die sechste, welche sich über den ganzen Rücken hinzieht und getheilet ist; ihr vorderer Theil ist über anderthalb Zoll lang, einen breit und dreyeckicht; der Fisch kann dieselbe erheben und in einer kleinen Vertiefung wieder verbergen, sie ist übrigens weichlich und durchsichtig. Die andere Hälfte, die bis zum Schwanze geht, ist drey Zoll lang und einen halben breit, ingleichen weichlich anzufühlen. Die siebente ist die Schwanzfloße, ist fast zween Zoll lang, anderthalb Zoll breit und fünfeckicht. Der ganze Körper ist mit silbernen, spiegelnden Schuppen von mittlerer Größe bedecket, auf dem Rücken spielen sie Gold und Grün. Die Floßen sind silbern und in der äußern Mitte goldig. Auf jeder Seite zieht sich eine erhabene, und wie der übrige Körper silberglänzende, Linie der Länge herunter. Er ist eßbar und schmackhaft.

Pira meatra.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 156. Salmoneta, der Portug. Mollus, 3. des Kleins, ein Mulle; s. diesen unsern Artikel, B. V. S. 783.

Piranema.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 145. in der Größe eines mittelmäßigen Karpfens oder Parsches; hat neun, zehn oder eilf Zoll in der Länge, und wo er am breitesten ist, drey Zoll und etwas weniges drüber. Er hat ein weites, halbrundes Maul, ohne Zähne, aber mit sehr scharfen (spitzigen) Hervorragungen versehen; große Augen, gleich den holländischen Ducaten, einen crystallenen Augenstern mit einem weißem glänzenden Ringe, dessen obere Hälfte blaßroth ist. Die Kiemen desselben sind sehr breit, und neben diesen befindet sich auf beyden Seiten eine, einen Zoll lange, aber sehr schmale, Floße, und gleich unter dieser an dem Bauche entdecket man zwo andere sehr nahe an einandere gelegene, zween Zoll lange, und einen halben breite, dreyeckichte, mit Stacheln versehene, Floßfedern. Von der Mitte des Bauches bis zu dem Anfange des Schwanzes erstrecket sich eine drey und einen halben Zoll lange und einen Zoll breite Floße, die gleichfalls mit Stacheln versehen, und welche er in einer gleichsam darzu gemachten Höhlung verbergen kann; die Rückenfloße geht von dem Ende des Kopfes den ganzen Rücken hindurch bis an den Schwanz, und ist fünf Zoll lang, und etwas mehr als einen Zoll breit, besteht aus einer dünnen Haut und zwey und zwanzig Finnen, auch kann er sie nach Gefallen ausstrecken und einziehen.

Sein Schwanz ist einen halben Zoll lang und einen breit, so wie die Schwanzfloße drey und einen halben Zoll in der Breite und etwas mehr als einen halben in der Länge hat. Der ganze Fisch ist silberfarbig mit hochrother Lackfarbe. Er hat ganz kleine dreyeckichte Schuppen, auf dem Bauche ist er mehr weißlich oder silberartig und weniger lackirt. Er ist ein See- und Speisefisch von gutem Geschmacke.

Pirapiranga.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 152. Percis, 5. des Kleins, ein Kaulbarsch; s. unsern Artikel, Parsch, B. VI. S. 366.

Pirati apia = apua.

Ein Brasilianischer Fisch bey dem Marcgrav, p. 157. Percis, 6. des Kleins, ein Kaulparsch; s. unsern Artikel, Parsch, B. VI. S. 367.

Piraumba.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 167. Perca, 5. des Kleins, ein Parsch; s. diesen unsern Artikel, B. VI. S. 357.

Pira = Utoah.

Der Pira = Utoah ist ein Brasilianischer Meerfisch von einer ganz ungeheuern Gestalt und scheint von der Gattung der Rundfische zu seyn. Außer zwey knochichten, und nach hinten zu gekrümmten, Hörnern ist sein Schwanz, wie eine Spadel, gemacht; seine Lippen sind sehr dicke und sein Rachen öffnet sich mit einer sehr häßlichen Verdrehung. De Laet hat ihn unter drey Abbildungen von Fischen, von einem jungen holländischen Maler, der einige Zeit in Brasilien zugebracht, bekommen. S. A. Reisen, B. XVI. S. 281.

Piraya.

Piraya und Piranha, ist ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 164. einen Fuß lang und sechs Zoll breit, hat einen gewölbten Rücken, einen abgestumpften Kopf, wie die Dorada; die Oeffnung des Mundes ist parabolisch, schließt sich ganz zu, und hat gleichsam kleine Lippen, womit er die Zähne bedecket. Denn beyde Kiefern sind mit einer Reihe dreyeckichter, weißer und sehr spitziger Zähne besetzet, deren man vierzehn bey den größern, und zwölfe bey den kleinern Fischen auf jeder Kiefer zählet, mit welchen sie auf einen Biß ein Stück Fleisch von einem jeden Theile des menschlichen Körpers abreißen können, so daß es aussieht, als wenn es mit einem Scheermesser abgeschnitten worden wäre. Wenn jemand in das Wasser kömmt, oder nur einen Fuß oder Hand hineinhält, so wird er sogleich von ihnen verletzet, so

blutdürstig und begierig sind sie nach Menschenfleisch, daher man sich sehr vor ihnen in Acht nehmen muß. Er hat runde, kleine, crystallene Augen mit einem schwarzen Sterne, und zwischen denselben zwo kleine Oeffnungen oder Spritzlöcher; breite Kiemendeckel, die auswärts hart und knochenartig sind; sechs Floßfedern und die siebente machet den Schwanz aus, davon zwo hinter den Kiemendeckeln befindlich und wenig von dem Bauche aufwärts stehen, zween Zoll lang und einen breit sind; zwo in der Mitte des Unterleibes, welche sehr klein, schmal und kaum einen Zoll lang sind und dicht neben einander stehen; diesen gegen über in der Mitte des Rückens fängt sich eine zween und einen halben Zoll lange und etwas mehr als einen Zoll breite Rückenfloße an, und erstrecket sich bis an den Schwanz; ferner geht von dem untern Theile des Bauches an, zween Querfinger breit von den kleinen oben angeführten Bauchfloßen entfernet, bis zu dem Schwanze eine Floße, welche vornen mit einer starken Stachel versehen, im übrigen weich und größtentheils mit kleinen Schuppen bedecket, etwas über drittehalb Zoll lang und einen breit ist. Der Anfang des Schwanzes hat einen halben Zoll in der Länge, der Schwanz selbst ist gabelförmig, und jeder Abschnitt hat einen gebogenen Ausgang. Er ist mit Schuppen besetzet; der Kopf, Rücken und Seiten sind von hell aschgrauer, bläulicher Farbe, bis auf das Stück von der Hinterkiemenfloße bis an die Mitte der schuppenartigen Floßfeder und jede Schuppe hat einen glänzenden Streif von blau und roth gemischter Farbe; der übrige Seitentheil und der Bauch sind dunkelgelb, so wie auch der untere Theil des Kopfes, die Kiemenfloßen und alle Bauchfloßen. Die Rückenfloße und der Schwanz ist aschgraubläulich. Es ist ein eßbarer Fisch, hat sehr weißes Fleisch, ist ein wenig trocken, aber von sehr gutem Geschmacke und wird sehr häufig gegessen. Diese Art hält sich in dem Schlamme des Flusses vorzüglich auf.

Man findet hier noch eine andere Art des Piraya, welche dem erstern in der Größe und Gestalt völlig gleich, ausgenommen, daß er noch eine kleine mit Schuppen besetzte Floße hat zwischen der Rückenfloße und dem Schwanze, und anderer Farbe ist: nämlich der obere Theil des Kopfes, der ganze Rücken und der obere Seitentheil sind goldfarbig, roth, aschgrau und blauglänzend, bis auf das Stück von der Kiemenfloße bis an die Mitte der schuppenartigen Floße. Der untere Theil des Kopfes, der Seiten und des Bauches, haben eine gelbroth glän-

glänzende Farbe, der die goldgelbe durchschimmert. Von eben dieser goldgelben Farbe sind die Kiemen- und Bauchfloßen. Die zwo Rückenfloßen nebst dem Schwanze sind hell aschgrau mit ein wenig blau vermischet, und eben so der ganze Rücken. Diese Art liebet mehr den sandigen Boden des Flusses, und ist eßbar, wie die erste.

Auch findet man hier noch eine andere weiße Art des Piraya, von eben der Figur, wie die vorhergehenden, nur daß sie nicht einen so rundlichen Kopf hat, sondern die Schnauze mehr in Gestalt eines Kegels hervorraget. Auf dem Bauche und Seiten ist sie silberfarbig, der Rücken und Kopf aber silberartig mit ein wenig blau vermischet und glänzend, alle Floßen silberfarbig mit grau vermischet. Sie hat kleine dreyeckichte in Reihen gestellte Zähne, und beißt nicht so sehr, wie die übrigen. Auch ist sie etwas kleiner, als die andern Arten, aber nicht weniger eßbar, wie jene.

Pirot.

Pirot soll wohl der Pilotfisch seyn; s. diesen kurz vorherstehenden Artikel.

Pisang.

Unter diesem gewöhnlichen Namen verstehen wir nicht allein den heutigen Tages genugsam bekannten Pisang, sondern auch noch einige andere Pflanzen, welche das Geschlechte Musa ausmachen. Ob diese Benennung auf die von den Alten verehrte Göttinn Musa sich beziehe, oder vielmehr dem ältern Kräuterkenner, Ant. Musa, zu Ehren angebracht worden, läßt sich nicht füglich bestimmen. In Ansehung des Wachsthums, äußerlichen Ansehens und der Art zu blühen haben die Pflanzen viel ähnliches mit den Palmen, und in der natürlichen Ordnung des Gewächsreiches müssen sie auch neben einander stehen; doch sind Blüthe und Frucht von den Palmen gänzlich unterschieden. Aus dem Gipfel des nackenden Stammes, zwischen den Blättern, treibt der gemeinschaftliche Blüthstiel hervor, welcher auf verschiedenen Zweigen sehr viele Blumen trägt. Diese sind von zweyerley Beschaffenheit; denn ob gleich alle Zwitter scheinen, so zeiget sich doch in den Geschlechtswerkzeugen ein merklicher Unterschied, daher man eine Art männliche Zwitter, die andere weibliche Zwitter zu nennen pfleget. Die letzten nehmen den hintern oder untern, und die erstern den vordern oder obern Theil des Blüthstieles ein. Von beyden stehen mehrere wechselsweise an den Zweigen des Hauptstiels bey einander, und diese Büschel sind von Kelchscheiden umschlossen. Jede Blume zeiget drey Blättchen, welche Herr von Linné mit drey ver-

verschiedenen Namen beleget. Das äußerliche, größere, eyförmige nimmt man für die eigene und besondere Kelchscheide an und die beyden innerlich gestellten stellen gleichsam eine zweylippige Blume vor, davon das obere aufgerichtete, zungenförmige, abgestutzte und fünffach eingekerbte für das eigentliche Blumenblatt, das untere herz- und schiffförmige, zusammengepreßte, vertiefte, zugespitzte und kürzere für das Honigbehältniß angenommen wird. Bey den so genannten weiblichen Zwittern sieht man sechs pfriemenartige Staubfäden, von welchen fünfe, unter dem Blumenblatte aufgerichtet stehen, kürzer als dieses sind und keine Staubbeutel tragen, der sechste aber in dem Honigbehältnisse liegt, viel länger und von der Mitte an bis zu der Spitze der Länge nach mit einer staubichten Linie bezeichnet ist. Der Fruchtkeim sitzt unter der Blume, ist sehr groß, lang und trägt einen aufgerichteten, walzenförmigen Griffel, welcher mit dem Blumenblatte gleiche Länge hat und einen köpfigen, sechsfach, doch nicht sehr merklich gespaltenen Staubweg führet. Nach diesen Blüthen folgen fleischichte, saftige, lange, etwas gekrümmte und an beyden Enden zugespitzte, etwas dreyeckichte Früchte, welche unter einer lederartigen Schale viel markichtes Wesen enthalten, das sich, ohne merkliche Scheidewände, der Länge nach in drey Theile theilet. Bey den so genannten männlichen Zwitterblumen zählet man auch sechs aufgerichtete, aber einander ähnliche Staubfäden, und gemeiniglich bemerket man an fünfen einen linienartigen Staubweg, bey dem sechsten aber mangelt solcher meistentheils. Der Fruchtkeim, Griffel und Staubweg sind bey diesen kleiner, fallen ab, und lassen keine Frucht zurücke.

In diesen Geschlechtskennzeichen sollen drey Arten mit einander übereinkommen. Hr. v. Linné hat zwar ehedem vier Arten angeführet, die eine aber davon in den neuern Schriften als ein eigenes Geschlecht abgesondert und dieses Heliconia genannt. S. unsern Artikel Bihai. Vielleicht bleiben künftig nur zwo übrig, indem eine von den dreyen noch nicht gehörig untersucht worden. Die bekannteste ist:

1) Pisang mit hangendem Blüthstiele und stehenbleibenden männlichen Zwittern. Indianische Feigen. Pharaonsfeige, Paradießapfel, Adamsfeigenbaum, Musa paradisiaca Linn. Diese Art wächst in allen warmen Gegenden von Asien und Afrika, auch in Amerika, wohin sie aber aus jenen Welttheilen gebracht worden, besonders in China, Aethiopien, Mexiko, Zeylon, Tripoli, im gelobten Lande, Arabien; niegends

gends aber größer und vollkommener als in Brasilien. Nach dem verschiedenen Geburtsorte erhält sie auch verschiedene Namen. Pisang nennen solche die Einwohner der Insel Java, Pacquo die Chineser, Quelly die Bengaler, Bala die Malabarier, Bananas die Einwohner in Guinea, Pacona die Brasilianer, anderer zu geschweigen. Von einigen Schriftstellern wird solcher unter dem Namen Plantain angeführet. In allen diesen Ländern ist der Stamm nur jährig, doch dauert die Wurzel, und diese treibt alle Jahre neue Stängel, welche in kurzer Zeit die ansehnlichste Höhe erreichen, Blüthen und Früchte tragen und wieder absterben. Blüth- und Fruchtzeit ist unbestimmt; zu allen Zeiten des Jahres werden beyde angetroffen. In unsern Gärten verhält sich das Wachsthum und die Dauer des Stammes anders. Die lange, dicke, mit verschiedenen Zirkeln bezeichnete und vielen holzigen Fasern besetzte, äußerlich schwarze Wurzel, welche bey dem Zerschneiden einen schmierigen, weißen, kurz hernach sich roth färbenden Saft von sich giebt, ist ebenfalls ausdauernd. Der Stamm aber wächst langsam in die Höhe, und brauchet, auch bey der besten Wartung, wenigstens zwey oder drey, auch zuweilen mehrere Jahre Zeit, ehe er zu derjenigen Vollkommenheit gelanget, daß die Blüthen zum Vorscheine kommen. Geschieht aber endlich dieses und die Früchte haben ihre Reife erhalten, so stirbt solcher ganz ab, und zu gleicher Zeit, nicht eher, treiben aus der Wurzel neue Schößlinge hervor. Die Höhe und Stärke des Stammes ist nach dem Alter und Wartung verschieden. In dem vollkommenen Zustande mag solcher wohl die Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß betragen, und alsdenn ohngefähr eines Mannes Schenkel Dicke haben. Es ist solcher nicht, nach Art der Bäume, holzicht, sondern mehr rohrartig, schwammicht und besteht aus vielen über einander liegenden Blätterscheiden, welche von den nach und nach abfallenden Blättern übrig bleiben, daher der Anwachs nicht zirkelförmig, sondern nur halbmondförmig erscheint, wenn man den Stamm quer durch in dünne Scheiben schneidet. Von dieser besondern Einrichtung hat Hanow weitläuftig gehandelt. S. dessen Seltenheiten II. Th. 37 u. f. S. Der obere Theil des Stammes ist mit großen gestielten Blättern besetzet. Die Größe und Breite ist verschieden. Hanow hat solche über zween Schuh breit, mit dem Stiele acht und einen viertel Schuh, ohne Stiel aber sechs und einen viertel Schuh lang gesehen; in den wärmern Ländern ist beydes noch viel beträchtlicher und

Rumph hat Blätter gefunden, welche ohne den Stiel zwölf Fuß Länge gehabt und so breit gewesen, daß ein Mensch sich darein wickeln können. Auch die Anzahl derselben ist verschieden; in den Gärten wird man selten mehr als neune zählen. Sie sind anfangs zusammengerollt, hernach breiten sie sich aus, biegen sich unterwärts, sind eyförmig, stumpf, völlig ganz, glatt, glänzend, grün, mit einem bräunlichen Rande eingefasset, und der Länge nach mit einem vorragenden Nerven versehen, von welchem unter einem rechten Winkel die nicht vorstehenden Seitennerven abgehen. Der Blattstiel fängt mit einer blätterichten Scheide an, verbreitet sich nachher in eine Haut und wird endlich rundlich. Aus dem scheidenförmigen Anfange eines Blattstiels, gemeiniglich des letztern oder höchsten, treibt der gemeinschaftliche Blüthstiel hervor. Solcher ist ohngefähr einen Fuß lang, einen Daumen dicke, rundlich, gerade aus- und seitwärts, nach und nach mehr unterwärts gerichtet, und wie sich solcher verlängert, fallen die Kelchscheiden, welche solchen bedecket, nach und nach ab. Diese Kelchscheiden stehen zuvor wechselsweise, sind länglicht, stumpf zugespitzet, vertieft, ohngefähr anderthalb Spannen lang und eine Hand breit, hochroth, mit vielen Strichen der Länge nach bezeichnet und lederartig. Von diesen umgab bey der Cliffortischen Pflanze die erste grünlicht purpurfärbige keine Blüthen; die zwote, dritte, vierte und fünfte purpurfärbig und bläulicht bestäubte die weiblichen Zwitterblumen und die folgenden gleich gefärbten die männlichen unfruchtbaren Blumenbüschel. Jeder Büschel sitzt an einem merklichen Knoten, welcher das Ueberbleibsel von der abgefallenen Scheide ausmachet und besteht aus vielen Blumen, welche gleichsam als Zweige in abgetheilten Ordnungen den gemeinschaftlichen Blüthstiel umgeben. Das Blumenblatt und Honigbehältniß sind weniger schön gefärbet als die Kelchscheiden und nur etwas gelblich. Nach der Ehret- und Trewischen Abbildung ist das Honigbehältniß weißlicht und vorwärts etwas gelblicht, das Blumenblatt aber unterwärts schönroth und vorwärts schön gelb. Daß man von den beyden lippenförmigen Blättern das untere für ein Honigbehältniß annehmen könne, beweiset der häufige, wässerichte, süße Saft, welcher daselbst bey allen weiblichen Zwitterblumen angetroffen wird; doch ist in den männlichen dergleichen Feuchtigkeit nicht zugegen. Ob die Beschaffenheit der Blüthe in verschiedenen Ländern eine Veränderung leide, ist zwar nicht füglich zu behaupten, und dennoch kommen die

Beschreibungen nicht mit einander überein. Plümier erwähnet außer den beyden Lippen, oder dem eigentlichen Blumenblatte und Honigbehältnisse, noch drey Blumenblätter; nach dem Horto malabarico sind diese nur in den fruchtbaren zugegen; die Leipziger Musa soll drey Kelch- und eben so viel Blumenblätter gehabt haben. Woher diese Verschiedenheit entstehe, läßt sich schwerlich einsehen; da jedoch Ehret in dem Londner Pisang viele männliche monströse Blumen mit vier Blumenblättern, oder zwey Honigbehältnissen und zwey Blumenblättern angetroffen, auch dergleichen abgemalet hat, so scheint es wahrscheinlich, daß diese Blumen, wie viele andere, zuweilen eine Abänderung leiden. Vielleicht verwachsen bisweilen zwo mit einander, so, daß das Blumenblatt allein doppelt erscheint, mithin drey Blätter zugegen sind. Vielleicht arten auch manchmal einige Staubfäden aus und verwandeln sich in Blätter. Hierüber und überhaupt von den mancherley Verschiedenheiten, welche bey diesen Blumen vorkommen, ist das Commerc. Noribergense nachzulesen.

Obgleich alle männliche Zwitterblumen abfallen, hangen doch an dem gemeinschaftlichen Stiele viele Früchte. In warmen Ländern soll man derselben auf zweyhundert zählen. Es ist eine solche Frucht ohngefähr so dicke, wie eine ausgewachsene Gurke, länglicht, einigermaßen dreyeckicht, gelblicht, mit dem stehenbleibenden Griffel besetzet und inwendig voll gelben Saftes. Nicht allein in hiesigen Gärten, sondern auch in dem Geburtsorte findet man niemals reife Kerner darinnen. Und dieses darf uns nicht wundern, indem die weiblichen Zwitterblumen sich eher öffnen, auch bereits verblühet und Früchte angesetzet haben, ehe die männlichen aufbrechen, mithin jene von diesen nicht gehörig befruchtet werden können. Man kann also diesen Pisang nicht durch Saamen fortpflanzen, die neuen Wurzeltriebe aber geben immer neuen Zuwachs. Herr von Linné hat angemerket, daß die Wurzel in den Gärten nicht eher neue Triebe mache, bis die Blüthkolbe hervorgebrochen.

Diese merkwürdige Pflanze ist vielleicht schon dem Theophrasto bekannt gewesen, auch Plinius erwähnet selbige; zu den Zeiten der arabischen Aerzte des Serapionis und Avicennä aber ist sie mehr allgemein bekannt, jedoch in Europa erst in diesem Jahrhunderte in den Gärten zur Blüthe gebracht worden. Die erste blühende Pflanze hat man nach den aufgezeichneten Nachrichten in dem Garten des Prinzen Eugen zu

Wien 1727. gesehen. Sie war 11½ Schuh hoch, 1 Schuh 3½ Zoll dicke und hatte acht Blätter, deren jedes 6 Schuh drey Zoll lang und sechs Zoll breit waren. Die purpurfärbigen Blüthen hatten einen besondern Geruch. Im Jahre 1732. brachte man in Carlsruhe und im folgenden in dem Bosenschen Garten zu Leipzig dergleichen zur Blüthe, und 1736. blühete die, vom Herrn von Linné beschriebene, in dem Cliffortischen Garten zu Hartecamp zwischen Harlem und Leiden. Diese war aus Amerika dahin gebracht und fünf Jahre unterhalten worden, ehe der Blüthstiel hervor brach. In diesem Jahre hat auch zu London ein Pisang geblühet und ein und sechzig Früchte getragen, von diesem hat Ehret seine vortrefflichen Abbildungen gemachet, welche Trew nachher herausgegeben. Im Jahre 1745. blühete wieder ein Pisang in D. Breyns Garten bey Danzig, welchen Herr Hanow beschrieben. Nachher hat man in Berlin, Petersburg und mehrern Orten den Pisang zur Blüthe gebracht, und nachdem man gelernet, solchen gehörig zu warten, ist es nichts seltenes mehr, diese kostbaren Früchte in allen Ländern zu sehen und zu genießen. Wenn der Pisang in unsern Gärten fortkommen und guten Wachsthum zeigen soll, muß solcher beständig sehr warm gehalten werden. Man muß daher selbigen beständig in einem heißen Treibhause unterhalten, und die Wurzel oder die Erde, worinnen solcher steht, mit frischen warmen Miste umgeben, und solchen öfters erneuern, auch mit dem Begießen zu rechter Zeit nicht sparsam seyn. Den Sommer über muß dieses reichlich, im Winter öfters, aber wenig auf einmal, geschehen. Damit die Wurzel besser wuchern könne, setzet man die Pflanze nicht in Töpfe oder Kübel, sondern in die Erde im Treibhause. Es ist am besten, man macht hierzu ein Lohbeet, leget alten Loh um die Wurzeln, und wenn man solches mit frischer Loh erneuern will, soll man vielen alten Loh nahe um die Wurzeln liegen lassen, weil sie sonst, wenn der neue Loh zu nahe daran kömmt, leichtlich verbrennen.

Der Nutzen dieses Gewächses ist in den Welttheilen, wo solches wächst, vielerley und wichtig. Die ganze Pflanze in allen Theilen ist die vornehmste Speise der Elephanten. Mit den Blättern werden die Häuser gedecket. Die Menschen suchen in den heißen Gegenden unter den Blättern einen schattichten kühlen Ruheplatz. Einige Völker in Amerika gebrauchen die Blätter zu ihrer Lagerstätte, statt der Tischtücher und Servietten, und zuweilen anderer Dinge, wozu man sonst Leinwand zu gebrauchen pfleget; sie wickeln ihre

ihre Leichen darein, wenn sie dieselben zum Scheiterhaufen tragen. Die Türken bedieneten sich derselben ehedem anstatt des Papiers. Rumph meldet auch, wie die Kinder, wenn sie die Pocken haben, und diese genugsam geschworen und auszulaufen anfangen, auf die frischen Blätter geleget würden, weil solche nicht anklebten. Könnten nicht Vornehme auch bey uns dieses nachahmen? Die zarten, erst hervorkeimenden Blätter und Blüthen pfleget man mit Pfeffer und Salz zu bereiten und als Salat zu genießen. Die Früchte sind ein nährendes, kühlendes und durststillendes Mittel. Es giebt Völker in Indien, welche fast keine andere Speise, als diese Früchte genießen, und daraus Brod, Getränke und allerley Zugemüse bereiten. Auf der Insel Barbados werden die Sclaven damit unterhalten. Es wird einem jeden wöchentlich des Sonnabends eine Frucht, oder, wenn sie klein sind, zwo gegeben, und damit muß der Sclave sich die ganze Woche über beköstigen. Die noch nicht völlig reifen Früchte werden über dem Feuer getrocknet und Brod daraus gemachet. Andere schälen die Frucht ab, kochen sie, und machen Brey davon. Andere kochen sie mit Reiß. Auf den Maldivischen Inseln werden Fische damit gekochet. Die reifen Früchte sind roh eine sehr angenehme Speise, doch pflegen sich solche nicht über etliche Wochen zu halten. Wenn man die dicke Haut davon abzieht, bemerket man, auch an den bey uns erzogenen Früchten, einen angenehmen Geruch, der den Borsdorfer Aepfeln gleicht. Das innerliche mürbe Fleisch hat einen angenehmen Geschmack, es ist weinsäuerlich und hat etwas ähnliches von Feigen und Borsdorferäpfeln. Es wird auch die reife Frucht zerschnitten, geröstet, oder an der Sonne getrocknet uud im letzten Falle statt der Feigen gebrauchet. In Madagascar machet man einen Wein daraus, den die Einwohner Couscou nennen.

Auch als Arzney soll diese Frucht vorzüglich beym schmerzhaften Urinlassen nützlich seyn. Der Saft, welcher aus dem zerschnittenen Stamme quillt, ist zusammenziehend, und wird zur Stillung des Blutes gebrauchet. Mit der zerquetschten, und in Milch gesottenen Wurzel pflegen die Indianer den Schwindel zu vertreiben, und die zerstoßenen Blätter mit Honig vermischet in Augenkrankheiten zu gebrauchen.

Bey Auslegung der heil. Schrift wird dieser Pisang gar oft erwähnet. Besonders kommen dabey die Fragen vor: Ob der Baum des Erkenntnisses Gutes und Bösen im Paradieße, oder ob vielmehr derjenige, wovon die ersten Eltern nach dem Falle sich Schür-

zen gemachet, ein Pisang gewesen. Nach einiger Ausleger Meynung soll die Weintraube, welche die, von Moses ins Land Canaan geschickten Kundschafter auf der Stange in das Jsraelitische Lager zurückbrachten, der Fruchtstiel mit den daran hangenden Früchten des Pisangs gewesen seyn. Scheuchzer will die Frucht für die Dudaim halten. Wenn man die Frucht quer durschneidet, soll sich das Bild eines gekreuzigten Menschen darstellen, daher auch einige Amerikaner solche nicht mit dem Messer zerschneiden, sondern mit den Zähnen oder Fingern zerreissen, damit sie dieses Creutz nicht ansichtig werden möchten. Mit mehrerer Gewißheit könnte man behaupten, daß es dieser Pisang gewesen, dessen Früchte zu genießen, Alexander seinen Soldaten verboten, indem solche, sonderlich bey denjenigen, welche dergleichen Speisen ungewohnt sind, leichtlich Bauchschmerzen, Durchfall und andere Krankheiten verursachen können.

Von den verschiedenen Abänderungen dieses Pisangs, dergleichen man in Batavia achtzig zählen will, und welche sich vornehmlich in der Frucht zeigen, und zu mancherley Benennungen Anlaß gegeben, kann man Rumphs Herb. Amb. T. V. p. 130. sq. nachlesen. In hiesigen Gärten wird man dergleichen nicht leicht antreffen. Eine derselben wird als eine besondere Art angenommen, nämlich:

2) der Pisang mit abwärtshangendem Blüthstiele und abfallenden männlichen Blüthen, Ceronins Lusitanorum, Musa regia Rumph. Musa sapientum L. insgemein der Bananabaum genannt. Es ist solcher dem ganzen Ansehen nach der ersten Art ähnlich, doch in drey Stücken davon unterschieden. An dem Stamme zeigen sich Flecken, die männlichen Blüthen fallen ab, und die Früchte sind viel kürzer, nicht eckicht, sondern mehr rundlich. Diese hat in England 1739. geblühet, und ist von Herr Ehret abgezeichnet worden. Die prächtigen Abbildungen von beyden Arten findet man in des Trew Plant. select. Tab. 18. bis 23. Die Früchte dieser zwoten Art werden in Batavia vorzüglich hochgeschätzet. Die Unterhaltung in unsern Gärten ist mit der ersten Art einerley. Es soll diese viel geschwinder wachsen, und Sloane saget, man könnte sie wachsen sehen. Endlich erwähnen wir

3) den Pisang mit aufgerichtetem Blüthstiele, Affenmusa, Musa Troglodytarum Linn. Pisang-batu, und Pissang Toncat Rumph. Diese Art wächst vornehmlich auf den Molukkischen Inseln, ist dem Wachsthume und Ansehen nach der ersten Art gleichfalls

falls ähnlich, die Blätter aber sind schmäler, der Blüthstiel steht aufgerichtet, und die Früchte sind viel kleiner, rundlich, vorwärts dicker als hinten, braun oder röthlicht, schwarz gestriest; in dem gelblichten, fleischichten Wesen liegen viele platte, schwärzlichte Saamen, welche in fünf oder sechs Reihen gestellet sind. Das Fleisch enthält in der reifen Frucht einen süßlichen Saft, welcher aber im rohen Zustande einiges Brennen im Munde verursachet; daher die Früchte in der warmen Asche geröstet werden. Ueberhaupt werden diese Früchte nicht sonderlich geachtet, und vornehmlich deswegen von vielen verabscheuet, weil nach dem Genuß der Urin häufig und blutroth abgeht. Doch versichert Rumph, daß solches ohne Nachtheil der Gesundheit geschehe.

Piscis Anonymus.

Piscis Anonymus des Marcgravs. s. unsern Artikel, Mulle, B. V. S. 784.

Pishamin.

S. Persimon.

Pisie-Pamphers.

Pisie-Pamphers. Ist an der Goldküste eine Art kleiner Fische, die alle übrigen übertrifft; S. A. Reisen, B. IV. S. 280.

Pisolithen.

S. Rogenstein.

Pisonie.

Wilhelm Piso, ein holländischer Arzt, hat im vorigen Jahrhunderte eine natürliche Geschichte Brasiliens, und der beyden Indien in lateinischer Sprache herausgegeben, und sich dadurch alle Hochachtung erworben. Plumier hat zuerst demselben ein Pflanzengeschlecht gewidmet, welches auch durchgehends beybehalten worden. Es sind davon zwo Arten bekannt, welche in Amerika wachsen, und von Herr Jacquin am besten beschrieben worden. Es zeigen sich auf diesen Bäumen dreyerley Blumen, als männliche, weibliche und Zwitter, doch nicht alle drey Arten auf einer, sondern gemeiniglich nehmen die Zwitterblumen eine Pflanze allein ein, die männlichen und weiblichen aber stehen gemeiniglich beyeinander.

1) Die stachlichte Pisonie, Pisonia aculeata Linn. Sie trägt auf einem Stamme unfruchtbare Zwitter, auf dem andern fruchtbare weibliche Blumen. Beyde haben keinen Kelch. Bey den Zwitterblumen ist das Blumenblatt trichterförmig, und bis zur Hälfte in fünf rundlich zugespitzte, eingekerbte Lappen getheilet; die Zahl der Staubfäden ist nicht beständ-

beständig, gemeiniglich sind derselben sechse oder sieben, selten fünfe oder achte zugegen; sie ragen über das Blumenblatt hervor; der eyförmige Fruchtkeim trägt einen kurzen Griffel mit pinselförmigem Staubwege. Diese Blumen fallen, ohne Frucht nachzulassen, ab. Bey der weiblichen Pflanze ist das Blumenblatt mehr röhrenförmig, und nur in fünf spitzige Zähnchen ausgezacket; der Griffel zweymal länger als dieses, und der Staubweg doppelt rückwärts gebogen. Es folget eine eyförmige, fünfeckichte, und auf den Ecken der Länge nach mit Warzen besetzte, trockne Frucht, welche einen einzigen Saamen enthält. Der Baum hat ein schlechtes Ansehen, und treibt schwache, unterwärts hangende Aeste. An dem Blätterwinkel stehen einander gegenüber, aufwärts gerichtete, starke, vorwärts umgebogene Stacheln. Die gestielten, glatten, einander gegenüber gestellten Blätter sind eyförmig, zugespitzet, völlig ganz. Die ästigen Blüthbüschel stehen sowohl an der Spitze der Aeste, als dem Blätterwinkel, sind zur Blüthzeit nicht länger als die Blätter, nachher aber verlängern sich solche merklich. Die Blumen sind klein, gelbgrünlicht, bey jeder stehen zwey pfriemenartige Deckblätter, bey der letzten aber, womit sich der Büschel endiget, findet man drey. Diese Art wird sonderlich in Jamaika und Domingo angetroffen. Die Aeste dieses Baumes, wenn sie nicht unterstützet werden, schlingen sich um die nahstehenden Pflanzen; die Stacheln gehen leicht loß, und hängen sich an die Kleider der vorübergehenden Menschen, und der klebrichte Saame bleibt an allem hängen, was solchen berühret; daher man in Jamaika die Flügel der Vögel öfters ganz damit besetzet findet. Man erzieht diesen Baum aus dem Saamen auf dem Mistbeete, und unterhält solchen beständig in dem warmen Glashause.

2) Die unbewehrte Pisonie, Pisonia inermis L. Diese trägt auf verschiedenen Bäumen unfruchtbare und fruchtbare Zwitterblumen. Beyde haben keinen Kelch; die unfruchtbaren ein trichterförmiges und in fünf kleine Zähnchen eingekerbtes Blumenblatt, sechs längere und mit Beuteln besetzte Staubfäden, und einen Fruchtkeim mit einem kurzen Griffel, und pinselartigen Staubwege. Nach diesen folget keine Frucht. Die andern haben ein röhrenförmiges, mit fünf Spitzen geendigtes Blumenblatt, sechs viel kürzere Staubfäden, worauf leere Beutel, ohne befruchtenden Staub stehen, und einen Fruchtkeim mit einem längern Griffel, und gleichfalls pinselartigen Staubwege. Die Frucht ist nach

Herr

Herr Jacquins Beschreibung, eine länglichtrunde, einsaamige Beere. Das Bäumchen ist unbewehrt, oder ohne Stacheln, zwölf auch zwanzig Fuß hoch, und mit einer artigen Krone besetzet; die Blätter sind etwas spitziger, und die Blüthbüschel verlängern sich nicht, wenn die Früchte ansetzen; wenn diese aber abgefallen, erscheinen solche röthlicht. Die Blumen sind auch gelbgrünlicht, haben einigen Geruch, und die Deckblätter sind wie bey der ersten Art beschaffen. Die Frucht ist schwarz, weich, und enthält ein weißlichtes Fleisch. Dieses fehlet öfters, indem es die Vögel abfressen, und der Saame bleibt nackend stehen.

Pistacienbaum.

Dieser ist bereits vom Tournefort und andern Schriftstellern mit dem Terebintho vereiniget worden, und da nach Herr von Linne' auch der Lentiscus oder Mastixbaum dahin gehöret, hat derselbe Pistacia als den Geschlechtsnamen dieser vereinigten Pflanzen angenommen. Vom Mastixbaume haben wir bereits gehandelt, und den eigentlichen Terpenthinbaum werden wir an seinem Orte beschreiben; hier aber theils die allgemeinen Geschlechtskennzeichen angeben, theils diejenigen Arten erwähnen, welche von den fünf, beym Herrn v. Linne' vorkommenden, noch übrigbleiben, wenn die beyden Arten abgehen, worunter sonderlich die eigentlich sogenannte Pistacie vorzüglich merkwürdig ist.

Männliche und weibliche Blumen wachsen auf verschiedenen Bäumen. Die erstern stellen ein lockeres Kätzchen vor, welches aus kleinen, fünffach gespaltenen Schuppen besteht, und unter jeder Schuppe fünf kurze Staubfäden mit großen viereckichten Staubbeuteln darstellet. Die weiblichen stehen einzeln, zeigen einen kleinen vierspaltigen Kelch, kein Blumenblatt, und drey rückwärtsgeschlagene Griffel mit haarichten Staubwege; nach welchen eine eyförmige trockne Frucht mit einer ähnlichen Nuß folget.

1) Die wahre Pistacie mit eyförmigen umgebogenen Blättchen, grüne Pimpernüßlein, Pistacia vera Linn. Der Baum wächst häufig in Syrien, Persien, Arabien, Egypten, auch um Neapel, in Sicilien und Spanien, doch sind die Früchte von den Europäischen Bäumen nicht so gut, als die Persischen oder Syrischen. Nach Plinius Berichte hat der Kayser L. Vitellus, als er Gesandter in Syrien war, diesen Baum nach Italien gebracht. Es erlanget solcher einen dicken Stamm, und treibt viele ausgebreitete Aeste, welche mit einer aschgrauen Rinde bedecket

cket sind. Die Blätter stehen gemeiniglich einander gegenüber, sind gefiedert, und bestehen aus eyförmigen, umgebogenen, paarweise gestellten Blättchen, mit einem einzelnen am Ende. Nach Herr Geoffroi unterscheiden sich die männlichen und weiblichen Bäume auch durch die Blätter. Bey den männlichen sollen selbige kleiner seyn, und nur aus drey Blättchen bestehen, bey den weiblichen aber größer, fester, und aus fünf Blättchen zusammengesetzet seyn. Da diese beyden Bäume nicht immer bey einander stehen, wird die Befruchtung des weiblichen von den Einwohnern auf die Art veranstaltet, welche bey dem Dattelbaume gebräuchlich, und in diesem Schauplatze im zweeten Bande, 296. S. angemerket worden. Die Frucht ist eine kleine, länglicht spitzige, eckichte, auf der einen Seite etwas erhabene, auf der andern mehr platte, und mit einem erhabenen Striefen bezeichnete Nuß. Es hat selbige zwo Schalen; die äußerliche ist dünne, zerbrechlich, anfangs grün, hernach röthlicht, die innere holzicht, biegsam und weiß. Der eigentliche Kern ist noch mit einer röthlichtgrünen Haut bedecket, selbst aber blaßgrün, ölicht, fettig, süßlich bitter, und angenehm vom Geschmacke. Es giebt große auch kleine Pistacien; bey uns findet man gemeiniglich nur die großen, welche ohngefähr einer Haselnuß gleichen. Die kleinen sollen besser schmecken. Es werden sowohl die ganzen Nüsse, als auch der ausgemachte Kern zu uns gebracht. Man wähle die frischen, welche keinen scharfen ranzichten Geschmack haben. Der Nutzen und Gebrauch davon kommt mit den Mandeln und Pinien überein. In der Apotheke bereitet man daraus eine Milch, und gebrauchet solche zu Linderung der Schärfe, bey dem Husten, schmerzhaften Urinlassen, und dergleichen Zufällen. Weil die daraus bereitete Milch grünlicht sieht, setzet man Mandeln dazu, oder verordnet lieber die letzten allein. Gleditsch zieht solche den Mandeln vor, aber die Pistacien werden noch eher als die Mandeln verderben. Es können selbige auch als ein Nahrungsmittel betrachtet, und den schwachen Körpern empfohlen werden, indem die beygemischte Bitterkeit die Verdauung des ölichten befördern, und die schwachen Eingeweide stärken kann. In der Küche werden sie zu Ragouts, Pasteten, Torten und dergleichen gebrauchet. In asiatischen Ländern pfleget man die ausgemachten Pistacien, auf die Art, wie die kleinen Gurken einzumachen.

2) Sicilianischer Pistacienbaum mit vielerley Blättern, *Pistacia trifolia L.* Ist in Sicilien

len zu Hause, und die Nüsse werden daselbst gespeiset. Die Blätter sind an einem Zweige verschieden. Man findet gefiederte, dreyblättrige, auch einfache. Die einfachen sind groß, eyförmig-rund, bey den dreyblättrigen aber die beyden Seitenblättchen klein.

3) Narbonensischer Pistacienbaum mit rundlichen Blättchen, Pistacia narbonensis Linn. Diese Art wächst um Montpellier, auch in Persien und Armenien. Die Blätter sind theils gefiedert, theils dreyblättricht, und die Blättchen fast rund. Die Größe der Frucht gleichet den Haselnüssen, und wird gespeiset.

Sollten diese drey Arten wirklich von einander unterschieden seyn? Alle verlangen einerley Wartung. Kann man frische Nüsse erhalten, soll man solche in Töpfe, so mit frischer, leichter Erde angefüllet sind, legen, und diese in ein mäßig warmes Mistbeet eingraben. Die jungen, auch ältern Bäume müssen bey uns in Töpfen unterhalten werden. In der Onomat. botanica lesen wir, daß die alten Stöcke der freyen Luft ausgestellet werden könnten. Dieses gilt wohl von England, aber nicht von unserm Himmelsstriche. Wir haben schon mehrmals erinnert, daß man, soviel die Wartung der Pflanzen betrifft, diesem Buche, und denen darinnen gegebenen Anweisungen gar nicht folgen könne, indem immer der Englische Miller, ohne Rücksicht auf Deutschland, getreulich ausgeschrieben worden. Wir müssen diese Bäume, sie mögen jung oder alt seyn, den Winter über vor der Kälte verwahren, und wenigstens alsdenn in ein gemeines Glashaus setzen. Im Sommer verlangen solche öfters Begießen, wollen auch öfters versetzet seyn.

Die falsche Pistacie, deren Ludovici erwähnet, in den antillischen Inseln wachsen soll, und daher auch Pistacie aus den Inseln genennet wird, ist gewiß eine von denjenigen Pflanzen, welche wir unter Erdnuß angeführet haben, ob solche aber zur Arachis oder Glycine gehöre, können wir nicht bestimmen.

Pistacienbaum, S. auch Terpenthinbaum.

Pit.

Pit oder Pite. Unter diesem Namen wird in verschiedenen Wörterbüchern eine Art Hanf oder Flachs angeführet, welcher aus denen, unter der Linie gelegenen Oertern, in Amerika abstammen, und länger, auch weißer als der Europäische seyn, und von den Amerikanern zu vielerley Arbeit, sonderlich zu den Hangematten, Segeltüchern und Thauwerke gebrau-

brauchet werden soll. Wir können dergleichen unbestimmte Namen nicht füglich übergehen, und diesen führen wir um desto lieber an, da wir angeben können, wie dieses flachsartige Wesen aus der stinkenden glatten amerikanischen Aloe, oder Agaue foetida Linn. bereitet werde. Wir dürfen daher dergleichen zu erlangen, oder zu erbauen, keinesweges bedacht seyn, da die Pflanze mühsam zu unterhalten ist.

Planet.

Diesen ursprünglich griechischen Namen, den einige Schriftsteller durch das Wort Irrstern im Deutschen ausdrücken, giebt man denjenigen Sternen, welche ihre Lage in Ansehung anderer Sterne beständig verändern. Man theilet sie gemeiniglich in Hauptplaneten und Nebenplaneten ein. Hauptplaneten sind solche, die sich nur um die Sonne, aber nicht zugleich um einen andern Planeten bewegen. Die Nebenplaneten hingegen, die auch Trabanten genannt werden, bewegen sich um einen Hauptplaneten, und mit diesem zugleich um die Sonne. Zu den Hauptplaneten werden folgende gerechnet: der Mercurius, welcher der Sonne am nächsten ist, die Venus, der Mars, der Jupiter und der Saturn, von welchen allen in besondern Artikeln gehandelt wird. Eigentlich aber giebt es noch mehr Hauptplaneten, deren Anzahl sich nur nicht genau bestimmen läßt. Denn die Kometen sind nichts anders als eine Art von Planeten, die sich in sehr länglichen Ellipsen um die Sonne bewegen. Der Mercurius und die Venus heißen untere, hingegen Mars, Jupiter und Saturn obere Planeten, weil die ersten beyden der Sonne näher sind, als die Erde, und von der Erdbahn eingeschlossen werden, da hingegen die übrigen weiter als wir von der Sonne entfernet sind, und sich um dieselbe in größern Kreisen, als die Erde bewegen. Von Nebenplaneten, deren es zehen giebt, war sonst nur ein einziger bekannt, nämlich der Mond, welcher sich um unsere Erde drehet. Erst in den neuern Zeiten machte man die Entdeckung, daß Jupiter von vier, und Saturn von fünf Trabanten oder Nebenplaneten begleitet und erleuchtet würde. Die Trabanten des Jupiters bemerkte Simon Marius zuerst im Jahre 1609. und von den Trabanten des Saturns wurde einer zuerst im Jahr 1655. durch den Hrn. Hugenium, und die vier übrigen durch den Herrn Cassini 1671. 1672. und 1684. entdecket. Einige Astronomen wollen auch bey der Venus einen Trabanten bemerket haben; allein die neuesten Beobachtungen machen die Exi-

stenz dieses Nebenplaneten sehr ungewiß.

Planiten.

Versteinerte Seeohren, Cochlites, Auris marina lapidea; sind versteinerte offne Schnecken, so nur aus einem Gewinde bestehen, und den Menschenohren gleichen. In der Anmerkung zu Waller. Mineral. S. 471. wird gesaget, daß diese unter den Conchylien die rarsten sind.

Plantain.

S. Pisang.

Platanus.

Im Deutschen nennet man dieses Geschlechte Maßholder; da aber auch darunter öfters der Ahornbaum verstanden wird, wollen wir lieber den Tournefortianischen Namen beybehalten. Wollte man mit Herr Dietrich und Planern dieses Geschlechte Ahorn, und den Acer Maßholder nennen, würde solches zu neuer Verwirrung Anlaß geben. Der Gärtner Krause nennet Platanus Kleiderbaum. Männliche und weibliche Blüthen sitzen auf einem Baume, und von jeden stehen viele dichte bey einander, und stellen ein kugelförmiges Köpfchen vor. Zu jeder männlichen Blume gehören einige Schuppen, und viele gefärbte Staubfäden, welche oberwärts dicker, und unterwärts mit dem viereckichten Staubbeutel umgeben sind. Bey den weiblichen bemerket man gleichfalls einige Kelchschuppen, etliche länglichte, vertiefte Blumenblätter, und viele pfriemenartige Fruchtkeime, welche sich in ähnliche Griffel mit gekrümmtem Staubwege verlängern. Die Früchte sind kugelförmig, mit einander vereiniget, und der rundliche Saame sitzet auf einem zarten Stielchen, ist mit einem haarichten Kranze umgeben, und mit dem Griffel besetzet. Eine genauere Beschreibung der Blüthe hat selbst von Linné von andern zu erhalten gewünschet. Die Blätter stehen wechselsweise an den Aesten, und den Blattstiel umgiebt ein rundlichtes ausgezacktes Deckblatt. Es sind nur zwo Arten bekannt.

1) Der morgenländische Platanus mit fünflappigen glatten Blättern, Platanus orientalis Linn. Dieser wächst auf dem Gebirge Taurus in Macedonien, und verschiedenen Inseln im griechischen Archipelagus an feuchten Oertern, und erlanget daselbst eine ziemliche Höhe. Die Rinde des Stammes und der Aeste ist brauner als bey der zwoten Art; das Holz feste und weißlich. Die Blätter nennet Herr von Linné handförmig, und es zeigen solche auch, wenn die Pflanze aus Saamen erzogen und noch jung ist,

fünf tief abgetheilte, ungezahnte Lappen; an den ältern Stämmen aber sind die fünf Lappen in andere und kleinere zerschnitten, doch halten solche das Verhältniß, daß der mittelste der größte, und die beyden untern die kleinsten sind. Beyde Flächen sind glatt, doch zeigen sich auf der untern fünf etwas erhabene Adern. Die Blattstiele sind röthlicht.

Dü Hamel und andere führen den Platanus orient. Aceris folio, oder ahornblättrigen Platanus; als eine besondere Art an und da die Blätter nicht so tief eingeschnitten, und die obere Fläche etwas rauher ausfällt, könnte man sich leicht verführen lassen, daraus eine neue Art zu machen; Herr dü Roi aber versichert, daß aus einerley Saamen beyde Sorten erzogen werden, mithin ist solcher nur eine Abänderung. Die Vermehrung geschieht durch Saamen und Zweige. Wenn man reifen und guten Saamen erhalten kann, vermischet man solchen mit Sande, streuet solchen auf lockere feuchte Erde, und bedecket ihn nur ganz flach; wobey Miller und andere anrathen, den Saamen vor der Aussaat in der Hand mit trockner Erde abzureiben, damit die daran hängenden Haare abgehen, bleiben diese daran, werden die Saamen eher schimmeln und verderben, als keimen. Von den Zweigen erinnert Miller, daß die daraus erzogenen Stämme niemals so hoch, als die aus Saamen erzeugten, wachsen, auch gegen die Kälte empfindlicher wären. Ueberhaupt leidet diese Art im Winter im freyen Lande leicht Schaden, und wird buschicht und ungestaltet wachsen. Will man einen ordentlichen Baum erziehen, muß man solchen im Kübel, und den Winter hindurch in einem Glashause unterhalten. In seinem Geburtsorte, auch in England, erreichet dieser Baum ein hohes Alter, und schicket sich vorzüglich zu belaubten Gängen. Zu diesem Endzwecke wurden solche von den Griechen und Römern erzogen, und der bekannte und gelehrte Englische Canzler Baco von Verulam hat dergleichen auf seinem Landguthe veranstaltet, woselbst sie Miller noch gesehen, und nach dessen Zeugnisse ein außerordentliches schönes Ansehen haben. Hasselquist hat auf seiner Reise nach Palästina an der Insel Stanchio einen Baum angetroffen, dessen Stamm vierzehen Ellen im Umkreise betragen, und sieben und vierzig Aeste getrieben, davon jeder einen Faden dicke, und von steinernen Pfeilern unterstützet gewesen. Unter dem Schatten dieses Baumes waren über zwanzig größere und kleinere Häuser aufgebauet. Er hält diesen Baum für einen der größten und ältesten

sten im Gewächsreiche. Plinius hat bereits von dergleichen großen Platanusbäumen Nachricht gegeben. In einem solchen ausgehöhlten Stamme soll Mutianus mit ein und zwanzig Personen gespeiset und geschlafen haben, und in einem andern der Prinz Cajus, Augustus Enkel, und funfzehn Personen, welche mit ihm gespeiset, von seinem ganzen Gefolge bedienet worden seyn.

2) Der nordamerikanische Platanus mit fünfzackichten unterwärts wollichten Blättern, virginischer Ahorn, Platanus occidentalis. Der Rand der Flüsse und Bäche von Pensylvanien ist der eigentliche Geburtsort, daher solcher auch von den Einwohnern the Water-beech oder Wasserbuche genannt wird. Kalm hat in Amerika dergleichen Bäume gesehen, deren Dicke drey Ellen im Durchmesser gehabt, und nach Paul Dudley Nachricht sind aus einem, in Neuengland gefällten, zwey und zwanzig Klaftern Holz geschlagen worden. Der Stamm hat die Eigenschaft, daß bey zunehmender Stärke, die Rinde sich alle Jahre von selbst loßblättere und abfalle. Es ist diese aschgrau, die Farbe der jungen Zweige grün, und der Blätterstiele röthlicht. Das Holz ist weiß und ziemlich feste. Die Blätter unterscheiden sich von der ersten Art gar merklich. Anstatt daß jene tief ausgeschnitten waren, sind es diese wenig, so daß man nur fünf Spitzen wahrnimmt; ihre Breite und Länge beträgt in einem feuchten Boden gemeiniglich eine halbe Elle; die untere Fläche ist ganz wollicht, auch die jungen Zweige überzieht ein wollichtes Wesen, welches sich mit den Fingern abstreichen läßt. Der fortgehende Schuß durchbohret ebenfalls einen Blattansatz. In Amerika erschien der Blüthkopf schon im May, bey uns aber im Junius. Herr du Roi hat allein weibliche Blüthköpfe auf diesen Bäumen gesehen, und dabey gelblichte Blumenblätter und röthlichte Staubwege wahrgenommen. Der Saame wird wohl im Herbste reif, doch bleibt der Saamenknopf auf den langen dünnen Stielen bis zum folgenden Frühjahre hängen, und fällt gegen den April ab.

Die neuern Schriftsteller erwähnen hiervon auch eine Spielart, mit kleinern, hellgrünen, weniger wollichten Blättern, deren fünf oder drey Einschnitte in längere Spitzen ausgehen. Diese hält fast das Mittel zwischen dem Morgenländischen und Amerikanischen, und Herr von Münchhausen vermuthet, daß diese Spielart zufälliger Weise durch beyder Vermischung entstanden.

Die Fortpflanzung kommt mit der ersten Art überein, und starke, fünf

fünf bis sechs Fuß hohe, in einen nassen Boden eingesteckte Zweige treiben Wurzeln, und zeigen einen schnellen Wachsthum. Dü Roi hat aus Zweigen Bäume gezogen, welche in vier Jahren zwanzig Fuß Höhe und fünf Zoll Breite im Durchschnitte erlanget. Wegen dieses schnellen Wachsthumes, wegen der Benutzung des Holzes, welches dem Ahorn gleichet, und weil diese Art unsere Winter füglich verträgt, könnte man wohl den Anbau im Großen sicher anrathen. In nassen Alleen und um die Gräben, wo man nur Weiden pflanzet, würde dieser Platanus recht wohl fortkommen, und das häufige große Laub, welches von Insecten nicht angegriffen wird, und spät im Herbste abfällt, würde dergleichen Alleen ungemein schatticht machen. Im Pariser Oeconomischen Journale wird der Anbau dieses Baumes wegen einer viel wichtigern Ursache empfohlen. Es soll selbiger durch seine Ausdünstungen die Luft reinigen, und vor Pest und allen ansteckenden Krankheiten verwahren. In Ispahan soll die Pest nicht mehr verspüret worden seyn, nachdem man auf den Gassen, um die Stadt und in den Gärten dergleichen in Menge gepflanzet. Daher auch im Forstmagazin 7 Band 59. S. vorgeschlagen wird, solchen um die Viehställe zu pflanzen, um dadurch vielleicht die Seuche abzuhalten. Nach Herr Buchotz Briefen 2 Band 82. S. soll dieses allein von dem Orientalischen gelten.

Herr Medicus in den Bemerkungen der Churpfälzischen Physik. Oecon. Gesellschaft vom Jahre 1774. S. 238. und folgenden handelt von den verschiedenen Sorten des Platanus, vergleichet selbige mit einander, und schreibt: „Mich dünket, dieß Geschlecht sey, „wie noch mehrere andere, ein „Beweis von der Schwachheit „großer Männer. Der Herr v. „Linné, der so oft wider die Ge„setze der Natur sich bemühet, auf „die eigenste Art, wahre und be„stimmte Arten für Abarten zu „erklären, ist auf die besonderste „Art eben so bemühet, wirkliche „Abarten für bestimmte Arten zu „erklären, und giebt sich denn, „ebenfalls wider die Gesetze der „Natur, alle Mühe, recht zu ha„ben. Ich betrachte schon ver„schiedene Jahre vier Arten des „Platanus, und allemal finde ich „die nämliche Schwierigkeit mich „zu überzeugen, ob diese Arten „eigene und wirklich verschiedene „Arten seyn; sondern der Zweifel „ist mir jedesmal unwiderlegbar, „es gebe nur eine Art, aber ver„schiedene Abarten.“ Wir wollen hierüber andere urtheilen lassen, und bemerken nur, wie Herr von Linné nicht vier, sondern nur

zwo Arten angenommen, und Herr Medicus endlich selbst sehr ungewiß geblieben, ob nicht der amerikanische eine wirklich verschiedene Art ausmache. Es scheint dieser demselben zwar anfangs ein Gärtnersbetrug zu seyn, und bildet sich ein, daß von einem abendländischen Platanus, der sehr feuchte gestanden, ein Reiß genommen, durch das Pfropfen erhalten, nnd auf diese Weise vervielfältiget worden, und von dieser Künsteley will sich derselbe durch das monströse Ansehen der Blätter noch mehr überzeugen. Indessen setzet er doch hinzu: „ich verspare mein Urtheil, „bis dieser nämliche Baum blühen und Saamen tragen wird; „sollten alsdenn die jungen aufgegangenen Stämme die nämlichen Kennzeichen in sich haben, „so verdienen sie wahrhaft eine „eigene Art zu seyn.“ Mithin ist die Sache noch gar nicht entschieden, und Herr von Linné wird vielleicht noch gerechtfertiget werden. Die von Herr Medicus bemerkten und so genannten monströsen Blätter waren also beschaffen. Sie waren gar nicht, oder wenig eingeschnitten, beynahe rundlich, außerordentlich groß, und am ganzen Rande mit spitzigen Hervorragungen versehen, die aber auch zu Zeiten fehlen. Unten lief das Blatt an beyden Seiten des Stieles herunter, und machte daselbst eine sehr beträchtliche dreyeckichte Spitze, welche bey den andern Sorten mangelt. Was hierbey monströses sey, und wie hieraus auf eine Künsteley zu schliessen, verstehen wir gar nicht. Wer nach vieljährigen Beobachtungen Herr Medicus Abhandlung ohne Vorurtheil liest, wird alsdenn mit Gewißheit bestimmen können, ob Herr von Linné oben erwähnte Beschuldigung auch in Ansehung der Platanusarten verdiene, oder nicht. Wir erinnern nur noch, wie bey den Platanusbäumen, die wir unterhalten, der Blüthstiel nicht beym Eintritte in das Blatt sich in seine Zweige abtheile, sondern etwa einen halben Zoll lang ganz bleibe, und an diesem Theile mit einem dreyeckichten Fortsatze des Blattes geflügelt sey.

Platina.

Platina, Platina di Pinto, ist das neu entdeckte Metall, welches zu unsern Zeiten in den Goldgruben des Spanischen Amerika gefunden worden. Es besteht dasselbe aus zerstoßenen weißen kleinen Körnern, welche beynahe so schwer, wie das Gold, und in ihrer Reinigung noch schwerer seyn sollen. Man hat ihm deshalben den Namen weißes Gold beygeleget. Es läßt sich nicht recht hämmern, doch einige Körner eher, als andere, wovon einige unter

dem Hammer springen. Für sich kann es nicht in Fluß gebracht werden, mit andern Metallen und Halbmetallen hingegen läßt es sich leicht schmelzen, besonders mit dem Arsenik. Auf der Kapelle ist es beständig und weicht weder dem Bleye, noch dem Spießglase. Mit dem Quecksilber läßt es sich nicht anders vereinigen, als wenn es zuvor mit dem Salzsauern gerieben worden. Es wird von keinem andern Sauern, als von dem Königswasser, aufgelöset, und zwar soll die Auflösung am besten von statten gehen, wenn das Königswasser aus gleichen Theilen Salpeter und Salzsauren bereitet worden, doch sollen auch einige Körner sich nicht einmal im Königswasser auflösen lassen. Mit dem Salmiak sublimiret will man eisenhaltige Salmiakblumen erhalten haben. Uebrigens soll die Platina weder mit dem Salpeter verpuffen, noch von der Schwefelleber zerstöret werden.

Hieraus ist nun zu schließen, daß die Platina eine ganz besondere metallische Substanz sey, welche, ob sie gleich von dem Golde sehr verschiedene Eigenschaft hat, mit demselben demohngeachtet viel Verwandtschaft und Gleichheit zeiget. Sie läßt sich auch mit dem Golde sehr leicht zusammenschmelzen, zumal wenn man mehr Gold als Platina nimmt, als woraus ein gemischtes Metall entsteht, von solcher Geschmeidigkeit, daß es sich zu sehr dünnen Blättchen schlagen läßt, ohne Risse zu bekommen. Man hat ferner bemerket, daß dergleichen vermischtes Gold, wozu ein Fünftel Platina gekommen, an Farbe nicht blässer als diejenige Goldvermischung ist, welche ein Zwölftel Silber enthält. Da nun eine mit Platina gemachte Goldvermischung die gewöhnlichen Proben vom Golde aushält, so hat dieses Gelegenheit zu Verfälschungen und Betrügereyen gegeben, die aber demohngeachtet auf folgende Weise entdecket werden können: man löset nämlich dergleichen verdächtiges Gold im Königswasser auf, als in welchem Gold und Platina sich zugleich auflösen; wenn die Auflösung geschehen, so gießt man eine mit Salmiak gemachte Auflösung hinzu, als welche machet, daß, wenn Platina mit Gold vermischet gewesen, dieselbe sich aus der Auflösung scheidet, und als ein ziegelfarbiger Bodensatz niederfällt. Ist aber keine Platina dabey gewesen, so bleibt die Goldauflösung durch den Zusatz des Salmiaks unverändert.

Ob die Platina als ein wirkliches Erz gefunden wird, oder ob sie als ein metallischer Abgang, aus welchem das vollkommene Metall herausgezogen worden, zu betrachten sey, läßt sich zur Zeit

noch mit keiner Zuverläßigkeit bestimmen.

Plattböden.

Von den Kräuselschnecken sind einige ungenabelt, oder deren Nabel verschlossen ist, und welche aufgerichtet stehen können, andere aber zeigen einen hervortretenden Nabel, und diese können nicht in die Höhe stehen; die letztern nennt Herr Müller Telescope, und die ersten Plattböden. Zu diesen gehören der Wulstnabel, türkische Bund, Knotenbund, Streifbund und Jujubenkräusel, Trochus vestiarius, labio, tuber, striatus, conulus und zizyphinus Linn. welche alle unter ihren Namen beschrieben werden.

Platte, an dem Blumenblatte.

S. Blumenblatt.

Platteiß.

Platteiß, Passer, sind über zwölf Arten, als Schollen, Flünder, Vierecke oder Scharden, Hollbutt, Steinbutte, Theerbutte, Rigische Butt, Rhombus, Meeramseln, Winkelbutt, Rhombotides, Europus, Psetta, Schwarzbutte, Strandfisch, Piscis Stercorarius, Richter. Von diesen verschiedenen Fischgattungen s. besonders unsere Kleinische Artikel, Rhombus, Rhombotides, Botte, Bottbastart, B. I. S. 918. u. f. Passer, Tetragonoptrus, Flünder, Flünderaft, B. III. S. 149. u. f. und Solea, Sohle, Zunge.

Der Platteis, Barbue, der seinen Namen vermuthlich von den kleinen Stacheln bekommen hat, mit denen seine Haut übersäet ist, hat, wie Herr Steller saget, vielerley Gattungen: die eine hat ihre Augen zur linken, und die andere zur rechten, und der Theil des Leibes, der von ihnen nicht kann übersehen werden, wird durch die kleinen Stacheln, mit denen er ganz bedecket ist, vertheidiget. S. A. Reisen, B. XX. S. 279. f. auch unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 64. desgleichen Platteiß, Pleuronectes Platessa, Linn. gen. 163. sp. 6. unter den Seitenschwimmern.

Platterbis oder Platterbse.

S. Lathyrus.

Plattfisch.

Bandirter Plattfisch, wird von Müllern die eilfte Gattung seiner Seitenschwimmer, Pleuronectes Lineatus, Linn. gen. 163. sp. 11. genannt. s. unsern Artikel, Botte, B. I. S. 921. no. 6.

Plattfuß.

S. Meereichel.

Plattlack. S. Lack.

Plattnasen.

Plattnasen heißen erstlich eine Art Brachsen am Capo. Der Fisch, welcher am Vorgebirge der Steinbraßem heißt, kömmt einem Karpfen sehr nahe, ist aber annehmlicher und nicht so gräticht. Es ist ein feister Fisch, von anderthalb bis drey Fuß lang, und von zweyen zu acht Pfund schwer. Sie sind von unterschiedlichen Farben, ausgenommen daß der Rücken bey allen braun ist. Der Fisch schälet sich, wie Stockfisch, läßt sich frisch und gesalzen wohl essen, und ist sehr wohlfeil. Eine Art von ihnen heißt Plattnasen, von der Gestalt ihrer Köpfe. Die Schuppen sind lang und purpurfarben. Diese sind wohl zu essen und werden hoch geschätzet, da sie auch seltener, als die andern sind. S. A. Reis. B. V. S. 206.

Plattnasen wird 2) auch eine Gattung Fische auf Guinea, unter den Fischen mittlerer Größe, von ihren sehr platten Schnauzen genannt, die wie die Art von Stockfischen, so engl. Haddock heißen, schmecken. S. A. Reis. B. VI. S. 280. s. unsern Artikel, Haddock, B. III. S. 614.

Platzgold. S. Gold.

Platzgras.

S. Riedgras.

Plectronia.

Herr Planer wählet davor den Namen Flattrig. Es ist von diesem Geschlechte nur eine Art bekannt, welche beym Hrn. v. Linné Plectronia ventosa heißt. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächst dieser Baum, welcher viereckichte Aeste treibt, mit gestielten, einander gegen über gestellten, lanzetförmigen, am Rande völlig ganzen und glatten Blättern, und mit flachen ausgebreiteten Blumensträußern besetzet ist. Die Blätter sind länger als die Gelenke der Aeste, und die Blüthsträußer kürzer als die Blätter. Der einblätterichte Kelch ist mit fünf Zäckchen geendiget und mit fünf haarichten Schuppen verschlossen, daran sitzen fünf Blumenblätter und fünf Staubfäden, letztere sind von den Kelchschuppen bedecket. Der Fruchtkeim sitzt unter der Blume und dessen Griffel trägt einen eyförmigen Staubweg. Die Frucht ist eine zweysaamige Beere. Der Baum soll in seinem Vaterlande sich sehr gut zu Gehägen schicken, um die Gewalt der Winde dadurch abzuhalten, und daher hat solcher auch beym Herrn von Linné den Zunamen Windichter erhalten.

Plejaden.

S. Siebengestirn.

Plinia.

Daß dieser Name auf den Caium Plinium Secundum deute, dürfen

dürfen wir kaum erinnern, und dessen Historia mundi, welche zwar manches fabelhaftes, aber auch viel merkwürdiges enthält, ist allgemein bekannt. In der Murrayischen Ausgabe des Linnäischen Pflanzenreiches finden wir zwo Arten angeführet, welche aber nicht völlig einerley Geschlechtszeichen haben. Bey einer sieht man am kleinern Kelche fünf Einschnitte und fünf eyförmige, vertiefte Blumenblätter bey der andern ist in beyden die gevierte Zahl zugegen, in beyden aber zählet man viele Staubfäden und einen längern Griffel mit stumpfem Staubwege. Die Frucht ist eine große, kugelförmige, gestreifte Beere, welche einen einzigen, gleichförmigen, großen Saamen enthält. Beyde wachsen in Amerika, stellen Bäume vor, und tragen abgebrochene, gefiederte Blätter, oder solche, welche am Ende kein einzelnes haben.

1) Die saffranfärbige Plinie, Plinia pinnata oder crocata, zeiget in der Blume die gefünfte Zahl. Die Blätter bestehen gemeiniglich aus sechs paar ey- oder lanzetförmigen, völlig ganzen Blättchen; die Blumen sitzen einzeln an den nackenden ältern Aesten platt auf. Die Steinfrucht ist saffrangelb, hat einen guten Geruch und wird gegessen.

2) Die rothe Plinie, Plinia rubra Linn. Sowohl durch die Farbe der Frucht, als auch die gevierte Zahl der Kelcheinschnitte und Blumenblätter unterscheidet sich diese von der ersten Art. Marcgrav hat diesen Baum unter dem Namen Ibipitanga angeführet.

Plinius Augenfisch.

Oculata. s. diesen unsern Artikel, Augenfisch des Plinius, B. I. S. 438.

Plötze.

Plötze, sonst auch der Nasenfisch, eine Karpfenart, Cyprinus Nasus, Linn. gen. 189. sp. 21. Leuciscus, 6. des Kleins, ein Schwaal, s. unsern Artik. Karpfe, B. IV. S. 410. und Schwaal.

Plompen.

S. Froschbis.

Plümenschwanz.

Plümenschwanz bedeutet eine Art Droßel, aus Brasilien, welche Seba anführet. Oberleib und langer Schwanz kastanienbraun, Flügeldecken goldfarben, Brust und Unterleib weißlicht, Augen Feuerfarbe, Schnabel röthlich, Kopf und Federbusch rabenschwarz. Der Vogel wird selten gefangen, weil er sich in den Wüsteneyen aufhält.

Plümente.

Unter den Enten befindet sich eine

ne ausländische Art mit zwo langen Federn und haarichter Fahne auf dem Kopfe, von Farbe blau, grün und purpur, mit feinen weißen Linien unterschieden. Und dieserwegen hat das Thier den Namen Plümente bekommen. Der Schnabel roth, mit einem schwarzen Flecke in der Mitten und am Ende. Das Nasenfleisch gelb, um die gelben Augen ein purpurfärbiger Zirkel. Kehle weiß, Brust roth mit weißen Flecken, über den Deckfedern der Flügel ein breiter schwarzer Streifen, Rücken und Flügel bunt; am Bürzel zween schmale gelb gesäumte Federn, Schwanz Blau und Purpur, Füße braun. Der Vogel hat seiner Farben wegen ein schönes Ansehen.

Plucknetie.

Leonhard Plucknet, ein englischer Arzt, hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts viele hundert Abbildungen meistentheils rarer Pflanzen herausgegeben, und obgleich solche nicht nach der neuern Art eingerichtet, auch gemeiniglich nur Zweige darstellen, muß man solche doch hochschätzen, indem darunter manche Pflanze sich findet, welche in keinem andern Buche vorkömmt. Dessen Andenken hat Plümier eine Pflanze gewidmet, welche in beyden Indien wächst, und deren Stängel sich um andere Körper windet, daher nennt solche Herr von Linné Pluknetia volubilis, und herzförmige, spitzige, sägartig ausgezahnte Blätter und Blüthtrauben trägt. Die letztern bestehen aus männlichen und weiblichen Blumen; jene sind in größerer Anzahl zugegen, und nur wenig weibliche sitzen am untern Theile des Straußes. Beyde haben keinen Kelch, und vier eyförmige, ausgebreitete Blumenblätter. In den männlichen zählet man acht kurze, unter sich verwachsene Staubfäden, um welche vier Honigdrüsen stehen, welche mit einem langen Barte besetzet sind. Die weibliche enthält einen viereckichten Fruchtkeim mit einem dünnen und sehr langen niedergebogenen Griffel, dessen schildförmiger Staubweg in vier platte, stumpfe, und in der Mitte mit einem gelben Puncte bezeichnete Einschnitte getheilet ist. Die Frucht zeiget vier ausgefurchte Ecken und vier Fächer, jedes Fach öffnet sich mit zwo Klappen und enthält einen rundlichen Saamen. Die Blätter, welche einen süßlichen Geschmack und starken, dem Holunder ähnlichen, Geruch haben, werden von den Indianern als ein Zugemüse gespeiset. In Rumphii Herb. Amboin. Tom. I. p. 194 wird die Pflanze unter dem Namen Sajor Baguala angeführet.

Plumerie.

Carl Plumier, ein französischer Minorite, gehöret unter die größten Kräuterkenner. Es hat derselbe auf seinen Reisen nach Amerika sehr viele neue Gewächse entdecket, solche genau beschrieben und abgezeichnet und darunter viele als neue Geschlechter erkannt und solche hinlänglich bestimmet. Zu diesen gehören dessen Noua Plant. americ. genera welche 1703. erschienen. Eine große Menge amerikanischer Farnkräuter hat er in einem andern kostbaren Werke beschrieben, und noch viele, welche er gesammelt, hat Burmann in neuern Zeiten bekannt gemachet. Da Plümier so vielen andern Kräuterkennern, und auch Tourneforten, ein Andenken gestiftet, war es billig, daß dieser, welcher zu gleicher Zeit lebete, gleiches mit gleichem vergolt und eine Plumeriam nach folgenden Kennzeichen bestimmete. Der kleine Kelch ist fünffach ausgezahnt; das trichterförmige Blumenblatt zeiget eine lange, nach und nach erweiterte Röhre und einen aufgerichteten, etwas ausgebreiteten, in fünf länglichte, schiefe Einschnitte getheilten Rand; mitten in der Röhre sitzen fünf Staubfäden, deren Beutel gegen einander gerichtet sind. Der Fruchtkeim theilet sich in zween spitzige Staubwege. Die Frucht besteht aus zwo langen, bauchichten, spitzigen, rückwärts gebogenen, einfächerichten und einklappigen Schoten, worinnen viele länglichte, unterwärts mit einem Häutchen vereinigte Saamen, wie Dachziegel über einander liegen. In den neuesten Schriften des Herrn von Linné findet man vier Arten.

1) Die rothe Plumerie mit drüsichten Blätterstielen, rother Jasminbaum, Plumeria rubra Linn. und Iacquin. Dieser Baum wächst in Jamaika und Surinam, ist auch in andern amerikanischen Provinzen gepflanzet worden, erreichet selten über funfzehn Fuß Höhe, machet eine breite Krone, und enthält in allen Theilen eine weiße, scharfe Milch. Die Blätter sind sehr groß, eyförmig, länglicht, völlig ganz, und auf dem Stiele stehen zwo Drüsen. Die Blumen stehen in großer Anzahl ährenweise an den Enden der Aeste. Sie sind groß, hochroth und von einem angenehmen Geruche. In Europa erscheinen selbige im Heu- und Erndtemonathe, in Amerika aber treiben immerfort das ganze Jahr über neue hervor. Es gehöret solcher unter die giftigen Bäume; die schönen Blumen sollen uns nicht verführen, ein Sträußchen davon in den Mund zu nehmen. In Deutschland muß man diesen Baum beständig im Glashause unterhalten, jedoch bey warmen Wetter frische Luft genießen lassen, auch mit dem

Begie-

Begießen sich in Acht nehmen. Die Saamen säet man in Töpfe, welche mit leichter frischer Erde angefüllet sind, und bringet diese auf ein Loh- oder Mistbeet. Leichter geschieht die Vermehrung durch abgeschnittene Zweige, welche aber, ehe man sie einsetzet, ohngefähr vierzehn Tage über in einem trockenen Orte zu verwahren, damit sie nicht leicht faulen. Man steckt solche in Töpfe, und gräbt auch diese auf das Mistbeet. Dieser Baum blühet in unsern Gewächshäusern häufig, reife Früchte aber dürfte man schwerlich erlangen. Die andern Arten verlangen die nämliche Wartung.

2) Weiße Plumerie mit lanzetförmigen, umgeschlagenen Blättern, Plumeria alba Linn. et Iacquin. wächst in Jamaika und Martinique, und ist der ersten Art im Wachsthume völlig ähnlich; enthält auch die scharfe weiße Milch; die Blätter aber sind lang, schmal, zugespitzet, und am Rande umgerollet, die Blüthstiele oberwärts dicker, und die starkriechenden Blumen weiß und im Schlunde gelblicht. Diese blühet selten in unsern Gärten. Man hat Herrn Jacquin berichtet, wie der Trank von der frischen Wurzel ein geheimes Mittel sey, wider die Krankheit, welche die Einwohner Epian nennen, und welches eine Art der Liebesseuche ist.

3) Die weiße Plumerie mit lanzetförmigen platten Blättern, Plumeria obtusa Linn. wächst auch in dem wärmern Amerika. Herr von Linné unterscheidet diese Art durch die gestielten, lanzetförmigen und stumpfen Blätter. Sollte die Abbildung, welche Rumph im Herb. Amb. To. IV. Tab. 38. unter dem Namen Flos conuolutus gegeben, diese Art vorstellen, muß man die Blätter sich ganz spitzig vorstellen; wie überhaupt die lanzetförmigen seyn sollen? Kann man füglich lanzetförmige und stumpfe vereinigen? dergleichen sind wohl eyförmig zu nennen. Die Blumen sind klein, weiß, und stehen auf ästigen Stielen.

4) Gelblichte Plumerie mit geschlossenen Blüthen, Plumeria pudica Linn. Hr. Jacquin hat dieses Bäumchen von fünf Fuß Höhe in den Gärten zu Curacao gesehen. Es enthält auch den milchichten Saft, trägt länglichte platte Blätter und zween Monathe hinter einander ganz gelbe Blumen, welche sich aber niemals ausbreiten, sondern fast geschlossen bleiben, auch solchergestalt abfallen. Ihr Geruch soll fast alles übertreffen, was nur angenehm zu nennen. Die Einwohner nennen solche Donzellas, das ist Jungfern, deswegen, weil sich die Blumen niemals öffnen.

Andere Arten, die Miller und Jacquin anführen, übergehen wir.

Pochwerk.

Molendinum tusorium, ist eine bey dem Bergwesen gebräuchliche Maschine oder Stampfmühle, welche vom Wasser getrieben und zum Pochen oder Kleinmachen der Erze gebrauchet wird.

Pockenholz.

S. Franzosenholz.

Pockenraute.

S. Geißraute.

Pockenrücken.

Die vierte Gattung der Müllerischen Hornfische, Balistes Papillosus, Linn. gen. 135 sp. 4. s. unsern Artikel, Hornfisch, B. IV. S. 115.

Pockensteine.

Variolithus, ist eine Art von denjenigen Steinen, die man Naturspiele nennt, das ist, welche durch mancherley zufällige Umstände erzeuget worden. Die Pockensteine sind von unterschiedener Farbe; die Oberfläche derselben ist mit kleinen Steinchen besetzet, welche anders gestaltet und gefärbt sind, und bald Erhöhungen, bald nur Flecken und Vertiefungen machen; daher sie den Pocken gleichen.

Pockenwurzel.

S. Chinawurzel.

Pocgereba.

Ohngefähr vor dreyßig Jahren wurde unter diesem Namen eine Rinde aus Amerika nach Frankreich gebracht und von dem Apotheker Sage als sein großes und sicheres Mittel wider den Durchfall, und sonderlich die rothe Ruhr, ziemlich theuer verkaufet. Es sind auch in Paris, auf Veranlassung der medicinischen Facultät, Versuche damit angestellet, und dadurch diese Wirkung bestätiget worden. Es hat solche keinen Geschmack, erreget auch weder Erbrechen noch Stuhlgang, sondern wirket auf eine besondere gelinde Art. Ob selbige weiter bekannt, und in andern Ländern gebrauchet worden, haben wir keine Nachricht finden können.

Podagraschnecke.

Eine Flügelschnecke aus der Familie der Zackenschnecken. Sie ist überall voller Knoten, wie die Finger derjenigen, welche lange Zeit mit dem Podagra geplaget worden. Sie heißt auch der Podagrakrebs, oder weil der Schwanz krumm gebogen ist, der Scorpion, und ist Strombus scorpius Linn. Die Lippe der kleinen Schale ist mit sieben warzichten oder bucklichten Zacken besetzet, und führet einen langen krummen Schwanz. Die Mündung ist inwendig violetfärbicht braun, und

und am Rande pomeranzenfärbig, zuweilen zeiget die ganze Mündung diese Farbe. Die Warzen oder Knoten auf den Zacken sind bey einigen viel deutlicher, als bey den andern zu sehen, daher man die erstern Podagra, die andern Scorpionschnecken nennen könnte. Man findet diese Arten in Ostindien, jedoch selten.

Man vergleiche damit den nahverwandten

Bootshacken, welcher unter Flügelschnecke beschrieben worden. Beyde werden auch Teufelsklauen genannt.

Pöckelhering.

Die erste Gattung der Heringe, nach Müllern Clupea Harengus, Linn. gen. 188. sp. 1. Harengus, 1. des Kleins. s. unsere Artikel, Hering, B. III. S. 792. und 801.

Poeonion.

S. Päonie.

Poese. S. Lein.

Poetencasia. S. Casia.

Poffer.

S. Kuchendoublet.

Poincine.

S. Pfauenschwanz.

Polarstern.

Ein Stern dritter Größe, welcher der äußerste im Schwanze des kleinen Bären ist, und wegen seiner Nähe beym Nordpole diesen Namen erhalten hat, wie bereits im ersten Bande unter dem Artikel Bär S. 481. bemerket worden ist.

Polatuche.

Unter diesem Russischen Namen beschreibt der Graf von Büffon ein in Rußland und Polen, ingleichen auch in einigen Gegenden von Asien und Amerika befindliches vierfüßiges Thier, welches im Linnäischen System Sciurus volans, und im Deutschen ebenfalls das fliegende Eichhorn, auch die fliegende Ratze, der fliegende Siebenschläfer, der König der Grauwerke, u. s. f. genannt wird. Es hat auch in der That, sowohl mit dem Eichhörnchen, als auch mit den Ratzen, vorzüglich mit den Siebenschläfern einige Aehnlichkeit. Dem Eichhörnchen gleicht es, in Ansehung der großen Augen und der Gestalt des Schwanzes, der aber weder so lang, noch auch mit so langen Haaren besetzet ist. Dem Siebenschläfer kömmt es in der Bildung des Leibes und der kurzen kahlen Ohren sehr nahe. Das vornehmste Merkmal aber, wodurch es sich von diesen Thieren unterscheidet, ist eine, zwischen den Vörder- und Hinterfüßen verwachsene Haut, welche sich ausspannen läßt, und

dem Polatuche statt der Flügel dienet. Die Vörderfüße haben vier, die Hinterfüße aber fünf Zehen, die alle mit scharfen krummen Nägeln besetzet sind. Seine Größe beträgt etwas weniger, als die Größe eines gemeinen Eichhörnchen. Die dichten sanften Haare auf dem Rücken sind dunkelgrau, am Unterleibe aber weißlich. Der Flug dieser Thiere, von denen Herr Klein eine besondere Abhandlung bekannt gemacht hat, besteht eigentlich nur in sehr weiten Sprüngen von einem Baume zum andern, welche durch die ausgespannte Haut, vermittelst welcher sie länger in der Luft bleiben können, als andere Eichhörnchen, sehr befördert werden. Denn selten können sie über hundert Schritte weit fliegen. Sie wohnen gemeiniglich in den hohlen Eichen, wo sie sich ein Lager von Moos machen. Den Tag bringen sie mit Schlafen zu; des Nachts aber gehen sie auf ihre Nahrung aus, welche vorzüglich in Eicheln besteht. Ihr Fell wird noch höher geschätzet, als das Fell anderer Eichhörnchen.

Die fliegenden Eichhörnchen, die man in den nördlichen Gegenden von Amerika antrifft, wo sie die Namen Assapanik, Quimichpatlan und Sabuesquanta führen, kommen sowohl in Ansehung der Gestalt, als auch in Ansehung der Farbe größtentheils mit der itzt beschriebenen russischen Art überein.

Poley.

Unter diesem Namen versteht man gemeiniglich Pulegium Rivin. welches Tournefort und Hr. von Linné zwar mit der Münze vereiniget, von Herr Ludwigen aber noch ferner beybehalten worden; und da sich wirklich in dem Blumenblatte einiger Unterschied zeiget, und dessen oberer Einschnitt bey den Münzarten gespalten, bey den Poleyarten aber völlig ganz ist, könnte man füglich dem letztern folgen. Da der Name Poley nicht allein dem Pulegio, sondern auch einigen andern Pflanzen, die man in den Apotheken Polium nennt, und zum Gamander gerechnet werden, beygeleget worden, wollen wir diese alle hier zugleich beschreiben, und die ersten Münzpoley, die andern Gamanderpoley nennen.

Von dem Münzpoley sind zwo Arten bekannt:

1) Stumpfblätterichte Münzpoley, Herzpoley, Flöhkraut, Pulegium vulgare. Mentha Pulegium Linn. wächst und blühet in vielen Gegenden Deutschlands, in guten feuchten Grunde, auf Triften, Wiesen, und in ausgetrockneten Gräben in den Sommermonathen. Die zarte, fäserichte Wurzel treibt viele, lange, auf der Erde gestreckte, und an den

den Gelenken Wurzelfäserchen austreibende, Stängel. Die Blätter stehen einander gegen über, sind fast ungestielt, etwas haaricht, eyförmig, stumpf, und schwach ausgezahnt; die jungen aber, auch diejenigen, welche unter den Blumenwirteln stehen, völlig ganz. Aus dem Blätterwinkel treiben schwache, aber mehr aufgerichtete Zweige, und an diesen sitzen viele, von einander entfernte, Blumenwirtel. Jeder besteht aus vielen, dicht an einander liegenden Blumen. Der kleine röhrenförmige Kelch ist in fünf gleich große Einschnitte und das bläulicht purpurfärbige Blumenblatt in vier Lappen getheilet. Diese sind, wie bey der Münze, nicht lippenartig, sondern mehr zirkelförmig gestellet und einander fast ähnlich, nur der unterste ist etwas breiter, als die übrigen. Weil der obere Lappen bey den Münzarten breiter und eingekerbet ist, bey den Poleyarten aber das Gegentheil sich zeiget, hat Rivin zwo Geschlechter angenommen. Hr. v. Haller ist in der ersten Ausgabe der Schweizerischen Pflanzengeschichte besonders deswegen beygetreten, weil man in den Apotheken die Pflanze Pulegium nennt, und hat in Ruppii Flor. Ienens. angemerket, daß der obere Einschnitt des Blumenblattes beym Poley zwar schmäler, als bey der Münze, jedoch eingekerbet sey, und deswegen in der zwoten Ausgabe, oder Historia stirp. Heluet. den Poley mit der Münze vereiniget, auch von dieser Art eine Abänderung angemerket, welche acht Staubfäden und acht Kelcheinschnitte zeiget. In der Röhre des Blumenblattes sitzen zween kürzere und zween längere Staubfäden; der Griffel ist länger, als das Blumenblatt und mit zween Staubwegen geendiget. Es folgen vier kleine nackende Saamen, welche der Kelch umgiebt. Die ganze Pflanze hat einen starken Geruch, und die Blümchen sind zuweilen fleischfärbig, auch ganz weiß.

2) Die spitzblätterichte Münzpoley, schmalblätterichter Poley, Hirschmünze, Pulegium angustifolium oder ceruinum. Mentha ceruina Linn. wächst in Italien und Frankreich. Die dauernde, fäserichte Wurzel treibt viele, steife, aufgerichtete, ohngefähr einen halben Fuß hohe und in Zweige getheilte Stängel. Die einander gegen über gestellten, platt ansitzenden Blätter sind schmal, lang, spitzig, völlig ganz und punctirt; diejenigen aber, welche unter den Blumenwirteln stehen, viel breiter, eingeschnitten und eingekerbet. Die Wirtel bestehen aus vielen, dicht an einander gestellten, purpurfärbigen Blumen. Diese sind wie bey der ersten Art beschaffen; nur die Lappen

pen des Blumenblattes schmäler, einander noch mehr ähnlich und der obere Lappe völlig ganz. Die Staubfäden ragen, wie bey der ersten Art, über das Blumenblatt hervor.

Man unterhält beyde im freyen Lande im Garten. Die erste läßt sich leicht durch die bewurzelten Stängel fortpflanzen. Bey der andern werden diese auch Wurzeln treiben, wenn man Absenker davon machet. Die Vermehrung durch den Saamen ist um desto leichter, da solcher auch bey uns reif wird. Beyde werden vom Unkraute leicht erstickt, und die zwote leidet bey starker Kälte.

Beyde kommen den Bestandtheilen und Kräften nach mit einander überein; doch findet man in der Apotheke nur die erste Art. Wegen des starken Geruchs und scharfen bitterlichen Geschmacks kann man solche unter die gewürzhaften Mittel setzen, und mit der Dosten, Majoran, Saturey und andern dergleichen vergleichen. Es wird aber selbige besonders bey der Mutterbeschwerung und Brustkrankheiten empfohlen, wenn solche eine zähe schleimichte Feuchtigkeit zum Grunde haben. Man kann solchen als Thee trinken. Tragus empfiehlt den weißen Wein mit Poley abgekocht, wider den weißen Fluß. In den Apotheken unterhält man das Aquam und Oleum Pulegii. Herr von Linné will dieser Pflanze alle Tugenden zueignen, welche der Münze eigen sind. Sie verdienet gewiß alle Achtung, und wird doch von den neuern Aerzten selten oder gar nicht gebrauchet. Palmer, ein englischer Arzt, hat den Rajus versichert, wie man durch die frische Pflanze die Flöhe vertreiben könne, wenn solche in das Bette geleget würde. Der Name Pulegium scheint auch von dieser Kraft entlehnet zu seyn. Beyde Arten besuchen die Bienen fleißig, und wenn man solche in Menge erziehen könnte, würde es vor die Schaafzucht sehr zuträglich seyn.

Gamanderpoley nennen wir das Geschlecht Polium, welches Tournefort angenommen, von den neuern aber billig mit dem Gamander vereiniget worden, indem beyde in Ansehung der einlippichten Blume übereinkommen, und die Arten des Polii nur wegen der mehr wollichten Blätter, und der, in einem Köpfchen am Ende der Zweige vereinigten, Blumen unterschieden sind. Da aber das vereinigte Gamandergeschlechte sehr weitläuftig, und Herr Schreber in der gelehrten Abhandlung von den Plantis verticillatis vnilabiatis, 57 Arten bestimmet und beschrieben, haben wir die bekanntesten Untergeschlechter unter ihrem gewöhnlichen Namen angeben, mithin auch das Polium hier besonders

ders anführen wollen, welches auch um desto füglicher geschehen kann, da Herr Schreber diejenigen Arten, welche theils ehedem Polia genannt worden, theils wegen der besondern und eignen Kennzeichen mit einander übereinkommen, in einer besondern Abtheilung vorgetragen, und davon achtzehn Arten angeführet. Bey allen ist der Kelch walzen= oder glockenförmig, unterwärts nicht höckericht, fünfeckicht, und mit fünf dreyeckichten Zähnen geendiget, von welchen der obere etwas breiter und die beyden untern am schmälsten sind. Des Blumenblattes walzenförmige Röhre ist vorwärts etwas bäuchicht, mit drey Grübchen versehen, fast so lang als der Kelch, und verbreitet sich in eine und zwar die untere Lippe. Diese zeiget fünf Lappen. Die beyden aufwärtsstehenden sind gegen einander gerichtet und rundlich, die zur Seite gestellten am kleinsten und eyförmig zugespitzet, und der mittelste ist der größte, rundlich und vertieft. Die zween längern und zween kürzern Staubfäden sind unterwärts haaricht; die beyden Staubwege des Griffels ungleich und die vier Saamen runzlicht. Die Stängel und die Blätter haben eine wollichte Bedeckung und die Blätter sind bey den meisten schmal, mit rückwärts gebogenen Zäckchen eingefasset, und die bey den Blumen gestellten kleiner und gemeiniglich anders gestaltet. Die einander gegen über und nahe bey einander gestellten Blumen stellen ein Köpfchen vor. Weil die Poleyarten, Hrn. Schrebers Bemühungen ungeachtet, doch noch nicht mit völliger Zuverläßigkeit bestimmt seyn, und beym Barrelier und andern viele unbestimmte vorkommen, wollen wir nur einige hier anführen.

1) Gestreckter Gamanderpoley mit glatten Blüthköpfen und lanzetförmigen Blättern, wilder Roßmarinbergpoley, Polium lauendulae folio C. B. Ajuga Riu. wächst an sonnenreichen Hügeln, blühet im Julius und August, ist strauchartig, erreichet nicht über eine Spanne Höhe, und der holzichte Stängel treibt viele Zweige. Diese stehen öfters büschicht bey einander, meistentheils aber kriechen die Zweige auf der Erde hin, oder sind doch niederwärts gebogen. Die alten Stängel und Zweige sind nackend, die jüngern aber mit vielen, paarweise gestellten, kaum merklich gestielten, sehr veränderlichen Blättern besetzet, gemeiniglich sehr schmal, durchaus von gleicher Breite und völlig ganz; zuweilen auch lanzetförmig, bald schmäler, bald breiter, und diese wieder theils völlig ganz, theils schwach ausgezahnt, beständig aber auf der obern Fläche dunkelgrün, auf der untern mit weißlicher Wolle bedecket, und am

am Rande umgeschlagen. Einige Zweige treiben gemeiniglich keine Blüthen, und diese sind wollicht überzogen, die andern tragen ein dichtes Blumenköpfchen. Die zwischen den Blumen sitzenden Blättchen sind den übrigen ähnlich. Der eckichte Kelch ist glatt und das Blumenblatt weiß. Die Schriftsteller haben wegen der veränderlichen Beschaffenheit der Blätter aus einer Pflanze mehrere Arten gemachet, und selbst Herr von Linne' unterscheidet zwo, nämlich das Teucrium montanum und supinum, erinnert jedoch, wie beyde mit einander nahe verwandt wären. Hr. v. Haller scheint alle no. 285. Hist. stirp. Heluet. vereiniget zu haben, und Herr Schreber führet alle unter dem Namen an: Teucrium, montanum, corymbis terminalibus glabris, foliis petiolatis, ellipticis margine reuolutis, subtus tomentosis, caule procumbente. Zuweilen wird diese Art in den Apotheken statt des wahren Poleys verkaufet, sie besitzt auch einige, aber schwächere Kräfte.

2) Gestreckter Gamanderpoley mit wollichten Blüthköpfchen und dergleichen eingekerbten Blättern. Herr Hofrath Schreber sondert verschiedene vom Herrn von Linne' unter dem Namen Teucrium Polium vereinigte Pflanzen von einander und machet daraus besondere Arten. Wir wollen drey davon erwähnen. Unter obigem Namen verstehen wir Polium montanum album C. B. Pin. Teucrium. Teuthrion, capitulis subrotundis breuiter pedunculatis, foliis lanceolatis crenatis tomentosis incanis, caule decumbente Schreb. ist ein niedriges immergrünendes Pflänzchen, welches in Creta, Italien und Spanien wächst. Der gestreckte Stängel ist fast weißer als die Blätter. Die Blätter sind fast von gleicher Breite und stumpf, oder lanzetförmig und von der Mitte bis zur Spitze eingekerbet; die Blüthköpfchen stehen einzeln, auch in gedritter Zahl an den Enden der Zweige, zuweilen treiben auch einige aus dem Winkel der untern Blätter hervor, sie ruhen auf kurzen Stielen, sind dichte und weißer als die Blätter. Der eckichte Kelch ist weiß wollicht, und das Blumenblatt weiß.

3) Wollichter Gamanderpoley mit vorragenden Deckblättern. Dieses ist Polium maritimum supinum venetum C. B. und Herr Schreber nennt solches Teucrium, Achaemenis, corymbis densis, foliis inuerse lanceolatis, antice crenatis tomentosis incanis, floralibus flore longioribus. Wächst an dem Ufer des adriatischen Meeres und ist gleichfalls immergrünend.

Der

Der Stängel ist ganz weiß von der anhängenden Wolle. Die Blätter sind verkehrt lanzetförmig, mithin am Anfange spitzig und am Ende stumpf, größtentheils völlig ganz und nur vorwärts eingekerbet, oben mit dünner, unten mit dichter weißer Wolle bedecket; die Blätter zwischen den Blumen ragen über diese hervor, und die obersten davon sind völlig ganz. Das Blumenblatt ist purpurfärbig.

Die dritte Art, welche Herr von Linné zu seinem Teucrio Polium rechnet, ist der

4) Wollichte gelblümichte Gamanderpoley, oder Polium montanum luteum C. B. Polium maius Riu. Teucrium aureum Schreberi, wächst in Spanien und Syrien, ist strauchartig und blühet im Junio. Die schwachen und wollichten Stängel stehen anfangs aufgerichtet, biegen sich hernach unterwärts und treiben aufgerichtete Zweige. Die ungestielten Blätter sind anfangs lanzetförmig, hernach eyförmig, vorwärts eingekerbet und wollicht. Die Blüthköpfchen stehen einzeln, auch in gedritter Zahl an den Enden der Zweige; die dazwischen gestellten Blätter sind von gleicher Breite, völlig ganz, haaricht, und so lang als die Blumen. Der Kelch ist haaricht und das Blumenblatt gelb. Wenn die Pflanze im Schatten steht, verliert dieses viel von der gelben Farbe und wird fast weiß.

Wir wollen nicht mehrere Arten anführen, indem es ungeübten schwer fallen wird, solche von einander gehörig zu unterscheiden, auch, außer den angemerkten, selten einige in hiesigen Gärten vorkommen dürften, und überdieß noch unbestimmt ist, welche eigentlich zum Arzneygebrauche gewählet werde, auch keine von allen jetzo mehr im Gebrauche ist. Einige wollen die vierte Art den übrigen vorziehen, und nach des Herrn von Linné Mat. Med. ist das Polium creticum der Apotheker nicht eigentlich eine Poleyart, sondern der ysopblätterichte cretische Gamander, welchen wir im III. Bande S. 264. angeführet haben. Das Polium gebrauchete man zum Theriak und Mithridat und verordnete solches auch als Thee zu trinken. Man lobte es wider die gelbe und Wassersucht und zu Beförderung der monathlichen Reinigung. Die meisten Arten dieses Poley haben einen starken gewürzhaften Geruch und gewiß wirksame Bestandtheile, daher selbige wohl eine mehrere Achtung verdieneten. Diese Pflanzen muß man bey uns im Scherbel und in lockerer Erde unterhalten, öfters versetzen, im Sommer fleißig begießen, den Winter über trocken halten und in ein gemeines Glashaus setzen.

Die Saamen werden zwar selten reif, die Vermehrung aber geschieht leichtlich durch Zweige. Nicht wegen der Blüthe, sondern wegen des wollichten weißen Ansehens, verdienen sie einen Platz in allen Gärten.

Poley, falscher, Wald- S. Wirbeldosten.

Poley, wilder, S. Münze.

Polierstrauch.

Hierunter verstehen wir das Geschlecht Delima Linn. welches zur Zeit aus einer Art besteht, und sarmentosa genannt wird. Es ist solche ein Zeylanischer Baum, mit wechselsweise gestellten, gestielten, eyförmigen, sägartig ausgezahnten, gefaltenen und rauhen Blättern, und lockern, nackenden Blüthbüscheln, welche aus dem Blätterwinkel hervortreiben. Die Blume hat nur eine Decke, welche aus fünf eyförmigen, stehenbleibenden Blättchen besteht, und für den Kelch angenommen wird. Dieser umgiebt viele Staubfäden, und einen Griffel mit einfachem Staubwege. Die eyförmige, saftige Frucht enthält zween Saamen. Der im Horto Malab. To. VII. Tab. 34. unter dem Namen Peripu abgezeichnete Baum scheint der nämliche zu seyn, doch findet man daselbst nur fünf Staubfäden angemerket. Die Zeylaner bedienen sich der rauhen Blätter zum Polieren und Glattmachen verschiedener Sachen, wozu bey uns das Kannenkraut gebrauchet wird.

Polierzahn.

S. Meerzähnchen.

Pollac.

Pollac, die zehnte Gattung der Müllerischen Cabeljaue; Gadus Pollachius, Linn. gen. 154. sp. 10. Callarias Imberbis, 1. des Kleins, ein Pamuchel. s. unsere Artikel, Kabbeljaue, B. IV. S. 331. und Pamuchel, B. VI. S. 309.

Pollkuttel.

Pollkuttel, sonst auch Kuttelfisch, Blackfisch, mit langen Füßen, im venetianischen Meerbusen, mittelländischen Meere; an den Italienischen, Französischen und Amerikanischen Küsten. s. unsern Artikel, Blackfisch, B. I. S. 780.

Polnischer Hammer.

Hiervon ist bereits unter Creutzdoublet, II. B. 247. S. gehandelt worden. Da aber unser ehemaliger Mitarbeiter auch dabey auf den Namen Polnischer Hammer verwiesen, so bemerken wir noch, daß beyde Namen, auch Creuzmuschel, und Crucifix einerley Kammmuschel oder Auster, nämlich

nämlich Ostrea malleus Linn. bedeuten. Die zwo Schalen sind einander gleich, und in drey Arme getheilet, welche ein Creuz oder einen Hammer vorstellen. Bald ist der Stiel länger, als die beyden Seitentheile, bald diese länger, als jener; beyde haben öfters fünf und mehr Zoll Länge, und von einen bis zween Zoll Breite, und gewöhnlich sitzt der Hammer schief auf dem Stiele. Nahe bey dem Hammer, oder der Verbindung ist die tiefste Höhlung, wo das Thier liegt, welches eßbar und schmackhaft ist.

Wir erwähnen hier zugleich eine andere Kammmuschel, welche der Winkelhacken oder Venusschachtdoublet, und von Herr v. Linne Ostrea isogonum genannt wird. Die beyden Schalen sind einander gleich, schwarz und wie der Hammer beschaffen, aber nur mit einem Querstücke versehen, indem sie eine zollbreite, gerade, oder etwas krumme Rinne machen, die am Schlosse, welches viele Grübchen hat, an der einen Seite, gleich einem Winkelhacken, sich in einen Arm verlängert. Es ist diese indianische Auster noch seltner und theurer als die vorige.

Eine ganz verschiedene Art ist das polnische Messer, Solen cultellus L. nämlich eine Art Scheide, und der Nachbar von der Erbsenschote, Solen ensis L. Rumph nennet selbige Tellina cultriformis, oder die messerförmige Tellmuschel. Die Schalen sind dünne, weiß, blaßbraun, röthlicht oder violetfärbicht gesprenkelt, länglicht, klaffen an den Enden, haben vorne einen bäuchichten Rand, und sind an beyden Ecken etwas scharf, wie ein Säbel übergebogen. Das Schloß der einen Schale hat zwey Zähnchen, und ist mit einer schwielichen Haut überzogen. Sie stecken in den Molukkischen Inseln gerade im Sande, und wenn man ihnen nachgräbt, kriechen sie immer tiefer in den Sand hinunter, wenn man sie nicht hurtig herauswirft, wobey man sich aber in Acht nehmen muß, daß sie nicht mit ihrem scharfen Rande schneiden. Man wird dergleichen selten in Cabinettern antreffen.

Polnische Mütze.

S. Neptunusmütze und Sturmhaube.

Polnischer Säbel.

S. Erbsenschote.

Polnischer Sattel.

Polnischer Sattel, ist auch eine Kammmuschel, und eine eigentliche Auster; Ostrea ephippium Linn. heißt auch sonst der Englische Sattel oder die Zwiebelschale. Die Schalen sind einander gleich, dünne, häutig, rund, zusammengedrücket, mit vielen

Quergrübchen, auswendig schieferig, grau rostfärbicht, inwendig glatt, perlenmutterartig. Ueber den Perlenglanz zieht sich zuweilen eine Röthe, daß die Oberfläche wie rothglänzend Kupfer aussieht. Sie enthalten bisweilen schöne Perlen. Der Aufenthalt ist im asiatischen Meere.

Herr Müller erinnert wegen des Beynamen Polnisch, wie solcher von den Holländern abstamme, und dadurch etwas außerordentliches und zugleich krummes und schiefes angedeutet werde.

Polymnia.

Dieses vom Herrn von Linné gestiftete Pflanzengeschlecht bestand anfangs nur aus einer Art, ist aber nach und nach bis auf viere angewachsen, nachdem der Ritter theils von einem andern Geschlechte, Osteospermo, eine Art dahin verwiesen, theils zwey andere Geschlechter, als Tetragonotheca des Dillenii, und die Wedelia des Jacquins damit vereiniget. Weil der berühmten Jenaischen Familie, der Wedel, sonderlich des ältern Georg Wolfgang, welcher viele Pflanzen in besondern Streitschriften abgehandelt, als auch des jüngern Johann Wolfgang, wegen der von ihm in Tabellen vorgetragenen Ludwigischen Pflanzenordnung, Andenken im Pflanzenreiche nicht ganz vernachläßiget werden sollte, hat Herr Jacquin unter den vielen neu entdeckten Pflanzen billig eine derselben gewidmet, und daher auch Herr Planer diesen Geschlechtsnamen angenommen, darunter aber nicht allein die Jacquinische Pflanze, sondern das ganze Linneische Geschlecht Polymnia verstanden. Dieweil aber noch zweifelhaft, ob die Wedelia Jacquin füglich mit den andern Arten der Polymnie zu vereinigen, oder lieber als ein eigenes Geschlechte beyzubehalten seyn dürfte, haben wir den Geschlechtsnamen Polymnie erwählen, und unter den Arten zuletzt die Wedeliam beschreiben wollen. Die Wedelie, welche Löfling bestimmet, ist mit der Allionia vereiniget worden. Nach dem Herrn v. Linné sind die Kennzeichen der zusammengesetzten Blüthe von der Polymnia folgende. Der gemeinschaftliche Kelch ist doppelt; der äußerliche besteht aus fünf eyförmigen, größern, der innerliche aus zehn nachenförmigen, aufgerichteten Blättchen. Die Blümchen sind von zweyerley Art; am Rande stehen fünf oder zehn zungenförmige, mit drey Zäckchen geendigte, und mit dem großen Fruchtkeim, Griffel und zween spitzigen Staubwegen versehene weibliche, und auf der Scheibe viele trichterförmige, fünffach gespaltene, gewöhnlichermaaßen mit dem verwachsenen, walzenförmigen

gen Staubbeutel, und mit einem kleinern Fruchtkeime, und einfachen stumpfen Staubwege besetzte Zwitterblümchen. Das Blumenbette ist mit eyförmigen, vertieften, der Länge nach den Zwitterblümchen gleichen Spelzen, besetzet. Nach den weiblichen Blümchen folgen die eyförmigen, gebogenen, inwärts eckichten, nackenden Saamen, da hingegen die Fruchtkeime der Zwitterblümchen einschrumpfen und vergehen. Die Arten sind

1) Polymnie mit wechselsweise gestellten ausgeschweiften Blättern, Polymnia canadensis L. Dieses war die zuerst bekannte Art, welche das Geschlechte allein ausmachte. Sie wächst in Canada in den Wäldern in einem fetten Boden. Die Wurzel ist ausdauernd. Der Stängel erreichet Mannshöhe, und treibt wechselsweise gestellte, lange, haarichte Zweige. Die Blätter stehen auch wechselsweise, die untern sind spondonförmig, der Länge nach ausgeschweifet, und in spitzige Lappen getheilet, die an den Zweigen nur mit drey Spitzen versehen, und die obersten ganz, von gleicher Breite. An den Enden der Zweige stehen die Blumen einzeln, oder einige bey einander.

2) Polymnie mit gepaarten ausgeschweiften Blättern, unächte baumartige Sonnenblume mit Platanusblättern, Chrysanthemum virginianum Platani fol. Moris. Ehedem rechnete Herr v. Linné diese zum Osteospermo, jetzo ist sie Polymnia vuedalia. Sie stammet aus Virginien her. Aus der starken und dauernden Wurzel treibt solche in einem guten, doch trocknen Boden fünf- bis sechsfüßige Stängel, und große, breite, einander gegenüber gestellte, ausgeschweifte, eckichte Blätter, und späte im Sommer große, einer kleinen Sonnenblume ähnliche Blumen. Herr Fabricius, welcher die Blume genau beschrieben, gedenket nur eines fünfblättrigen Kelches, und eignet jedem Blümchen eine vertiefte, länglichte, spitzige Spelze zu. Die Zahl der goldfärbigen Randblümchen ist eilfe. Die Blümchen auf der Scheibe sind weiß, oberwärts gelblicht.

Diese beyden Arten kann man im freyen Lande unterhalten, doch verlanget die Wurzel den Winter über einigen Schutz und Bedeckung vom Laube. Um desto sicher dabey zu fahren, kann man eine Pflanze im Topfe halten, oder solche im Herbste aus dem Lande einsetzen, und in einem gemeinen Glashause beysetzen. Im Sommer verlangen sie viel Nahrung und Sonne, sonst hoffet man vergebens auf die Blüthe.

3) Polymnie mit gepaarten ganzen Blättern und aufgerichtetem Stängel, in der Onomat. botan.

botan. heißt solche vieleckichte Polymnie, es soll aber wohl viereckichte heißen, indem dieses die Tetragonotheca Dillenii ist, welche im Hort. Eltham. fig. 365. beschrieben und abgebildet, und auch ehedem vom Herrn von Linne' als ein eigenes Geschlechte angenommen worden. Jetzo findet man selbige beym Ritter unter den Namen Polymnia tetragonotheca. Das Vaterland ist auch Virginien, und die Wurzel ausdauernd. Nach Verhältniß der Blätter und Blumen Größe, ist die Pflanze niedrig, und der rundlichte, haarichte Stängel, erreichet selten über zween Fuß Höhe, treibt aber von unten bis oben auf viele paarweise gestellte Zweige und rauchlichte Blätter. Die Wurzelblätter sind gestielt, eyförmig, unordentlich ausgezahnet, die übrigen sitzen platt auf, sind lang, lanzetförmig, oder länglicht zugespitzet, und am Rande wenig und schwach ausgeschweifet oder nur ausgezahnet. Aus dem Winkel der Zweige und den Spitzen derselben treiben einfache Blüthstiele. Die Blume gleichet einer kleinen Sonnenblume, von welcher man aber unsere leichtlich unterscheiden kann. Der gemeinschaftliche Kelch besteht nur aus vier dreyeckichten oder herzförmigen Blättchen, welche anfangs und ehe sie sich öffnen eine viereckichte Blase vorstellen, indem die Ränder der Blättchen dicht an einander liegen, und dadurch gleichsam alle nur ein Blatt auszumachen scheinen. Von einem andern und innerlichen Kelche erwähnet Dillenius nichts. Von den gelben Randblümchen zählet man eilfe auch mehrere, welche am Ende ziemlich in drey Zäckchen abgetheilet sind. Die Spelzen ragen anfangs über die Blüthchen der Scheibe hervor, wenn aber diese mehr ausgewachsen, verlieren sich solche gleichsam, oder vielmehr die Blüthchen ragen über solche hervor. Die Saamen sind nackend. Man kann diese, wie die vorherstehenden, in den Garten unterhalten.

4) Polymnie mit gepaarten ganzen Blättern und kletterndem Stängel. Dieses ist Wedelia Iacq. oder Polymnia Wedelia L. wächst in den Wäldern zu Carthagena, und blühet daselbst im Julius und August. Der strauchartige kletternde Stängel treibt schlanke Zweige, welche sich in andere verbreiten. Die Blätter sind kurzgestielt, einander gegenüber gestellet, länglicht zugespitzet oder lanzetförmig, schwach eingekerbet, und auf beyden Flächen rauh. Die einzeln Blüthstiele stehen am Ende der Zweige, an dessen untern Theile ein neuer Zweig hervorkommt. Die Blumen sind gelb und klein. Der gemeinschaftliche Kelch besteht

aus vier platten großen Blättchen. Ein zweeter oder innerlicher ist nicht zugegen; Herr Jacquin aber merket an, wie man die äußerlichen größern Spelzen des Blumenbettes leicht davor ansehen und glauben könnte, als ob solche die innerlichen, übereinander liegenden Kelchblättchen wären, bey genauer Betrachtung aber leicht erhelle, daß es Spelzen sind, und jedem Randblümchen eine dergleichen zugehöre. Vielleicht hat es bey den andern Arten eben diese Beschaffenheit, und die Blume nur einen Kelch. Gemeiniglich sind hier acht Randblümchen zugegen, welche einen großen, fast herzförmigen, oder in zween eyförmige, von einander abstehende Lappen getheilten Rand zeigen. Gewiß ein besonderer Umstand, welcher wohl bey keiner andern Pflanze aus der Familie der zusammengesetzten Blumen wahrzunehmen seyn dürfte. In beyderley Arten von Blümchen ist der Staubweg doppelt, und nach beyden folgen eyförmige, mit einer zehnstrahlichten Krone besetzte Saamen. Und auch hierdurch unterscheidet sich diese Art von den andern, daher man solche wohl trennen, als ein besonderes Geschlechte beybehalten, und dieses Wedeliam neñen köñte.

Polyranderholz.

S. Veilgenholz.

Polype.

Mit diesem ursprünglich griechischen Namen wurden überhaupt solche Thiere beleget, welche viele Füße haben, oder gleichsam ganz aus Füßen bestehen. Es sind aber diese unter sich gar sehr verschieden. In den ältern Zeiten kannte man nur die Seepolypen; zu Anfange dieses Jahrhunderts hat man in dem süßen Wasser ganz andere vielfüßige Thierchen entdecket; nach und nach sind noch andere aufgefunden worden, welche zwar in Ansehung der vielen Aerme oder Füße einige Aehnlichkeit unter einander zeigen, in dem übrigen Baue aber gar merklich von einander abgehen, und deswegen haben die Naturlehrer diese alle sorgfältig unterschieden, und entweder daraus verschiedene Geschlechter gemachet, oder solche unter andere Geschlechter vertheilet. Es sind sonderlich fünf Geschlechter in der Linnäischen Abtheilung von Würmern, worinnen Polypen vorkommen. Zwo davon bestehen gleichsam aus lauter Polypen, und in den drey übrigen finden sich dergleichen in Gesellschaft anderer vereiniget. Damit man nun die beyden eigentlichen Polypengeschlechter gehörig von einander unterscheiden möge, hat Hr. von Linne', und mit demselben die meisten neuern Schriftsteller, den Namen Polypus ganz abgeschaffet,

fet und zween andere Namen davor gewählet; die in ältern Zeiten schon bekannten Meerpolypen haben den Namen Sepia, und die neuentdeckten Polypen des süßen Wassers Hydra erhalten. Das erste Geschlechte heißt bey den Deutschen, auch bey Hr. Müllern Blackfisch, das zwote aber behält fast durchgehends den Namen Polype. Außer diesen kommen auch unter dem Geschlechte Sabella, oder Sandköcher, ingleichen Tubularia oder Seeköcher, und unter Vorticella, oder Seegallert, einigermaßen ähnliche, und daher von vielen Polypen genannte Körper vor. Damit man diese alle gleichsam auf einmal übersehen könne, wollen wir selbige hier zugleich anführen, und zuerst die beyden eigentlichen Polypengeschlechter, und denn auch die unter andere versteckte Polypenarten beschreiben. Man findet zwar auch bey einigen andern Geschlechtern, als der Seenessel und Seeblase viel polypenähnliches, und einige Schriftsteller wollen diese gar mit der Hydra vereinigen, da wir aber des Herrn von Linné Eintheilung beybehalten, wollen wir diese unter obigen Namen anführen.

Das längst bekannte Polypengeschlechte gehört, nach der Linneischen Eintheilung, unter die gegliederten Würmer, oder Mollusca, und führet den Namen Sepia, oder Blackfisch, und holländisch Zeekatten. Die Kennzeichen desselben sind: das Thier hat acht Aerme, welche an der innern Seite mit vielen Näpfchen besetzet sind; außer diesen besitzen noch die mehresten Arten zween gestielte, lange Fühler; am Ende zeiget sich ein hornartiges Maul; die Augen stehen unterhalb den Fühlern nach dem Körper zu, welcher fleischicht ist und in einer Scheide stecket, so das Bruststück umgiebt, an der Wurzel desselben zeiget sich ein kleiner Köcher. Hiervon führet Herr von Linné fünf Arten an, und obgleich alle acht Aerme oder Füße haben, wird doch die erste Art

1) der Achtfuß, Sepia octopedia, genannt. Dieser ist schon in den ältern Zeiten, und ganz allein unter dem Namen Polypus, bekannt gewesen. Von der Größe desselben findet man widersprechende Nachrichten. Nach Plinius Angeben sollen dergleichen von dreyßig Schuh Länge gefunden werden. Dergleichen riesenmäßige aber hat man in neuern Zeiten nicht bemerket, und gemeiniglich hält das ganze Thier mit den Aermen einen Schuh in der Länge und Breite, davon der Körper etwa nur einer Faust groß ist. Es unterscheidet sich diese Art von den übrigen, daß der Körper keinen Schwanz und keine gestielte Fühler hat. Der ganze Körper gleicht

gleicht einer Tasche, welche oben breiter und unten abgerundet ist; der Hals oder das Kopfende raget vorne in der Mitte hervor, und an diesem sitzen die Aerme. Jeder Arm ist mit zwo Reihen Näpfchen besetzet; jede Reihe besteht wenigstens aus funfzig Näpfchen, und wenn man diese, nach der Einbildung der ältern Schriftsteller, für Füße ansieht, wäre die Benennung Polypus nicht unschicklich; sie sind aber dieses nicht, sondern vielmehr Sauger, womit das Thier seinen Raub anhält; durch Hülfe der Aerme schwimmt solches, und mit diesen kriecht es auf dem Boden des Meeres fort. Der Rücken des Thieres, am Kopfe und an der Wurzel der Aerme ist mit röthlich schwarzen Flecken gesprenkelt; die Arme sind oberwärts braun, unten weißlich, auch ist der hintere Theil des Körpers weißlich, dessen Oeffnung mit einem grünen Flecke bezeichnet und mit einem grünen Ringe umgeben. Diese Oeffnung führet zween große und zween kleinere Beutel, unter welchen ein trichterartiger Köcher liegt, der wie eine Warze hervorraget, nahe am Körper Daumens dicke, nach unten zu aber nicht dicker als ein Federkiel ist. Der Hals ist walzenförmig und viel schmäler als der Körper. Der Kopf steht etwas erhaben, ist härter als der Körper und zeiget an der andern Seite zwey große Augen. Die Schnauze ist länger als der Kopf und daraus entstehen die acht Aerme, in deren Mitte ein hornichtes Zangenmaul befindlich ist. Das Thier lebet noch lange, wenn man es gleich zerschneidet. Es soll zwischen selbigen eine Begattung geschehen und das Weibchen traubenförmige Eyerbüschel auswerfen. Ihre Nahrung sind mancherley weiche Meergeschöpfe, auch Conchylien, vornehmlich die Austern und Schneckenmuscheln. Man kann das Thier speisen; es kochet sich roth, wenn Salpeter damit vermischet wird, und leuchtet zur Nachtzeit sehr stark. Hasselquist beschreibt einen solchen, dessen Aerme anderthalb Schuh lang waren, der Körper aber nur einen Viertelschuh austrug und der Hals einen Zoll lang hervor gieng.

2) Der Dintenfisch, Sepia officinalis Linn. Dieses ist der eigentliche Blackfisch, Kuttelfisch oder Dintenfisch, oder Sepia der Alten. Einige Deutsche nennen solchen die Meerspinne, und die Holländer Zee-Zar. Dintenfisch heißt dieses Thier wegen der schwarzen Feuchtigkeit, welche es in einem Beutel bey sich führet und von sich spritzet, so bald es Gefahr merket, um das Wasser undurchsichtig zu machen. Es führet solches auch das bekannte

Schild auf dem Rücken, welches os Sepiae, oder besser Sepium heißt, und deswegen vom Herrn von Linné officinalis genannt worden. Man trifft dergleichen in den Seen aller Welttheile an. Swammerdam und viele andere Schriftsteller haben solchen, auch nach der innerlichen Beschaffenheit, beschrieben. Wir wollen vorzüglich Herrn Lamoriers Beobachtungen hier kürzlich wiederholen, welche derselbe in den Schriften der Königlichen Gesellschaft zu Montpellier 1766. mitgetheilet hat. Das Thier hat kein Blut und ist theils weich, theils knorplicht, und theils inwendig hart. Die beyden Kinnbacken sind schwärzlich und haben einige Aehnlichkeit mit einem Papageyenschnabel, doch bedecket der untere Kiefer den obern etwas. Die Zunge im Maule umgiebt ein besonderes Gewächse, an dessen Ende viele nervichte Wärzchen wahrzunehmen. Die Augen sind sehr groß, das Gehirne hingegen sehr klein. Zwischen dem Halse und Kopfe stehen zween, ohngefähr anderthalb Fuß lange Fühler oder Schnüre, welche aus der Augenhöhle entspringen, durch eine ohngefähr einen Zoll lange Röhre gehen, und zwischen den zween untersten Aermen ihren Ausgang nehmen. Das äußerste Ende derselben ist mit ohngefähr funfzig gestielten, und dem Kelche an den Eicheln ähnlichen Näpfchen oder Rüsseln von verschiedener Größe besetzet, deren größter aber noch vier Linien im Durchschnitte hat. Wenn man den Finger auf den hohlen Theil derselben hält, so leget sich selbiger ohne Schmerz und dermaßen fest daran an, daß man Mühe hat ihn wieder davon loß zu machen. Eben dieses geschieht auch noch einige Stunden nach dem Tode des Thieres. Der Kopf ist mit acht Aermen umgeben, welche beynahe knorplicht und an den innern Seiten mit vier- bis fünfhundert der zuvor beschriebenen ähnlichen Näpfchen versehen sind, welche gleichen Nutzen, wie bey der ersten Art haben. Der Rumpf ist nach den Rücken zu erhaben oder gewölbet, und daselbst befindet sich das so genannte weiße Fischbein, Sepium. Es ist solches länglicht oder eyförmig, am breitesten Theile inwendig etwas ausgehölt, woselbst die Eyer liegen, und besteht aus zweyerley Wesen. Das äußerliche ist erhaben, weiß, durchsichtig, hart, doch dünne und leicht zerbrechlich, das innerliche gleichfalls weiß, aber mürbe, locker und läßt sich mit den Fingern zerreiben. Der Umfang ist mit einem sehr dünnen, schmalen und durchsichtigen, knorplichten Rande besetzet. Es liegt solches in einer besondern Capsel, jedoch ohne daran befestiget zu seyn. Das oberste dieser Capsel

ist die Haut des Thieres selbst, das innere dünner, und mit einigen schwarzen Linien bezeichnet. Der Unterleib des Thieres besteht aus einem großen, halbknorplichten, einen halben Querfinger dicken und wie ein Brustſtück von einem Kürasse aussehenden Stücke. Zwischen dem Kopfe und dem Bauche erblicket man eine knorplichte Röhre, welche ohngefähr einen Zoll im Durchmesser hat, zween Zoll hervorsteht, sich in dem Bauche in Gestalt eines Trichters endiget und nach der Mitte ihrer Höhle zu mit einem knorplichten Fallthürchen versehen ist, wodurch der Eintritt des Meerwassers durch diese Röhre in den Bauch verhindert, der Ausgang hingegen verstattet wird, und durch eben diesen Weg spritzet das Thier den schwarzen Saft von sich. Zwischen dieser Röhre und dem Bruststücke befindet sich eine große Oeffnung, welche auch gerade auf den Bauch zutrifft; durch diese tritt das Meerwasser hinein, und durch eben diese leget auch der Blackfisch seine Eyer, welche wie eine Weintraube aussehen. Um das Geschlechte dieses Thieres zu entdecken, darf man nur die Ränder der großen Oeffnung von einander biegen, da man denn bey dem Weibchen noch unten im Bauche den röthlichen Eyerstock, und bey dem Männchen daselbst zween weiße Körper gewahr wird, welche ohne Zweifel die Hoden sind. Neben dem hintern Rande und der innern Fläche der großen Oeffnung hat Herr Lamorier noch zwo knorplichte Erhebungen wahrgenommen, welche in zwo Höhlen passen, die an der äußern Seite des vordern Randes ausgeschnitten sind. Die Ränder des Seitentheiles dieses Thieres sind mit zween häutichten Flügeln oder Floßfedern besetzet, welche sich zum Theil gegen das äußerste Ende des Rumpfes mit einander vereinigen. Um die inwendigen Theile dieses Thieres zu untersuchen, soll man auf der Mitte des Rückens einen Einschnitt machen, das Fischbein herausnehmen, und von der großen Oeffnung an bis zu dem Ende des Bruststückes einen zweeten Schnitt machen, da man denn eine große Höhle bemerket, in welcher das Herz, die Leber, der Eyerstock, die Werkzeuge zum Luftschöpfen, die Speiseröhre, der Magen und der Darm liegen. Außer diesen erblickt man daselbst die mit dem schwarzen Safte erfüllte Blase, welche ohngefähr zween Zoll lang ist und sich am Ende des Darmes vermittelst eines Ausführungsganges endiget. Sobald der Blackfisch eine Verfolgung bemerket, verschließt er die große Oeffnung vermittelst der beyden Schnüre, schnüret das Bruststück zusammen und drücket die schwarze Blase an das Fisch-

bein an, wodurch sich die Tinte in die Höhle des Bauchs ergießt, und da sie sehr zähe ist, wird sie durch das daselbst befindliche Meerwasser geschwinde aufgelöset, worauf sie unter das Fallthürchen fließt und durch den Trichter ihren Ausgang nimmt. Da aber der weiteste Theil dieser Röhre auf den Bauch zutrifft, so wird dieser Saft mit Gewalt in den engsten Theil, und daraus eine große Strecke weit in das Meer hinausgespritzet, so daß ein großer Umfang von Wasser davon gefärbet wird. Unter dieser schwarzen Wolke entgeht das Thier allen Verfolgungen seiner Feinde. Hr. le Cat hat auch in den Schriften der Akademie zu Rouen 1764. weitläuftig von diesem Dintenfische gehandelt, und davon verschiedenes bemerket, welches von andern übersehen worden. Die buntgesprenkelte Haut verändert ihre Farben nach allen Leidenschaften, welche das Thier empfindet. Auch wird zuweilen der Rücken desselben scharf und bekömmt Kränze von allerhand Farbe. Es will derselbe zwey Gehirne, welche durch ein rundliches Hirnlein von einander abgesondert sind, und zwo Zwiebeldrüsen wahrgenommen, auch beobachtet haben, wie die Nerven und das Rückenmark nichts anders, als Verlängerungen der Häute sind, welche das Gehirn umkleiben. Die Nerven sind mit augenscheinlichen Höhlen versehen, davon einige die Weite von einer Linie haben, und worinnen sich ein flüßiges Wesen beweget. Herr le Cat zählet auch fünf Herzen. Von dem weißen Fischbeine, welches das Thier öfters abwirft, entsteht der Meerschaum. Der lockere Theil desselben wird von den Goldschmieden zu Modellen, um ihre kleinen Arbeiten darein zu gießen, auch zum Polieren, zu Zahnpulver, und als ein erdhaftes Mittel in der Arzneykunst gebrauchet. Krebssteine und Austerschalen haben mit selbigem gleiche Wirkung, und man wird bey dem Saamenflusse und andern Krankheiten vergebens eine Verbesserung der schlappen Theile erwarten. Die schwarze Feuchtigkeit kann statt der Dinte gebrauchet werden, und Bartholin hat einen damit geschriebenen Brief einem Freunde zugesendet. S. Act. Hafnienſ. Vol. V. obſ. 109.

3) Meerspinne. Dieser Name wird verschiedenen Arten der Blackfische beygeleget, Hr. Müller aber versteht hierunter die Saepia media Linn. Diese ist gleichsam die Mittelart zwischen der vorherstehenden und folgenden. Der Hauptunterschied besteht dariñen, daß der häutichte Fortsatz in den Seiten von dem Schwanzende an nur bis zur Hälfte des Körpers hinansteigt, womit sich jedoch das

Thier als mit einem Mantel bedecken kann. Der übrige Bau kömmt mit dem Dintenfische fast ganz überein; wie denn auch außer den acht Aermen noch zween längere, mit Näpfchen besetzte, und am Ende breitere Fühler zugegen sind. Der Körper ist mehr rund und einer Geldbörse ähnlich. Die dintenartige Feuchtigkeit enthält auch diese Art, und solche soll auf der Haut ein Brennen erregen. Man trifft dergleichen von einem Schuhe bis einer Ellen lang gemeiniglich in der Nordsee an.

4) Seekatze nennen die Seefahrer gemeiniglich Saepia Loligo Linn. Die Benennung Loligo war schon in den ältern Zeiten gebräuchlich. Die Franzosen nennen diese Art Calmar, und die Holländer spaanse Zeekat. Sie erhält auch von einigen den Namen Dintenfisch, indem die Dintenblase hier gleichfalls befindlich ist. Der Körper ist rollrund und zugespitzt, roth gefleckt, über dem Rücken gelb, am Schwanze schwarz gedüpfelt, und das Schwanzende mit einem gewürfelten Häutchen geflügelt. Das schwarze Maul sieht einem Habichtsschnabel ähnlich. Die Augen sind groß und schwarz. Außer den acht Aermen sind auch zween Fühler zugegen. Das Thier thut öfters solche Sprünge über das Wasser, daß es den Seefahrern in die Schiffe kömmt. Außer der Dintenblase ist ein Beinchen vorhanden, welches oben breit, wie ein Federmesser, und unten gleichsam wie eine Schreibfeder zugespitzet, mithin, nach einiger Einbildung, ein ganzes Schreibezeug in dem Thiere anzutreffen ist. Dieser Körper wird in den Kabinettern unter dem Namen Seefeder aufbehalten. Herr Needham hat über dieses Thier verschiedene Beobachtungen angestellet, welche in dessen mikroskopischen Entdeckungen enthalten, und Hr. Bohadsch die Eyer desselben genau beschrieben. S. dessen Buch, de quibusdam animal. marinis, Dresd. 1761. Die Uebersetzung von der Beschreibung dieser Eyer steht auch in dem Neuen Hamb. Magaz. V. Band 125 S. Wir wollen von beyden etwas, doch nur das merkwürdigste, wiederholen. Die beyden krummen Theile des Schnabels oder Maules stecken gleichsam in einander, bewegen sich von der rechten zur linken, und die Oeffnung, welche sie zwischen sich lassen, ist der, durch die beyden Augen durchgehenden, Fläche senkrecht, und nicht parallel, wie man denken sollte. Die zween Fühler sind so lang, als das ganze Thier. Die acht Aerme betragen nur etwas über ein Viertel seiner Länge. An jedem von diesen hat Needham mehr denn hundert, und an den Enden eines jeden Fühlers mehr als hundert und zwanzig

Näpfchen oder Säuger gezählet. In dem hohlen Schnabel befindet sich, wie durch Hülfe des Vergrößerungsglases wahrzunehmen, eine mit neun Reihen Zähnen besetzte Haut, welche gleichsam die Zunge und den Schlund vorstellet. Die besondere Beschaffenheit der Milchgefäße muß man beym Needham selbst nachlesen; nur durch die beygesetzten Abbildungen kann man sich davon eine Vorstellung machen. Der Eyerbusch, welchen das Thier von sich giebt und öfters am Meerufer angetroffen wird, besteht aus einem gallertartigen Bande, welches mit vielen Angehängen, nach Art der männlichen Blüthkätzchen der Haselnußstaude, bedeckt ist. Diese aber sind groß, öfters über einen Schuh lang, gelbröthlich, oder blau, oder helle und glasartig, nachdem sie kürzere oder längere Zeit außer dem Thiere im Wasser gelegen haben, und bestehen aus lauter kleinen gleichgefärbten Höhlchen oder Bläschen, in deren jedem sich ein junges Thier befindet. Herr Bohadsch hat an einem solchen Eyerbusche, dessen Länge drey und die Breite zween Fuß betrug, fünf hundert und acht und sechzig Kätzchen oder Würstchen, und in jedem Würstchen ohngefähr siebenzig Junge gezählet; wenn man nun diese beyden Zahlen mit einander multipliciret, so kommen 39760 junge Bruthen heraus, welche von einem einzigen Thiere hervorgebracht werden. Die junge Bruth ist weißlich und mit scharlachrothen Puncten besetzet.

5) Zwergblackfisch, Sepia sepiola Linn. Das ganze Thier ist nicht viel größer als einen Zoll. An dem Körper sitzen hinterwärts zween runde Flügel, und vorne zwo Schnauzen mit acht Aermen. Die Farbe ist gelblicht mit kleinen Puncten auf dem Rücken. Man findet darinne keine Beinchen. Der Aufenthalt ist im Mittelländischen Meere.

Das zweyte Geschlechte, welches unter den Thierpflanzen vorkömmt, und die kleinen von Jussieu, Trembley, Backern, Röseln, Schäfern und andern beschriebenen Polypen des süßen Wassers enthält, wird von Hrn. v. Linné, Pallas und andern Hydra genannt. Hydras war, nach der Fabelgeschichte, ein Thier mit vielen Köpfen, welche wieder nachwuchsen, wenn sie abgeschnitten worden. Und diese Eigenschaft findet man wirklich an diesen Polypen, indem solche abgerissen wieder nachwachsen, die abgenommenen einzelnen Theile in ganze Körper sich verwandeln, und überhaupt nach Art der Pflanzen, sowohl durch ausgetriebene Aeste, als Saamen sich vermehren und fortpflanzen, auch sogar, wenn sie getrocknet sind, wieder im frischen

Wasser aufleben. Von diesen und andern merkwürdigen Umständen, welche bey dergleichen Polypen vorkommen, und von den mancherley Versuchen, welche die Naturforscher mit selbigen angestellet, wollen wir zuletzt das nöthige beyfügen, jetzo aber nur überhaupt erinnern, wie diese Thierchen ungemein klein, und nur guten Augen sichtbar seyn, aus einem gallertartigen durchsichtigen Wesen bestehen, im süßen Wasser an den Wasserlinsen und andern Pflanzen ansitzen und durch Ausdehnen und Zusammenziehen allerhand Gestalten annehmen, und bald als ein Körnchen, bald als ein Stern oder Blume, bald als ein Büschel Haare, bald aber mit kürzern Armen unter dem Vergrößerungsglase erscheinen. Die Kennzeichen, welche Herr von Linne allen Hydris, davon derselbe sieben Arten bestimmet, beyleget, sind folgende: sie haben am Ende eine, mit bürstenartigen feinen Härchen umgebene, Mündung und einen gallertartigen Stamm, welcher nur eine Blume führet, frey herumstreift und sich mit dem untern Ende an einen gewissen Gegenstand befestiget.

1) Grüner Polype, Hydra viridis Linn. Herr Schäfer hat unter diesem Namen eine besondere Abhandlung nebst Abbildung gegeben, auch Rösel solche genau und schön Tafel 88 und 89 abgezeichnet. Man findet dergleichen in reinen, jedoch stillstehenden Wassern unter den Wasserpflanzen, häufiger im Herbste als Sommer und besteht aus einem dicken, oben sich verdünnenden und an diesem Ende mit verschiedenen Aermen umgebenen hohlen, oder röhrenförmigen Körper, welcher aus lauter Körnerchen zu bestehen scheint; von diesen sind die innwärts gestellten blaßgrün, die auswendigen aber mehr weiß und durchsichtig. Wenn sich der Körper dehnet, ist er allenthalben gleich dicke, beym Zusammenziehen aber erscheint er kurz und dicke. Die Anzahl und Länge der Aerme ist unbestimmt. Hr. Rösel behauptet, wie diese Art mehrere Aerme, als die andern Arten habe, wenigstens hat er acht, auch neune, zehne, und vielmals zwölfe gezählet. Auch die Gestalt der Aerme ist veränderlich, bald sehen sie aus wie ein gestrahlter Stern, bald wie Blätter, bald erscheinen sie nur als anhangende Fasern, die den Kopf umgeben, bald sind sie alle mit einander, bald nur einige ausgestreckt und bald stehen die Strahlen gerade, bald machen sie Bogen oder Schlangenlinien. Auch die Aerme sind grün, und diese Farbe verändert sich nicht sehr, wenn sie schon lange ausgestrecket bleiben; sie sind allemal mehr grün als weißlicht; wenn sie sich aber zusammenziehen, haben sie

 mit

mit dem Körper einerley Farbe. Kurzgeärmte dehnen den Körper lang und wohl zu einem Zolle aus, langgeärmte aber kurz und kaum bis zu einem Drittelszolle. Zwischen den Aermen stecket der Kopf, welcher eine Mündung hat, deren Lippen sich auf allerhand wunderliche Art verziehen. Aus dem Körper treiben seitwärts neue Schößlinge oder Polypen, und wenn diese ihre Größe erlanget, reißen sie sich von der Mutter loß und leben vor sich von den kleinsten Wassergeschöpfen, die man nicht mehr sehen kann. Sie leben etliche Monathe in einem Glase mit Wasser, doch in keinem andern, als worinne man sie gefunden, sind unruhig und flüchtig, können die Kälte und den Frost vertragen, und bey dem Aufthauen leben sie wieder fort.

2) Armpolype. Alle haben zwar Aerme, dieser aber hat die längsten, und man zählet derselben ohngefähr achte, niemals über neune. Die Farbe desselben ist braun, und heißt deswegen beym Hrn. von Linné Hydra fusca, doch leidet diese zuweilen eine Veränderung. Es sind diese Polypen zuweilen durchsichtig, welches von Beschaffenheit der Nahrung, oder auch von einem ausgehungerten Zustande hergeleitet wird. Trembley hat diesen nach allen Theilen und Veränderungen genau beschrieben, und in Rösels Insectenbelustigungen findet man dergleichen auf der 84 und 85sten Tafel, auch in Herrn Müllers Ausgabe von des Ritters Linné Natursystem VI. Theil, 2ter Band, 34sten Tafel verschiedentlich abgebildet. Es beweget sich dieser gemeiniglich nach Art der Spannenmesserraupen, indem er den vordern Theil des Körpers mit den Aermen in die Höhe hebt, sich sodann umkrümmt, die Aerme, so weit als möglich ist, niederläßt und ansetzet, hierauf den Schwanz nach sich zieht, den Körper in einen Bogen biegt, und nach der ersten Weise weiter fortsetzet; zu anderer Zeit aber hebt sich selbiger mit Kopf und Aermen in die Höhe, setzet sich mit denselben vorwärts nieder, hebt nachher den Schwanz gerade über sich und krümmet sich hierauf mit dem Schwanze vorwärts, und setzet diesen auf der andern Seite an, und diese Art von Bewegung haben die meisten Arten gemein. Im ruhigen Zustande pflegen sie die Aerme erstaunlich lang auszustrecken, so, daß keine Spinnewebe feiner seyn kann, als diese Aerme und besonders die Spitzen derselben. Bey dem Einziehen der Aerme nimmt der Körper allerley Gestalten an; sie selbst aber scheinen ihre ordentliche Stärke zu behalten, und stehen alsdenn wie zarte Spitzlein um den Kopf herum. Herr Rösel hat von dieser braunen Art eine Abänderung

genommen, an welcher der hintere Theil des Leibes oder der Schwanz ganz weiß und sehr zart ist, so, daß er auch da, wo er an dem Leibe ansitzt, geschmeidiger ausfällt, als am hintern kolbigen Ende, womit er sich insgemein fest zu setzen pflegt, daher der Schwanz das Ansehen eines Stiels erhält.

3) Gelber Polype. Die gelbe Farbe ist zwar meistentheils, jedoch nicht allezeit, an dieser Art befindlich; sie zieht sich bald ins blasse, und daher heißt Herr von Linné diese ganz gemeine Art Hydra grisea, bald ins pomeranzenfärbige, und Schäffer nennt solchen den oraniengelben, und bald ins rothe. Man zählet ohngefähr sieben Aerme, die nicht sehr kurz sind und sich keilförmig ausbreiten. Der Schwanz ist von dem Leibe nicht abgesondert, am Ende kolbicht und daselbst mit einigen Fasern besetzet, um sich damit desto besser anhalten zu können. Der Leib ist an der Mitte am dicksten, und wird gegen den Kopf, wie gegen den Schwanz zu, immer dünner. Die Höhle des Körpers und der Aerme läßt sich an dieser Art sehr deutlich wahrnehmen. Von den verschiedenen angestellten Vermehrungen dieser Art handelt Rösel S. 486 u. f. weitläuftig.

4) Blasser Polype, Hydra pallens Linn. Dieser ist strohfärbig und hat ohngefähr sechs Aerme, die etwas kürzer sind, als an der vorigen Art; der Körper ist nach unten zu am dicksten, und gegen den Kopf zu viel dünner. Dieser Polype kann sich dergestalt zusammenziehen, daß der Körper rund wird und die Aerme sich ganz zu verlieren scheinen.

5) Die Wasserblase, Hydra hydatula Linn. ist ein ganz besonderes Thierchen, wenn es wirklich für dergleichen anzunehmen. Es ist eine mit Wasser angefüllte Blase, dergleichen in dem Unterleibe, im Netze, zwischen dem Darmfelle und den Gedärmen bey den vierfüßigen Thieren, besonders den Schaafen und Schweinen, gefunden, und schon in ältern Zeiten von den Aerzten bemerket worden. Diese hat man nunmehro für eine Thierpflanze ausgegeben, und Herr von Linné mit der Hydra, Herr Pallas aber unter der Benennung Taenia hydatigena mit dem Bandwurme vereiniget. Nach den Beobachtungen des Herrn Tyso, welche derselbe an einer von Aleppo erhaltenen Gazelle angestellet, sitzt die Blase in einem Behältnisse und hat einen eigenen Hals mit einer Mündung, welcher sich verlängert und verkürzet, um die Feuchtigkeiten in sich zu saugen. Unter dem Vergrößerungsglase will man an dem Halse ringförmige Einschnitte, und inwendig zwey, oder nach Herr Pallas Beobachtung, nur eins in der Feuchtigkeit der Blase

 schwim-

schwimmendes Band, und bey der Mündung vier kaum sichtbare bewegliche Fühlerchen wahrgenommen haben. Die Blase soll also ein häutichter Wurm seyn, der sich mit dem Halse fest ansauget, und die eingesaugten Feuchtigkeiten zu seinem Wachsthume anwendet. Diese Blasen erhalten die Größe einer Nuß, eines Eyes, auch einer Faust. Daß das unreine Wasser, welches die Thiere saufen, zu dergleichen Blasen Gelegenheit gebe, ist leicht zu glauben, ob aber solche eine Krankheit ausmache, oder wirkliche Thierchen sind, scheint uns, wie Herr Müllern, sehr zweifelhaft zu seyn.

6) Wassertrichter ist Hydra stentoria Linn. Herr v. Linné vergleicht diesen Polypen mit einem Sprachrohre, Backer mit einem langen Trichter, Rösel mit einer Schallmeye und Ledermüller mit einer Trompete oder Flöte. Nach allen diesen Vergleichungen hat dieses Thierchen oben eine weite Mündung und einen engen Hals oder Körper, der sich mit dem untern Ende fest ansauget. Wenn sich solches ausdehnet und seine trompetenförmige Mündung öffnet, erscheint der Rand mit vielen Haaren oder Fäserchen besetzet; zieht es sich aber zusammen, so erhält es eine kugelförmige Gestalt. In dem ersten Zustande ist solches kaum einen Zwölftheilszoll lang, und wenn es sich zusammenzieht, fast gar nicht sichtbar. Herr Trembley will bemerket haben, daß dessen Vermehrung in einer schiefen Theilung bestehe, und daß aus einem zweye würden, davon einer zum alten Kopfe einen neuen Schwanz, und der andere zum alten Schwanze einen neuen Kopf erhalte. Man findet dergleichen häufig an der untern Fläche der Meerlinsen ansitzen. Die Abbildung davon ist beym Rösel III Th. 94 Tafel 7 und 8 fig. und beym Ledermüller Tafel 88 zu finden.

7) Der Gesellschaftspolype, Hydra socialis Linn. Rösel nennt diesen den geselligen keilenförmigen Afterpolypen. S. dessen 94ste 95ste und 96ste Tafel. Es ist diese der vorherstehenden Art ganz ähnlich; das Thierchen besteht gleichfalls aus einem trichter- oder kegelförmigen Körper, dessen breitere Mündung mit feinen Härchen besetzet ist. Obgleich aber jene, oder die Wassertrichter ebenfalls in Gesellschaft leben, setzen sie sich doch nur einzeln an, niemals aber vereinigen sie ihre Schwänze und machen unter sich einen Körper aus, wie diese letzte Art, indem bey dieser allemal viele runzlichte keilförmige Körper mit ihren spitzigen Enden bey einander stehen und gleichsam verwachsen sind oder einen Klumpen ausmachen, mit der weitern Mündung aber sich von einander entfernen.

Sie pflegen sich auch gänzlich von einander abzusondern und einzeln herum zu schwimmen, oder sich einzeln an einen Körper anzusetzen, in welchem Falle sie von der sechsten Art kaum unterschieden werden können. Herr Rösel hat, wenn er gerade in die geöffnete Mündung gesehen, in derselben einen kleinen gelbröthlichten Körper, als einen Punct wahrgenommen, und wenn er den Polypen von der Seite betrachtet, diesen Punct im Vordertheile des Leibes, doch nicht immer an einer Stelle bemerket, die Bestimmung desselben aber nicht einsehen können.

Diese beyden letzten Arten halten sich lieber im trüben als hellen Wasser auf, und drehen sich mit ihren Mündungen und machen Wirbel, in welche ihre Beute eingezogen und verschlucket wird, daher man solche mit den Seegallerten, und vornehmlich mit den Buschpolypen vereinigen könnte, weil selbige aber frey herumschwimmen, werden sie füglich zu diesem Geschlechte gerechnet. Vielleicht, schreibt Hr. Müller, können sie ein eigenes Geschlechte zwischen beyden ausmachen. Sie vermehren sich auch nicht wie die vier ersten Arten durch Schößlinge, wenigstens hat dieses noch niemand wahrgenommen, ob es gleich noch ungewiß, ob solches, wie Hr. Rösel muthmaßet, durch Eyer geschehe.

Außer diesen zwey Geschlechtern treffen wir auch bey einigen andern polypenartige Thierchen an, und auch diese wollen wir hier beschreiben, indem solche unter diesem allgemeinen Namen mehr, als unter ihrem eignen bekannt sind. Es hat demnach

a) das Geschlecht Vorticella Linn. welches Hr. Houttuin Bastartpolype, Hr. Müller aber Seegallert genannt, und unter diesem Namen auch beschrieben werden soll, viel ähnliches mit dem Geschlechte Hydra. Das ganze Wesen dieser Körper ist gleichfalls gallertartig, ihr Stamm aber an einem andern Körper befestiget und ihre Aerme stellen unter sich vereiniget eine Blume oder Kelch vor, dessen Mündung mit beweglichen Fäserchen besetzet ist. Von dieser Art ist der so genannte

Busch- oder Büschelpolype, nach dem Trembley Polypes a bouquet; man nennt solchen deswegen also, weil ihrer viele beysammen an einem einzigen Gegenstande, es sey an Wurzeln und Blättern der Wasserlinsen, oder auf andern Pflanzen und Conchylien, gefunden werden. Er heißt auch Blumenpolype, und wegen des Vermögens sich auszubreiten und zusammen zu ziehen, vergleicht solchen Herr von Linne' mit der Rose von Jericho, und nennt ihn Vorticella anastatica. Nach dem Trembley haben Rösel, Schäfer,

Baster, Brady und andere mancherley Verschiedenheiten davon beschrieben und abgezeichnet. Es ist diese Art sehr gemein, wird aber niemals im frischen, sondern nur allein im faulen Wasser, und öfters in solcher Anzahl bey einander angetroffen, daß sie, wegen des hellen und weißlichten Körpers, ein kleines Wölklein vorzustellen scheinen. Die einzelnen Thierchen sehen unter dem Vergrößerungsglase mehr einem Glocken- oder Mayblümlein, oder Theeköpfchen, als einem Thiere ähnlich, welches auf einem zarten langen Stiele steht, mit bloßen Augen aber kann man davon nichts erkennen. Das Thier pfleget seinen ausgehöhlten glockenförmigen Leib verschiedentlich zu verändern; es erscheint solcher zuweilen mehr rundlich, ein andermal mehr länglich, und hat bald eine weitere, bald engere Mündung. Zuweilen raget aus der Mitte etwas wie eine Zunge hervor, und seitwärts erscheinen zwey Paar einander gegen über stehende Spitzen, womit es beständig zu vippern pfleget, solche aber auch einziehen und wieder ausstrecken kann. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Stiele; dieser wird verlängert und verkürzet und im letzten Falle kräuselt sich selbiger, gleich einem um einen Stock gewundenen Drathe. Der Buschpolype machet nicht immer einen gleichförmigen Schwarm aus, und sitzt auch nicht immer an andern Körpern an, sondern öfters vereinigen sich viele Thierchen unter einander, und hängen, indem sie ihre Stielchen verschlingen, dergestalt zusammen, daß sie ein Bäumchen mit Aesten vorstellen. Dergleichen besonders schönen baumförmigen Schwarm hat Hr. Brady bey Brüssel entdecket, wovon die Abbildung auch im Linnäischen Natursysteme des Hrn. Müllers Taf. 33. befindlich ist. An dergleichen ist die Bewegung recht wunderbar. Wenn eins von diesen vereinigten Thierchen etwas empfindet, werden solches alle zugleich inne, und alle ziehen sich gemeiniglich zugleich zusammen, welches aber auch zuweilen nur eine Art allein thut. Die an einander hangenden Thierchen bleiben auch nicht immer vereiniget, es machen sich öfters einige loß, schwimmen in dem Wasser einzeln hin und wieder, kehren aber auch wieder zu den übrigen zurück. Herr Trembley hat zwar außer den Glocken hin und wieder rundliche Bläschen entdecket und solche für die Eyernester ausgegeben, ob selbige aber wirklich dergleichen sind, ist zwar nicht erwiesen, doch will man wirklich beobachtet haben, daß bey einigen Arten die Vermehrung durch diese Bläschen geschehe. Sie sind anfangs überaus klein, wachsen aber geschwinde und in kurzer Zeit sind sie größer als

als die Glocken; worauf sich solche absondern, fortschwimmen, und vermittelst eines kurzen Stielchens an eine Pflanze ansetzen; sie verlängern sich alsdenn in wenig Stunden ansehnlich und das Bläschen vertauschet seine vorige kugelförmige Gestalt mit der eyförmigen einer Knospe. Diese Knospe theilet sich der Länge nach in zwo andere kleine, die aber doch größer als eine Glocke sind; diese theilen sich nochmals, wie die erstern, so daß jetzo vier Knospen auf dem Stängel sitzen. Diese alle theilen sich wiederum und geben acht Knospen, und solchergestalt geschieht die Theilung immer fort. Alle Knospen sitzen mittelst eines eigenen Stielchens an dem gemeinschaftlichen Stängel, sind aber von ungleicher Größe. Die größern fahren fort sich zu theilen, die kleinen aber fangen an sich aufzuschließen, die Glockengestalt anzunehmen und stellen vollkommene Polypen vor. Fast auf gleiche Weise lösen sich bey andern Arten die Glocken selbst von dem Strauße ab, schwimmen weg, setzen sich mit einem kurzen Stielchen wieder an etwas an, schließen sich, verwandeln sich in eine Knospe, theilen sich der Länge und aus einer werden zwo, die kleiner als die ersten sind, sie eröffnen sich unmerklich und erhalten die Gestalt der Glocke. Herr Mitchel hat um die zuvor bemerkten Bläschen gewisse, sich drehende, Kränzchen wahrgenommen, dergleichen auch der Rand der Glocken führet und womit diese Geschöpfe eine wirblichte Bewegung im Wasser machen. Andere ähnliche Arten von diesen Afterpolypen werden unter Seegallert vorkommen; wir haben hier nur eine erwähnen wollen, um dadurch den Unterschied zwischen diesen und den wahren desto leichter einzusehen. Und aus eben der Ursache führen wir auch von einem andern Thierpflanzengeschlechte, nämlich der

Tubularia Linn. welches Müller Seeköcher nennet, ein angewurzeltes Gewächse ist, und aus einem dratförmigen Köcher besteht, aus dessen Ende ein blumenartiger Polype hervortritt, eine Art hier an und wählen dazu den

Federbuschpolypen, oder die Tubulariam campanulatam L. welche Trembley zuerst entdecket, und Polype a Pannache, Backer bell-flower-animal, oder Glockenblumenthier, und Herr Müller daher Glockenköcher genennet. Diese Art ist, wie mehrere Polypen, gesellig, indem insgemein viele bey einander leben, doch so, daß jeder seine eigne Wohnung oder Köcher hat; diese Köcher sind hohl, durchsichtig und außer dem Wasser ganz weich und schleimicht mit einander verbunden, und stellen ein ästiges Reis,

oder

oder kleinen Corallenzinken vor, und wenn die Thierchen, welche darinnen verwahret sind, alle ihre Aerme, deren jedes sehr viele und gegen sechzig hat, ausbreiten, gleichen solche einem, aus verschiedenen Blumen bestehenden Strauße. Dieser Polype läßt sich niemals bloß und außer seinem Gehäuse sehen, und kann sich in dieses ganz zurückziehen, daß solcher ganz und gar nicht wahrzunehmen. Dergleichen Blüthreiser findet man öfters an den Meerlinsen sitzen, sonderlich vom Maymonathe bis in den September. Diese Polypen kommen, sonderlich in Ansehung der Vermehrung, fast mit den wahren Polypen überein. Wenn von den vereinigten Aesten einige absterben, treiben nach wenig Tagen wieder junge Sprossen hervor; und die alten, in dem vielästigen Canal vereinigten, Polypen trennen sich von einander, und treiben hernach junge. Herr Rösel hat auch die Polypen selbst in zehn und mehrere Theile also der Quere nach zerschnitten, daß ein jeder Theil einen oder mehrere anhangende Federbüsche behielten, alle Theile blieben am Leben, und alle trieben Nebenäste und junge, und machten innerhalb vierzehn Tagen einen vollkommenen Strauß aus. Würden solche aber der Länge nach entzweygeschnitten, und der Federbusch zugleich verletzet, trieben sie keine jungen aus. Will man von dieser Polypenart nähere Erkänntniß haben, kann man Rösels Insectenbelustigung III. Th. S. 447. und folgenden nachlesen. Verschiedene Nebenarten hat Herr Pallas entdecket, und solche, nach diesem Schriftsteller, Herr Müller unter den Namen Pinsel- und Papierköcher beschrieben. Und dergleichen, oder fast ähnliche polypenartige Geschöpfe wohnen nicht allein in den meisten Corallen, sondern sollen auch diese ihre Wohnungen selbst bauen. S. Coralle und Meergewächse.

Endlich erwähnen wir hier noch, aus dem Geschlechte der Sandköcher, des so genannten Röhrenpolypens oder Sabella ringens Linn. Man versteht hierunter polypenartige Geschöpfe, welche mit einer köcherartigen, einigermaaßen ästigen, und an einem andern Körper befestigten, gerade in die Höhe gerichteten Schale bedecket sind. Man findet dergleichen in den Europäischen Sümpfen. Hieher gehören Basters Kokerdiertjie oder Köcherthierchen, Herr Backers Pypdiertjie oder Pfeifenthierchen, und Herr Schäfers Blumenpolype, welchen Herr Pallas Brachionus tubifex oder Röhrenmachender Armpolype nennet. Es sind diese Thierchen und ihre Schalen ungemein klein, und nur

durch das Vergrößerungsglas zu erkennen, der Gestalt nach kegelförmig, am untern Ende dünne, braun, oder gelblichtgrün, auch wohl weiß und halbdurchsichtig. Die Schale besteht aus vielen sechseckichten, an einander gekitteten Körperchen, und treibt zuweilen Nebenästchen aus. Das Thier, das aus dieser Röhre hervorkriecht, nimmt allerley Gestalten an.

Nachdem wir die verschiedenen Geschöpfe, welche man Polypen zu nennen pfleget, beschrieben haben, wollen wir noch die merkwürdigsten Umstände anführen, welche zwar nicht bey allen, doch einigen, und sonderlich denjenigen beobachtet werden, welche zu dem Geschlechte Hydra gehören, und im genauen Verstande Polypen genennet werden. Dergleichen Polype besteht nur aus einer Röhre, die von einem Ende bis zum andern hohl ist, und zwar sowohl in dem Körper, als in den Aermen. Alle diese Höhlungen haben mit einander Gemeinschaft, man findet darinnen keine Eingeweide, keine Gefäße, eine blose Haut machet die Röhrchen aus, und die Röhrchen machen das Thier aus. Wenn man diese Haut mit dem Vergrößerungsglase ansieht, scheint sie auswendig und inwendig wie Chagrin, bemühet man sich solche unter dem Vergrößerungsglase aus einander zu setzen, bemerket man die allerzärtesten Zäserchen, und ein schleimichtes Wesen, welches die Zwischenräume derselben ausfüllet, und kleine Körner, die in der schleimichten Materie liegen, und ganz schwach untereinander verbunden sind. Diese Körner machen die Oberfläche dem Chagrin ähnlich, und geben dem Polypen seine Farbe. Herr le Cat, S. die Schriften der Akad. zu Rouen, oder das allgemeine Magazin III. Th. 5. S. vergleichet diese Körner mit den Drüsen und glaubet, daß selbige die Stelle des Gehirns, und der übrigen Eingeweide vertreten, das schleimichte Wesen aber vergleichet er mit dem Nervensafte, und die Fäserchen hält er für die Triebfedern der Verrichtungen dieses Thieres. Die deutlichste Verrichtung besteht in Annehmung und Verdauung der Nahrungsmittel. Wenn der Polype hungrig ist, so strecket er seine Aerme in dem Wasser, als Netze, aus; sobald nun der Raub in selbe fällt, ergreifen ihn diese Aerme, und bringen ihn an den Mund, der ihn verschlinget. Der Polype erwartet nicht allemal seinen Raub, sondern merket solchen von weiten, und geht hin, solchen zu suchen. Ueber die Art und Weise, wie die Polypen, sonderlich der Oraniengelbe, ihre Beute zu fangen pflegen, hat Herr Rösel mancherley Beobachtungen angestellet,

gestellet, welche man im III. Th. der Insectenbelustigungen S. 480. nachlesen kann. Die meisten Thiere, wovon sich der Polype nähret, sind viel größer, als die Oeffnung des Mundes. Es kann diesen aber, wie auch den Leib, ungemein erweitern, und die Thierchen verschlingen, in welcher Stellung sie auch ihm vorkommen, und man kann öfters das verschluckte Thier ganz deutlich durch den Polypen, der durch die Erweiterung mehr durchsichtig geworden ist, hindurchsehen. Das verschluckte Thierchen stirbt in weniger, als einer Viertelstunde. Es zerschmelzet nachher in dem Leibe des Polypens, und es scheint, daß dieser nur den Saft daraus sauge, das übrige grobe aber durch eben die Oeffnung wieder von sich gebe, durch welche es hineingekommen ist. Der ausgesaugte Saft verbreitet sich durch die ganze Höhlung des Thieres, sowohl durch die Aerme, als den Leib, und geht endlich in die drüsichten Körner, wodurch das Thier ernähret und zugleich gefärbet wird. Zuweilen verschlucket ein Polype den andern; dieser aber stirbt nicht in dem Leibe dessen, der ihn verschlucket hat, wenn solcher auch gleich vier bis fünf Tage darinnen bleibt; der Feind wirft solchen wieder gesund und wohl behalten von sich. Dieser Zufall ist von mehreren beobachtet worden, wie solches aber zugehe, und warum der verschluckte Polype nicht, wie die andern Würmer, in dem Leibe aufgelöset werde, hat niemand erklären können. Rösel hat auch wahrgenommen, wie ein alter grüner Polype den noch anhangenden jungen, oder dieser den alten verschlucket, und wohl eine Stunde lang bey sich behalten. Herr Trembley hat es gar so weit gebracht, daß er einen in den andern gestecket, und verdoppelt, keiner ist gestorben, sie haben sich vielmehr auf einander eingepfropfet, und in dieser genauen Gesellschaft fortgelebet. Die Vermehrung der Polypen ist vielerley. Einige Naturlehrer vermuthen, daß die Körner die Eyer sind, woraus Junge kommen. Gewisser ist diejenige Vermehrung, welche, nach Art der Pflanzen, durch ausgetriebene Keime oder Schößlinge geschieht. Diese Keime erscheinen anfangs auf der Oberfläche des Polypens als kleine Auswüchse, vergrößern sich aber allmählich, treiben Aerme aus, und werden endlich zu vollkommenen Polypen. Der Schwanz eines jungen Polypen ist mit dem Leibe der Mutter vereiniget, und hat an ihrer Nahrung eben so Theil, wie die Aerme dieser Mutter selbst. Hat die junge Bruth Aerme bekommen, hascht sie selbst ihren Raub, verschlucket ihn, verdauet ihn, und

vertheilet den Saft bis in den Leib der Mutter. Ein Mutterpolype hat oft fünf, sechs, acht Junge, bald mehr, bald weniger. Wenn der junge Polype ein gewisses Alter erreichet, so zieht sich der Theil, wodurch er mit der Mutter verbunden ist, zusammen, wird enger, und sondert sich endlich von der Mutter ab. Ein solcher abgesonderter Polype wird nach wenig Tagen gleichfalls junge austreiben. Es giebt sogar kleine Polypen, die noch an ihrer Mutter befestiget sind, und schon selbst wieder junge austreiben, ja man hat bisweilen gesehen, daß die letztern noch ein drittes Geschlecht ausgetrieben haben. Alle Polypen sind Mütter, und vermehren sich ohne Vermischung mit einem andern, und doch sind sie auch nicht Zwitter, wie eine andere Art der Vermehrung deutlich beweißt. Wenn man die Polypen in Stücken zerschneidet, werden sie von neuen aus ihrem zerstörten Ueberreste gebohren; so viel Stücke, so viele Polypen. Trembley und andere haben demselben Kopf, Schwanz, Aerme abgeschnitten, und alle diese abgeschnittenen Stücke haben junge hervorgebracht, welche wiederum fruchtbar gewesen sind. Rösel hat besonders den braunen Polypen gar sehr gemißhandelt, solchen in einem Tropfen Wasser auf ein steifes Papier geleget, und mit der Lanzette der Länge und Quere nach zerstochen, und endlich den, gleichsam mit tausend Wunden verletzten Polypen mit der Spitze der Lanzette, gleich einem Breye, untereinander gerühret, und doch zeigten sich nach fünf Tagen viele seltsam gestaltete Polypen. Es hat derselbe auch die Aerme zerschnitten, und jedes Stück davon hat sich in einen vollkommenen Polypen verwandelt. Noch eine andere Art sich zu vermehren, ist denen Polypen natürlich, doch geschieht solche selten. Der Polype zieht sich zuweilen in der Mitte enge zusammen, und wird an diesem Orte trocken, worauf ein Stück von dem andern sich absondert, und nach der Absonderung wird an jedem dasjenige ersetzet, was daran fehlet, um einen vollkommenen Polypen auszumachen. Da der Polype seinen Raub von weiten wahrnimmt, und solchen aufsuchet, da auch selbiger gegen das Licht eine besondere Neigung äussert, und solches zu genießen, sich bemühet, hat man die Frage aufgeworfen, ob selbiger Augen habe. Herr le Cat vermuthet, daß die drüsichten Körner ihm statt der Augen dienen, und der Polype gleichsam nichts anders als ein Gewebe von Augen sey.

Die Versuche, welche man mit den Polypen unternommen, um ihre Natur und Wesen deutlicher ein-

einsehen zu lernen, sind so mancherley und verwunderungswürdig, daß wir wenigstens noch einige davon anführen müssen. Wenn man die Polypen, wie bereits erwähnet worden, der Quere nach in zwey und mehrere Stücke zerschneidet, treibt ein jedes Stück, das, was ihm fehlet, und die abgeschnittenen Stücke geben nicht das geringste Zeichen einer Krankheit von sich, sie bewegen sich, suchen das Licht und bringen neue Schößlinge hervor, nicht anders, als wenn sie ganz und vollständig wären. Herr Trembley hat auch Polypen nach der Länge, von dem Kopfe an bis gegen die Mitte des Leibes zerschnitten; diese abgesonderten Theile haben, anstatt sich wieder zu vereinigen, jedes einen neuen Kopf hervorgebracht. Er hat auch diese neuen Köpfe gespalten, woraus ein Polype mit vier Köpfen geworden. Er hat solche bis auf sieben und achte gebracht, und eben das mit dem Schwanze vorgenommen, und vielköpfichte, und vielschwänzichte gemacht. Die meisten Köpfe und Schwänze haben sich endlich von selbst losgemachet, und jedes einen vollkommenen Polypen vorgestellet. Weil die, der Länge nach in zwey Stücke zerschnittenen, Polypen sich auch der Länge nach zusammenrollen, und zwo Walzen ausmachen, hat Trembley die Polypen in so kleine Stücken oder Fäden zerschnitten, daß sie sich nicht zusammenrollen konnten, es sind aber diese Stücke aufgeschwollen, die Fäden haben sich erweitert, es hat sich eine Höhle in ihnen erzeuget, und alle sind zu Polypen verwandelt worden. Herr Rösel hat noch eine andere, und unbegreifliche Erscheinung wahrgenommen, und mehrmals gesehen, wie ein vom Kopfe bis zur Mitte des Leibes zerschnittener grüner Polype einen andern, auf gleiche Weise gespaltenen, ergriffen und verschlucket, und nachdem dieser zwo Stunden in jenem geblieben, wieder als ein grüner Schleim ausgespeyet worden. Und doch hat derselbe bey dieser Art Polypen, wenn sie ganz sind, wie bey den andern, nur eine Höhle wahrnehmen, daher auch nicht einsehen können, wie dieses Verschlucken in einem zerschnittenen möglich seyn dürfte. Herr Rösel hat auch an den Armpolypen wahrgenommen, wie sie das Vermögen haben, sich selbst, wie ein Strumpf, umzukehren, und zugleich beobachtet, daß sie bey dieser Gelegenheit einige Körner fallen lassen. Herr Trembley hat dieses nachgeahmet, und solche umgekehret, wie man einen Finger an einem Handschuh umkehret. Viele haben sich wieder in ihren natürlichen Zustand gesetzet, einige sind umgekehrt geblieben, und haben in diesem Zustande gelebet,

lebet, sich genähret und Junge hervorgebracht. Es sind unter diesen umgekehrten einige gewesen, deren Aerme alle inwendig waren, mithin der Gefahr ausgesetzet, Hungers zu sterben; es erfolgte aber eine ganz wunderbare Erscheinung; die Mitte solcher Polypen schien zu bersten, es wurden Oeffnungen in derselben, und diese Oeffnungen waren so mancher Mund, um welche herum sich Aerme bildeten, daß das Thier gehen und den Raub suchen konnte. Mit diesen Wundern ist Herr Trembley noch nicht zufrieden gewesen; er hat auch Polypen in einander gestecket, und sie durch eine Schweinsborste, womit er sie durchstochen, in einander gehalten. Viele haben sich losgemachet, andere sind auf einander eingepfropfet geblieben, und haben in dem Zustande gelebet und sich vermehret. Ein solcher verdoppelter Polype hatte zwo Reihen von Aermen, nämlich die Aerme des äußern und die Aerme des innern. Der innere konnte allein essen, nichts desto weniger bemerkte Trembley, daß sich der Nahrungssaft auch in dem äußern verbreitete. Bisweilen steckete der innere Polype seinen Kopf durch den Leib des äußern heraus, und ein jeder von ihnen nahm Nahrung zu sich. Merkwürdig sind auch diejenigen Versuche, welche Bonnet anführet, und nach welchen man den abgeschnittenen Kopf des Polypen wieder an seinen Rumpf bringen kann, worauf sich beyde wieder mit einander vereinigen. Man kann auch den Kopf von einem andern Polypen wählen, er wird ihn, wie seinen eigenen annehmen. Die Rumpfstücke verschiedener Polypen, mit den Enden an einander gesetzet, vereinigen sich gleichfalls und machen einen einzigen aus. Alle diese Erscheinungen sind höchst wunderbar und ob gleich das neue Wachsthum der zerhackten Stücke eines Polypen viele Aehnlichkeit mit den Pflanzen zeiget, so bleibt doch noch vieles übrig, welches nicht füglich erkläret werden kann, und Herr le Cat rufet hierbey klüglich aus: „Gute Nacht Mechanik und „beynahe gute Nacht Baumeister„geist, wo man nicht in dem na„türlichen Triebe dieses Geistes ein „wenig von dem Verstande, der „für unerwartete Zufälle Hülfs„mittel zu finden weis, annimmt.„ Einen solchen Baumeistergeist besitzt vielleicht Hr. Derome Delisle, welcher die Polypen des süßen Wassers gar nicht für solche merkwürdige Thiere ansieht, vielmehr das Wunderbare, welches so viele andere Naturforscher dabey angemerket, für erdichtet annimmt, oder leichtlich zu erklären glaubet. Es ist demselben sehr wahrscheinlich, daß die Polypen, welche Trembley und andere für wahre Thiere gehalten,

halten, nur eine Hülle sind, worinnen unendlich viele kleinere Thierchen sitzen, und daß also das, was man für ein einzelnes Thier gehalten hat, eine zahlreiche Familie, die beysammen wohnet, ausmache. Alle Erfahrungen und Versuche beziehen sich demnach, nach dem Herrn Delisle, nur auf das Haus, und man hat dieses für belebt angenommen, die Verrichtungen aber der darinnen wohnenden Thierchen gänzlich übersehen. Wo sind aber diese Thierchen in dieser Behausung anzutreffen? Alle haben solche gesehen, aber nicht für dasjenige erkannt, was sie seyn; nämlich Herr Delisle hält alle die Körner, welche in der Polypenhaut stecken, weder für Drüsen, noch Eyer, sondern für einzelne und vollständige Thierchen, obgleich selbige so klein sind, daß man die eigene organische Bildung auf keine Weise erkennen kann. Diesen Gedanken suchet Herr Delisle weiter auszuführen und die Beobachtungen, die man an den Polypen gemacht hat, daraus zu erklären, welches wir hier nicht wiederholen wollen. Man kann davon das neue Hamb. Magaz. 3 Band, 428 S. nachlesen. Mit dieser Meynung scheint Herrn Müllers einigermaßen überein zu kommen, indem derselbe annimmt, wie der Polype aus lauter organischen Theilen bestehe, die ein sich selbst bildendes Vermögen haben; doch will er solche lieber für Gewächse, als Thiere annehmen. Hr. Backer hat auch eine besondere Meynung ausgedacht, welche das Fressen der Polypen anbetrifft. Es scheint demselben nicht nur glaublich, daß das Maul dieser Thierchen mit Zähnen versehen sey, ob man gleich nicht im Stande ist, solche wahrzunehmen, sondern hält auch davor, daß etwas giftiges bey dem Bisse seyn müsse, mithin der Polype eben so, wie die Schlange, theils beiße, theils einen Gift in die gemachten Wunden fließen lasse, um seinen Raub desto geschwinder ums Leben zu bringen.

Endlich wollen wir noch bemerken, wie die Polypen, sonderlich die zwote und dritte Art, öfters von einer Art Läuse heimgesuchet und dadurch krank, oder auch gar getödtet werden. Es zeigen sich nämlich an den mit Jungen behängten Polypen, und zwar am Leibe, nicht weit von dem Maule, helle und durchsichtige Bläschen von verschiedener Gestalt und Größe. Da nun von den Körnern, woraus des Polypen Leib und Aerme bestehen, sonderlich wenn dieser seinem Ende nahe ist, sich manchmal viele, manchmal wenige absondern, so hat man auch diese durchsichtigen Bläschen für dergleichen Körner annehmen wollen. Weil auch Rösel beobachtet, wie diese blasenförmige Körper

der Hälfte einer hohlen Kugel ähnlich waren, und zugleich bemerket, daß sie zwey hervorragende bewegliche Spitzlein führeten, die einander gegen über stünden, und damit im Wasser einen Wirbel erregten, und mancherley kleinere Insecten an sich zogen, so könnte man einigen Naturlehrern leicht Beyfall geben und glauben, daß die Armpolypen, wenn sie zuweilen einige Zeit keine Speise zu sich nehmen, eben nicht fasteten, sondern durch diese, zu dem Ende offene, Körner ihre Nahrung erhielten und zu sich zögen. Nach Hrn. Rösels Beobachtungen aber findet diese Meynung nicht statt. Es hat derselbe mehrmals gesehen, wie sich diese Bläschen von den Polypen abgesondert, in dem Wasser hin- und her geschwommen, ihre Gestalt auf mancherley Weise verändert, und sich wieder an den Polypen angesetzet, und daraus abgenommen, daß selbige nichts anders, als eine Art von Läusen sind, welche sich auf die Polypen setzen, dieselben schwächen und endlich tödten.

Unter den vielen Schriftstellern, welche von der wunderbaren Eigenschaft der Polypen gehandelt, empfehlen wir vorzüglich den Bonnet, welcher in den Betrachtungen über die Natur, im VIII. Th. vom XI Hauptstücke bis zum Ende, ingleichen im 1sten Hauptstücke des IXten Theils, mit vieler Beredsamkeit und Gelahrheit von diesen Thierchen gehandelt.

Polypus.

Polypus ist, nach dem Richter, S. 575. und 681. ein großer Seefisch im adriatischen Meere, dem Blackfische sehr gleichend; wird daher auch Polkuttel genannt. Er hat acht lange dicke Pfoten, welche durch eine dicke Haut zusammengefüget sind. Diese dienen ihm zum Schwimmen, zum Kriechen und Speise zum Munde zu bringen. Seine Eyer sind weiß, sonst denen des Blackfisches ähnlich. Er läßt einen braunrothen Saft aus der Magenblase von sich, wenn er sich zurücke ziehen will. Er wird im adriatischen Meere gefunden, und frißt Muscheln, Schnecken, Gras, auch Menschenfleisch. Sein Fleisch wird gegessen und dienet wider die Colik und Blähungen. Aus den Chomel läßt sich hinzusetzen: Polypus, franz. Polype, ist auch, wie der Blackfisch, ein Fisch oder Ungeziefer des Meeres, gleich einer Spinnen, mit acht langen Füßen, womit er seinen Raub ergreift und fest hält. Er wächst oft zu einer so ungeheuern Größe, daß er Menschen bezwingen und unter das Wasser reißen kann. Er läßt einen purpurfarbenen Saft von sich, der aber doch kein Blut ist. Er ist so gefräßig, daß er in Mangel andern Futters seine eigenen

genen Füße anfrißt, die ihm aber wieder wachsen sollen. Seinem Geruche, welchen er auch nach dem Tode behält, gehen die Fische begierig nach, und wenn er einen Felsen ergriffen hat, hält er sich so fest daß er sich lieber zer= als loßreißen läßt.

Pomeranze.

S. Citronbaum.

Pomesine.

S. Citronbaum.

Pompelblume.

S. Malve und Siegmarskraut.

Pompelmuß.

S. Citronbaum.

Pompen.

S. Sprizgurke.

Pompholyx.

Pompholyx, ist eins von den Zinkproducten, welche bey dem Schmelzen der Zinkischen Erze in die Höhe steigen. Man unterscheidet Tutie oder Ofenbruch, Pompholyx und weißen Nicht von einander, und nennt gemeiniglich dasjenige Pompholyx, welches an den Seiten des Ofens höher, als die Tutie und tiefer als der weiße Nicht sitzt, eine lichtgraue Farbe hat, lichter als die Tutie und etwas schwerer, als der weiße Nicht ist. Andere machen zwischen Pompholyx und weißen Nicht keinen Unterschied. Das Pompholyx der Alten und weiße Nicht scheinen einerley und dasjenige Zinkische Product zu seyn, welches als eine zarte weiße Wolle sich zu oberst der Oefen anlegt. Es wird dasselbe in der Heilkunst als ein gutes Augenmittel gebrauchet, da man aber sehr wenig erhält und bey dem Verkauf desselben viel Betrügerey vorfällt, so thut man besser, wenn man sich in der Heilkunst der Zinkasche bedienet. S. Zink.

Ponamofisch.

Ponamofisch wird in Acadien ein Fisch genannt, der im Christmonathe, oder genauer zu sprechen, zwischen den beyden letzten Mondvierteln, auf dem Eise laichen soll, da man ihn denn in selbst beliebiger Menge wegfange. Nach des P. Charlevoix Meynung soll er eine Gattung von Seehunden seyn. S. A. Reisen, B. XIV. S. 90.

Pone.

Diesen Namen führen wir nur an, weil selbiger bey einigen andern Schriftstellern vorkömmt, ob wir gleich nicht angeben können, was darunter für ein Baum zu verstehen sey. Es soll selbiger in dem Königreiche Tunquin in Asien wachsen und ein sehr weiches Holz enthalten, welches aber von Tischlern und andern Handwerkern zu solchen Sachen gebrauchet

wird

wird, welche mit Firniß überzogen werden sollen.

Pongo.
S. Orang-Utang.

Pontac.
S. Weinstock.

Pontederie.

Der öffentliche Lehrer zu Padua, Julius Pontedera, hat durch seine 1718 herausgegebene Tabulas botanicas, noch mehr aber die 1720 gefolgte Anthologia und angehängten Disputationen sich um die Kräuterkunde wohl verdient gemachet, obgleich selbiger die Kraft des Staubbeutelmehles mit falschen Gründen zu widerlegen, sich bemühet. Das, vom Herrn von Linne dessselben Andenken gewidmete, Pflanzengeschlechte zeiget eine allgemeine länglichte, seitwärts aufklappende Blüthscheide, und ein röhrenförmiges, in zwo Lippen abgetheiltes Blumenblatt, deren jede wieder drey Einschnitte hat; sechs pfriemenartige Staubfäden, deren drey am Rande der Röhre, drey aber unterwärts in der Röhre des Blumenblattes sitzen, und unter dem Blumenblatte einen länglichten Fruchtkeim mit einem niederwärts gebogenen Griffel und etwas dickerm Staubwege. Die fleischichte, kegelförmige Frucht ist an der Spitze breit und umgebogen, öffnet sich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern viele rundliche Saamen. Man findet beym Herrn von Linne vier Arten, welche unter die seltensten Pflanzen gehören, daher wir solche nur kurz anführen wollen:

1) Pontederie mit eyförmigen Blättern und köpfchenweise gestellten Blumen, Pontederia ouata Linn. wächst in Malabar an wässerichten Orten und heißt im Hort. Mal. To. XI. Narukila.

2) Pontederie mit herzförmigen Blättern und abhangenden Blüthsträußern, Pontederia vaginalis Linn. Im Herb. Amboinens. Tom. VI. p 178 wird solche unter dem Namen Olus palustre beschrieben; wächst häufig in Macassarien auf den Reisfeldern und wird von den Inwohnern statt eines Zugemüses gespeiset.

3) Pontederie mit herzförmigen Blättern und aufgerichteten Blüthähren, Pontederia cordata Linn. wächst in Virginien an wässerichten Oertern.

4) Pontederie mit spondonförmigen Blättern und doldenweise gestellten Blüthen, Pont. hastata wächst in Indien.

Ponzinen. S. Citronbaum.

Porana.

Porana ist ein neues Pflanzengeschlecht,

geschlecht, welches Burmann bestimmt und auch Herr von Linné angenommen hat. Der Kelch besteht aus fünf Blättchen, welche stehen bleiben und sich mit der Frucht vergrößern. Das Blumenblatt ist glockenförmig; die fünf Staubfäden sind kürzer; der Griffel ist bis zur Hälfte gespalten, länger und mit köpfichten Staubwegen besetzet; die Frucht öffnet sich mit zwo Klappen.

Porcellanen.

Diesen Namen pfleget man insgemein solchen Schnecken beyzulegen, welche schön glatt, glänzend und öfters vielfärbig sind, und in Ansehung dieser Schönheit dem chinesischen Porcellane nichts nachgeben; im genauen Verstande aber versteht man darunter nur diejenigen, welche mit der glänzenden Glätte aus dem Meere kommen und keines Putzens oder Polieren bedürfen und der Gestalt nach fast ein, der Länge nach halb durchschnittenes, Ey vorstellen, davon der obere runde Theil der Rücken, der untere breite aber durch die, auf beyden Seiten oder Rändern gezähnelte, und von einem Ende zum andern ausgedehnte Mündung in zween gleiche Theile abgetheilet ist, und diese Art von Mündung hat eigentlich zu dem Geschlechtsnamen Gelegenheit gegeben, welcher von Porcus, oder einem Schweine herzuleiten ist, indem man die untere Mündung mit dem weiblichen Theile eines Mutterschweines verglichen; daher sie auch von einigen Holländern Verkjes genannt werden. Auf erwähnte Aehnlichkeit zielt auch die griechische Benennung Choisina, ingleichen die Linnäische Cypraea, nach der Göttinn Venus; daher auch diese Schnecken Conchae venereae, französisch Pucelages, holländisch Kliphousen genannt werden. Man soll diese aber nicht mit den Venusmuscheln verwechseln, als welche zweyschalicht sind, und auf eine andere Art demjenigen Theile gleichen, wo Venus die fleischlichen Lüste am weiblichen Geschlechte ausübet. Nach dem Plinius wurden die Porcellanschnecken in dem Tempel in der Stadt Gnidus hochgehalten, und daher venereae genannt. Ferner heißen diese Schneckenhäuser Conchae laeuigatoriae, oder Likhoorntjes, weil die Italiäner sowohl Papier, als Zeuge damit glätten. Der Einwohner ist eine Art Limax, oder gleicht der Erdschnecke ohne Haus, welcher aus der langen Mündung herausgeht und mit einem großen Mantel versehen ist, welchen er an beyden Seiten solchergestalt über die Schale hinschlagen kann, daß diese ganz eingehüllet wird.

Die Schriftsteller erwähnen sehr viele Arten Porcellanen, und beym Lesser findet man dergleichen gegen

gegen hundert aufgezeichnet, wovon aber viele nur Nebensorten, oder Abänderungen ausmachen, einige auch, nach der neuern Eintheilung, zu andern Geschlechtern gehören. Herr von Linné bestimmt nur etliche vierzig Arten, und bringt solche unter vier Abtheilungen, welchen Herr Müller folgende Beynamen gegeben.

1) Spitzige Porcellanen mit hervortretenden Windungen, oder an welchen sich eine kleine hervorragende Spitze zeiget.

2) Stumpfe, deren Windungen nicht hervortreten. Unter diesen kommen sonderlich die so genannten Schlangen- oder Otterköpfchen vor. S. Mohrenbauch, B. V. S. 721.

3) Genabelte, welche einen eingedruckten Nabel haben, und

4) Gesäumte, welche am Rande einen dicken Saum führen.

Viele von den, unter diesen vier Abtheilungen beym Herrn v. Linné verzeichneten Porcellanschnecken, haben wir unter ihren besondern und gebräuchlichen Namen angeführet, die andern wollen wir hier nach dem Müller kürzlich beschreiben.

a) Zu den spitzigen gehören

1) Weiße Masern oder Bastardargus mit weißen Augen, Cypraea exanthema Linn. Die Länge beträgt ohngefähr vier Zoll. Die Gewinde treten mit einer kleinen Spitze hervor. Die Grundfarbe ist bräunlich und weiß gefleckt. Mitten über die Schale läuft ein blasser, etwas geschlängelter oder ästiger Strich. Unterwärts ist die Schale blaßfärbig, gelblicht braun und ungefleckt. Die Zähnchen an der Mündung sind dunkelbraun. Wenn man die obere Haut abschleift, bekömmt die Schale Banden und wird endlich violet. Man erhält diese aus den Antillen.

2) Doppelter Argus, Cypraea argus Linn. Dieses ist der ächte und zwar doppelte Argus, indem die Augen einen weißlichen Kern in einem dunkeln Ringe haben, welche sich auf einem braungelben Grunde zeigen. Zuweilen befindet sich in dem weißlichten Kerne noch ein brauner Punct. Die Schale wird einen Finger und drüber lang und ist etwas länglicht rund, oder an den Seiten mehr gedrückt. Ostindien. Einige unterscheiden das Männchen und Weibchen, indem die Schalen dicker und dünner gefunden werden; dergleichen Unterschied wird nicht geachtet.

3) Arabische Buchstabenporcellane, Cypraea arabica. Die braunen, auf einem gelblichten Grunde befindlichen Zeichen sollen einige Aehnlichkeit mit den arabischen Buchstaben haben, es sind aber nur dicht an einander stehende Strichelchen und Kreuzstriche. Mitten über die Schale läuft zuweilen

weilen ein falsch gezeichneter Strich; der Rand aber ist mit schwarzen Puncten gesprenkelt und geschwollen. Die Größe ist gegen drey Zoll. Wenn man die obere Haut abschleift, erscheint die Schale grau mit blassen Banden, und wenn auch diese abgeschliffen worden, folget eine amethystfärbige geflammte Oberfläche. Ost- und Westindien.

4) Schildkrötenporcellane, holländisch Schildpad- oder Karet-hoorn, auch Brustharnisch genannt. Cypraea testudinaria Linn. Sie führet den Namen wegen der braunen und gelben melirten Flecke. Sie ist fast die größte unter den Porcellanen und wird sechs Zoll, auch drüber lang, verhältnißmäßig aber ist sie die schmälste. Sie kömmt aus dem persischen Meerbusen.

5) Weitauge, nach der holländischen Benennung Wyd Oog, sonst auch Schlangenkopf und Wassertropfen genannt, Cypraea stercoraria Linn. Die Schale wird einer Faust groß, ist sehr bäuchicht erhaben, mit ziegelrothen, ins weiße fallenden Flecken, die als weite Augen die Schale obenher besetzen. Der flache Rand ist bläulicht braun und zuweilen ganz schwarz. Ostindien.

6) Achatporcellane, Cypraea amethystea Linn. Sie verdienet diesen Namen mit Rechte, indem sie sehr schön amethystfärbig, violet, geflammt und gewölket ist. Die Schale ist mehrentheils eyförmig, aufgetrieben und leichte. Ostindien.

7) Die Maus, Cypraea lurida. Die Schale ist klein, mäusefärbig, an den Enden gelb mit zween schwarzen Flecken und über dem Rücken der Quere nach mit zwey blassen Bändern bezeichnet. Das Mittelländische Meer.

8) Kiebitzporcellane, Cypraea Vanelli Linn. Die Schale ist von der Größe eines Taubeneyes und auf einem gelben Grunde mit kleinen braunen Flecken bezeichnet. Auch die Enden sind braun geflecket, die Mündung aber ist röthlich.

9) Scharfmaul, Cypraea lota Linn. Der Name zeiget auf die spitzigen Zähne der Mündung. Die Schale ist schneeweiß und von der Größe eines Sperlingseyes.

10) Dünnschale, Cypraea fragilis Linn. Die Schale ist so groß, als ein Hühnerey, auch eyförmig, grau- roth- wellenförmig gezeichnet und schwach bandiret, sehr dünne und leichte. Das Mittelländische Meer.

11) Der Hirsch, Cypraea ceruus, nach den Supplementen des Herrn von Linné. Die Schale ist länglicht oval, ziegelfärbig und mit vielen weißen Puncten dichte, hin und wieder aber mit blassen runden Flecken besetzet. Etwas seitwärts befindet sich der

Länge

Länge nach eine ununterbrochene blasse Linie. Die Zähnchen an der Mündung sind braun. Hinten geht die Schale in einen gedruckten scharfen Rand aus.

Die übrigen spitzigen Porcellanen, als die Caapschnecke, der Fuchs, gelber und grauer Maulwurf, sind unter diesen Namen angeführet worden.

b) Zu den stumpfen gehören:

12) Salzkörnerporcellane oder Salzcoralle. Die Farbe ist bläulichbraun mit weißen, etwas vorragenden Flecken, daher sie, wie mit Salz bestreuet scheint, und gemeiniglich Zoutkoreltjes, auch weiße Masern und Pocken, beym Linné Cypraea vitellus genannt wird. Wenn man die obere Haut abschleift, erscheint die Schale hochblau. Ostindien.

13) Kartagenische Porcellane nennen die Holländer Cypraea mus Linn. Müller wählet den ersten Namen, indem er Cypraeam luridam Linn. die Maus genannt. Die Schale kömmt aus Kartagena oder den Antillen, ist etwas größer als ein Hühnerey, spitzig, grau gewölbt, mit einer doppelten gebogenen, aus schwarzen dicken Puncten gemachten Linie der Länge nach überzogen.

14) Masernporcellane. Diese kleine Art ist mit weißen Flecken bezeichnet, welche aber mehr blätterícht, als rund erscheinen und dichte an einander stehen, daher nennen sie die Holländer Mazelen. Die Masern haben bey den Deutschen damit keine Aehnlichkeit. Man findet auch welche mit rothen Flecken. Herr von Linné nennt solche Cypraea Lynx. Ostindien.

15) Isabelle, Cypraea Isabella Linn. wegen der blaßgelben Farbe, die lange und schmale Schale aber hat pomeranzengelbe Spitzen, und ist auf der Oberfläche zuweilen mit feinen schwarzen Strichelchen bezeichnet. Die Größe gleicht einem Taubeneye. Aus Madagascar in den Mauritiusinseln.

Mohrenbauch, Schlangenkopf und Tiegerporcellane stehen unter diesen Namen beschrieben.

c) Genabelte Porcellanen sind

16) Blauer Onyx, Cypraea Onyx Linn. auch der Kürbiß und blaue Schlangenkopf genannt. Die Schale ist unten braun und oben amethystfärbig, weiß und mit zwey gelblichten Banden. Ostindien.

17) Bleyporcellane, Cypraea clandestina Linn. Die Schale ist noch keinen halben Zoll lang, oben bleyfärbig mit einem oder zwey blassen Banden und der Quere nach mit etlichen feinen gelben zusammenlaufenden Strichen besetzet, unten aber ganz weiß und ungefleckt. Ostindien.

18) Zickzackporcellane, Cypraea Ziczac L. ist nicht größer

 als

als ein Sperlingsey, unten gelb mit braunen Puncten, oben mit blässern Zickzackstrichen, auf einem gelblichtweißen Grunde, und am Ende mit zween braunen Flecken bezeichnet.

19) Die Schwalbe, Cypraea hirundo Linn. Die Schale ist von der Größe eines Sperlingseyes, oben blau und an den Enden mit zween braunen Flecken besetzet. Die Antillen.

20) Punctporcellane, Cypraea punctata Linn. in supplem. Die größte ist wie no. 18. und 19. weiß und mit ziegelfärbigen, zerstreueten, doch in einiger Ordnung gestellten Puncten bezeichnet. Der Rand ist kaum hervorstehend und mit einer Reihe ähnlicher, aber kleiner Puncte besetzet und die Mündung weiß.

Das rothe Ey, Eselchen und Bastartdrachenköpfchen, gehören auch zu dieser Abtheilung.

d) Gesäumte Porcellanen sind:

21) Weißauge. Der Rand scheint abgenaget zu seyn, ist daher beym Linne' Cypraea erosa. Sie heißt auch einäugiger Cauris, Schildkrötchen, kleine Leiste, Brandflecken. Die Schale ist oben gelb mit weißen Puncten und an der Seite mit einem braunen Flecke besetzet. An der Insel Mauritius.

22) Brandfleck nennen die Holländer Cypraea flaueola L. Die Schale ist nicht größer als ein Sperlingsey, auf dem Rücken gelb mit weißen Puncten, an den Seiten aber mit zerstreueten Brandflecken bezeichnet. Der Rand scheint abgenagt zu seyn.

23) Schwarzauge, Cypraea occellata Linn. Die Schale ist fast so groß wie eine Haselnuß, einigermaßen gerandet, gelb, oben mit einigen schwarzen, weiß eingefaßten und übrigens weißen Augen besetzet.

24) Weiße Frieselporcellane, Cypraea poraria Linn. ist etwa einen Nagel lang, violetblau und mit weißen Puncten bezeichnet.

25) Reißkörnerporcellane, Reißcoralle, Haselnuß, daher vielleicht Cypraea nucleus vom Linne' genannt. Die Schale hat an beyden Seiten einen Rand, an beyden Enden einen schnauzenartigen Fortsatz, unten Runzeln und oben gelbe Körner auf einem weißen Grunde. Man findet kleine, auch welche, die einen Finger lang sind. Auch die Farbe wechselt. Auf der Insel Nussatella wird eine blaue gefunden.

26) Asselporcellane, heißt auch der kleine Kellerwurm, holländisch Pissebed und ist Cypraea staphylaea Linn. Die Schale ist nicht größer als eine Erbse, an den Enden gelb und zeiget auf einem braunen Grunde sandartig erhöhete Puncte, daher ist sie mit dem körnichten Knöpfchen nahe ver-

verwandt. Aus dem Mexikanischen Meerbusen.

Die übrigen, zu dieser Abtheilung gehörigen sind besonders angeführet worden. S. Harlequin, Drachenköpfchen, Guineisches Geld, Blaurücken, Cauris, Gelbschmutz, Kackerlack, Laus, Knöpfchen.

Von Porcellanschnecken, welche unter andern Geschlechtern vorkommen, bemerken wir hier

a) die Porcellanblase, Bulla Cypraea Linn. Die Schale ist eyförmig, mit schwach hervortretenden Gewinden, die in der Mitte mit einer feinen Spitze hervorkommen. Die Spindel ist gewunden und die Mündung hinten breiter. Sie ist ohngefähr so groß als eine Eichel und kömmt aus dem Mittelländischen Meere. Herr von Linné hält diese für eine unvollkommene Art des zuvor beschriebenen Gelbschmutzes.

b) Die Porcellanwalzen, welche unter den Walzen die dritte Abtheilung ausmachen. Es haben solche mit den Porcellanen viele Aehnlichkeit und wurden auch ehedem zu diesem Geschlechte gerechnet, weil aber ihre Mündung nicht gezähnelt ist, die Spindel hingegen Falten hat, gehören sie zu den Walzen. Die Porcellanwalzen sind eyförmig oder schiefeyrund, und die Mündung läuft weit aus und ist ausgerundet. Herr von Linné beschreibt davon dreyzehn Arten, von diesen bemerken wir hier

1) das Schweinchen. Die Holländer nennen diese Schnecke auch Varkentjes. Herr v. Linné aber Voluta Dactylus. Die Schale ist weiß oder fleischfärbig braun, kreuzweise gestreift, an der Spindel mit sechs Falten versehen und an der Mündung kaum ausgeschnitten. Indien.

2) Hirsekorn, Voluta miliaria Linn. Diese kleine Schale ist weiß und am Wirbel mit einem gelben Striche bezeichnet, wodurch sich die Gewinde zeigen. Das mittelländische Meer.

3) Ringelwalze, Voluta monilis Linn. Die Schale ist weiß, hat keinen Einschnitt, zeiget kaum einige Gewinde, und ist an der Spindel schief gestreift. Sie kömmt aus China und wird daselbst zu Einfassung verschiedenes Frauenzimmerschmuckes gebrauchet.

4) Der Rost, holländisch Roostes. Voluta reticulata Linn. Die Schale ist in die Quere deutlich, der Länge herab aber schwach, oder kreuzweise mit Furchen durchzogen, daher einem Roste ähnlich; sie hat eine weiße Mündung, inwendig gestreifte Lippe, und die Spindel ist am Ende etwas durchbohret. Die Größe gleicht einer Pflaume.

5) Olivenkern, nach dem Müller; in Holland heißt sie Boertje, oder

oder der kleine Bauer, und daher beym Herrn von Linne' Voluta rustica. Die Schale ist etwas größer als eine Erbse und glatt, hat eine vorragende Spitze, gezähnelte grobe Spindel und bäuchichte gekerbte Lippe. Ostindien.

6) Das arme Weibchen, Voluta paupercula Linn. Die Größe gleicht einer Haselnuß; die Schale ist gelblicht mit weißen Flammenstrichelchen der Länge herab bezeichnet, eyförmig, glatt, nicht ausgerandet, an der Spitze gestreifet, hochgewunden, an der Spindel mit vier Falten versehen, und an der Lippe stumpf. Mittelländische Meer.

7) Der Bettler, Voluta mendicaria L. Die Größe gleichet einer kleinen Bohne; die Schale ist eyförmig, etwas gestrieft, schwarz, mit drey gelben Banden besetzet, oder braun mit weißen Banden, weder an der Spindel, noch an der Lippe gezähnelt, und nur an der Spitze ein wenig gekerbet. Der Mexicanische Meerbusen.

8) Gitterwalze, Voluta cancellaria L. Die Schale hat die Größe einer Nuß, und ist in die Länge und in die Quere mit Furchen besetzet, schmutzig weiß, mehr bäuchicht rund, als lang, hat vorragende Gewinde, an der Spindel drey Falten, und ist einigermaaßen genabelt. Aus Afrika in den Antillen.

Die übrigen fünf Arten, welche Herr von Linne' in dieser Abtheilung anführet, S. unter Persianer und Täubchen, und die Jungfer, Bohne, und glatte Gurke unter Gurkenwalze.

Porcellanerde.

Diese ist zwar nicht immer einerley, und sonderlich in Ansehung der Gefäße, welche daraus bereitet werden, merklich verschieden. Diejenige aber, welche man gemeiniglich darunter zu verstehen pfleget, ist eine Thonerde, und heißt daher beym Herrn von Linne' Argilla porcellana; es soll diese weiß, mehlartig, nicht fett, sondern trocken und mager anzufühlen, und mit ganz kleinen glänzenden Pünktchen vermischet seyn; Herr Vogel aber erwähnet diese besondern Eigenschaften nicht, und schreibt nur: der Porcellanthon ist der feinste, weiße oder lichtgraue Thon, welcher entweder vor sich, oder mit Zusatz einer Kalkerde im Feuer zu Porcellan, das ist, einem halbverglaßten und einigermaaßen durchsichtigen und weißlichten Körper wird; es ist aber, wie Herr Vogel weiter erinnert, der Porcellanthon in Ansehung der Mischung entweder ganz rein, oder mit ein wenig Kalkerde vermischet, und rechnet zu der letzten Art die Meißnische und Böhmische Porcellanerde, welche beyde auch ein wenig mit

Säuren brausen. Noch empfindlicher brauset die schöne weiße Geraische oder Beuzigeröder Kalkerde, von welcher Justi in seiner Mineralogie §. 408. saget, daß sie sich in vielen Versuchen, die er damit gemachet, als eine wahre Porcellanerde bezeuget habe. Die Braunschweigische Porcellanerde hingegen giebt kein Zeichen eines beygemischten kalkichten Wesens. S. Vogels praktisches Mineralsystem S. 33. und folgenden. Ganz gewiß kommt bey Verfertigung des Porcellains, wo nicht alles, doch sehr vieles auf die schickliche und eigentliche Beschaffenheit der Erde an. Es ist solches die schönste und feinste unter allen Töpferarbeiten, und wem ist unbekannt, daß nach Beschaffenheit des Thones auch die geringern Arten von dergleichen Arbeiten gar sehr verschieden sind; und da nicht allenthalben einerley Erde zu finden, und dazu anzuwenden, so sind auch die Güte, Schönheit und andere Eigenschaften des Porcellans nach den verschiedenen Ländern so merklich verschieden. Die Kunst Porcellan zu machen ist von den Morgenländern zuerst erfunden worden, und das erste, das man in Europa gesehen hat, ist aus China und Japan gebracht worden. Die Chineser verfertigen ihr Porcellan aus zwo verschiedenen Materien, deren eine unter dem Namen Petuntse, die andere unter Kaolin bekannt geworden. Der Pater d'Entrecolles, Missionair von China, hat von beyden Materien eine kleine Menge dem Herrn von Reaumür übersendet, welcher auch damit Versuche angestellet. Petuntse ist eine Art eines harten Steines, oder Felssteines, und vielleicht der sogenannte Bologneser Spath Muria phosphorea Linn. welchen die Chineser sehr zart zerreiben, und Kaolin eine weiße Erde, welche nicht sowohl, wie Reaumür vorgegeben, talk- sondern thonartig ist; ob dieser Thon aber rein, oder gemischet, und daher mehr mergelartig sey, ist nicht genau bekannt. Im stärkern Feuer floß die erste vor sich und ohne Zusatz, Kaolin aber widerstund der stärksten Wärme, und gab nicht das mindeste Zeichen einer Schmelzbarkeit von sich; nachdem aber Reaumür beyde zu gleichen Theilen mit einander vermischet, dünne Scheiben daraus gemachet, und diese dem Feuer ausgesetzet, erhielt derselbe ein Porcellan, welches dem chinesischen ganz und gar ähnlich war. Woraus denn leicht zu folgern, daß die Kunst, Porcellan zu zubereiten, vornehmlich darinnen bestehe, daß man zu einer Materie, die vor sich leicht zu Glas schmelzet, wie die Petuntse ist, eine andere setzet, die vor sich entweder gar nicht, wie Kaolin, oder sehr schwer in diesen

Zustand

Zustand übergeht. Wenn man nun beydes vermischet, und ins Feuer bringt, welches im Stande ist, die erste Materie in ein Glas zu verwandeln, so wird daraus, weil eine unschmelzliche darunter gemischet ist, ein halbverglaßter Körper, oder Porcellan. Das Porcellan ist nichts anders, als ein Mittelding zwischen Glas und Topf, ein halbverglaßter Körper, bey dem die Verglasung nur auf einen gewissen Grad gebracht worden ist, und der dabey einige Durchsichtigkeit, und eine weißlichte Farbe behält. Ein Kunstverständiger aber wird hieraus leicht abnehmen, daß nicht allemal nöthig sey, zweyerley Materien mit einander zu vermischen, um Porcellan zu erhalten; auch eine Erde vor sich allein wird dergleichen geben, wenn sie von der Beschaffenheit ist, daß solche im gelinden Feuer zu Topfe, im heftigsten aber zu Glas verwandelt werden könne. Denn wenn man diese in dem mittlern Grade des Feuers unterhält, welcher schwächer ist, als daß daraus ein Glas entstehe, hingegen stärker, als zur Topfarbeit erfodert werde, so wird daraus ein halbverglaßter Körper entstehen. Will man bey dieser Zubereitung das Feuer verstärken, wird man statt Porcellan, Glas erhalten, da hingegen auf die erste Art, wenn zweyerley Materien mit einander vermischet werden, wie bey dem chinesischen geschieht, dergleichen niemals erlanget werden kann, und diese Beschaffenheit hat auch das Sächsische, welches dem heftigsten Feuer, ohne zu schmelzen, gleichfalls widersteht, und in den allgemeinen Begriffen der Chymie nach alphabetischer Ordnung, welche Herr Bergrath Pörner übersetzet, schreibt der französische Schriftsteller im 3 Theile, 289 S. Ich behaupte nach gut angestellten Erfahrungen, man werde das Sächsische Porcellan niemals schmelzen können, wofern es nicht bey einem Grade Feuer geschieht, welcher geschickt ist, das vortrefflichste Japanische Porcellan ebenfalls zu schmelzen. Er fährt fort: diesem nach thun wir dem Sächsischen Porcellan nicht das Unrecht an, daß wir es mit denjenigen Arten vermengen, welche glasartig und schmelzbar sind; es ist in seiner Art so vortrefflich, als das Japanische, wo es nicht gar noch über dasselbe ist. Obgleich aber dieser Franzose das Sächsische eben so hoch, ja noch höher schätzet, als das Japanische, und hierbey billig unsern Beyfall erhält, so will derselbe doch das französische für das schönste und prächtigste ausgeben, welches jemals in Europa gemacht worden. Wir wollen weder das französische, noch das in andern Ländern verfertigte Porcellan zu beurtheilen unter-

unternehmen, sondern nur erinnern, wie man hierbey sowohl auf die Güte, als Schönheit Bedacht nehmen, und demjenigen den Vorzug einräumen müsse, bey welchem beydes vereiniget sey. Das Sächsische ist nicht allein seiner Erfindung nach das erste und lange Zeit das einzige in Europa gewesen, sondern es hat auch seine Vorzüge vor dem Chinesischen und allen andern behauptet. Denn obgleich, schreibt Herr Professor Schreber, in der Vorerinnerung zu der deutschen Ausgabe von des Grafen von Milly Kunst das ächte Porcellan zu verfertigen, die Meißnische Mutter viel Töchter gezeuget hat, davon einige der Mutter ganz ähnlich geworden sind, welches die Vorzüge des sächsischen vor dem Indianischen bestätiget, so behält doch die Mutter billig alle ihre gebührende Achtung vor den Töchtern, und hat nicht allein schon verschiedene von ihren Töchtern überlebet, sondern wird auch vermuthlich noch mehrere überleben. Der bekannte Erfinder hiervon war der Herr Baron von Böttcher, es verfertigte dieser zuerst aus einem braunen Thone eine Art von Porcellan im 1706ten Jahre. Das erste weiße wurde 1709. gemacht, doch ist dieses erst nach dem Tode des Herrn Böttchers zur Vollkommenheit gebracht worden. Man hat noch bis 1730. rothes und braunes gemachet, nachher aber, aus verschiedenen Ursachen, damit aufgehöret, und das weiße allein beybehalten. Daß das Meißner seit dem letzten Kriege nicht mehr so weiß gemachet werde, als zuvor, wie Marschall in seinen Reisen vorgegeben, auch in den Götting. Anzeigen 1773. S. 973. wiederholet worden, ist eben so falsch, als wenn Keyser in der Fortsetzung der neuesten Reisen S. 1085. berichtet, wie man zu Böttchers Zeiten nur weißes Guth gemacht, das braune und blaue aber 1722. erfunden worden. Das Meißner Porcellan hat so wenig an Schönheit und Güte einige Abnahme erlitten, daß solches vielmehr in einigen Stücken noch immerfort Verbesserungen erhalten; die blendende Weiße, die reine, gleiche und glänzende Oberfläche, die lebhaften, frischen und wohlgefloßnen Farben, die zierlichen Malereyen, die edlen, wohl proportionirten und auf eine angenehme Art veränderten Figuren, schöne Vergoldungen und andere Zierrathen wird man jetzo eben noch so bewundernswürdig, als ehedem antreffen. Das jetzige widersteht eben noch so gut dem allerheftigsten Feuer, so in unsern Oefen hervorgebracht werden kann, es läßt das fließende Bleyglas nicht durch, und wenn es im Schmelztiegel in einem Glasofen steht,

kann es ganze Wochen darinnen stehen bleiben, ohne zu verglasen. Es kann aus der Kälte in die Hitze, und aus der Hitze in die Kälte gebracht, und kochendes Wasser hineingegossen werden, ohne zu springen, beym Zerschlagen ganzer Stücke höret man einen reinen glockenartigen Klang, und die Scherben geben, wenn man sie mit einem Ziegelsteine zerschlägt, helle Funken von sich. Auf dessen Bruche zeiget sich ein sehr feines, sehr dichtes und sehr festes Korn, welches eben so sehr von dem erdichten gypsichten Ansehen abweicht, als von dem Ansehen des Glases. Das schönste von dieser Art, so man kennt, schreibt der Graf Milly in der Vorrede, ist das alte Japanische und Sächsische.

Das unächte Porcellan, oder Fayence, ist auf vielfache Weise von dem ächten unterschieden; am leichtesten erkennet man beydes aus der Glasur, und auf dem Bruche. Die Glasur darf bey dem ächten keine von der Masse des Porcellans verschiedene Rinde vorstellen, sie muß mit dem Teige gleichartig, nicht glasicht, nur glätter und glänzender, als die Porcellanmasse, welche sie bedecket, durchaus weiß, ohne einige Beymischung eines matten und milchfärbigen Wesens seyn. Das Gegentheil zeiget sich überall bey dem unächten. Weil bey diesem die Glasur mit der innern Substanz gar nicht gleichartig ist, bekömmt solche leicht Ritze, und weil sie mit dem Teige nicht genau zusammenhängt, wird sich solche bey der Hitze leicht abschälen.

Wer von dem Porcellan, dazu nöthigen Materialien, und verschiedenen Zubereitungen eine mehrere Erkenntniß zu erlangen wünschet, empfehlen wir, außer dem bereits angeführten Werke des Grafen von Milly, welches auch im dreyzehenten Bande des Schauplatzes der Künste und Handwerker von Herr D. Schrebern deutsch übersetzet worden, noch eine andere Schrift von zween Bogen, welche den Titel führet: Entdecktes Geheimniß des ächten Porcellains. Berlin 1750 4. obgleich darinnen in Ansehung des Sächsischen einige falsche Nachrichten enthalten sind.

Nicht allein Pracht und Schönheit machen das Porcellain schätzbar, sondern ein viel wichtigerer Nutzen erhöhet dessen Werth fast über alles, was die Kunst jemals hervorgebracht. Unsere Speisen und Getränke müssen in Gefäßen zubereitet und unterhalten werden, und die dazu nöthigen Geschirre sollen von der Beschaffenheit seyn, daß die darinnen aufbehaltenen Sachen keine Veränderung, am wenigsten eine der Gesundheit nachtheilige Eigenschaft erhalten.

Die meisten aber bestehen bloß aus Metall, und die aus Zinn, Bley, Kupfer und Messing bereiteten sind, oder können wenigstens gar leicht schädliche Folgen verursachen. Auch silberne und eiserne, ingleichen töpferne, mit Silberglätte überzogene Geschirre sind nicht von allem Verdachte frey. Goldne und gläserne erhalten vor allen den Vorzug. Da jedoch die letztern sich nicht zu jedem Gebrauche schicken, und die erstern nur in der Fürsten und Könige Häusern anzutreffen, so bleiben die Porcellanen allein übrig, welche von allgemeinen Gebrauche, und auf keine Weise schädlich seyn, auch ohne allzugroßen Aufwand angeschaffet werden können, zumal wenn man mit Ausschuß oder Mittelguthe vorlieb nimmt.

Porcellaniten.

Porcellaniti, sind versteinerte, länglichtrunde Schnecken, welche in der Mitten eine länglichte gezähnelte Oeffnung haben. Sie sind rar. Waller. Mineral. S. 476.

Porgel.

Unter diesem Namen wird von einigen deutschen Schriftstellern der Portulack angeführet; weil die Pflanze, welche beym Herrn von Linné Trianthema heißt, ehedem auch zum Portulack gerechnet, auch vom Herrn Jussieu Portulacastrum genennet worden, hat Herr Planer obigen Namen gewählet. Die Geschlechtskennzeichen finden wir verschiedentlich angegeben, und nachdem Herr von Linné dieses Geschlecht zuerst mit denjenigen vereiniget, welche fünf Staubfäden und zween Griffel haben, nachher unter die zehnmännrigen und einweibigen gesetzet, finden wir solches in der Murrayischen Ausgabe unter den zehnmännrigen, zweyweibigen. Nach den drey, daselbst angeführten Arten ist dieses willkührlich, indem eine fünf Staubfäden und einen Griffel, die andere fünf Staubfäden und zween Griffel, und die dritte zehen Staubfäden und zween Griffel hat. Eben so verschiedentlich finden wir die Blumendecke angegeben. In den Generibus beschreibt Herr von Linné zwey Kelch-, und fünf damit verwachsene und mit einer Granne besetzte Blumenblätter; nach der Murrayischen Ausgabe aber sind keine Blumenblätter zugegen, und die Grannen sitzen auf dem Kelche unter der Spitze. Der Fruchtbalg öffnet sich, nach Art des Portulacks, der Quere nach in zween Theile.

Porphyr.

Lapis Porphyrius, Porphyr; ist ein rothbrauner Stein mit weißen, auch bisweilen mit schwarzen, oder auch gelblichten Flecken, oder

oder mit Flecken von unterſchiedener Farbe. Gemeiniglich wird derſelbe unter die Jaſpisarten gezählet, welches z. E. Wallerius Mineral. S. 134. thut, woſelbſt vorzüglich vier Arten vom Porphyr angemerket werden; als 1) der eigentliche Porphyr, welcher rothbraun mit weißen Flecken; 2) der Porphyrit, ein purpurfarbiger Stein mit Flecken von unterſchiedener Farbe; 3) der Brocatell, ſo an Farbe röthlicht iſt, und gelbe Steinflecken hat; 4) der Granito Roßo der Italiener, welcher als eine röthlichte ſehr harte Jaſpisart mit ſchwarzen Flecken beſchrieben wird. Letzterer ſoll diejenige Art ſeyn, aus welcher die Egyptiſchen Säulen und Obelisken gemacht ſind.

Cronſtedt Mineral. S. 239. betrachtet den Porphyr als eine Felsſteinart, ſo aus Jaſpis und Feldſpat, und bisweilen aus Glimmer und Baſalt zuſammengeſetzet iſt. Er gedenket vier Porphyraten; als 1) Grün mit hellgrünem Feldſpat; 2) Dunkelroth mit weißem Feldſpath; 3) Schwarz mit weißem und rothen Feldſpat; 4) Dunkelgrau mit weißen Feldſpatkörnern.

Wir halten dafür, daß der Porphyr nicht ohne Grund zu den zuſammengeſetzten Felsſteinarten zu zählen, und zwar zu derjenigen Art, welche größtentheils aus Jaſpis beſteht. Eigentlich ſollte man auch nur diejenige Steinart mit dem Namen Porphyr belegen, welche rothbraun oder braunroth iſt, und eingeſtreute weiße, bisweilen mit unterlaufende ſchwarze Flecken hat. Der Brocatell, welcher ein röthlichter Stein mit gelben Flecken iſt, und von einigen unter die Marmorarten geſetzet wird, gehöret wohl mit mehrern Recht zu den Porphyrarten.

Den Porphyr findet man am häufigſten in Italien; er wird aber auch in Frankreich und an verſchiedenen Orten in Deutſchland gefunden. Man gebrauchet den Porphyr vorzüglich in der Baukunſt zu Zierrathen, und ſeiner Härte wegen zu Reibeſteinen und Mörſern.

Porphyrdattel.

S. Dattelſchnecke.

Porpiten.

S. Corallenpfennig.

Porpoiſe.

Das Meerſchwein, ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 544. auch Delphin, B. II. S. 306. und Oerſchwein, B. VI. S. 219.

Porre.

S. Lauch.

Porſch.

S. Kühnpoſt.

Porst.

S. Bärenklau, Tamarisken und Wachsbaum.

Portlandia.

Dieses Pflanzengeschlecht ist von Herr Brown in der Naturgeschichte von Jamaika zuerst bestimmet, und vom Herrn Jacquin bestätiget und vermehret worden. Hr. von Linne' hat die Blüththeile nach der fünften Zahl bestimmet, bey der einen aber zeiget sich die sechste. Die fünf länglicht zugespitzten Kelchblätter, und das lange, trichterförmige, oberwärts gar sehr erweiterte, und in fünf spitzige Einschnitte getheilte Blumenblatt stehn auf dem Fruchtkeime und aus dem untern Theile der Röhre von diesem entstehen fünf pfriemenartige, einwärts gebogene Staubfäden mit langen Staubbeuteln, welche den Rand des Blumenblattes erreichen; der fünfeckichte Fruchtkeim trägt einen Griffel mit stumpfen Staubwege; der fünfeckichte, und mit dem Kelche besetzte Fruchtbalg öffnet sich an der Spitze in zwo Klappen, ist in zwey Fächer abgetheilet, und enthält viele rundlichte Saamen. Herr von Linne' führet zwo Arten an, welche Herr Jacquin genau beschrieben, als:

1) die großblümichte Portlandie mit fünf Staubfäden, Portlandia grandiflora Linn. Dieser schöne, ohngefähr funfzehn Fuß hohe Baum wächst auf den Felsen in Jamaika, und Jacquin hat selbigen im Januar blühend und zugleich mit reifen Früchten besetzet gefunden. Die Rinde hat einige Aehnlichkeit mit dem Korke; die kurzen Aeste stehen ausgebreitet, und sind in kurzen Zwischenräumen mit Knoten besetzet, welche von den abgefallenen Blättern entstehen. Die kurzgestielten, einander gegenüber gestellten Blätter sind eyförmig, spitzig, völlig ganz und glänzend; gemeiniglich fehlet hinten am Stiele auf der einen Hälfte etwas, daß es scheint, als ob ein Theil davon abgefressen worden. Wechselsweise, in Ansehung der Blätter, stehen einander gegenüber, grüne, rundliche, mit einer Spitze geendigte Blattansätze. Die kurzen, dicken Blüthstiele treiben aus dem Blätterwinkel hervor, und theilen sich gemeiniglich in drey Zweige, deren jeder eine Blume trägt. Die fünf Kelchblättchen sind grünröthlicht; das Blumenblatt ist fast einen halben Fuß lang, dessen Röhre fünfeckicht, etwas weniges gekrümmet, weiß, an den Ecken und am Rande röthlicht, und der Länge nach mit funfzehen Streifen bezeichnet. Die Blumen haben den Tag über keinen, in der Nacht aber einen sehr angenehmen erquickenden Geruch, und dieses wechselt einige Tage und Nächte hintereinander.

Die schwarze Frucht ist gemeiniglich leer, indem die Insecten den Saamen ausfressen, und davor ihren Koth zurücklassen. Diesen hat, wie Herr Jacquin erinnert, Herr Browne für den Saamen gehalten, und davon eine falsche Abbildung gegeben.

2) Die kleinblümichte Portlandie mit sechs Staubfäden, Portlandia hexandra Linn. Dieser niedrige, ohngefähr sechs Fuß hohe Strauch wächst in Carthagena, blühet daselbst im August und September, und giebt im April reife Früchte. Die Aeste sind mit kleinen Warzen besetzet, und die Blätter gestielet, einander gegenüber gestellet, eyförmig, in eine stumpfe Spitze verlängert, völlig ganz, glatt und adericht. Die, aus dem Blätterwinkel aufsteigenden, Blüthstiele theilen sich auch in drey Zweige; an dem Ende der Aeste aber stehen drey einzelne, jeder mit einer Blume besetzet. Der Kelch zeiget sechs eyförmige, mit einer zarten Borste geendigte Einschnitte. Das Blumenblatt ist äußerlich fleischfarbig, innerlich weiß, gestreifet, und dessen Röhre unterwärts bäuchicht, oberwärts krumm und höckericht, und in sechs Einschnitte getheilet. Die Zahl der Staubfäden ist sechse. Die braune Frucht ist aschfärbig geflecket. Der Fruchtbalg ist auch gemeiniglich leer, und die Saamen sind von den Insecten aufgefressen. Der Geruch der Blüthe ist angenehm.

Portulack.

Nachdem Herr von Linné mit der Portulaca Tourn. auch das Geschlechte Telephiastrum Dillen. und sein eigenes, Anacampseros genanntes, vereiniget, obgleich die Frucht einen merklichen Unterschied zeiget, hat derselbe acht Arten, und folgende Kennzeichen angegeben. Der kleine Kelch besteht aus zwey stehenbleibenden Blättern; die fünf stumpfen Blumenblätter sind viel größer als der Kelch, die vielen Staubfäden aber kürzer als die Blumenblätter; der kurze Griffel theilet sich in fünf Staubwege. Der einfächerichte Fruchtbalg theilet sich bey einigen der Quere nach in zwo, bey andern der Länge nach in drey Klappen.

Der Quere nach getheilte Frucht zeiget,

1) Die keilblättrige Portulacke, Burzelkraut, Gensel, Bleykraut, Portulaca sylvestris et sativa. Portulaca oleracea L. Diese vielleicht ursprünglich amerikanische, jetzo aber auch in Europa, und sogar in Deutschland einheimische Pflanze hat eine zäserichte, jährige Wurzel, aus welcher viele röthlichte, gestreckte, und in Zweige abgetheilte Stängel treiben. Die Blätter sind dicke,

cke, saftig, dunkelgrün, glänzend, länglichtrund, oder mehr keilförmig, völlig ganz, und sitzen wechselsweise platt an. An dem Blätterwinkel sitzen kleine gelblichte Blumen gleichfalls platt an, in welchen man nicht sowohl fünf Staubwege, als vielmehr fünf Griffel unterscheiden kann. Man unterscheidet die wilde und Gartenportulacke; beyde aber sind einander ganz ähnlich, und nur der Größe nach unterschieden. Man kann den Saamen im April auf eine gedüngte Rabatte, oder, um zeitiger davon Gebrauch zu machen, auf das Mistbeet aussäen, und die jungen Pflänzchen einen halben Schuh weit von einander verpflanzen, und diese fleißig begießen. Es besaamet sich auch von selbst, und öfters häufiger, als es einem lieb ist. Die Blüthzeit fällt gemeiniglich in den Julius. Selten bemerket man die Blumenblätter ausgebreitet; Hr. Pollich giebt hierzu die neunte Stunde an. Wenn der Saame zu reifen anfängt, soll man die Stängel abschneiden, auf ein Tuch legen, und vollends abtrocknen lassen; wartet man mit der Einsammlung zu lange, wird der Saame meistens alle ausgefallen seyn. Die frischen Blätter werden von vielen als Salat gespeiset. Sie haben eine kühlende und reinigende Eigenschaft, und werden daher, als Salat, oder mit Brühen abgekochet, oder auch der ausgepreßte Saft beym Blutspeyen, Scharbocke, Entzündungs- und andern hitzigen Fiebern, bey mancherley Fehlern der Uringänge, auch wider die Würmer gebrauchet. Der Saame gehöret zu den vier kleinen kalten Saamen, und wird eben so wenig als der von Salat, Eichorien und Endivien in neuern Zeiten geachtet.

2) Haarichte rothblühende Portulacke, Portulaca curassauica Herm. Parad. Tab. 214. et 15. Portulaca pilosa Linn. Diese Art wächst in dem mittägigen Amerika, ist gleichfalls jährig, und die zäserichte Wurzel treibt viele, niedrige, mit Zweigen besetzte, glänzende, grüne oder röthlichte, theils ausgestreckte, theils mehr aufgerichtete Stängel. Die Blätter stehen wechselsweise, aber dichte bey einander, sind ungestielt, lang, schmal, spitzig, fast pfriemenartig, völlig ganz, saftig, glänzend. Die Blumen stehen hin und wieder in dem Blattwinkel einzeln, gemeiniglich aber an dem Ende der Zweige in mehrerer Zahl bey einander, und rund um selbige herum meistentheils acht Blätter, welche den übrigen ähnlich, aber gleichsam sternförmig ausgebreitet sind. Bey dem Anfange, oder an dem Winkel aller Blätter sitzet ein haarichtes Wesen. Die Blumen-

blätter sind groß und karmesinroth. Man säet den Saamen in Töpfe und gräbt diese ganz tief in ein Lohbeet ein, oder auch auf das Mistbeet, und kann auf diesem die Stöckchen ungestöhret stehen lassen, bis gegen den Herbst die Saamen zur Reife gelanget. Es fallen diese leicht aus, und man muß fleißig zwischen den noch grünen Blättern nachsehen. Man kann auch die Stöckchen in Töpfe und gute fette Erde verpflanzen, und wenn man diese zeitig ins Glashaus bringt, wird man nicht allein um desto gewisser Saamen erhalten, sondern auch die Pflänzchen auswintern können.

3) haarichte gelbblühende Portulacke, Egyptischer Portulack, Portulaca quadrifida L. ist in Egypten zu Hause, und gleichfalls jährig. Die zäserichte Wurzel treibt glatte, rundlichte, etwan einen halben Fuß lange, gestreckte, ästige Stängel; die Blätter sind einander gegenüber gestellet, ungestielet, fleischicht, glatt, völlig ganz, auf der untern Fläche vertiefet, und mit glänzenden Düpfelchen besetzet. Die Blumen stehen einzeln auf besondern Stielen, an welchen vier kreuzweise gestellte Deckblätter sitzen. Die Blumen und Knoten der Stängel und Zweige umgiebt ein haarichtes Wesen. Die Blumenblätter sind gelb, und an der Zahl nur viere; da man denn auch nur vier Staubwege und acht auswärts gekrümmte Staubfäden wahrnimmt. Die Wartung geschieht wie bey der zwoten Art.

Einen dreyklappichen Fruchtbalg haben,

4) dreyeckichte gelbe Portulacke, Portulaca racemosa oder triangularis Linn. wächst in Amerika an dem Meerstrande. Der Stängel ist staudenartig, unten holzicht, rundlich, glatt, ohngefähr zween Schuh hoch, theils gestrecket, theils aufgerichtet, und in viele Zweige verbreitet; doch scheint die Wurzel nur jährig zu seyn. Die Blätter stehen wechselsweise, oder ohne Ordnung, sind der ersten Art fast ähnlich, saftig, glänzend, platt, eyförmig, mit einer Spitze geendiget, und öfters am Rande umgerollet. Die dreyeckichten Blüthstiele stehen aufgerichtet an dem Ende der Zweige, und tragen zwey, auch mehrere Blumen. Der Kelch besteht aus zwey Blättern. Die fünf Blumenblätter sind gelblicht. Man erzieht diese, wie die zwote Art.

5) Immergrünende dickblättrige Portulacke, Afrikanischer Portulack, Portulaca anacampseros Linn. Telephiastrum fol. globoso Dill. H. Elrham. fig. 363. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächst diese ausdaurende und immergrünende

schöne

schöne Art wild. Die Wurzel ist fäsericht; der Stängel öfters einfach, zuweilen mit einem und dem andern Zweige versehen, ohngefähr einen Finger lang, nicht gestrecket, sondern aufgerichtet, oder schief gestellet, mehr weich als holzicht, unterwärts grau, oberwärts grünlicht, und fast ganz mit platt ansitzenden und wechselsweise gestellten Blättern umgeben; diese sitzen ganz locker an, und fallen leicht ab, sind sehr dicke, fleischicht, auf beyden Flächen gewölbet erhaben, eyförmig, die untern mehr stumpf, die obern etwas spitziger, glatt, grün, doch etwas weniges bläulicht angelaufen, und mit grünlichten Düpfelchen bestreuet. Aus dem Ende des Stängels treiben ein, auch zween nackende, lange, dünne, glatte und grüne Blüthstiele, deren jeder einige, ährenweise gestellte Blumen trägt. Diese öffnen sich gemeiniglich im Juli und August. Der Kelch ist zweyblättricht; die fünf Blumenblätter sind groß, und schön purpurfärbicht. Diese Farbe ist bey uns unveränderlich geblieben. Dyck beschreibt die Blumenblätter weiß. Der Staubfäden sind viel; der Griffel aber ist nur in drey Staubwege getheilet. Man wartet diese, wie die Ficoiden, Aloen und andere fette Gewächse, und erzieht solche aus dem Saamen, welcher aber bey uns selten reif wird, oder aus den abgeschnittenen Zweigen. Fette Gartenerde, dergleichen Herr Dyck empfiehlt, möchte diese Pflanze eben so wenig, als das öftere Begießen vertragen. Auch den Sommer über leidet sie leicht in freyer Luft Schaden, und man unterhält solche lieber das ganze Jahr über im Glashause.

Portulackbaum.

Wegen Aehnlichkeit der Blätter mit der keilblättrigen Portulacke hat dieses immergrünende, fette Staudengewächse diesen Namen erhalten; mit welchem aber solches eigentlich zu belegen, und ob es ein eigenes Geschlechte ausmache, oder mit einem andern zu vereinigen seyn dürfte, ist unbestimmet, indem selbiges zwar fast überall in den Gärten vorkömmt; niemals aber daselbst geblühet, auch diejenigen, welche am Vorgebirge der guten Hoffnung die Pflanzen aufgesuchet, unsere, gleichfalls daselbst wachsende, entweder nicht blühend angetroffen, oder darauf nicht Acht gegeben haben, daher Blüthe und Frucht unbekannt geblieben. Von dem äußerlichen Ansehen bewogen, hat Dillen im Elthamer Garten S. 120. dieses Gewächse mit dem Becherkraute vereiniget, und Crassula Portulacae folio arborescens genennet; welchem auch Herr von Linné gefolget, und

und selbiges unter dem Namen Crassula portulacaria angeführet. Die zäserichte Wurzel treibt einen Stängel, welcher nach dem Alter an Höhe und Stärke verschieden ist. Man findet dergleichen Armsdicke, und gegen zwo Ellen hoch, auch kleinere und dünnere. Sie sind immerfort mehr saftig, als holzicht, mit vielen Zweigen besetzet, und diese biegsam, doch auch, wenn man sie nach einem spitzigen Winkel bieget, leicht zerbrechlich, unterwärts, indem die Blätter nach und nach abfallen, nackend, uud durch cirkelförmige Linien abgetheilet; oberwärts aber mit dicken, saftigen, glänzenden, völlig ganzen, platten und keilförmigen, einander gegenüber gestellten Blättern besetzet. Man muß dieses Gewächse das ganze Jahr über im Glashause, und im Winter sehr warm halten, wenig begießen, und in lockerer sandiger Erde unterhalten. Es faulet solches leichtlich. Die Vermehrung geschieht durch abgeschnittene Zweige, wenn solche zuvor einige Tage außer der Erde unterhalten, und am Schnitte trocken worden. Ueberhaupt kommt die Wartung mit der Fackeldistel überein.

P o s.

Pos, auch Posch, Poschie, Post, holländ. ein Kaulbarsch; der Müllerische Kaulbarsch, Perca Cernua, Linn. gen. 168. sp. 30. Percis 1. des Kleins; s. unsern Artikel, Parsch, B. VI. S. 363.

Posaune, die halbe.

S. Nautilus.

Posaunenhorn.

S. Tritonsschnecke.

Posselbeeren.

S. Berberbeerstrauch.

Possen. S. Lein.

Possimen.

S. Persimons.

Post.

S. Kühnpost und Wachsbaum.

Posthorn.

S. Nautilus und Tellerschnecke.

Posthorn, bandirtes, S. Gürtelschnecke und Widderhorn.

Posthorn, europäisches, S. Waldhorn.

Posthorn, gelbes, S. Schnirkelschnecke.

Potaten.

S. Bataten.

Potentill.

S. Fingerkraut.

Pot= Pott=Fisch.

Er wird auch Pott=Wallfisch genannt, lat. Cete dentatus; franz. Cachelotte, Cachalot, Bom. holl. Kazilotten; eine Art, besonders im Unterkiefer gezähnelter Wallfische; dessen Geschichte vom Zorgdrager S. 302. zuverläßig, und an diesem Orte zureichend seyn wird. Dieser im vorigen Jahre, um 1750. herum gefangene Fisch wird gemeiniglich Cachelot oder Potfisch genannt; ist von dem Wallfische ganz und gar unterschieden, suchet ein mit dem Wallfischaase gar nicht übereinkommendes Aas zur Nahrung, daher er sich auch in andern Gegenden als in Grönland aufhalten muß. Man hält davor, es sey einer dieser Fische gewesen, der im Jahre 1635. auf der holländischen Küste zu Scheveningen gestrandet. Auch werden dann und wann einige von den Biscayern auf ihrer Küste gefangen. Doch sind auch in den Jahren 1718. und 1719. einige in oder um Grönland und dem Nordcap gefangen worden. Der merkwürdigste dieser Fische war siebenzig Fuß lang; aus dessen Haupte vier und zwanzig Tonnen Breyes herausgenommen und gefüllet worden, eine Materie, wovon das Sperma Ceti, Wallrat, bereitet wird. Die Gestalt des Fisches ist folgende: des Hauptes Obertheil ist überaus groß, und viel dicker als der Kopf der Wallfische; hat seine Blaslöcher vorn in dem Kopfe, zum Unterschiede der Wallfische, welche dieselben hinten auf dem Kopfe und oberhalb der Augen haben. Der Mund des jetzt gefangenen Fisches war in dem Unterkiefer mit zwey und vierzig Zähnen versehen, deren Abbildung, wie auch des Fisches selbst, hier, S. 91. vor Augen geleget wird. Die spitzige und dünne Zunge war von Farbe gelblicht. Es liefert dieser Fisch fast bey fünf und zwanzig Fässer Speck, dessen Thran von nicht geringerer Tugend ist, als der Wallfische. Der Körper selbst ist mehr, als der Kopf, mit dem Wallfische in eine Vergleichung zu bringen; auch die Augen, Floßen und der flachliegende Schwanz; von Farbe ist er auf dem Rücken braun, und unten am Bauche weiß. Die Pottfische sollen, besonders in der Straße Davis, in großen Heeren, und vor ihnen her ein König, der über hundert Fuß lang, herziehen, der sein Heer, bey Wahrnehmung eines Schiffes, durch starkes Blasen warnet.

Bey unserm Klein Miss. II. §. XV. gehöret der Cachelot oder Potfish des Zorgdragers oder vielmehr des Maubachs, unter die gezähnelten, mit einem glatten unbefloßten Rücken begabten, Wallfische, Balaenas dentatas, dorso laeui apinnes; s. unsern Artikel Wallfisch. Müller nennt insbesondere

sondere die zwote Gattung seiner Kachelote, Physeterum Linn. den Potfisch, Physeter Macrocephalus, gen. 39. sp. 2. und wir nehmen daher Gelegenheit, das eigentliche Geschlechte des Linne', der Potfische oder Kacheloten, Physeterum, die unter den säugenden Seethieren, Cetis, nur allein Zähne im Unterkiefer haben, zu beschreiben. Physeteres heißen, nach dem griechischen überhaupt, Blaser, weil sie Wasser von sich blasen und spritzen; insonderheit aber werden sie hier Kacheloten, Potfische, genannt, welches die alte Benennung der Biscayer gewesen. Die Geschlechtskennzeichen sollen nach dem Ritter seyn: eine einzige Spritzröhre, da hingegen der Wallfisch zwo Spritzröhren habe; bey einigen sitze selbige oben auf dem Kopfe, der Stirne, nahe am Nacken, bey andern aber vorne auf der Schnauze, und nur im Unterkiefer fände man krumme, sichelförmige Zähne. Folgende vier Gattungen sind davon zu bemerken:

1ster Potfisch, oder Kachelot, Physeter Catodon, der Müllerische Weißfisch; Catodon, fistula in rostro, des Artedi, syn. p. 108. sp. 1. Balaena minor, in inferiore maxilla tantum dentata, sine pinna aut spina in dorso, des Sibbalds und Rajus. Katodon soll, nach dem griechischen, anzeigen, daß dieser Fisch Zähne im Unterkiefer habe; von seiner gelblichtweißen Haut aber nennen ihn die Grönlandsfahrer den Witfisch. Man findet ihn an den Orcadischen Inseln zu vier und zwanzig Fuß groß; doch auch eine kleinere Art von etwa sechzehn Schuhen. Diese Fische haben keine Rückenfloße, und waren der Gegenstand der englischen Fischerey, ehe der Wallfischfang recht bekannt war, geben aber nicht mehr als zwey Fässer Speck. Der Unterkiefer hat jeder Seits, nach dem Anderson, acht kleine, etwas krumm gebogene, Zähne, die oben etwas plattrund sind, und im Kiefer gleichsam auf dem Rücken liegen, woraus zu schließen, daß sie nach vornen zu herüber hängen.

2ter Potfisch oder Kachelot, Physeter macrocephalus, der eigentliche Potfisch nach Müllern. Catodon, fistula in ceruice, des Artedi, syn. p. 108. sp. 2. nach welchem er auch Cetus, Clusio descriptus, Pot-Wallfish, Batauis, maris accolis dictus; Willughb. p. 41. und Balaena maior, in inferiore tantum maxilla dentata, macrocephala bipinnis, des Sibbalds und Rajus ist. Nach dem Griechischen sollte dieser Fisch wohl Großkopf heißen, weil er aber schon so lange Potfisch heiße, so soll er auch diesen alten deutschen Namen behalten. Wie gut wäre es doch, wenn man allen Fischen gleiches Recht hätte wiederfahren

fahren lassen wollen. Dieser sein großer Kopf sieht aber auch über dieses einem Pot oder Topfe ähnlich. Sie kommen von Grönland in den europäischen Ocean herunter. Anderson sahe einmal eine große Menge derselben beysammen, welche einen sehr großen Fisch zum Heerführer an ihrer Spitze hatten, aber auf den Anblick seines Schiffs ein fürchterliches Getöse in dem Meere machten und sich darauf auf die Flucht begaben. Clusius beschreibt die, bey einem im Jahre 1598 durch einen heftigen Orkan an den holländischen Strand geworfenen, befundene Gestalt und Größe, da er noch zehn Stunden gelebet und acht Tage lang zu jedermanns Besichtigung auf dem Strande liegen geblieben, folgendermaßen sehr umständlich: die Länge war drey und funfzig Schuh, der Umfang über dreyßig Schuh. Von der Seite des Mauls bis an die Augen maß man funfzehn Schuh, der Unterkiefer aber war nur sieben Schuh lang, und hatte zu beyden Seiten Zähne, deren Anzahl überhaupt zwey und vierzig waren. Der Oberkiefer hingegen hatte eben so viel Höhlen, um die untern Zähne aufzunehmen. Das Maul war stumpf. Oben im Nacken befand sich eine Wasseröffnung, die drey Schuh weit war. Das Ende der Zunge war so dick, als eine Biertonne; die Augen klein und vier Schuh von den Finnen entfernet, die Finnen oder Floßen selbst waren einen Schuh dicke und vier Schuh lang. Der Nabel war sechzehn Schuh von den Floßen entfernet und drey Schuh weiter befand sich die Ruthe, die eine Länge von sechs Schuhen hatte. Hinter derselben maß man noch drey und einen halben Schuh bis zum After; von da noch dreyzehn und einen halben Schuh bis zum Schwanze, welcher dreyzehn Schuh breit war. Die Haut war auf dem Rücken schwarzbraun und am Bauche weiß.

Aehnliche Potfische, s. Jonston, tab. 42. die bald größer, bald kleiner waren, sind hernach öfters an der holländischen Küste gestrandet, wie denn noch erst am 17ten und 18ten Jenner, 1762. drey Kachelots an der Insel Flieland, und zween auf der Insel Schelling, der Provinz Frießland gegen über, strandeten; desgleichen ein anderer am holländischen Strande, der für neun hundert und neunzig Gulden verkaufet worden. Dieses ist der Fisch, setzet Müller hinzu, dessen Gehirne unter dem Namen Wallrath, Sperma Ceti, bekannt ist, und in den Apotheken gebrauchet wird; denn das Gehirn dieses Fisches, welches in zwo Hirnkammern und in achtzehn Gehirnabtheilungen befindlich ist, besteht aus einer fetten, ölichten und brennbaren Materie, wovon diejenige, die sich in der obern Gehirnkammer abson-

absondert, die beste ist; dergleichen im Jahre 1719 am Nordkap zu vier und zwanzig Tonnen aus dem Kopfe eines einzigen, siebenzig Schuh langen Potfisches, oben angeführtermaßen, geholet wurde. Von dieser obern Gehirnkammer geht ein weiter Kanal den ganzen Rückgrad herunter, welcher viele Aeste durch den ganzen Körper austheilet, und beständig neuen Wallrath aus demselben zuführet; denn man findet überall verschiedene Bläschen, die eine ähnliche Materie enthalten und durch zurückführende Gefäße mit besagtem großen Kanale, folglich auch mit der ersten oder obern Gehirnkammer, Gemeinschaft haben. Die erste Entdeckung des Wallraths war, daß man es auf der See schwimmend fand, daher man es für Wallfischsaamen hielt; die Art aber, wie solches auf dem Wasser von den Kacheloten verschüttet worden, muß wohl zufällig und vielleicht durch Beschädigung von dem Einhorne, Schwerd- oder Sägefisch, entstanden seyn; denn das Gehirn des Kacheloten ist nicht mit einer beinernen Hirnschale, sondern nur mit einer besondern dicken, finnichten Haut bedecket. Von den neuerlichen Strandungen der Kachelote hat man auch den Ursprung des Ambers, Ambra grysea, gefunden, welchen man bis dahin für ein wohlriechendes, von den Kacheloten verschlucktes, Harz gehalten. Man trifft nämlich in manchen Kacheloten gewisse kugelrunde Körper von drey bis zwölf Zoll in der Dicke an, dessen Gewichte sich von anderthalb bis zwanzig Pfund erstrecket. Diese Körper liegen frey, sind aber in einen Beutel eingeschlossen, welcher sich mit einem Gange in der Ruthe endiget, von der andern Seite aber einen Gang aus den Nieren empfängt. Dieser Beutel ist mit einer pomeranzenfärbigen Feuchtigkeit, die so dicke als Oel ist, angefüllet, und die kugelrunden Körper sind hart und scheinen wie Zwiebelschalen, aus über einander angesetzter Lage, zu bestehen. Die Materie selbst ist anfänglich, wenn man sie herausnimmt, stinkend, bekömmt aber hernach den lieblichen Ambergeruch. Ist nun dieser Beutel, wie einige meynen, die Harnblase? oder ist die Feuchtigkeit nur ein abgesonderter Saame? da man sie nur bey dem Männchen antrifft; oder wohl gar der Unrath, der bey den Wallfischen roth ist und lieblich riecht? Oder ist es etwa bey diesen Fischen, wie die Biesambeutel bey den Landthieren? Alle diese Fragen können wir nicht beantworten. Zum Beschlusse müssen wir noch erwähnen, daß man von dieser Art Kachelote auch solche gefunden, welche auf dem Rücken bis zum Schwanze etliche Höcker oder Hervorragungen hatten; andere, bey

denen

denen man im Oberkiefer zu jeder Seite vier Backenzähne antraf und übrigens nur Höhlen, um die untern Zähne zu empfangen. Wiederum andere, deren Kopf sehr dicke und stumpf ist; sodann auch solche, die ihr Spritzloch ganz vorne auf der Nase haben. Alles dieses zusammengenommen zeiget, daß die Arten noch nicht recht bekannt und aus einander gesetzet, sind. Nach unserm Klein ist er also wohl, obangezeigtermaßen, die dritte Unterart der zwoten Gattung, des gezähnelten Wallfisches bey einem glatten unbefloßten Rücken; das ist, die Balaena Linkii; desgleichen Balaena Dudleii; der Dänen Dögling; s. diesen unsern Artikel, B. II. S. 347. wo zugleich der Linkische Fisch beschrieben ist. In Ansehung der Ambrae gryseae neiget sich auch Klein mehr auf Caspar Neumanns Seite, der es nicht für ein Animale, sondern für ein Minerale, Bituminosum, so dem Succino am nähesten komme, in seiner ausführlichen Untersuchung dieses Minerals, Chymiae, P. II. S. 1155. ed. Zimmerm. erklärt. s. auch unsern Artikel, Ambra, B. I. S. 242.

3ter Potfisch, oder Kachelot, Physeter Microps, das Kleinauge, nach Müllern; Physeter, maxilla superiore longiore, pinna longa in dorso, des Artedi, syn. p. 104. sp. 1. Balaena maior, inferiore tantum maxilla dentata, dentibus arcuatis, falciformibus, pinnam s. spinam in dorso habens, des Sibbalds und des Rajus. Balaena dentata, dorso laeui pinnata, sp. 1. des Kleins. s. Wallfisch. Die Benennung Microps und Kleinauge, geben diesem Fische seine kleinen Augen, da er bey einer Länge von siebenzig Schuhen, noch viel kleinere Augen, als der Wallfisch, hat. Er unterscheidet sich von den zwo vorherstehenden Arten durch eine Finne auf dem Rücken, daher er auch mit den zwo kurzen Bauchfinnen drey Finnen oder Floßen besitzt, und in diesem Stücke mit dem Finnfische übereinkömmt, darinnen aber von demselben unterschieden bleibt, daß er im untern Kiefer eine Reihe von zwey und funfzig Zähnen hat, die dem Kiefer das Ansehen einer Säge geben, indem die Zähne, deren jeder zwey Pfund wiegt, lang, krumm gebogen und spitzig sind. s. Ionstons Tab. 41. no. 3. der ihn aber Balaena monstrosa nennt.

Im Jahre 1723. fiengen die Bremer Fischer einen dergleichen, der einen zwölfschuhichten Seehund ausspye und eine sehr große und weite Kehle hatte, daher einige diese Art von Kachelot für denjenigen Fisch halten wollen, welcher im mittelländischen Meere den Jonam verschlucket habe; denn alle andere Wallfische haben eine enge

Kehle

Kehle, durch welche man kaum eine Hand bringen kann. In eben dem Jahre strandeten siebenzehn dergleichen Kachelote im Amte Ritzebüttel; sie gaben jeder vierzig bis funfzig Fässer Speck und vier bis fünf Fässer Wallrath. Man fand in ihren Unterkiefern zwey und vierzig Zähne. Jeder Zahn war zween Zoll breit und wie ein Wolfszahn gekrümmet. Herr Anderson bekam davon acht Zoll lange Zähne, deren Umfang an der Wurzel sieben Zoll lang, und im Durchschnitte fast zween Zoll hielten. Sie hatten nebst diesen Zähnen und Hundszähnen auch fünf Zoll lange Backenzähne, deren Mitte im Umfange fünf Zoll hielten, und oben mit verschiedenen Spitzen versehen waren. Im Jahre 1738 gerieth ein ähnlicher Fisch auf den Eiderstättischen Strand. Derselbe hatte in der Spitze des Unterkiefers einen einzigen Zahn, und sodann zu jeder Seite fünf und zwanzig, mithin zusammen ein und funfzig Zähne, die alle sichelförmig gekrümmt waren. Der ganze Fisch war acht und vierzig Schuhe lang, zwölf Schuhe hoch, sechs und dreyßig Schuhe im Umfange, und auf dem Rücken, nach dem Schwanze zu, hatte er einen Höcker, anderthalb Schuh hoch und vier Schuh lang. Der Schwanz war zwölf Schuh breit, die Ruthe am Körper einen Schuh im Durchschnitte, und das Spritzloch hatte die Tiefe von anderthalb Schuhen.

4ter Potfisch, oder Kachelot, Physeter Tursio, der Mastfisch, nach Müllern; Physeter, pinna dorsi altissima, apice dentium plano, des Artedi; syn. p. 104. sp. 2. Balaena macrocephala tripinnis, quae in mandibula inferiore dentes habet minus inflexos, et in planum desinentes, des Sibbalds und Rajus. Bey dem Klein ist er die zwote Unterart der zwoten Gattung, Balaenae dentatae, dorso laevi pinnatae; der Mular des Nierembergs, der, nach dem Rajus, unter der Stirne sein Spritzloch, und eine erhabene Floße auf der Mitte des Rückens führet.

Der Name Tursio, oder Thursio, wurde sonst dem Braunfische, (s. unsern Artikel, B. I. S. 953.) gegeben, und es wird wohl gar ein Stoehr aus ihm gemacht. Hier wird er von der auf seinem Rücken gerade in die Höhe errichteten sehr langen Finne oder Floße, die einen Besansmast vorstellen könnte, Mastfisch genannt. Er ist sehr groß, hat einen abscheulichen Kopf, und im Unterkiefer nicht so krumme, sondern platt auslaufende Zähne. Man fieng einen dergleichen im Jahre 1687. an den Orcadischen Inseln, der über hundert Schuh lang war, und ein Spritzloch vorn an der Stirne hatte. Im Jahre 1752 den

17ten December strandete ein solcher Fisch in dem französischen Hafen de la Sebra; er war sechzig Schuh lang, zwey und zwanzig und einen halben Schuh hoch; im Umfange drey und funfzig und einen halben Schuh, mithin weit dicker, als die gewöhnlichen Kachelots. Das Spritzloch war anderthalb Schuh weit; die Kehle aber war sechs Schuh in der Oeffnung hoch und vier Schuhe breit. In der That groß genug für einen Jonas, um hinein zu spatzieren; wenn es nicht vielmehr der große Hayfisch, Canis Carcharias gewesen, der den Jonas verschluckte. s. unsern Artikel, Hundskopf, Cynocephalus albus, des Kleins, B. IV. S. 162.

Potscherpen.

S. Kirschbaum und zwar Traubenkirsche.

Pottasche.

Cineres clauellati, ist ein bläulicht weißes alkalisches Salz, welches aus der Asche verbrannter Hölzer, vornehmlich Eichen und Büchenholzes, durch Auslaugen, Einsieden und Calciniren bereitet wird. Es wird dieselbe in Ländern, wo den Holzungen kein Schade und Abgang geschieht, wie in Polen und Litthauen, in großer Menge gemacht. Es werden nämlich die Hölzer verbrannt, die Asche gesiebt und ausgelaugt und die Lauge bis zur Trockne eingesotten. Das eingesottene Salz wird in einem besondern Ofen so lange calciniret, bis es eine bläulichte Farbe erhält. Alsdenn wird dasselbe in Fässer gepacket, wohl verwahret und verführet. Eine gute Pottasche muß der Farbe nach bläulicht, recht trocken und vom Geschmacke scharf seyn, und, wenn sie mit Wasser aufgelöset wird, nicht gar zu viel unreines erdichtes Wesen zurücklassen. Außer dem alkalischen Salze und den erdichten Theilen enthält die Pottasche auch ein Mittelsalz, welches bisweilen in mehrerer, bisweilen wenigerer Menge darinnen befindlich ist, und die Natur eines vitriolisirten Weinsteins hat. Es kann dasselbe auf eine leichte Weise von dem alkalischen Salze geschieden werden, wenn man die Pottasche entweder im kalten oder heißen Wasser auflöset, da denn im erstern Falle das Mittelsalz größtentheils unaufgelößt zurücke bleibt, im letztern Falle aber, wenn die Auflösung durch heißes Wasser geschehen, das Mittelsalz zwar zugleich mit dem alkalischen Salze sich auflöset, sich aber, wenn die Auflösung erkaltet, crystallisiret und also scheidet. Wenn man die Auflösung alsdenn bis zur Trockne abdampfet, so erhält man das alkalische Salz der Pottasche von dem beygemischten Mittelsalze und andern erdichten Theilen gereiniget,

reiniget, und kann solches als ein reines alkalisches Salz gebrauchen.

Die Pottasche, welche über Danzig und Königsberg kömmt, wird für die beste und die Rigaische für die schlechteste gehalten. Sie wird von Färbern, Seifensiedern und Glasmachern häufig gebrauchet, und in der Chymie zu vielen Auflösungen, Niederschlägen, Bereitungen vieler Salze, zu Schmelzungen und vielen andern Operationen angewandt.

Pozzolanerde.

Terra Pozzolana, ist eine röthlichbraune, oder gelblichtbraune staubichte Erde, welche um Neapolis herum, vorzüglich bey Puzzol gefunden und für den Staub der Lava gehalten wird. Sie soll sehr eisenhaltig und ziemlich leichtflüßig seyn. Cronstedt Mineral. S. 193. hält dieselbe für einen Eisenkalch, der mit einer unbekannten Erde vermischet ist. Doch scheint er S. 262. der Meynung zu seyn, daß diese Erde, welche sich mit dem Eisenkalche vermischet hat, die von den feuerspeyenden Bergen in kleinern und größern Körnern ausgeworfene Asche sey.

Prachtlilie.

Hierunter verstehen wir das Pflanzengeschlechte, welches Tournefort Methonica, und Herr von Linne Gloriosa, Hr. Planer aber wegen der Gestalt der Blumenblätter Schwanzblume genannt. Die Blume hat keinen Kelch, sondern nur sechs lanzetförmige, sehr lange, wellenförmig gekräuselte und rückwärts gebogene Blumenblätter, sechs kürzere Staubfäden, und einen längern, niederwärts gebogenen Griffel mit dreyfachem Staubwege. Der eyförmige Fruchtbalg öffnet sich mit drey Klappen, zeiget drey Fächer und enthält viele kugelförmige, in zwo Reihen gestellte Saamen. Es sind nunmehro zwo Arten bekannt, als

1) die Prachtlilie mit gabelförmigen Blättern, die stolze Prachtlilie, Methonica Malabarorum Herm. Lugd. 688. Gloriosa superba Linn. Sie wächst in Malabar und Zeylon. Die knollichte, länglichte, weißlichte Wurzel treibt einen runden, etliche Schuh hohen und schwachen Stängel, an welchem wechselsweise glatte, glänzende, völlig ganze lanzetförmige Blätter stehen, deren Spitze sich in ein dünnes Gäbelchen verlängert, wodurch sich selbige an die benachbarten Pflanzen anhängt. Die Blumen sitzen am obern Theile des Stängels auf kurzen, schwachen Stielen, stehen beym Aufbrechen aufwärts und die Blumenblätter sind gelblicht, wenn sie aber völlig aufgeblühet sind, hängen sie unterwärts, die Blumenblätter erhalten eine schöne

schöne rothe Farbe und schlagen sich rückwärts. Die Blüthzeit fällt gemeiniglich in den Heumonath. Man vermehret diese vortreffliche Pflanze durch die Theilung der Wurzel, welche man im Herbste, wenn der Stängel verwelket, aus der Erde nimmt, und den Winter über bloß, oder mit Sande bedecket, in einem warmen Orte aufbewahren, und im Frühlinge wieder in Töpfe, welche mit leichter Erde erfüllet sind, pflanzen und auf das Lohbeet setzen muß. Die Töpfe sollen nicht zu groß seyn; denn ehe die Wurzel selbige nicht ausgefüllet, wird der Stängel nicht hervortreiben. Im Sommer muß das Begießen öfters, aber mäßig geschehen. Die Wurzel ist eckelhaft bitter und wird für giftig gehalten.

2) Prachtlilie mit spitzigen Blättern, Gloriosa simplex L. Ihr Vaterland ist Senegal. Die Blätter sind glatt, haben einen starken unangenehmen Geruch und laufen zwar spitzig aus, verwandeln sich aber nicht in ein Gäbelchen. Die Blumen sind blau. Wartung und Vermehrung geschehen wie bey der ersten Art.

Präcipitation.

Niederschlagen, Praecipitatio. In der Chymie versteht man unter dieser Benennung diejenige Operation, da die Substanzen oder Materien, welche sich in flüßigen Auflösungsmitteln unsichtbar befanden, von selbigen also getrennet werden, daß sie nun sichtbar zum Vorschein kommen und sich zu Boden setzen und niederschlagen. Die niedergeschlagene Substanz wird alsdenn ein Präcipitat, Praecipitatum, genannt.

Es entsteht ein Präcipitat, wenn in einem Auflösungsmittel, welches einen Körper aufgelößt enthält, eine solche Veränderung verursacht wird, daß der aufgelößte Körper die Verbindung mit dem Auflösungsmittel verliert, dergestalt, daß er sich nicht mehr in selbigem halten kann, sondern von demselben trennen und niederfallen muß. Ob nun gleich ohne Beymischung einer andern Substanz eine Präcipitation geschehen kann, so entstehen doch die meisten Präcipitationen vermittelst gewisser zugesetzten flüßigen oder festen Substanzen, welche mit dem Auflösungsmittel eine Vereinigung eingehen, und also in der Natur desselben eine Veränderung verursachen. So schlagen sich z. E. die in einem sauren Auflösungsmittel aufgelößten Körper durch eine zugesetzte flüßige oder feste alkalische Substanz nieder, so wie sich die in einem alkalischen Auflösungsmittel aufgelößten Körper durch ein zugesetztes Saure niederschlagen. Bisweilen scheidet sich ein aufgelößter Körper aus einem Sauren, und fällt nieder, wenn ein

Saures von einer andern Natur zugesetzet wird, wie z. E. bey einigen mit Salpetersauren gemachten Auflösungen geschieht, wenn man denselben Salzsaures zusetzet. Die Ursache hiervon ist, daß durch die Vermischung des Salzsauren mit dem Salpetersauren ein Königswasser entsteht, in welchem einige der Körper, die sich im Salpetersauren auflösen, nicht auflösen lassen, und also wegen dieser Veränderung sich trennen und niederschlagen.

Wenn man eine Präcipitation machen will, so muß man von der Substanz, welche zugesetzet wird und das Niederschlagen verursachet, nicht mehr zusetzen, als nöthig ist, weil es sonst bisweilen geschieht, daß der niedergeschlagene Körper sich wieder auflöset und mit dem veränderten Auflösungsmittel verbindet. So löset sich z. E. Kupfer, das in Salpetersauren aufgelöset war und durch ein flüchtiges Alkali niedergeschlagen wird, sogleich wieder auf, wenn man von dem flüchtigen Alkali zu viel zusetzet. Man muß demnach mit dem Zusetzen der niederschlagenden Substanz sogleich aufhören, so bald man gewahr wird, daß sich nichts mehr niederschlägt, oder wenn man sieht, daß sich bereits wiederum etwas auflöset.

Die niedergeschlagenen Substanzen oder Präcipitate behalten gemeiniglich von dem Auflösungsmittel, oder von der niederschlagenden Substanz, oder von beyden zugleich etwas an sich, welches, wenn es nicht geschieden werden kann, zu verschiedenen und besondern Wirkungen der Präcipitate Gelegenheit giebt. Manchmal hängen die zugekommenen Substanzen dem Präcipitate nur *leichte* und gleichsam von außen ohne feste Verbindung an, so daß sie bey dem Aussüßen der Präcipitate mit bloßem Wasser bald weggenommen und die Präcipitate rein erhalten werden. So lassen sich z. E. die bey der Präcipitation eines Körpers, der in einem sauren Auflösungsmittel aufgelöset und mit einem Alkali niedergeschlagen war, entstandenen Theile eines Mittelsalzes, welches dem Präcipitate anhängt, leicht wegnehmen. Gemeiniglich aber bleibt mit dem Präcipitate, wenn auch durch das Aussüßen die äußerlich anhängenden Theile weggenommen worden, demohngeachtet etwas verbunden, welches entweder gar nicht, oder sehr schwer zu scheiden. Z. E. die meisten metallischen Präcipitate behalten, wenn sie auch nach dem Niederschlagen aus den sauren Auflösungsmitteln mit Wasser wohl ausgesüßet werden, etwas an sich, das sich von dem Wasser nicht gänzlich wegnehmen läßt. Silber im Salpetersauren aufgelöset und mit Salzsauren niedergeschlagen, behält von beyden Säuren etwas

an

an sich, das durch das sorgfältigste Aussüßen mit Wasser nicht weggenommen wird, und welches dem Silberpräcipitate die Eigenschaft giebt, daß er bey gelindem Feuer sich in eine halbdurchsichtige Masse, welche das Ansehen wie Horn hat, schmelzen, und bey stärkerm Feuer verflüchtigen läßt. Diese Eigenschaft wird bey keinem auf andere Art gemachten Silberpräcipitate bemerket, zum deutlichen Beweise, daß demselben von dem Sauren, womit er aufgelöset und niedergeschlagen worden, vorzüglich von dem Salzsauren etwas bey sich behalten habe.

Bisweilen erhält man aus einer Auflösung Präcipitate von verschiedener Art, wenn man nämlich bey dem Präcipitiren nicht so lange mit dem Zusetzen der niederschlagenden Substanz fortfährt, bis sich alles geschieden, sondern, ohne solches abzuwarten, aufhöret etwas zuzusetzen, alsdenn das niedergeschlagene scheidet und mit dem übriggebliebenen Auflösungsmittel wiederum etwas von der niederschlagenden Substanz vermischet und dieses unterbrochene Präcipitiren so oft wiederholet, bis endlich alles aus dem Auflösungsmittel geschieden ist. So kann man z. E. aus einer alkalischen Spießglasauflösung, vermittelst einer unterbrochenen, aber wiederholten Präcipitation, so durch ein Saures verursachet wird, drey, vier und mehrere Präcipitate erhalten, welche alle sowohl dem äußerlichen Ansehen, als der Wirkung nach sehr verschieden sind. So viel ist gewiß, daß die Präcipitation eine Operation ist, welche die größte Aufmerksamkeit verdienet, indem man nicht allein unzählige Producte erhält, welche auf verschiedene Weise einen mannichfaltigen Nutzen haben, sondern wodurch man auch zu einer genauern Kenntniß natürlicher Dinge gelangen kann.

Prasem.

Bradem, Brama, des Kleins; s. diesen unsern Artikel, Band I. S. 932.

Praser.

Prasius, ist ein durchsichtiger, gelbgrünlichter Stein, welcher zu den Chrysolitharten gezählet und als eine Abänderung derselben angesehen wird.

Prasium.

Diesen Linneischen Geschlechtsnamen hat Herr Manetti mit Niccolinia vertauschet, und auch Herr Planer diesen angenommen. Da aber der Edle, Anton Niccolini, und dessen Verdienste außer Italien wenig bekannt seyn dürften, soll man lieber Hrn. v. Linné folgen. Nesselstaude ist ein unschicklicher Name. Der weite, glockenförmige Kelch theilet sich in

zwo Lippen, davon die obere und breitere dreyfach, die untere und kleinere aber zweyfach getheilet ist. Auch das Blumenblatt zeiget zwo Lippen; die obere ist aufgerichtet, eyförmig, ausgehöhlt, kaum merklich eingekerbet, die untere aber rückwärts geschlagen und in drey Lappen getheilet; hiervon der mittelste der größte. Zween kürzere und zween längere Staubfäden, ingleichen der Griffel liegen unter der obern Lippe. Der Griffel endiget sich mit zween ungleichen Staubwegen. In dem Kelche liegen vier rundliche Beeren. Durch diesen letzten Umstand unterscheidet sich dieses Geschlecht von allen lippenförmigen Pflanzen. Herr von Linné giebt zwo Arten an.

1) Das große Prasium, die Italiänische unächte beerentragende Gamanderstaude, Prasium maius Linn. wächst in Sicilien und ist ein dauerhaftes, immergrünendes, zween bis drey Fuß hohes Staudengewächse. Die Blätter stehen einander gegen über auf kurzen Stielen und sind eyförmig, am ganzen Rande sägartig eingekerbet, glänzend. Die Blumen zeigen sich den ganzen Sommer über; das Blumenblatt ist weiß; die Beeren sind schwarz.

2) Das kleine Prasium, Prasium minus Linn. hat gleiches Vaterland und Ansehen, und ist vielleicht nur eine Abänderung. Die eyförmigen Blätter zeigen auf jeder Seite nur eine gedoppelte Kerbe.

Man unterhält die Stöcke in Töpfen und bringt diese im Herbste in ein gemeines Glashaus, woselbst sie Luft und Wasser verlangen. Sie zehren stark und müssen daher öfters versetzet werden. Die Vermehrung geschieht durch die Saamen und Zweige. Weder Schönheit, noch Nutzen empfehlen die Unterhaltung.

Preibusch.

S. Kannenkraut.

Premna.

Dieses neuerlich vom Hrn. von Linné bestimmte Pflanzengeschlechte hat einen glockenförmigen, in zween Lappen getheilten Kelch; ein röhrenförmiges, in vier ungleiche stumpfe Einschnitte getheiltes Blumenblatt; zween längere und zween kürzere Staubfäden; einen kürzern Griffel mit gespaltenem Staubwege und eine Beere, welche vier Fächer, und in jedem Fache einen steinartigen Saamen zeiget. Es sind davon zwo Arten bestimmet.

1) Ganzblätterichte Premna, integrifolia Linn. Cofassus Rumph. Amb. III. Tab. 134.

2) mit sägartig eingekerbten Blättern, serratifolia Linn.

Beyde gehören unter die seltensten Bäume, und werden in hiesigen

gen Gärten nicht leicht vorkommen.

Prenjadiljas.

In dem See, Ericocha, der Provinz Quito, findet man viele ganz kleine Fischchen in der Gestalt der Seekrebse, aber ohne Schalen. In dem Lande nennt man sie Prenjadiljas. Man salzet sie ein, und verführet sie nach Quito, wo sie sehr hoch gehalten werden, weil diese Stadt sonst keine frische Fische hat, und auch diese daselbst sehr theuer sind. Man findet dergleichen auch in dem See San Pablo. S. A. Reisen, B. IX. S. 233.

Preßlinge.

S. Erdbeerkraut.

Preußelbeeren.

S. Heidelbeerstrauch.

Priamus.

Diesen Namen giebt der Ritter v. Linné einem ostindischen Schmetterlinge aus der Classe der Tagvögel, den er wegen seiner ansehnlichen Größe und vorzüglichen Schönheit, in der ersten Abtheilung dieses Geschlechts, die er Trojanische Ritter nennt, oben an gesetzt hat. Dieser schöne Schmetterling, welchen einige den grünen Sammtvogel nennen, ist über zween Zoll lang und mit ausgestreckten Flügeln gegen sieben Zoll breit. Der Kopf und die Füße sind schwarz; der Hinterkörper ist hochgelb und die Brust mit hochrothen Strichen besetzt. Die Vörderflügel sind oben sammetartig grün mit einer schwarzen Einfassung und einem schwarzen Flecken. Die Hinterflügel haben eben diese Grundfarbe und sind mit verschiedenen schwarzen und röthlichen Flecken gezieret.

Priap.

S. Destillirkraut.

Pricke.

Pricke, sonst auch Bricke, Brücke, wird die Neunauge, von Brickeln, breckeln, einbraten, genannt. Die Art solcher Zubereitung nehmen wir aus dem Chomel, Art. Neunauge. Sie ist nicht leicht über fumfzehn Zoll lang und über einen Daumen dicke oder breit. Sie halten sich in Flüssen oder Ströhmen auf und werden im Lüneburgischen, Bremischen und Mecklenburgischen, wie auch in Liefland und Pommern, von Martini an bis Ostern häufig gefangen und von da zu uns gebracht, nachdem man sie behörig vorbereitet, das ist, auf folgende Art geschleimet hat: man durcharbeitet sie mit siedendem Wasser, vermittelst etwas reinen Reißholzes, damit der Schlamm und die schlierige Haut alle davon herunter gehe, und wenn sie ein wenig im reinen Wasser gelegen, alsdenn

werden sie entweder frisch in Wasser, Wein und Essig, mit Salz, Zwiebeln und Citronenschalen, auch einem Stückchen Butter, weil sie sonst nicht gern weich werden, gesotten, oder mit einer schwarzen Brühe angerichtet; oder aber auf dem Roste gebraten, mit Baumöl beträufelt, und nachher in kleinen Fäßchen mit Gewürze in Essig geleget; und solche also, unter dem Namen, Bricken, in großer Menge in das Reich und andere Orte versendet. Die Bremer und Lüneburger Bricken werden für die besten gehalten. Die Liebhaber pflegen solche gleich aus der Lacke mit ein wenig Pfeffer zu verzehren, weil sie sonsten weiter keiner Zurichtung bedürfen; sie werden auch öfters unter Italienischen Sallat, (den so genannten Sardellensallat, statt oder auch mit Muscheln) rohe gebrauchet, oder auf folgende Art in Papiere gebraten: man schneidet nämlich die Bricken in gewisse Stücken und schabet sie auf das allerreinste mit einem Messer ab, machet hierauf kleine Fächlein mit Papier, leget die Bricken darein, gießt Baumöl dazu, schneidet kleine Citronenschalen daran und setzet die Papierlein mit den Bricken auf einen Rost, (es muß aber nicht viel Feuer darunter seyn) und drücket sodann Citronensaft darein, so sind sie fertig. Die also gebratenen Bricken kann man, Braunkohl oder Erbsen damit zu garniren, brauchen. Das Fleisch dieses Fisches ist zwar von gutem Geschmacke, dienet aber nicht für kalte und schwache Magen, weil es sehr schwer zu verdauen ist. Dieser Fisch ist bey dem Klein ein Petromyzon; Neunauge; s. diesen unsern Artikel, unter desselben *aalförmigen Fischen*; B. I. S. 28. u. f. desgleichen auch unser Richter in seiner Ichthyotheologie, S. 857.

Pricke, S. auch Seeigel.

Pricken.

Pricken nennt Müller das 129ste Thiergeschlecht des Ritters von Linné, Petromyzon, welches das erste seiner schwimmenden Amphibien und mit zusammengesetzten oder vielen Luftwerkzeugen begabet ist; insbesondere aber sieben Luftlöcher an den Seiten des Kopfes hat. s. unsern Artikel, Fisch, B. III. S. 70. Es hat einige Aehnlichkeit mit den Schlangen; daher es der Ritter unmittelbar nach selbigen folgen lassen. Der Gestalt nach gleicht es auch den Aalen, als ein langgestreckter, glatter und schlüpfriger Fisch, da er nämlich befloßet ist, weswegen es auch unser Klein als einen aalförmigen Fisch, gleich nach den Aalen, aufgeführet hat. s. diesen unsern Artikel, B. I. S. 28. unter gleichen Namen, Petromyzon, Neunaugen. Die Holländer und

Niedersachsen haben den Namen Prikken wohl eingeführet, weil die am Halse befindliche Luftlöcher aussehen, als wenn sie mit Priklen, Pfriemen, gestochen wären. Von Lampride ist wohl die Verwandlung, auch nach Wegwerfung der ersten Sylbe, zu gekünstelt, wiewohl sie von Alters her begünstiget worden. Das griechische Πετρομύζον, und das lateinische Lampreta, ist eins so schicklich als das andere, und bedeuten beyde einen Steinsauger.

Die Kennzeichen dieses Geschlechts sollen, nach dem Ritter, folgende seyn. An den Seiten des Halses sieben, in einer Reihe nach der Länge stehende, Luftlöcher, ohne so genannte Fischohren; oben auf dem Wirbel ein kleines Spritzloch oder Röhre; und am Körper weder Brust- noch Bauchfloßen. Nach dem Gronov soll auch der Körper keine Schuppen haben. Der Kopf ist länglicht rund, so dicke als der Körper, das Maul zirkelrund; die Lippen wie Klappen zum Ansaugen gebildet. Inwendig haben die Kiefer eine unzählbare Menge kleiner Zähnchen; der Rücken hat zwo Floßen, davon die hinterste den Schwanz umgiebt. Die Finnen sind knorplicht und die Lungen vollkommener, als bey den übrigen allen; auch mit einer ordentlichen Luftröhre versehen. Nach dem Ritter giebt es nur die drey folgenden Gattungen:

1ste Pricke, nach Müllern Lamprete, Petromyzon Marinus; Petromyzon maculosus, ordinibus dentium circiter viginti, des Artedi, Syn. p. 90. sp. 2. und nach selbigem Lampreta, Lampreda, s. Mustela, verschiedener Schriftsteller; vielleicht auch Ἐχενέις des Oppianus. Lampreda, Lampreka, von Lampreta; Steinlecken; daher in Nordischen Gegenden, Steen-Suc, Steinsauger; der Engländer Lamprey und Lamprey-Eel; der Franzosen Lamproye; der Holländer Zee-Lamprey; der Deutschen Lamprete. Die Länge ist gemeiniglich zu ein bis anderthalb Fuß, und die Dicke oder Breite zu einem Zoll; im Norden sollen sich Armsdicke und Ellenlange, finden; auch in der Elbe dann und wann drey- bis vierpfündige. Der Körper ist länglichrund, fast aalförmig; die Haut oben schwärzlich, mit einigen blassen eckichten Flecken; inwendig statt eines knochichten Rückgrads ein knorplichtes, mit Mark angefülltes, Wesen; und vom Maule bis zum After geht ein gerader Canal. Das Maul ist warzicht, und die letzte Rückenfloße vom Schwanze unterschieden. Sie halten sich eigentlich im Meere auf; doch ziehen sie, gegen die Zeit der Begattung, in die

die Flüsse. Petromyzon, 3. maculosus, des Kleins, ein Neunauge. s. unsern Artikel, Aal, B. I. S. 31.

2te Pricke, Müllerischer Neunauge, Petromyzon Fluuiatilis; Petromyzon, vnico ordine denticulorum minimorum in limbo oris, praeter inferiores maiores, des Artedi, syn. p. 89. sp. 1. davon er drey Unterarten angiebt, und die dritte Art, nämlich die zwote kleinere Art der Lamprete, des Gesners, S. 181. die Bärle, Berlin, Berling, für die eigentliche Bricke der Niederländer, mit dem Salvian und Jonston, hält. Dieser Fisch sollte vielmehr Siebenauge, wie zu Rouen Sept-Oil, von seinen sieben Halslöchern, genennet werden. Er wird gemeiniglich zum Lockaas bey dem Kabeljaufang gebrauchet; er unterscheidet sich von der ersten Art durch die hinterste eckichte Rückenfloße; und findet sich vorzüglich in den Norwegischen und Märkischen Flüssen, auch in Holland, auf der Themse in England und in den französischen Flüssen, wo er auch Lampreyon oder Lamprillon heißt. Der bey der ersten Kleinischen Art befindlichen Beschreibung setzen wir nur folgendes bey. Vom Schwanze bis an die Augen und Nasenlöcher ist ein Lymphatisches oder Wassergefäße zu sehen, welches seitwärts nach unten zu Aeste abgiebt. Dieses Gefäß hat Klappen, entspringt im Kopfe, und führet durch den ganzen Körper eine reine Feuchtigkeit, welche zur Glattmachung der Haut dienet. Dieser Fisch ist bey dem Klein, Petromyzon, 1. die erste Neunauge. s. angeführten Artikel, B. I. S. 30.

3te Pricke, der Müllerische Kieferwurm, Petromyzon Branchialis; Petromyzon, pinna dorsali posteriore lineari, labio oris posteriore latere lobato. Faun. Suec. 292. Lampreta parua et fluuiatilis, des Rondelets, Gesners, Gronovs und Rajus; des Salvians Lampreta minor. Er ist bey dem Klein die vierte Gattung der Neunaugen, Petromyzon; s. nur angeführten Artikel, Aal, B. I. S. 31. wo auch die Linné-Müllerische Beschreibung. Aehnliche Kieferwürmer findet man auch Landwärts in einigen Europäischen Flüssen und süßen Wassern, die aber so groß nicht sind, und deswegen von vielen zu den Würmern gerechnet, oder dafür angesehen werden. s. unsern Artikel, Kiemenwurm, Lernaea Linn. B. IV. S. 471.

Primel.

Die Schlüsselblume, oder Primula veris, machet mit der Auricula oder Bährenöhrlein, billig nur ein Geschlecht aus, und

da wir bey der Aurikel im I. Bande S. 443. sowohl die allgemeinen Kennzeichen dieses vereinigten Geschlechtes, als auch die Unterscheidungszeichen der beyden Hauptarten angegeben, wollen wir hier nur die übrigen Arten beschreiben, welche Herr von Linné unter Primula angeführet.

1) Die Einblümige Primel mit runzlichten Blättern, Primula acaulis. Primula foliis hirsutis rugosis dentatis, scapis vnifloris Hall. Helu. no. 608. wächst in der Schweiz, Oesterreich und Crain, vielleicht auch in Deutschland, häufig in den Gärten. Die zäserichte Wurzel riecht nach Aniß, und treibt viele Blätter, welche aus dem geflügelten Stiele sich eyförmig ausbreiten, oberwärts glatt, unterwärts mehr rauh anzufühlen, auch auf der Unterfläche mit vorragenden Nerven besetzet, und am Rande rundlich eingekerbet sind. Zwischen diesen treiben aus der Wurzel viele einfache, etwas längere Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Der Kelch ist ohngefähr halb so lang als die Röhre des Blumenblattes. Dieses ist groß, blaßgelb, der Rand platt und ausgebreitet; die fünf Einschnitte sind herzförmig, und beym Anfange mit einem dunkelgelben Flecke bezeichnet; die fünf Staubfäden stehen mitten in der Röhre; der Staubweg ist kürzer als diese, keilenförmig und ausgehöhlet. Das übrige ist bey der dritten Art angemerket.

2) Vielblümige geruchlose Primel mit runzlichten Blättern, Primula elatior, inodora. Primula fol. rugosis dentatis, scapis multifloris, floribus exterioribus nutantibus Hall. no. 609. Diese wächst in Deutschland in niedrigen, nassen, fruchtbaren Wäldern häufig, blühet zeitig im Frühjahre, wird mit der folgenden öfters verwechselt, und erhält auch gleiche Beynamen. Wurzel und Blätter gleichen der ersten Art; der nackende Stängel aber erreichet fast einen Fuß Höhe, und endiget sich mit einer einfachen Dolde, oder vielen kurzgestielten Blumen, davon die äusserlichen unterwärts, die übrigen aufwärts gerichtet sind. Bey jedem Blüthstiele steht ein lanzetförmiges Deckblatt. Das blaßgelbe Blumenblatt ist beym Anfange der Einschnitte dunkler, und der Rand ausgebreitet. Die Blüthen sind ohne Geruch. Das übrige bey der folgenden Art.

3) Vielblümige wohlriechende Primel mit runzlichten Blättern, Himmelschlüssel, Schlüsselblume, St. Petersschlüssel, Fastenblume, Lerchenblume, Herba Paralyseos offic. Primula veris odorata. Primula fol. rugosis dentatis hirsutis, scapis multifloris, floribus omnibus nutanti-

nutantibus Hall. no. 610. Diese blühet fast vierzehn Tage später, als die vorige, und wächst auf trocknen Wiesen, erhabenen Triften, in Baumgärten und Hecken, gleichet aber dem Ansehen nach der zwoten Art fast gänzlich; daher auch Herr von Linné und dessen Anhänger nicht allein diese beyden, sondern auch die erste Art, unter dem Namen Primula veris, mit einander vereiniget haben. Dieweil aber bey dieser dritten Art die Stöckchen niedriger und wenig rauh anzufühlen, die Zähne der Blätter stumpf und sparsamer, bey der zwoten aber häufiger und spitziger sind, alle Blüthen, welche die Dolden ausmachen, unterwärts hangen, der Kelch blässer, und so lang als die Röhre des Blumenblattes, das Blumenblatt klein, dunkelgelb, nicht gefleckt, sondern mit saffranfärbigen Linien gestrichelt, und der Rand mehr aufgerichtet als ausgebreitet ist, die Einschnitte kürzer sind, und die Blüthe einen angenehmen Geruch von sich giebt, kann man diese von der zwoten, so wie beyde von der ersten billig unterscheiden, und mit Herr von Hallern, Böhmern, Willichen, und andern als besondere Arten annehmen, zumal durch angestellte Erfahrungen bewiesen, daß die angemerkten Unterscheidungszeichen durch verschiedene Wartung in dem Garten nicht verändert werden, obgleich jede in Ansehung der Blume andere Veränderungen leidet, und daher viele Spielarten in den Gärten vorkommen. Man findet einfache mit ganz weißen, purpur- und fleischfärbigen, auch verschiedentlich gestreiften Blumen; auch gefüllte von allen diesen Farben, welche gemeiniglich aus zwey in einander steckenden Blumenblättern bestehen, auch welche, deren Kelch gefärbet und größer ist, und dadurch die Blume gedoppelt erscheint. Und dennoch wird man bey allen diesen Abwechselungen meistentheils angeben können, zu welcher von den verzeichneten drey Sorten jede zu rechnen. Diese Spielarten sind alle aus dem Saamen entstanden, und jährlich wird man neue erhalten, wenn man mit der Aussaat sich abgeben will. Und es wird keinen Blumenliebhaber gereuen, dergleichen vorzunehmen, in dem gewiß so schön gefärbte Blumen von dem Primelnsaamen fallen, als man sonst von den Aurikeln erhält; nur Schade, daß die schönsten, welche zu der ersten Art gehören, keinen Geruch haben. Man sammlet den Saamen von den schönsten, sonderlich bundgefärbten Blumen, und säet solchen entweder bald, wenn er reif geworden ist, oder auch im März des folgenden Jahres, in Kästen oder ins freye Land, und zwar nur oben auf das Erdreich; wird

solcher

solcher auch nur einen halben Finger breit mit Erde bedecket, wird das Auskeimen unterbleiben. Die Kästen, worinnen die Herbstaussaat geschehen, kann man den Winter über im freyen Garten stehen lassen, oder auch in einen Keller stellen, und im Frühjahre, wenn die alten Primelstöcke zu blühen anfangen, wieder in den Garten tragen, und an einen solchen Ort stellen, der nur der Vormittagssonne ausgesetzet ist, indem dieses Gewächse einen allzuwarmen Stand nicht füglich verträgt. Hierauf wird der Saame bald hervorkeimen, und in dem Juni wird man die jungen Pflänzchen auf wohl zubereitete schattichte Beetchen sechs Zoll weit von einander versetzen können; die neu versetzten Stöckchen soll man fleißig begießen, und beständig vom Unkraute reine halten. Die Frühlingssaat muß man mit Mooß bedecken, bis das Auskeimen erfolget. Im folgenden Jahre nach der Aussaat werden die Stöckchen schon blühen. Die Vermehrung der gegenwärtigen Sorten geschieht leicht im Herbste durch Theilung der Stöcke. Wenn diese einige Zeit an einem Orte gestanden, arten sie leicht aus, daher man solche öfters, auch wohl jährlich ausheben, von einander theilen, und in frische Beete versetzen, oder die alten Beete mit neuer Erde anfüllen soll. Schweres fettes Erdreich schicket sich nicht für die Primeln, sie lieben mehr ein lockeres, und einen etwas schattigen Standort. Im Frühjahre muß das Laub von den Beeten zeitig abgeräumet, und die Stöcke mit durchgesiebten verfaulten Miste, oder anderer fruchtbaren Erde erfrischet und bedecket werden, zumal, wenn solche der Frost in die Höhe gezogen hat. Die Primeln blühen öfters im Herbste, wie die Aurikeln, zum zweytenmal. Die dritte Art wird in der Arzneykunst gebrauchet, und obgleich auch von dieser die Wurzel einen gewürzhaften Geruch hat, werden doch davon nur die Blätter, und vorzüglich die Blumen gewählet. Man will selbige als ein nervenstärkendes und schmerzstillendes Mittel bey Lähmungen, Schlagflüssen, Kopfschmerzen, und andern dergleichen Zufällen empfehlen, und dazu sonderlich das abgezogene Wasser von den Blüthen anrühmen. In neuern Zeiten wird wenig Gebrauch davon gemachet. In England bedienet man sich der Blätter zu Salat. Es sind selbige auch für das kranke Vieh ein heilsames Futter. Aus allen drey Arten tragen die Bienen viel Honig aus den Blumen. Es nehmen diese auch von allen dreyen eine grünlichte Farbe an, wenn man sie trocknet, und

und nur einigermaaßen zu faulen anfangen.

4) Einblümige Primel mit keilförmigen Blättern, kleinste Schlüsselblume, Primula minima L. wächst in der Schweiz und den Oesterreichischen Gebirgen. Die ausdaurende Wurzel besteht aus vielen Köpfen. Die Wurzelblätter sind sehr klein, keilförmig und sägartig ausgezahnet. Der Stängel ist kaum einen Finger hoch, mit zwey schmalen spitzigen Deckblättern, und einer, auch zuweilen zwo Blumen besetzet. Diese haben keinen Geruch. Der Kelch sitzt platt auf, und ist kürzer, als die Röhre des gelben oder fleischfärbichten, inwendig haarichten Blumenblattes.

5) Ganzblättrige Primel, Primula integrifolia L. wächst auf den Schweizerischen und Pyreneischen Alpen. Die ausdaurende, harte Wurzel ist mit Schuppen bedecket. Die Blätter sind fleischicht, ey- oder lanzetförmig, am Rande haaricht, sonst aber völlig ganz. Der Blumenschaft erreichet nur einige Zoll Höhe, und trägt eine, auch zwo Blumen. Der Kelch ist glockenförmig, gefärbet, rauchlicht, mit stumpfen Einschnitten. Die Lappen des röthlichten Blumenblattes sind tief gespalten.

6) Vielblümige Primel mit bestäubten Blättern, mehlichte Primel, Primula farinosa Linn. Die Schweiz ist ihr eigenes Vaterland. Die daurende Wurzel treibt viele steife, lange, schmale, fast eyförmige, schwach ausgezahnte, glatte, und auf der untern Fläche mit Mehl bestäubte Blätter, deren Stiel blättricht oder geflügelt ist. Die Blumen stehen am Ende des Stängels doldenweise bey einander aufgerichtet, und jede hat ein lanzetförmiges Deckblatt unter sich. Der Kelch ist auch bestäubet und so lang als die Röhre des purpurfärbigen, oder mehr blauen Blumenblattes, und die Lappen von diesem sind ganz flach und herzförmig. Zwischen den Lappen sitzen fünf gelbe Drüsen, und wegen dieses Umstandes hat Herr von Haller diese Art von der Primula abgesondert, und mit der Aretia vereiniget.

Prinzenfahne.

Prinzenfahne, holländisch Prinse Vlag, wegen der nieblichen abwechselnden Farben, und vielleicht wegen der rosenrothen Mündung Bulla virginea vom Herrn von Linné genannt, ist eine Blasenschnecke, einen, oder anderthalb Zoll lang, und einen halben oder dreyviertel Zoll breit, sehr dünnschälicht, einem Kinkhorn sehr ähnlich, und mit rothen, blauen, gelben oder andern Bändern umwunden. Je höher die Bänder gefärbet sind, und je schöner sie abwech-

abwechseln, je mehr werden sie geschätzet, und diese heißen vornehmlich Prinzenfahne; weniger bandirte, und wenig schön gefärbte heißen Staatenfahnen. Die Schalen fallen sehr verschieden, man findet weiße, graue, braune, mit einem, zwey, drey und mehr Bändern, die quer über alle bäuchicht hervortretende Gewinde laufen. Aus den Afrikanischen Flüssen und von den Antillen.

Prinzessin Begräbniß.

S. Dattelschnecke.

Prinzmetall.

Metallum Robertianum; ist ein durch die Kunst zusammengesetztes Metall, welches nach einiger Meynung aus zween Theilen Kupfer und einem Theil Zink, nach anderer Vorschrift aber aus acht bis zehn Theilen Kupfer, einem Theil Zinn oder Zink und einem Theil Arsenik gemacht wird. Nach letzterer Art wird ein silberweißes Metall erhalten, das aber ziemlich spröde ist, sich nicht hämmern läßt, und nur zu Gußarbeit gebrauchet werden kann. Da aber die Erfahrung gelehret, daß es ein schädliches Metall ist, indem zu dessen Zusammensetzung Arsenik kömmt, so müssen aus selbigen keine Sachen, derer man sich zum Speisen bedienet, gemachet werden. Man saget, der Erfinder von diesem Metall sey ein engländischer Prinz, Namens Robert gewesen, woran aber die meisten zweifeln. Andere wollen, daß der Name Prinzmetall so viel als Bronze Metall bedeute, und nichts anders als eine Zusammensetzung von Kupfer und Zink sey.

Probirkunst.

Docimasia, Ars docimastica; heißt diejenige Kunst und Wissenschaft, welche lehret, wie die mineralischen Körper durch chymische Bearbeitung zu untersuchen, und in ihren Mischungen und Bestandtheilen zu erkennen sind. Im besondern Verstande versteht man darunter diejenige Kunst, durch deren Ausübung man erfahren kann, was für Metall jedes Erz und Bergart bey sich führet, und wieviel selbige an Gold, Silber, Kupfer, Bley u. dgl. halte. Letztere ist die gemeine Probierkunst, wohin die Hütten- und Münzprobierkunst gehöret, jene aber kann die höhere Probirkunst genennet werden.

Wer die Probirkunst, überhaupt betrachtet, in Ausübung bringen will, muß bereits in chymischen Wissenschaften, wie auch in der Naturgeschichte Kenntnisse erlanget haben, damit er die Mittel, welche zur Untersuchung der in die Probirkunst gehörigen Gegenstände erfordert werden, geschickt anwenden, und also nützliche

liche Versuche anstellen kann. In Ausübung der Hütten- und Münzprobirkunst werden zwar gemeiniglich keine Kenntnisse von der Chymie und Naturgeschichte verlanget, unterdessen aber ist doch zum wenigsten nöthig, daß diejenigen, welche sich derselben widmen, mit den Erzen und Metallen Bekanntschaft haben, und die physikalischen und mechanischen Werkzeuge kennen, vermittelst welchen sie Untersuchungen in den Erzen und Metallen anstellen wollen. Unter den physikalischen Werkzeugen sind vorzüglich die aus Salpeter und Weinstein bereiteten Flüsse, als der rohe und schwarze, ingleichen der weiße und schnelle Fluß, ferner das Salpetersaure oder Scheidewasser, wie auch das Königswasser und das Probirbley zu betrachten; indem vermittelst der Flüsse die Erze im Kleinen geschmolzen, und die darinnen befindlichen metallischen Theile von den unmetallischen geschieden, die befreyten metallischen Theile durch das Bley auf der Kapelle in dem Probirofen ferner abgetrieben, und, wenn sie Gold und Silber halten, endlich in Scheidewasser oder Königswasser aufgelößt und durch diese Arbeiten also untersuchet werden, damit man wisse und erfahre, was für Natur und Eigenschaften das Erz habe, welche Metalle und in welcher Menge es selbige enthalte, und ob es der Mühe werth sey, das Erz im Großen zu behandeln und zu schmelzen. Diesemnach muß ein gemeiner Probirer, wenn er auch kein Chymist ist, dennoch wissen, was für Eigenschaften die Flüsse, das Probirbley und die Scheidewasser haben, und wie diese physikalischen Mittel, wenn sie die gehörige Wirkung haben sollen, beschaffen seyn müssen. Z. E. es ist nöthig, daß das Probirbley von allem Silber frey und gehörig rein sey, damit die Probe auf der Kapelle richtig ausfalle. Folglich ist auch nöthig zu wissen, wie man reines Bley zum Probiren erhalten könne. Dieses Bley muß alsdenn gehörig gekörnt, und dem zu untersuchenden Metall in erforderlicher Proportion zugesetzet, und in dem Probirofen also behandelt werden, daß das Bley Gold und Silber von andern Metallen gehörig reinige, und diese mit sich verschlacke oder in die Kapelle ziehe, dergestalt, daß Gold oder Silber als ein reines Korn auf der Kapelle stehen bleiben.

Unter den mechanischen Werkzeugen ist vorzüglich zu wissen nöthig, wie ein Probirofen und die Probir- oder Kornwage beschaffen seyn müsse. Der Probirofen, so gemeiniglich von Eisenblech verfertiget, und inwendig eines Daumens dicke mit

Lehm

Lehm oder zugerichteten Thon ausgeschmieret wird, ist ein zwölf- bis sechzehnzolliges Viereck, das oben so hoch ist, als es lang und breit ist. Auf dieses Viereck paßt eine abgekürzte viereckichte Pyramide, welche unten, wo sie auf den Ofen sitzt, zwölf bis sechzehn Zoll weit, und acht bis zehn Zoll hoch ist, und oben eine Oeffnung von acht bis zehn Zoll hat. Auf diese Oeffnung paßt ein Aufsatz mit einem cylindrischen Rohr, welches ein bis zween Schuh hoch und bisweilen noch länger ist. Dieser Aufsatz mit dem Rohr ist beweglich, damit er während der Arbeit nach Gutbefinden des Probirers abgenommen und wieder aufgesetzet werden kann. Der Probirofen hat übrigens einen Aschenheerd mit einer Oeffnung, und Thüre darzu, ingleichen einen eisernen Rost und einen Feuerheerd, zu welchen auch eine Oeffnung führet, die mit einer Thüre verschlossen ist. Gleich über dieser Thüre befindet sich eine kleine Muffel, zu welcher man durch eine über der Feuerheerdsthüre befindliche Oeffnung kommen kann. Diese Oeffnung wird währender Arbeit mit einer glühenden Kohle vermachet, welche man auf das vor der Oeffnung befindliche Blech leget, dergestalt, daß man über selbige noch in die Muffel auf die Kapellen sehen kann. In diesem Ofen wird diejenige Operation verrichtet, die man Abtreiben nennet, da man nämlich vermittelst des Bleyes, oder auch bisweilen vermittelst des Wißmuths Gold und Silber von allen andern beygemischten Metallen befreyet und rein darstellet. S. Abtreiben.

Das auf der Kapelle von andern Metallen gereinigte Gold- oder Silberkorn wird auf die Probir- oder Kornwage gebracht, um das Gewichte desselben zu untersuchen. Diese Wage ist unter allen bekannten Wagen die sauberste und empfindlichste. Der Balken derselben, welcher zehn bis zwölf Zoll lang ist, ist von dem feinsten Stahl, und zwar so fein gemachet, daß er nicht mehr als zwey Quentchen tragen kann, ohne sich zu beugen. An diesen Balken hängen vermittelst seidner Fäden zwo kleine silberne Wageschalen, welche dünne und flach sind. Man setzet in selbige zwey kleine sehr zart und fein gearbeitete silberne Schälchen, so man Eichschälchen nennet. In das eine dieser Schälchen trägt man das Gold- oder Silberkorn, und in das andere das Probirgewichte. Die Ursache, warum man sich dieser Schälchen bedienet, ist diese, daß man durch die öftere Berührung mit der Hand die Wagschalen nicht falsch mache. Ueberhaupt müssen alle Theile der Probirwage und insonderheit der

Wagebalken sehr genau und aufs empfindlichste gemacht seyn, damit das Gewichte des Korns auf das allergenauste untersuchet werden kann. Diese Wage wird überdieß in einem gläsernen Gehäuse verwahret, um sie vor allen Staub und Unreinigkeiten sorgfältig zu hüten.

Was das Probiergewichte überhaupt betrifft, so ist dasselbe unterschiedlich, und besteht in Centner, Mark-Pfennig- und Karatgewichte. Das eigentliche Probirgewichte wird auch nach Centnern und Pfunden gerechnet, ist aber überaus klein, indem ein Probircentner nicht schwerer als ein gemeines Quentchen ist. Bey der Untersuchung des Goldes und Silbers, als welche nach Marken gerechnet werden, bedienet man sich des Mark- oder Pfenniggewichts. Es wird nämlich eine Mark in sechzehn Loth, ein Loth in vier Quentchen, ein Quentchen in vier Pfennige und ein Pfennig in zween Heller getheilet. Die Probirgewichte sind: ein Centner; nach ihm kommen die Gewichte von 64, von 32, von 16, von 8, von 4, von 2, von 1 Pfunde; alsdenn ein Probirgewichte von einem halben Pfunde, oder Mark, oder sechzehen Lothen, von acht Lothen, von vier Lothen, von zwey Lothen, von einem Lothe, von einem halben Lothe oder zwey Quentchen, von einem Quentchen und von einem halben Quentchen. Die Probirmark wird eben so gerechnet, und kann man sich hierzu des nur erwähnten Probirgewichtes von sechzehn Pfunden bedienen, da denn ein Pfund Probirgewichte ein Loth des Pfenniggewichts, ein Viertel Pfund oder acht Loth ein Quentchen, zwey Loth einen Pfennig, und ein Loth einen Heller beträgt. An einigen Orten bedienen sie sich beym Probiren der Pfennigmark, welche in 12 Pfennige, jeder Pfennig aber in 24 Gran eingetheilet wird. Die Pfennigmark wiegt ein halbes Quentchen, welches das erste Gewichte ist, das andere soll 6, das dritte 3, das vierte 2, das fünfte 1 Pfennig, das sechste 12 Gran, das siebente 6, das achte 3, das neunte 2, und das zehnte 1 Gran halten. Dieses wird gemeiniglich die Niederländische Pfennigmark genannt. Die Probirgewichte liegen in einem Kästchen, in welchem sich für jedes Gewichte ein sauberes und mit Leder oder Tuch überzogenes Behältniß befindet. Man leget jedes Gewichte nach dem Probirwiegen wieder an seinen Ort, und hütet sich, daß nicht mehr als eins in ein Behältniß kömmt, damit sie sich nicht an einander reiben und falsch werden.

Außer dieser Wage bedient man sich auch in der Probirkunst einer großen

großen, aber genau gefertigten gemeinen Wage, auf welcher man ganze Stufen Erz, große Schweren Bley, Flüsse u. d. wiegt. Nebst dieser hat man auch eine Einwäge oder Erzwage, welche einer Goldwage ähnlich ist, und einen Wagebalken hat, der drey bis vier Loth tragen kann, ohne sich zu biegen. Auf dieser wiegt man das Erz, oder das Metall, das gekörnte Bley u. d. zum probiren.

Da es nicht allezeit möglich ist, Gold oder Silber auf der Kapelle zu probiren, so bedienet man sich des Probirsteins und der Streich- oder Probirnadeln. Der Probirstein, Lapis Lydius, ist ein schwarzer, mäßigfester Stein, welcher zu den gemischten thonartigen Schiefersteinen gehört und seinen Bestandtheilen nach aus einer mit vielen Eisentheilen vermischten Thonerde besteht. Dieser Stein wird zum Probiren viereckicht und glatt geschliffen und muß derselbe von derjenigen Art seyn, daß er durch das Anreiben die Farbe des Goldes, Silbers und Kupfers annimmt und die Anstriche durch Scheidewasser wieder wegnehmen läßt, ohne daß er angegriffen und zerfressen wird. Wenn man nun Gold oder silberhaltiges Metall auf dem Probirsteine untersuchen will, so wischet man den Probirstein erst mit einem Leder ab, und streicht alsdenn das Metall, welches man vorher mit einer zarten Feile etwas abgerieben hat, auf den Probirstein; hierauf nimmt man die Gold- oder Silberstreichnadeln und streicht eine nach der andern neben den erstgemachten Strich des Metalles hin. Nimmt man nun an der Farbe des Metallstrichs und des Strichs einer von den Streichnadeln eine Gleichheit gewahr, so ist es ein Zeichen, daß das Metall wahrscheinlicher Weise eben so versetzet sey, wie die Nadel, mit deren Strich der Metallstrich eine Aehnlichkeit hat. Man kann aber hieraus niemals, wie bey den auf der Kapelle gemachten Proben, etwas gewisses urtheilen, weil das Metall, wegen anderer zugesetzten Metalle und Halbmetalle, als Zink, Wißmuth, Zinn, Bley, Eisen, Arsenik und Spießglaskönig eine falsche Farbe haben kann.

Die Probirnadeln auf Silber werden folgendermaaßen gemachet: da man die Mark Silber in sechzehn Loth theilet, so machet man auch sechzehn Streichnadeln, und kömmt zur ersten sechzehn Loth fein Silber, zur andern funfzehn Loth Silber und ein Loth Kupfer; zur dritten vierzehn Loth Silber, zwey Loth Kupfer, und so geht es fort, bis die sechzehnte oder letzte Nadel ein Loth Silber und funfzehen Loth Kupfer erhält.

Zu jeder Nadel wiegt man das Metall sorgfältig ab, nimmt so viel Schmelztiegel, als man Nadeln machen will, reibt sie inwendig mit calcinirten Borax aus, schmelzt die Masse, und gießt sie in einen Jnnguß. Hierauf wird jede Nadel geschlagen und nach ihrem Jnhalte bezeichnet. Die erste Nadel bezeichnet also sechzehnlöthiges Silber, so wie die letzte nur einlöthiges Silber oder eine solche Silbermasse anzeiget, welche nur einen Theil feines Silber und funfzehn Theile Kupfer enthält.

Da die Mark Goldes in vier und zwanzig Karat getheilet wird, so machet man auch vier und zwanzig Probirnadeln: weil aber die Karatirung zweyerley ist, nämlich die weiße und die vermischte, so machet man auch zweyerley oder wohl gar dreyerley güldene Streichnadeln. Zur weißen Karatirung oder Vermischung versetzet man das Gold mit Silber; unter den Probirnadeln von dieser Art besteht die erste aus feinem vier und zwanzigkaratigen Golde, das ist, welches von aller Vermischung frey ist; die zweyte Nadel besteht aus drey und zwanzig Karat, sechs Grän fein Gold, und sechs Grän fein Silber; die dritte enthält drey und zwanzig Karat fein Gold und ein Karat fein Silber u. s. f. die vier und zwanzigste oder letzte Nadel hat ein Karat fein Gold und drey und zwanzig Karat fein Silber.

Die vermischte Karatirung besteht aus Gold, welches mit Kupfer und Silber versetzet ist. Da aber zur Versetzung bald zween Theile Silber und ein Theil Kupfer, bald ein Theil Silber und zween Theile Kupfer genommen werden, so werden auch zur Untersuchung der vermischten Karatirung zweyerley Nadeln gemachet. Die erste Nadel ist allezeit von feinem Golde gemachet, die andere aber besteht aus drey und zwanzig Karat, sechs Grän Gold, und entweder aus vier Grän Silber und zween Grän reinen Kupfer, oder aus vier Grän Kupfer und zween Grän Silber u. s. f.

Die metallischen Striche auf dem Probirstein werden mit Trippel oder Zinnkalch oder kleinen Kohlen wieder abgerieben; übrigens ist noch zu merken, daß, da die Farbe des Strichs mit der Zeit sich verändert, die Striche, welche eine Zeitlang auf dem Stein gestanden haben, mit den frisch aufgestrichenen nicht verglichen werden können, und demnach so oft ein Metall auf dem Probirstein zu untersuchen ist, allezeit mit den Probirnadeln neue Striche zu machen sind.

Was die übrigen in der Probirkunst gebräuchlichen Instrumente

mente betrifft, als Muffeln, Schmelztiegel, Kolben, Retorten, Kapellen, Zangen u. d. m. so wird man hiervon theils unter der Benennung chymische Instrumente, theils unter der Anzeige jedes einzelnen Werkzeuges insbesondere als Muffel, Kapelle u. s. f. das nöthige angemerket finden.

Probirofen, Probirstein und Probirwage.

S. Probirkunst.

Prockia.

Es ist von diesem Pflanzengeschlechte nur eine Art bekannt, welche auf der Insel St. Crucis wächst, und daher beym Herrn von Linne' Prockia Crucis heißt. An dem rundlichen Stängel und dessen Zweigen stehen wechselsweise gestielte, eyförmig zugespitzte, sägeartig ausgezahnte, glatte Blätter mit gleichbreiten Blattansätzen. An den Enden der Zweige stehen die gestielten und mit gleichbreiten Deckblättern besetzten Blumen wechselsweise. Die Blumendecke besteht aus drey eyförmigen Blättern, welche man für den Kelch annimmt; zuweilen sind diese noch mit zwey andern, aber viel kleinern, unterwärts umgeben; die Staubfäden sind in großer Anzahl zugegen, und der einfache Griffel trägt einen stumpfen Staubweg. Die fünfeckichte Beere enthält viele Saamen.

Prosopis.

Dieses neuerlich bestimmte Pflanzengeschlecht besteht nur aus einer Art, welche beym Herrn von Linne' Prosopis spicigera heißt. Es ist solche ein ostindianischer Baum, an dessen Aesten wechselsweise gefiederte Blätter sitzen. Diese bestehen gemeiniglich aus acht Paaren länglichten stumpfen Blättchen. Die kleinen Blumen wachsen theils aus dem Blätterwinkel, theils an den Enden der Aeste ährenweise hervor. Der Kelch ist halb kugelrund und vierfach ausgezahnet, umgiebt aber fünf Blumenblätter, zehn Staubfäden und einen Griffel mit einfachem Staubwege. Die Frucht ist eine lange aufgeblasene Hülse, in welcher eine Reihe länglichtrunder gefärbter Saamen liegen. Weil diese, wenn sie sich abgesondert, ein Geräusche machen, nennet Herr Planer dieses Geschlechte Klapperbaum; dergleichen es aber mehrere giebt.

Prunellen.

S. Braunelle und Pflaumbaum.

Psoralea.

Wir behalten diesen Linnäischen Geschlechtsnamen. Planer wählet dafür Warzenkraut, und Gmelin in der Onomat. botan. Harzklee. Der Kelch ist in fünf spitzige Einschnitte getheilet, davon

von der unterste viel länger ist. Die Blumenblätter sind nach Art der schmetterlingsförmigen gestellet; das rundliche, eingekerbte Fähnchen steht aufgerichtet; die beyden kleinern stumpfen Flügel sind mondförmig, und das gleichfalls stumpfe, mondförmige Kielblättchen besteht aus zween Theilen, daher man fünf Blumenblätter zählet; bey den meisten Arten sind neun Staubfäden in eine Scheide verwachsen, und der zehnte steht einzeln; bey einigen machen alle zehne eine Scheide aus; der aufwärts steigende Griffel trägt einen stumpfen Staubweg. Die Hülse ist nicht viel länger als der Kelch, zusammengedrücket, und enthält nur einen nierenförmigen Saamen. Herr von Linne merket noch an, wie bey allen Arten der Kelch und die übrigen Theile der Pflanze mit kleinen Drüsen oder Wärzchen besetzet, und die Blumenblätter mit gefärbten Adern durchzogen sind. In der Murrayischen Ausgabe findet man achtzehn Arten verzeichnet. Die bekanntesten und merkwürdigsten sind:

1) Gefiederte Psoralea mit einzeln Blumen in dem Blätterwinkel, Spartium africanum. Riu. Psoralea pinnata Linn. Dieser immergrünende Strauch wächst in Aethiopien, und erreichet bey uns einige Fuß Höhe. Die jüngern Stängel und Zweige sind eckicht, gestreifet, haaricht und mit glänzenden Punkten besetzet; die gefiederten Blätter bestehen aus zwo oder drey Paaren und einem einzelnen etwas haarichten, gedüpfelten, schmalen und lanzetförmigen Blättchen; bey dem Blattstiele stehen zween lanzetförmige Blattansätze; und an dem Winkel desselben stehen einzelne Blüthstiele, welche nahe an dem Kelche mit vier Deckblättern umgeben sind. Der Kelch ist haaricht, mit glänzenden Punkten besetzet, und der untere Einschnitt nicht viel größer, als die vier obern. Das Fähnchen ist bläulicht, unterwärts weißlicht, und kaum merklich eingekerbet; die Flügel sind weißlicht und mit Anhängen versehen; das Kielblättchen ist mit diesen fast verwachsen, auch von gleicher Länge, weiß, und an der Spitze violet. Des Herrn Bergius Beschreibung ist von unserer einigermaaßen verschieden. Sollte der bemerkte Unterschied, in den Deckblättern, der Größe der Kelcheinschnitte und Beschaffenheit der Blumenblätter vom Standorte abstammen?

2) Gefiederte Psoralea mit Blumenähren in dem Blätterwinkel, Neunblättriger Harzklee, Psoralea enneaphylla L. Dieses immergrünende, in hiesigen Gärten kaum zween Fuß hohe, schwache Sträuchchen wächst in Carthagena, und soll daselbst nach

nach Jacquins Beschreibung fünf Fuß Höhe erreichen. Die wechselsweise gestellten, gefiederten Blätter bestehen bey uns aus vielen, nach Herr Jacquin aber nur aus zwey Paaren und einem einzelnen kleinen, eyförmigen, auf der untern Fläche gedüpfelten Blättchen. Aus dem Blätterwinkel treiben dichte Blüthähren. Der Kelch ist nicht gedüpfelt, in zwo Lippen getheilet, und die beyden obern Einschnitte sind etwas kürzer als die drey untern. Die Blumenblätter sind röthlicht, geadert; das Fähnchen ist herzförmig, ausgehöhlet, die beyden Flügel stehen aufgerichtet und sind etwas länger, und das Kielblättchen ist zweymal länger als das Fähnchen. Alle zehn Staubfäden sind verwachsen. Wenn man die frischen Blätter zwischen den Fingern reibt, werden diese dergestalt gelb gefärbet, daß man die Farbe kaum abwaschen kann; wirft man sie ins kalte Wasser, wird dieses gleichfalls anfangs schwach, hernach aber dunkelgelb gefärbet.

3) Gefiederte Psoralea mit Blüthähren an dem Ende der Zweige. Herr von Linné hat dieses, in Amerika wachsende, Sommergewächse ehedem als ein besonderes Geschlechte angeführet, und von dem bekannten Engländer Samuel Dale, Daleam genennet; nachher aber mit diesem Geschlechte vereiniget, und selbigem den Namen Psoralea Dalea gegeben. Die zäserichte Wurzel treibt einen, oberwärts mit einigen Zweigen versehenen, ohngefähr einen Fuß hohen, glatten, schwach gestreiften, aufrechtsstehenden Stängel, welcher, wie auch die Zweige, sich mit einzelnen Blüthähren endigen. Die Blätter stehen wechselsweise, sind gefiedert, und bestehen aus fünf Paaren und einem einzelnen länglichten, glatten, unterwärts gedüpfelten Blättchen. Bey jeder Blüthe steht ein lanzetförmiges, am Rande haarichtes Deckblatt. Der Kelch ist haaricht, und die kleinen Blumenblätter sind dunkelblau.

4) Dreyblättrige Psoralea mit langgestielten Blüthköpfchen aus dem Blattwinkel, Trifolium bituminosum Dod. Psoralea bituminosa L. wächst in Sicilien und Italien, und ist ein immergrünender, bey uns drey bis vier Fuß hoher, und in viele gestreifte und haarichte Zweige verbreiteter Strauch. Die langgestielten Blätter bestehen aus drey länglicht zugespitzten, vertieften Blättchen, und am Stiele stehen zween schmale Blattansätze. Aus dem Winkel der obern Blattstiele entstehen einzelne, lange, aufgerichtete, schwach gestreifte Blüthstiele, welche sich mit einem Blumenköpfchen endigen,

gen, und unter diesem mit zwey auch dreyen platt ansitzenden, breiten, zwey- oder dreyspaltigen Deckblättern besetzet sind. Der Kelch ist gestreifet, haaricht, schwärzlichgrün, und der unterste Einschnitt der längste. Die Blumenblätter sind blau, röthlicht und weißlicht vermischet. Ein Staubfaden steht einzeln. Der Kelch umgiebt die Hülse genau, und diese ist an dem obern Theile mit Haaren und schwachen Stacheln besetzet, und mit dem sichelförmigen Griffel geendiget. Blüthe und Früchte zeigen sich den ganzen Sommer über. Das Blüthköpfchen riecht stark nach Harze, wenn man es reibt. Bergius beschreibt hiervon eine Abänderung, welche in allen Theilen, auch an dem Kelche glatt ist, viel schmälere, lanzetförmige Blättchen zeiget, und in Amerika wächst.

5) **Dreyblättrige Psoralea mit kurzgestielten Blüthähren an dem Ende der Zweige, Psoralea bracteata Linn.** Ehedem rechnete selbige Herr von Linné zu dem Klee und nennte solche Trifolium fruticans. Aethiopien ist das Vaterland. Der Stängel ist strauchartig. Die rundlichen Zweige sind haaricht. Die kurzgestielten Blätter stehen wechselsweise, und die drey Blättchen sind eyförmig, mit einer gekrümmten Spitze, glatt und gedüpfelt; beym Blattstiele sitzen zween lanzetförmige, am Rande haarichte Blattansätze. Die Zweige endigen sich mit einer kuzen, dichten Blumenähre. Eyförmige, in eine lange Spitze verlängerte, am Rande haarichte, unterwärts drüsichte, weißlichte Deckblätter stehen zwischen den Blumen. Der Kelch ist rauch, drüsicht, und der untere Einschnitt etwas länger. Die Blumenblätter sind violet, und geadert. Das Fähnchen und die Flügel haben fast einerley Länge, das Kielblättchen aber ist fast um die Hälfte kürzer. Der eine Staubfaden stehet besonders.

Die dritte Art zieht man aus dem Saamen in dem Mistbeete, und läßt die Pflanzen, entweder daselbst wachsen, oder setzet sie in Töpfe, diese an einen sonnenreichen Ort, und bey kühlem Wetter hinter die Fenster des Glashauses, damit man wieder reifen Saamen erhalte. Die übrigen Arten vermehret man durch Saamen und Zweige, letztere schlagen von einigen, sonderlich der vierten Art leicht Wurzeln. Diese ist zwar nicht so zärtlich als die übrigen, wird aber doch im freyen Lande nicht, wie in der Onomat. botan. angegeben wird, ausdauern. Man muß sie im Winter in einem mäßig warmen Glashause unterhalten, öfters versetzen und im Sommer fleißig begießen. Die erste, zweyte und fünfte Art können zwar auch den Sommer über

der

der freyen Luft ausgesetzet, müssen aber im Winter wärmer gehalten werden.

Psyllienkraut.

Dieses, oder Psyllium Tourn. und Coronopus Tourn. vereinigen die neuern Kräuterlehrer billig mit der Wegebreite oder Plantago, indem zwischen diesen in den Fruchttheilen kein Unterschied zu finden, und das erste nur wegen der blättrichten Stängel, das zweyte aber wegen der zerschnittenen Wurzelblätter von der Wegebreite, welche nackende Stängel und ganze Blätter zeiget, unterschieden ist. Die allgemeinen Kennzeichen sind: Ein kleiner, stehenbleibender, vierfach ausgezahnter Kelch; ein röhren- oder mehr kugelförmiges, in vier stumpfe Einschnitte getheiltes, verwelkendes, aber nicht abfallendes Blumenblatt; vier aufgerichtete lange Staubfäden; ein kürzerer Griffel mit einfachen Staubwege, und ein eyförmiger Fruchtbalg, welcher sich der Quere nach in zwo Hälften theilet, und in zwey Fächern viele länglichte Saamen enthält. Rupp und andere zählen zwar vier Blumenblätter, und wenn diese bey der zunehmenden Frucht verwelken, scheint es wirklich also; es wird aber alsdenn das ganze Blumenblatt zerreißen; bey der Blüthe hangen die Theile genau an einander, und stellen unterwärts eine Röhre vor. Von den Arten, welche Herr von Linné unter Plantago angeführet, gehören nach Tourneforts Abtheilung, viere zu dem Psyllio, als welche blättrige und mit Zweigen besetzte Stängel haben.

1) Das krautartige Psyllienkraut mit nackenden Blüthköpfchen, Flöhkraut, Flöhsaame, Psyllium vulgare et officin. Plantago Psyllium Linn. wächst in Italien und Frankreich, auch hin und wieder in Deutschland, treibt aus der jährigen, zäserichten Wurzel, einen von unten bis oben mit röthlichten ausgebreiteten Zweigen besetzten, ohngefähr zween Fuß hohen, krautartigen, wollichten Stängel, an welchem und den Zweigen die schmalen, langen, spitzigen, rückwärtsgebogenen, und mit einigen Zähnchen am Rande besetzten, haarichten Blätter einander gegenüber und platt ansitzen. Aus dem Blätterwinkel kommen einzelne, lange, kahle Stiele, welche sich mit einem kleinen Blumenköpfchen endigen. Dieses ist bey dieser Art von keinen Blättern umgeben. Die Blumen sind klein und weißlichtgrün; der Kelch ist rauch; und die Deckblätter endigen sich mit einer Granne. Die Saamen sind platt, länglicht, braunglänzend. Man erzieht diese Art

ohne Kunst, jährlich aus dem Saamen.

2) Krautartiges Psyllienkraut mit umhüllten Blüthköpfchen, Plantago indica L. wächst in Egypten, ist auch ein Sommergewächse, und der ersten Art fast ähnlich. Die langen, rückwärts gebogenen Blätter aber sind völlig ganz, hinterwärts mehr haaricht und oben an den Zweigen stehen gemeiniglich drey beyeinander. Das Blüthköpfchen umgeben vier lanzetförmige, längere Blätter, und zwischen den Blumen stehen keilförmige, ausgehöhlte Deckblätter. Die beyden untern Kelchblättchen sind stumpf, auswärts merklich erhaben, und inwärts vertiefet. Das röhrenförmige Blumenblatt ist fast zweymal länger als der Kelch. Man erzieht diese Art aus dem Saamen auf dem Mistbeete.

3) Strauchartiges Psyllienkraut mit umhüllten Blüthköpfchen, Psyllium perenne semperuirens. Plantago cynops L. wächst in der Provence und Italien. Die Wurzel ist lang, zäsericht und holzicht; die Stängel sind holzicht, mit Zweigen versehen, mehr gestrecket, als aufgerichtet, und mit wechselsweise gestellten, haarichten, langen, schmalen, spitzigen, völlig ganzen, aufgerichteten Blättern besetzet. Die Blüthköpfchen sind mit spitzigen Schuppen umgeben, und zwischen den Blumen stehen eyförmige, vertiefte Deckblätter.

4) Strauchartiges Psyllienkraut mit nackenden Blüthköpfchen, Psyllium indicum. Plantago atra Linn. wächst in Sicilien und der Barbarey. Der holzichte, aufrechtsstehende und wollichte Stängel erreichet einen Fuß Höhe. Die Blätter sind lanzetförmig, gestreifet, ausgezahnet und rauchlicht. An den Enden der Zweige sitzen nackende Blüthknöpfchen.

Diese beyde erhalten sich in der Wurzel und dem Stängel mehrere Jahre, blühen im Juli und August, und müssen durch den Saamen fortgepflanzet werden. Die dritte dauret füglich im freyen Lande; die letzte scheint zärtlicher und dürfte daher den Winter über in einem gemeinen Glashause zu unterhalten seyn.

Der Saame von der dritten, vielleicht auch von der ersten Art wird in den Apotheken aufbehalten. Es enthalten selbige viel Schleim, welcher sich leicht mit Wasser auflösen läßt. Es hat aber dieser vor dem Quittenschleime, dem Arabischen Gummi und dergleichen nichts voraus, und überhaupt betrachtet nur eine lindernde Kraft. Boerhaave und andere wollen solchen zwar für schädlich ausgeben, und behaupten, wie sich selbiger wegen seiner zähen Be-

Beschaffenheit zu sehr an die Gedärme anhänge und Stockung in den kleinen Gefäßen, Schmerz und Krampf verursache. Dieses aber wird von allen dergleichen schleimichten Mitteln zu befürchten seyn, weñ man solche in allzugroßer Menge oder nicht gehörig verdünnt, gebrauchet. Vorsichtig angewandt wird dadurch die fressende Schärfe in den ersten, auch den Urinwegen eingewickelt und die von dem Reize verursachten Empfindungen gelindert werden. Aeußerlich bedienet man sich dessen bey Entzündung der Augen, Brandschäden, aufgerissenen Lippen, auch in Clystieren bey der schmerzhaften güldenen Ader.

Ptelea.

Nachdem das Pflanzengeschlecht Dodonaea, welches Hr. von Linné angenommen, nachher aber mit der Ptelea vereiniget, wieder als ein eigenes angeführet worden, ist von der Ptelea nur eine Art übrig geblieben, welche zum Ueberflusse, oder wegen des Unterschieds der Dodonaea, die dreyblätterichte genannt wird, Ptelea trifoliata Linn. Sie heißt auch Carolinischer Staudenklee, und bey Hr. Planern Lederblume oder Gewürzstaude. Sie ist bald mehr strauch- bald mehr baumartig, blühet schon im jüngern Alter, wenigstens im achten Jahre, und erreichet bey uns nicht über zwölf Fuß Höhe. Ob in Virginien, als dem eigentlichen Vaterlande, Höhe und Stärke ansehnlicher ausfalle, ist uns unbekannt. Wechselsweise an den Aesten stehen die gestielten Blätter, welche aus drey länglichten, an beyden Enden zugespitzten, völlig ganzen, auf beyden Flächen glatten und hellgrünen Blättchen bestehen und gegen den Herbst abfallen. Im Junius treiben die Blüthdolden hervor, welche einen angenehmen, der traurigen Nachtviole ähnlichen Geruch von sich geben. Der kleine grünlichte Kelch ist in vier spitzige Einschnitte getheilet; die vier gelbgrünen, lederartigen, länglichten, ausgebreiteten Blumenblätter sind viel größer, hingegen die vier Staubfäden sehr kurz, und der gleichfalls kurze Griffel endiget sich mit zween stumpfen Staubwegen. Die Frucht wird im October reif, hat einen Geruch wie der Hopfen, und ist, der runden Gestalt nach, der Frucht von der Rüster ähnlich, weißgrünlich mit einem erhabenen Adergewebe durchzogen und zeiget in der Mitte zwo halbrunde Höhlen, in deren jeder ein Saame liegen sollte, gemeiniglich aber ist bey uns die eine leer und in der andern liegt ein länglichter, bräunlichter Saame. Oefters ist die Frucht mit drey Flügeln besetzet, welches nach Hrn. von Linné Wahrnehmung daher entsteht, wenn die Blume in dem Kelche, Blumenblättern und Staub-

fäden, statt der gevierten, die fünfte Zahl annimmt.

Die Vermehrung geschieht am sichersten aus dem Saamen, und wenn man diesen im Herbste aussäet, wird solcher im künftigen Frühjahre zeitig aufgehen. Die Ableger haben unsere Hoffnung nicht erfüllet. Nach Hrn. Müllers Angeben sind die Stämmchen, welche schon im ersten Jahre drey Zoll hoch aufschießen, gegen die Kälte empfindlich; Herr du Roi aber versichert, daß solche in jedem Alter und Jahreszeit unbedeckt im freyen Lande aushalten. Da wir nur einen dergleichen Stock besitzen, haben wir solchen aus Vorsicht im Scherbel unterhalten und den Winter über im Keller verwahret. In der Onomat. bot. VII. Bande ist die Millerische Wartung wörtlich wiederholet worden. Der Geruch der Blumenbüschel empfiehlt die Unterhaltung dieses Bäumchen, noch schätzbarer aber würde uns dieses seyn, wenn die Blätter auch bey uns denjenigen Nutzen leisteten, welchen die Amerikaner davon erhalten sollen. Es geben solche gerieben einen unangenehmen Geruch von sich, und sollen, als Thee getrunken, eine wurmtreibende Kraft äußern, auch zu Heilung äußerlicher Wunden gebrauchet werden.

Die Herren Fabricius und von Münchhausen erwähnen eine fünfblätterichte Ptelea. Außer den fünf schmalen, auf einem gemeinschaftlichen Stiele ansitzenden Blättchen zeigen sich auch fünf Blumenblätter, fünf, sechs bis acht Staubfäden, drey bis vier Staubwege und eine dreyeckichte Frucht. Man will solche nur für eine Spielart der dreyblätterichten ausgeben, wie denn überhaupt diese Ptelea zur Veränderung sehr geneigt scheint. Herr Medicus will keine wahre Zwitterblumen, sondern vielmehr männliche und weibliche auf verschiedenen Stämmen beobachtet haben. Bey den männlichen hat derselbe einen kleinen Fruchtkeim, kleinen Griffel und zween sehr kleine Staubwege, hingegen bey den weiblichen kürzere Staubfäden und unansehnliche Staubbeutel, aber einen größern Fruchtkeim, längern Staubweg, und längere rückwärts gebogene Staubwege wahrgenommen. Daß diese Geschlechter wirklich getheilet und die Blumen nicht für Zwitter zu halten, will derselbe handgreifliche Erfahrungen haben. Die so genannten männlichen blühen jährlich, haben aber niemals, hingegen die weiblichen, wegen Nachbarschaft der männlichen, Saamen getragen. Auch die krüpelhaften Theile, wie Herr Medicus zu reden beliebet, welche das andere Geschlecht andeuten sollen, beweisen dieses ganz deutlich. S. hierüber die Bemerkungen der Kuhrpfälzischen Phys. Oekon. Gesellschaft

1774.

1774. S. 248. u. f. Uns scheint aber, als ob Herr Medicus sich in Geschlechtsbestimmung der Blumen geirret, mithin auch in seinem Urtheile über des Dillenii Abbildung übereilet habe, indem dieser gewiß sorgfältige Beobachter der Pflanzen die männlichen und weiblichen Theile in einer Blume in dem vollkommensten Zustande gewiß nicht abgebildet hätte, wofern solche nicht also beschaffen gewesen; überdieß hat Herr du Roi, ein eben so genauer und geschickter Pflanzenkenner, von dem Unterschiede des Geschlechts in den Blumen nichts angemerket, und doch angeführet, wie aus den, in den Harbkeschen Plantagen erzeugten und gesammelten Saamen viele junge Pflänzchen erzogen worden. Wir haben aus amerikanischen Saamen nur ein Bäumchen erzogen, auch ist gewiß im Umkreise von vier Meilen keins dergleichen anzutreffen, und doch hat selbiges jährlich Früchte angesetzet, welche auch einige Zeit ein gedeihliches Wachsthum gezeiget, endlich aber, und noch vor der völligen Reife, abgefallen. Wer mit Wartung ausländischer Gewächse recht bekannt ist, wird dergleichen Veränderungen und Mängel in der Blüthe und Frucht gar öfters wahrnehmen, sich aber nicht einfallen lassen, dasjenige, was in einem fremden Standorte sich äussert, für das wahre und natürliche auszugeben. Nur derjenige, welcher in Amerika die Ptelea untersuchet, wird bestimmen können, ob selbige Zwitter- oder Blumen mit getrennten Geschlechtern auf verschiedenen Bäumen trage.

Pteronia.

Herr Planer übersetzt diesen Geschlechtsnamen Federträger. Die Blume ist aus der Zahl der zusammengesetzten. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus lanzetförmigen, kielförmigen, wie Dachziegel über einander liegenden Schuppen. Alle Blümchen sind röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitter, mit dem verwachsenen walzenförmigen Staubbeutel und einem länglichten Fruchtkeime, dessen Griffel sich mit zween Staubwegen endiget. Es folgen länglichte, zusammengedrückte Saamen, welche mit einer platt aufsitzenden Haarkrone besetzet sind. Auf dem Blumenbette stehen vielfach eingeschnittene Spelzen. Hr. v. Linné führet zwo Arten an, welche in hiesigen Gärten nicht leicht vorkommen werden.

Pucoon.

Bekannter ist zwar dieses Gewächse unter dem Namen Blutkraut, oder Sanguinaria, da aber der Saft, welcher aus selbigem herquillt, mehr saffrangelb als roth gefärbet ist, haben wir obligen, bey den Amerikanern gebräuchlichen

lichen, beybehalten wollen; erinnern aber noch, wie auch die virginische Ochsenzunge, Anchusa virginiana Linn. Phytolacca, und vielleicht mehrere, welche einen gefärbten Saft enthalten, von den Amerikanern also genannt worden. Es ist von diesem Geschlechte nur eine Art bekannt, welche von ihrem Vaterlande Sanguinaria canadensis, und in Canada Reedroot, auch Turmerick genannt wird. Die knollichte, seitwärts streichende, saffranfärbige Wurzel treibt unterwärts viele Fäserchen, und im Frühjahre oberwärts einzelne, gestielte, von einander entfernte Blätter. Jeden Blattstiel umgiebt unterwärts eine zweyblätterichte Scheide, und das Blatt selbst ist anfangs zusammengewickelt und umgiebt den Blüthstängel mit der Blüthe; nach und nach breitet sich das Blatt aus, der Blüthstängel aber verlängert sich, und die am Ende ansitzende Blume öffnet sich zeitiger, als das Blatt zu seiner Vollkommenheit gelanget. Das Blatt gleicht einer Mönchskappe, ist in verschiedene Lappen getheilet, steht fast aufgerichtet und ist innerlich dunkel- äußerlich hellgrün oder weißlich. Zwey eyförmige, vertiefte, aber abfallende Kelchblättchen umgeben acht längere, länglichte, stumpfe, weiße Blumenblätter, welche gleichsam in zwo Reihen gestellet, und die vier innern etwas schmäler sind. Die vielen Staubfäden sind kürzer als die Blumenblätter und Herr von Linné hat daran unvollkommene Staubbeutel wahrgenommen, und daher gemuthmaßet, wie vielleicht männliche und weibliche auf verschiedenen Wurzeln sitzen möchten. Der Fruchtkeim trägt, ohne Griffel, einen dicken, gestrieften, stehenbleibenden Staubweg. Der aufgeblasene, an beyden Enden spitzige Fruchtbalg öffnet sich mit zwo Klappen und enthält viele rundliche Saamen. Die Blüthe öffnet sich im April und die Frucht wird im Junius reif. Die ganze Pflanze hat keinen Geruch. Der Saft in dem Blatte und dessen Stiele ist nicht so dunkelgelb als von der Wurzel und schmeckt bitter und scharf. Herr Dillen im H. Eltham. beschreibt eine groß- und eine kleinblätterichte Sorte, auch eine Spielart mit gefüllter Blume. Die gekauete Wurzel soll das Gift der Klapperschlange herausziehen, wenn man sie auf den gebissenen Ort leget. Die getrocknete und zu Pulver geriebene Wurzel mit Bier abgekochet empfiehlt Herr Colden wider die Gelbsucht. Die Pflanze dauert auch bey uns im freyen Lande, man muß sie aber an einen schattichten Ort und in lockern Boden setzen. Die Vermehrung geschieht leicht durch die Wurzel, welche man im August oder September, am besten ein

ein Jahr um das andere, ausgräbt, theilet, und alsbald wieder einsetzet.

Puddingstein.

Breccia silicea, ist eine Felssteinart, so durch eine Jaspiserde zusammen geleimet zu seyn scheint. In dieser Erde sitzen vielfärbige Steine, so meistentheils Kiesel- oder Agatarten sind. Dergleichen Steine finden sich vorzüglich in England, auch in Frankreich und an einigen Orten in Deutschland. Sie lassen sich poliren und zu allerleyartigen Sachen verarbeiten.

Pudelschnepfe.

Pudelschnepfe, sonst auch Haarschnepfe. Es ist die kleinste Schnepfe, scolopax minima; die deswegen Haarschnepfe heißt, weil ihre Federn viel schmäler, als der übrigen Schnepfen ihre, und gleichsam haaricht sind.

Puder. S. Stärke.

Pudersalm.

So nennt Müller die 27ste Gattung der Salme, Salmo puluerulentus Linn. gen. 178. s. Salme.

Pudiano Verde.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 146. den die Portugiesen Pudiano Verde nennen. Ein länglichter Fisch, zehen Zoll lang, von dem Ende des Kopfes bis zu dem Anfange des Schwanzes gerechnet; sein Körper ist drey Zoll breit, ausgenommen gegen den Schwanz zu, wo er nur einen halben Zoll im Durchschnitte hat. Er hat ein zugespitztes, nicht eben breites, Maul, dessen oberer Kiefer vorwärts mit zween spitzigen, langen, und einer Reihe kleinen Zähnchen, versehen; so wie die untern Kiefer mehr vorwärts vier lange, spitzige, und eine Reihe etwas kleinere weiße, Zähne zeigen. Die Augen sind klein mit einem schwarzen Apfel und zween Ringen versehen, deren ersterer goldfarbig, der äußere aber mehr weißlich erscheint. Man bemerket an ihm sieben Floßfedern, davon eine die ganze Länge des Rückens einnimmt, sechs und einen halben Zoll lang, einen halben breit und mit Stacheln besetzet ist; zwo hinter den Kiemen, deren jede zween Zoll lang und etwas mehr als einen breit ist; ferner zwo dicht neben einander stehende Bauchfloßen, davon die eine sich von der Mitte des untern Theiles des Bauches bis an den Anfang des Schwanzes erstrecket, vier Zoll lang und einen breit ist. Die siebente machet den Schwanz aus, welcher ein Viereck oder Parallelogramm vorstellet, zween Zoll lang und einen breit ist, Der ganze Fisch ist mit breiten Schuppen überzogen, welche so gestellet sind, daß es scheint, als wenn

lauter Würfel in einander gesetzet wären; diese Schuppen sind von einer goldgelben Farbe und mit einem hellblauen Streifen durchzogen. Der obere Theil des Kopfes ist goldgelb mit einem großen Flecken von grüner Meerfarbe und blauem Rande, und der übrige Theil ist mit blauen, gelben, grünlichen und weißen Streifen schattiret. Die beyden Seiten- oder Kiemenfloßen und die beyden Bauchfloßen sind weißlich und blau gerändert. Die Rückenfloße ist von goldgelber Farbe und mit blauen wellenförmigen, der Länge nach laufenden Streifen gezeichnet. Der Schwanz fällt mehr ins röthliche und hat blaue und meergrüne länglichte Streifen, am Ende aber wird er etwas grünlich. Ueberhaupt ist es ein eßbarer Fisch und von sehr schönen Farben und wird im Meere gefangen.

Pudiano Vermelho.

So nennen die Portugiesen einen Brasilianischen Fisch des Marcgravs, p. 145. Aipimixira. s. diesen uns. Artik. B. I. S. 164.

Püppchen.
S. Schnirkelschnecke.

Püster. S. Bovist.

Pult. S. Täubchen.

Pulver.

Puluis. Diesen Namen giebt man denjenigen trockenen Substanzen, welche in überaus kleine, fast nicht fühlbare Theile gebracht worden, und nur in der Zusammenhäufung mehr oder weniger merklich werden.

Pulverholz.
S. Faulbaum.

Pumpelmuß.
S. Citronbaum.

Pumpnasen.

Pumpnasen ist eine Gattung von Fischen, welche in dem Flusse Sesthos oder Sesthio auf Guinea, nebst Mullets, Schollen, Klippfischen, häufig gefangen, aber nicht beschrieben werden. S. A. Reisen, B. III. S. 480.

Punaru.

Ein Brasilianischer Fisch des Marcgravs, p. 165. vier Zoll lang, hat einen länglichen Körper, dicken und vornen stumpf zugehenden, Kopf. Der Mund ist sehr klein, und nur der Unterkiefer zeigt zwey lange spitzige Zähngen. Die Augen befinden sich an dem obern Theil des Kopfes, der Augenstern ist schwarz, und hat einen goldnen Augenring; über den Augen sieht man zwey kurze, rothe, hervorragende Fäden; die Kiemendeckel sind sehr breit, so daß einer aus

zween zusammengesetzt zu seyn scheint. Hinter den Kiemen aber findet man zwo länglichte Floßen und unter diesen gleich zwo sehr schmale. Ferner ein wenig hinter dem Hintertheile des Kopfes fängt sich eine Floße an, welche sich bis an den Schwanz verjünget und erstrecket, und mit hervorragenden Stacheln versehen ist. Eine ähnliche nimmt in der Mitte des Bauches ihren Anfang, und geht beynahe bis an den Schwanz. Dieser ist länglich und parallelogrammisch. Er ist mit einer dunkelbraunen Haut bedecket, und die Floßfedern sind von gleicher Farbe.

Hier findet man auch noch eine ander Art des Punaru, welche nach der Gestalt des Körpers der erstern völlig ähnlich, aber schnabelförmige Kiefern hat, die gleichsam aus kleinen Zähnen zusammengesetzet zu seyn scheinen. Von dem obern Theile des Kopfes zieht sich eine etwas breite Floßfeder bis an den Anfang des Schwanzes, welche mit weichen, aber nicht hervorragenden, Stacheln durchwebet ist. Die Kiemen- Bauch- und Schwanzfloßen sind mit der erstern völlig gleich. Auch ist sie von eben der Farbe, nur daß sie auf den Seiten krumme dunkel purpurrothe Linien hat. Beyde Arten halten sich an den Felsen auf und schlüpfen auch wohl in die Gehäuse der Schalenthiere. Hippurus, 3. des Kleins, ein Schwänzel, Doracke, s. Schwänzel.

Punctcoralle.

Aus dieser Benennung ist leicht abzunehmen, daß darunter ein Corallen- oder Meergewächse zu verstehen, welches nach der neuern Meynung von einem Polypen gebauet und bewohnet wird. S. Coralle und Meergewächse. Und da diese bald aus Röhren, bald aus sternförmigen oder krugartigen, gleichsam blätterichten, oder ganz kleinen trichterförmigen Löchern bestehen, und daher, nach dem Ritter von Linné, vier Geschlechter, als Tubipora, Röhrencoralle, Madrepora, Sterncoralle, Cellepora, Cellencoralle und Millepora, Punctcoralle, ausmachen, so rechnet man zu der Punctcoralle, oder Millepora, diejenigen Arten Corallen, welche auf der Oberfläche mit einer unzähligen Menge runder, trichterförmiger, nur durch das Vergrößerungsglas sichtbarer Puncte oder Löcherchen besetzet sind. Hr. von Linné führet vierzehn Arten an; von welchen Zuckercoralle, Kalchcoralle und Steinschwamm besonders vorkommen; die übrigen wollen wir hier zugleich nach den Müllerischen Benennungen beschreiben.

1) Rauhe Punctcoralle, Millepora aspera, besteht aus dicht bey einander gestellten, fingerförmigen, warzichten und rauhen Aesten

sten, indem die hervortretenden Löcherchen an der untern Seite gespalten sind. Das Mittelländische Meer.

2) Punctirte Kräuselcoralle, Millepora solida Linn. Man muß diese nicht mit einer andern Kräuselcoralle verwechseln, welches eine Art Sterncoralle und Madrepora turbinata Linn. ist. Es wird solche an dem Gothländischen Strande ausgeworfen und hat eine kräuselartig in die Höhe steigende Gestalt; sie unterscheidet sich von andern theils dadurch, daß die Löcherchen gleichsam eckicht und dicht aneinander stehen, theils aber, weil solche inwendig in der Höhle ein Zwergfell haben.

3) Cellenmillepore, Millepora truncata L. wird in der Tiefe des mittelländischen Meeres angetroffen, ist gabelförmig und eckicht gebogen, in gerade, abgestutzte, weit von einander abstehende, glatte, marmorartige, etwan acht Zoll hohe nnd höchstens einen Federkiel dicke Zweige getheilet; im frischen Zustande röthlich, sonst graulichtweiß. Durch das Vergrößerungsglas erscheinen die Löcherchen urnenartig, und mit einem Deckel zugedecket. Der darinnen wohnende Polype soll diesen mit zween Aermen aufheben, und sein becherförmiges Maul herausstrecken, solches aber auch wieder hineinziehen und den Deckel verschließen.

4) Die gedrückte Millepore, Millepora compressa Linn. ist braungelb, gabelförmig ästig, plattgedrückt, mit vorragenden Löcherchen, welche die Oberfläche rauh machen. Das Mittelländische Meer.

5) Moosmillepore, Millepora Lichenoides Linn. gleicht gänzlich dem Corallenmoose, wächst auf einem Stiele, kriecht gabelförmig abgetheilt fort, ist etwa einen Finger lang, wie ein Fächer ausgebreitet, weiß, brüchicht, und hat an der innern Seite der Aeste hervorragende Löcherchen, wodurch die Aeste eingekerbet scheinen. Im Mittelländischen Meere. Des Hrn. Pallas Millepora pinnata soll eine Abänderung davon seyn.

6) Gestreifte Coralle, Millepora lineata, Die gabelförmigen Aestchen sind etwa drey Zoll hoch, rund und schön roth, sollen aber gelblicht werden. Die Löcherchen stehen dichte und reihenweise, daher das Gewächse gestreift scheint. Es wächst auf andern Seegewächsen.

Hierbey erwähnt Hr. Müller auch einer andern rothen Millepore, welche Herr Pallas Millepora miniacea genannt, und nur einige Linien hoch, doch einigermaßen ästig ist und eingedrückte Löcherchen zeiget. Es erscheint öfters nur als ein rother rauher Tropfen auf amerikanischen Seegewächsen.

7) Ban-

7) Bandcoralle, Millepora fascialis Linn. holländisch Lint-koraal. Es ist ein hartes, graues, dünnblätterichtes, auf beyden Seiten punctirtes, auf mancherley Art gefaltenes Gewächse, welches andere Corallen wie ein Band überzieht. Die Pori treten mit einer würfelartigen Erhöhung hervor und klaffen am obern Theile des Würfels mit einer kleinen Mündung. Herr Pallas bringt diese Art unter die Escharas, und führet einige Verschiedenheiten an.

8) Netzcoralle, Millepora reticulata Linn. ist ein dünnschaliges, flachliegendes, durch viele schwache Aestchen in einander verschlungenes Seegewächse, welches oben viele vorragende Puncte hat und sich mithin rauh zeiget, unten aber glatt ist. In der Mitte zeiget sich gemeiniglich ein Loch, um welches das Netz herum wächst. Herr Müller erwähnet hierbey der Gittercoralle, Millepora clathrata des Pallas, auch der Laubcoralle, oder Eschara crustulenta Pallas.

9) Spitzencoralle oder Neptunusmanschette aus dem adriatischen Meere, Millepora cellulosa Linn. Diese schöne Art ist nicht dicker, als stark Papier, blätterigt gebogen und gekräuselt, röthlich oder gelblich, mit länglichen Löcherchen ganz durchbrochen. Diese stehen eins um das andere und einigermaßen reihenweise beysammen. Zwischen diesen Löchern ist die Oberfläche noch mit fast unsichtbaren Poris durchstochen. In der See werden dergleichen Corallen über einen halben Schuh gefunden, wegen der Zerbrechlichkeit aber in den Cabinettern nur Stücke von zween oder drey Zoll Höhe.

10) Dratcoralle, Millepora reticulum Linn. Auf den Conchylien des Mittelländischen Meeres findet man ein netzartiges Gewebe von kalchartigen Haarfäden, fast wie eine Spinnewebe, liegen, welches wegen seiner Feinheit von Houttuin Lobkoraal genannt wird. Poros, oder Puncte wird man daran nicht wahrnehmen können.

11) Ledercoralle, Millepora coriacea Linn. Dieses halbkugelförmige, weiße und gleichsam kreidenartige Seegewächse liegt als eine Decke mit vielen Kammern über andern Seegewächsen, und hat daher viele Aehnlichkeit mit einer Incrustation vom Weinsteine. Auf der untern Seite befinden sich einige Pori.

Punctirschild.

S. Köchermuschel.

Punctschale.

S. Venusmuschel.

Punct.

S. Röhrenschnecke.

Punſch.
S. Citronbaum.

Pupin.

Der Name einer in der Erde wohnenden Meve, und die gleichſam ihren Namen, wie der Gucku den ſeinigen zu rufen ſcheint. Lat. Pupinus, oder larus piger cunicularis. Der Schnabel wie ein Kybitzſchnabel, ſchwarz und ſchmal; Flügel und Schwanz ziemlich lang, Füße röthlich. Ihr Flug iſt ſchnell. Verſteckt ſich unter der Erde in hohlen Gängen und verbirgt ſich den Winter über, wie andere verſchwindende Vögel.

Puppe. S. Inſect.

Puraque.

De la Condamine ſah in den Gegenden um Para einen Fiſch, welcher Puraque hieß, deſſen Körper, wie der Lampreten ihrer, mit einer großen Anzahl Oeffnungen durchbohret iſt, und welcher überdieß noch eben die Eigenſchaft hat, wie der Torpedo oder Krampffiſch. Derjenige, welcher ihn mit der Hand, oder auch nur mit einem Stocke anrühret, empfindet in dem Arme eine ſchmerzhafte Betäubung, und wird zuweilen, wie man ſaget, davon umgeſtoßen. De la Condamine iſt kein Zeuge von dieſer That geweſen, er verſichert aber, die Beyſpiele davon ſeyn ſo häufig, daß ſie nicht in Zweifel gezogen werden können. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 132. und 280. ſ. unſern Artikel, Meeraal, unter Aal, B. I. S. 15. und Engelsray des Kleins, Rhinobatus, 2. B. II. S. 594. wo er auch bey den Portugieſen Peixe Viola genannt wird.

Purgierdorn.
S. Creuzbeerſtrauch.

Purgierflachs.
S. Lein.

Purgierkörner.
S. Wunderbaum.

Purgiermoos.
S. Flechte.

Purgiernuß.
S. Brechnuß.

Purgierwinde.
S. Meerwinde.

Purpur.

Dieſe berühmte Farbe iſt urſprünglich in dem Einwohner verſchiedener Conchylien zu ſuchen. Wie ſolche entdecket worden, und welche Schnecken eigentlich dergleichen Saft enthalten, oder von ſich geben, ſind die Schriftſteller nicht einig. In den neuern Zeiten hat man bey vielen Schnecken ein beſonderes Purpurſäckchen entdecket,

decket, und den darinnen aufbehaltenen gefärbten zähen Saft für den so genannten Purpur angenommen. Es ist aber dieser Saft nicht bey allen von einerley Farbe. Bey den meisten liegt das Purpurbeutelchen zwischen dem Herzen und der Leber S. II. B. 683 S. und der darinnen aufbewahrte Saft ist bey einigen bloß purpurfärbig, bey andern blaßgelb und bey andern pomeranzenfärbig, daher auch nicht alle Schnecken zum Purpursammlen erwählet, auch nicht auf einerley Art behandelt werden dürfen; woraus sich vielleicht die widersprechenden Nachrichten, so man vom Einsammeln des Purpurs aufgezeichnet findet, füglich vereinigen oder verstehen lassen. Viele von den ältern Schriftstellern berichten, man müsse die Schnecken mit einem Schlage zerschlagen und den Saft geschwinde ausdrücken; gienge man langsam damit zu Werke, so könnte man diesen Saft nicht auspressen. Nach Plutarchus Berichte aber hat Alexander zu Susa unter andern Kostbarkeiten auch fünf tausend Talente hermionischer Purpurschnecken gefunden, welche 119 Jahre in Honig und Oel aufbehalten worden und ihre Farbe unverändert beybehalten, und Cassiodorus meldet, daß die zerstoßenen kleinen Purpurschnecken sechs Monathe aufbehalten werden könten, ehe solche zum Färben gebrauchet würden. Auch war die Art und Weise, diesen Saft zu erhalten, nicht einerley. Manche tödteten das Thier; zogen es aus dem Gehäuse heraus, legten es auf die Hand, drückten und quetscheten es mit einem Messer, rissen hernach diejenigen Theile, wo sich durch das Zusammenpressen der Saft gesammelt hat, vom Körper ab, und warfen das übrige weg. Andere sollen den Saft erhalten, ohne das Thier zu tödten, indem sie solches so lange drücken, bis es diesen färbenden Saft von sich speyet, nachher aber wieder an den Ort legen, wo sie es weggenommen haben. Es sollen die Thierchen sich wieder erholen und nach einiger Zeit dergleichen Saft abermals, jedoch in weniger Menge, von sich geben. Andere haben Gehäuse und Thier zerstoßen, mit Salz gekochet und den färbenden Theil gesammelt. Nach dieser und andern verschiedenen Zubereitungen mag die Farbe selbst verschieden gewesen seyn, daher auch einige Oerter besonders wegen des daselbst bereiteten Purpurs berühmt, da bald dieser, bald jener Purpur besonders hochgeschätzet worden. Die violfärbige wurde unter allen Purpurfarben für die schönste geachtet. Columna berichtet, wie er am Fuße des Berges Vesuvii am Meerstrande Schnecken angetroffen, welche unsern Erdschnecken nicht ungleich waren,

waren, außer daß sie nur drey Gewinde, und am Nabelloche einen Kranz hatten, welche, wenn er sie in dem Nacken mit einer Nadel gestochen, drey bis vier Tropfen eines Saftes ausgespritzet, welcher violblau gefärbet war, und durch kein Waschen ausgelöschet werden konnte. Ein anderer Purpur, wie sonderlich der Tyrische, war roth wie geronnen Blut, oder wie die Granatenblüthe. Noch eine andere Art von Meerblau oder graulicht, wie etwa die Wellen des Meeres zur Zeit des Sturms auszusehen pflegen, welche für die schlechteste gehalten wurde. Es soll auch die Purpurfarbe die besondere Eigenschaft besitzen, daß die damit gefärbte Baumwolle zu verschiedenen Stunden des Tages verschiedene Farben, auch verschiedenes Gewichte gezeiget, vornehmlich will man dieses von den Purpurschnecken behaupten, die im Hafen Nicaya gesammlet werden. S. allgemeine Hist. der Reisen IX Th. 139 S. Die Purpurfarbe war in den ältern Zeiten ungemein theuer, und, wie vorgegeben wird, bloß deswegen, weil solche sehr dauerhaft und lebhaft gewesen und nicht verschossen. Sie verlohr durch das öftere Waschen nichts von ihrem Glanze, vielmehr wurde sie dadurch noch feiner und vergieng auch nicht durch den langen Gebrauch; wozu aber freylich noch kam, daß die Schnecken nur wenig Tropfen bey sich hatten und man also eine ziemliche Menge derselben haben mußte, um einige Loth Baumwolle damit zu färben. Jetzo ist diese Farbe vielleicht nirgends mehr im Gebrauche, und man will solche unter die verlohren gegangenen Dinge rechnen. Daß aber diese Kunst, der Baumwolle eine Purpurfarbe mitzutheilen, auch in neuern Zeiten nicht ganz außer Acht gelassen worden, findet man verschiedene Zeugnisse angeführet. Will. Cole hat an den Ufern der Grafschaft Sommershet und Wallis 1685 gewisse Schnecken gesammelt, welche zu Bereitung dieser königlichen Farbe geschickt sind. Er hat rothe, gelbe, schwärzliche und gescheckte dazu gebrauchet, und den Einwohner von der Schale behutsam abgesondert, und den färbenden Saft aus einer, in dem Thiere befindlichen weißen Ader gesammelt. Der Saft, auf ein weißes Tuch gestrichen, färbet anfangs schön grün, wird aber an der Sonne in wenig Minuten dunkelgrün, meergrün, bläulicht und endlich purpurroth, und wenn die Farbe einige Stunden der Sonne ausgesetzet gewesen, soll sie dem schönsten Purpur gleichen und durch nichts verändert werden können. Auch die ältern Schriftsteller erwähnen bey Beschreibung des Murex oder Buccinum einer weißen Ader, die von einem zähen Schleime voll ist.

Plümier versichert, daß der Alten ihr Murex oder Purpurschnecke den Amerikanern unter dem Namen Pisseur bekannt sey und solche, wenn man sie von den Felsen, worauf sie herumkriechen, wegnimmt, einen milchweißen Saft schnell von sich spritze, welcher aus einer Falte kömmt, die das Thier auf dem Rücken hat. Jedes Thier soll ohngefähr eine Nußschale voll dergleichen Saft bey sich führen. Anfangs ist dieser Saft weiß, hernach grün und endlich schön roth, spielet aber etwas ins Violette. Das damit gefärbte Leinenzeug behält auch bey und nach dem Waschen die Farbe unverändert. An einigen Küsten des südlichen Meeres in der Provinz Nicharagua wird eine andere Art Purpur aus kleinen Schnecken, deren Gehäuse von der Größe einer Biene und ganz dünne ist, verfertiget. Diese sammlen die Indianer in ein Gefäße voll Wasser, bis ihrer genug zusammengesammelt sind; hernach zerknirschen sie solche mit einem glatten Steine und weichen die Baumwolle darein. Die Farbe der Baumwolle wird durch das Waschen schöner. Man kann von diesen beyden Arten die Mem. de Trevoux 1703 und 1704 nachlesen.

Herr Reaumür hat eine andere Entdeckung gemachet, und an der Seeküste bey Poitou unter den Steinen und dem Meersande Conchylien gefunden, die mit länglich runden Körnern bedecket waren. Diese Körner enthielten einen weißgelben Saft. Reaumür zerdrückte einige davon auf seinen Manschetten und sie machten darauf einen Flecken ohne Farbe, eine halbe Viertelstunde hernach aber waren die Flecke purpurroth geworden und konnten durch kein Waschen und Bleichen wieder herausgebracht werden. Es soll aber diese Farbenmaterie nicht den Conchylien zugehören, vielmehr hält Herr Reaumür diese Körner für Fischeyer, obgleich selbiger nicht bestimmen können, von welcher Art Fischen solche abstammen. Du Hamel hingegen hat wirklich aus Schnecken, welche er in Frankreich gesammelt, eine Purpurfarbe bereitet, indem er den dicken, anfangs grünlichten, Saft der Sonne ausgestellet, und endlich nach mancherley Veränderungen der Farben eine schöne dunkelrothe Farbe erhalten. Man lese die Schriften der Pariser Akademie 1736.

Daß aber die Purpurfarbe von den Conchylien heut zu Tage wenig gesuchet und fast gar nicht mehr gebrauchet werde, rührt wohl daher, weil man aus andern Sachen eine eben so schöne Purpurfarbe zu bereiten erlernet. Ob die Chineser aus dem Blute der Affen eine dergleichen Farbe bereiten, wollen wir nicht untersuchen, je gewisser aber ist es, daß die

Cochinelle und der Kermes dazu angewandt werden. Außer diesen Arten hat man auch mineralischen Purpur erfunden. Es ist solcher ein Niederschlag des aufgelößten Goldes durch Zinn. Die Bereitung mißräth öfters, daher Hr. Prof. Erxleben viele Versuche angestellet, um ausfündig zu machen, worauf es eigentlich bey Verfertigung dieses Pulvers ankomme. Er bedienet sich hierzu einer Goldauflösung in dem Königswasser, und einer Zinnauflösung in dergleichen Königswasser. Bey dem letzten kömmt auf das Verhältniß der Salpeter- und Küchensalzsäure viel an. Enthält das Wasser von dieser Säure zu viel, so wird der Zinn eher in einen weißen Kalch zerfressen, als aufgelöset. Es ist ferner nöthig, die Gold- und Zinnauflösung mit viel Wasser zu verdünnen, und hierzu soll das destillirte dem gemeinen Wasser vorzuziehen seyn. Der Zinn dienet nur das Gold von seinem Auflösungsmittel abzusondern und solches aufs feinste zertheilt zu erhalten, und Herr Erxleben führet Versuche an, aus welchen deutlich folgt, daß das Gold, wenn es in recht zarte Theilchen getheilet ist, eine Purpurfarbe habe, und dem Glase im Flusse diese Farbe mittheile; da jedoch durch kein ander Metall, wenn es auch in Königswasser aufgelöset und mit der Goldauflösung vermischet wird, das Gold in Purpur verwandelt, sondern nur als ein zarter Goldstaub niedergeschlagen wird, so muß das Zinn selbst etwas hierzu beytragen. Man lese hierüber Götting. gel. Anz. 1774 S. 793. oder Berlinische Samml. 8 Band 502 S.

Jedoch genug von der Purpurfarbe, wir erwähnen nunmehr diejenigen Conchylien, welche auch bey den neuern Schriftstellern den Namen Purpurschnecke erhalten. Herr Lesser und einige andere rechnen die Purpurschnecken zu den Kinkhörnern und verstehen darunter solche, welche dickbäuchicht sind, kurze Gewinde und eine fast rundliche Mündung haben und oben in eine lange Röhre ausgehen, welche so lang, als alle Gewinde ist; mithin versteht er darunter diejenigen, welche sonst auch Schnepfen genannt worden. Hr. von Linné erwähnet diese zwar in dem Geschlechte Murex, oder Stachelschnecke, genannt; Herr Müller aber beleget nur die zwote Abtheilung dieses Geschlechts, nämlich diejenigen Stachelschnecken, deren Näthe mit geblätterten Aesten versehen sind, mit dem Namen Purpurschnecken, indem man dafür hält, daß diese sonderlich den Purpursaft bey sich führen. Und diese wollen wir hier zuerst beschreiben und hernach einige andere, als Bettzeug und Birnschnecke erwähnen, weil solche von dem verstorbenen Mitarbeiter

weiter in dem ersten Bande dieses Werkes auf Purpurschnecke verwiesen worden.

Die zwote Abtheilung der Linnäischen Stachelschnecken enthält vier Arten Purpurschnecken, als

1) die Krausschnecke, Murex ramosus Linn. Die Holländer nennen diejenigen Conchylien oder vielmehr Stachelschnecken Krullhoorens oder Kraußschnecken, deren Schale wenigstens mit drey Reihen, oder Näthen von blätterichten Aesten der Länge nach besetzt sind. Die Näthe mit den blätterichten Aesten sind nichts anders, als die Ueberbleibsel der alten kräusigen Mündungen, wovon die Säume mit den alten lappichten und gekräuselten Blättern oder Zacken immer stehen geblieben sind, und deren man drey, vier und mehrere zählet, nachdem das Thier kurze Felder angebauet hat. Die Krausschnecken sind in die Quere gerunzelt, der Länge nach blätterricht geribbt, ziemlich rund, mit einem kurzen, schmal abnehmenden Wirbel versehen, an dem Schwanze abgestutzet, einer Faust groß, dickschalicht, weiß mit braunen oder schwärzlichen sehr kurzen Erhebungen, inwendig porzellanartig glatt, weiß und an der Mündung fleischfärbig. Nach Verschiedenheit der geblätterten Ribben verändert sich auch der Name; Argynse Krulhooren nennt man die weißgelben mit fleischfärbigen gekräuselten Zacken; welche den Namen Hartehoorens führen, sind kleiner und graubunt, und die blätterichten Zacken gleichen den Hirschgeweihen. Die Franzosen gebrauchen anderer Namen, als Chausserope, Cichorée, Cheval de Frise. Der letzte bedeutet so viel als Spanischer Reuter. Der Deckel von dieser Art wurde ehedem Blatta byzantina, oder Onyx marina genannt. S. Deckelschnecke. Man trifft dergleichen in verschiedenen Meeren an.

2) Scorpionschnecke, Murex scorpio L. in neuern Zeiten nennen solche die Holländer Doodje. Die kleine Schale zeiget vier Reihen Krausen, und an der Spitze des Wirbels ein Knöpfchen. Der Schwanz ist abgestutzet. Es giebt weiße, braune, dunkelgraue und schwarze mit breiten oder schmalen spitzigen Zacken, einzeln oder doppelt besetzet. Sie sind rar und die schönen theuer. Ostindien liefert dergleichen.

3) Brandhorn nennet Herr Müller, nach der Holländer Benennung, Brandaris, Murex saxatilis Linn. welches bereits im I. Band 941. S. beschrieben worden. Das gedoppelte nennet Herr Regensuß den doppelten spanischen Reuter.

4) Granatapfel ist Murex erinaceus Linn. wird auch die

edle Harfe, Neptunusmanschette und das blättrige Kinkhorn genennet. Die ganze Schale ist vielfach krausenartig rauh, oder wie gegittert; die Gewinde sind mit Stachelspitzen besetzet, und der Schwanz ist kurz. Man erhält dergleichen aus dem mittelländischen Meere. Herr Müller rechnet auch der Franzosen Buccins feuilleteés hieher, welche aus den Magellanischen Inseln kommen. Diese sind gelblicht und mehr erhaben gegittert; jene weiß und vielfach geblättert.

5) Das Bettzeug gehöret zu denjenigen Stachelschnecken, welche einigermaaßen dornicht, aber ungeschwänzet sind, und deswegen von Herr Müllern Kahlschwänze genennet werden. Herr von Linné nennet selbige Murex melongena. Der Name Bettzeug ist von den breiten Streifen hergenommen, welche die Schale umgeben, und mit dem gestreiften Barchent einige Aehnlichkeit haben. Es heißt diese Schnecke auch die dornichte Bettdecke. Wegen ihres Baues wird sie auch von einigen unter die harfenartigen gerechnet, und Bastardharfe genennet, von andern unter die birnförmigen Sturmhauben und heißt daher das stachlichte Casquet mit Banden. Sie ist dickschalicht, mit einer, zwo, drey auch vier Reihen Knoten umgeben, zuweilen auch glatt, ohne Knoten, und auf einem gelben, oder bläulichten Grunde gelb oder braun, auch manchmal blau und weiß bandiret. Die doppeltgezackten werden wohl so groß als eine Faust. Aus Westindien in den Antillen.

Ferner beschreiben wir die hieher verwiesenen Birnschnecken, welche zwar zu den Stachel- aber nicht zu den eigentlichen Purpurschnecken gehören. Es erhalten drey Arten von der Birne ihren Namen, und man unterscheidet die gebratene, getrocknete und Achatbirne, die beyden erstern gehören zu den Warzenschnecken, die letztere zu den Spindeln.

6) Die gebratene Birne der Holländer nennet Herr von Linné Murex Lotorium. Sie hat viele Aehnlichkeit mit dem Fußhorne, S. I. Band 241. S. nur ist sie nicht so vollkommen dreyeckicht, sondern der Rücken mehr flach, führet in der Mündung Zähnchen und ist mehr gelb. Der Schwanz ist etwas gebogen, und der Rücken kreuzweise mit dicken Näthen besetzet, welche die Länge herunter knotige Reihen machen; am Rande des ersten Gewindes zeigen sich gemeiniglich ein auch zwo größere Erhebungen. Asien und Amerika.

7) Getrocknete Birne. Von einigen wird auch die vorherstehende Art also genennet; die Holländer aber verstehen eigentlich darun-

darunter Murex pileare L. Sie ist nicht dreyeckicht, sondern rund, braungelb mit dunklern Flecken meliret, in die Quere gerunzelt, und mit kleinen Erhebungen an den Gewinden besetzet, in der Mündung gezähnelt und am Schwanze etwas in die Höhe gehoben. Das mittelländische und amerikanische Meer.

8) Die Achatebirne. Dieses ist jetzo der gebräuchliche Name in Holland, ehedem wurde diese Schnecke die kurze Spindel, oder Tulpe, und daher auch vom Ritter Murex Tulipa genennet. Auch der Name achätfarbenes Tritons- oder Spitzhorn kommt bey einigen vor. Die Schale ist bäuchicht, überall glatt, an den Gewinden mit einer doppelten Nath, an der Oeffnung mit einer Falte und mit einem trichterförmigen Schwanze versehen. Es giebt gelbe, braune, auch buntgefleckte; viele sind mit gleichweitigen feinen schwarzen Linien umzogen, und erreichen die Länge eines halben Schuhes. Amerika.

Purpurbeutelchen.

S. Erdschnecke.

Purpurbrachsem.

Purpurbrachsem, wird von Müllern die sechzehnte Linneische Gattung der Meerbrachseme, Sparus synagris, genennet. Synagris, 12. des Kleins ein Meerbrasem; s. diesen unsern Artikel, B. V. S. 478.

Purpurfisch.

Der Purpurfisch bey Tyrus ist eigentlich eine Schnecke, führet aber auch den Namen eines Fisches, daher die Purpurfarbe. Richter. Mehrere Nachricht giebt von diesem unächten Fische, Chomel.

Purpuriten.

Purpurites, sind eine Art versteinerter gewundener Schnecken, welche überall mit Knoten, Streifen und Zacken besetzet sind, und eine kleine runde Oeffnung haben. Waller. Mineral. S. 476.

Purpurköpfchen.

Einer Baumklette, die vom Seba mit dem ausländischen Namen Nochtototl beleget wird, giebt Herr Klein diese schickliche Benennung. Er hat das Ansehen unserer Europäischen Baumkletten, nur schönere Farben, und den Gesang der Nachtigallen. S. Baumklette. Unter den Enten giebt es eine Art westindischer, die am Kopfe sehr dicke mit purpurrothen Federn besetzet sind, und weiße Backen haben. Dieserhalb hat man sie Purpurköpfchen mit weißen Backen genennet.

Purpurklepper.

Purpurklepper oder purpurfarbener

bener Dickschnabel, Coccothraustes purpurea. Gehöret zu den Dickschnäblern, als der dritten Zunft der Sperlinge, wovon unter Dickschnabel zu sehen ist. Seiner Purpurfarbe wegen führet er den Namen, hat über den Augen, an der Kehle und am Schwanze rothe Flecken.

Puschisucoens.

Bey dem Hafen Puripalem sahen wir in der See, noch andere Fische, die einer großen Eidechse glichen; waren nicht so dicke und lang, wie jene, (die Peixes-Mantas) aber grün und schwarz gesprenget, mit drey Reihen spitziger Stacheln, von der Dicke eines Pfeiles, auf dem Rücken. Sie richten solche zuweilen auf, wie die Stachelschweine; ihre Schnauze ist sehr spitzig, und mit einem zwo Spannen langen Hacken bewaffnet, welche die Chinesen Puschisucoens nennen, und den Waffen einer wilden Sau nicht unähnlich sehen. S. A. Reisen B. X. S. 398.

Puur.

Ein kleiner Fisch in Norwegen, der sich in süßen Wassern aufhält; den ich, (Pontoppidan, Norw. Naturhist. II. 264.) aber hier niemals gesehen; er soll sich in den Nordländischen Flüssen aufhalten, dem Hering sehr ähnlich, und angenehm zu speisen zu seyn.

Pyramide.

Unter den Kräuselschnecken, und besonders unter denjenigen, welche genabelt sind und eine durchbohrte Spindel zeigen, hat Herr Müller zwey Arten mit diesem Namen beleget, und eine die glatte, die andere die knotige genennet.

1) Die glatte Pyramide ist Trochus niloticus L. Diese und andere, welche den nämlichen Bau haben, nennen die Holländer Bagyne Drollen und die Franzosen, sonderlich die kleinern ostindischen Arten, Bouton de la Chine. Sie wird auch der Meertopf, die topfartige Schraubschnecke und gefleckte Pyramide genennet. Die Schale ist schwer, vollkommen kegelförmig und fast glatt, so, daß auch nicht einmal die Gewinde durch eine starke Nath absetzen; die Mündung ist perlenmutterartig; der Grund fleischfärbicht und dunkelroth geflammet; die Hauptart einer Hand hoch, und am Boden einer Handfläche breit; die Nebenarten steigen von zween bis drey Finger breit hoch, und sind zuweilen weiß, blau, braun, roth und grün marmoriret.

2) Knotige Pyramide, Trochus maculosus Linn. Das Ansehen gleichet der vorherstehenden, die Gewinde aber sind mit kleinen Knoten besetzet. An der innern

Lippe kann man zween schwache Lappen unterscheiden. Es giebt kleine, auch große, die letztern sind ohngefähr drey Querfinger hoch, und eben so breit am Boden. Sie haben allerhand Farben; man findet gelbe, rothe, fleischfärbige, grüne, auch melirte. Der gelblichtweiße Einwohner stecket gleichsam in einem dunkelbraunen Sacke, hat ein braunes Maul, schwarze Augen, und schwarze kurze Fühlhörner. Der dünne glänzende Deckel ist vollkommen rund, aber biegsam, wodurch solcher die ovale Mündung völlig schließen kann. Der amerikanische und asiatische Ocean.

Pyramidenschnecke.

S. Tute.

Pyramidenwurm.

S. Flügelwurm.

Pyrometer.

Diesen Namen, welcher soviel als Feuermesser bedeutet, giebt man einem gewissen, von dem berühmten Muschenbroeck erfundnen Instrumente, vermittelst dessen man untersuchen kann, um wieviel sich die Metalle und andere festen Körper durch die Hitze ausdehnen. Schon Muschenbroeck hatte dieses Instrument so eingerichtet, daß man dadurch eine Ausdehnung, die nur $\frac{1}{12500}$ eines rheinländ. Zolls beträgt, und von ihm ein Grad genannt wird, leicht und deutlich bemerken konnte. Er fand dadurch, daß sich die Ausdehnung der Körper, welche das Feuer verursachet, weder nach ihrem Gewichte, noch nach ihrem Zusammenhange, sondern nach gewissen, noch ganz unbekannten Regeln richtet, wie man aus den von ihm und andern angestellten Versuchen sehen kann. Denn vermittelst eben desselben Feuers wird das Eisen 80, der Stahl 85, das Kupfer 89, das Messing 110, und das Zinn 153 Grade ausgedehnet. Da eine Beschreibung dieses Instruments ohne Kupfer unsern Lesern nicht verständlich genug seyn würde, so wollen wir statt derselben blos einige Schriftsteller anführen, wo man außer richtigen Beschreibungen, auch Abbildungen davon antrifft. Die Muschenbröcksche Erfindung wird in den Tentam. acad. del Cimento P. II. p. 12. beschrieben. Von andern Erfindungen dieser Art aber kann man die Phil. Transact. Vol. XLVIII. P. II. p. 598. Nollets Kunst physikalische Versuche anzustellen 3 B. S. 114. der deutschen Uebersetzung, und Martins Philosophia Britannica 1 Th. S. 148. der deutschen Ausgabe nachsehen.

Pyrotechnie.

Pyrotechnia; der eigentlichen Beschaffenheit dieses Wortes nach hat

hat man hierunter die Kunst vom Feuer zu verstehen, oder die Wissenschaft, welche lehret und zeiget, wie das Feuer und die Wärme gehörig zu gebrauchen, und welcher Nutzen durch die Anwendung desselben in mancherley Künsten und vorzüglich im gemeinen Leben zu stiften. Da nun die Chymie sich vorzüglich mit der Betrachtung des Feuers und der rechten Anwendung desselben beschäftiget, und der größte Theil der chymischen Operationen vermittelst des Feuers geschieht, so ist von einigen unter dem Worte Pyrotechnie eben das verstanden worden, was man sonst gemeiniglich unter der Chymie versteht. Einige haben auch unter diesem Namen die Feuerwerkskunst verstanden.

Pysang.

S. Pisang.

Q.

Quackenkraut.

S. Winde.

Quacker.

Quacker, oder nach den Holländern Kwaaker nennet man eine herzförmige Venusmuschel, welche Herr von Linné nach einer, von der Stadt Eryce, hergenommenen Benennung der Venus, Venus erycina heißt. Wenn das Thier die beyden Schalen aufthut, auch wenn man zwo ledige Schalen auf einander legen will, bemerket man einen quackenden Ton. Die Schalen haben viel Aehnlichkeit mit dem Spieldoublet, sind in die Quere gleichweitig grubicht, und haben stumpfe Ribben. Der Vorderzwickel ist glatt und der After oval. Europa.

Quadratulus.

Ein Vierecke von den Platteißen; Quadratulus des Rondelets; Passer, 1. des Kleins, ein Flünder; oder auch ein Scharden, des Schonevelds; Passer, 3. des Kleins. s. unsern Artikel, Flünder, B. III. S. 150. 151.

Quäcker.

Diesen Namen giebt Hr. Klein dem ganzen Froschgeschlechte, wie schon im dritten Theile unter dem Artikel Frosch S. 200. angemerket worden ist.

Quäcker, ein in manchen Gegenden gebräuchlicher Name des

des Bergfinken, oder des Wald- und Tannenfinken, Fringilla montana. S. Fink.

Quäckreyger.

Eine Art weißer Reyger mit gelbem Schnabel, schwarzen Füßen, und grüner Einfassung um die Augen, Ardea stellaris alba. S. Reyger.

Quästchen. S. Adelie.

Qual.

Qual wird in Dänemark und Norwegen der Wallfisch, auch Hvalfisk, genennet; Pontoppid. Norw. Naturhist. II. 223. s. uns. Artikel, Hvalfisk, B. IV. S. 131.

Qualesey.

Qualesey, ist in Norwegen eine Art Sey, der dänisch Graasey, der Köhler genennet wird; und der, wenn er älter wird, Pale heißt. Nachher wird eben dieser Fisch Seyofs, genennet, und wieder in den Sommersey, der zugleich mit dem Sommerhering ankommt, und in den Qualesey unterschieden. s. Sey, und unsern Artikel, Pale, B. VI. S. 278.

Qualle.

Qualle oder Kwalle, bedeutet soviel als Rotz oder Schleim, und die holländischen Seefahrer belegen mit diesem Namen ein Geschöpfe, welches einen Rotzklumpen oder gallertartigen Halbkugel ähnlich ist. Es gehöret dieses zu demjenigen Geschlechte der gegliederten Würmer, welches Herr von Linné Medusa genennet, weil einige Arten an ihrem Umfange mit langen Fasern oder Fühlern besetzet sind, welche sie ausbreiten und damit ihren Raub fangen; mithin selbige mit den erdichteten fliegenden Schlangenhaaren der Medusa einige Aehnlichkeit haben. Einige Arten sollen die besondere Eigenschaft besitzen, daß, wenn man sie mit der Hand oder bloßen Haut berühret, ein brennendes Jucken erreget wird, und deswegen nannte man solche in den ältern Zeiten Vrticas marinas oder Seenessel. Doch wollen einige neuere Naturforscher diese Wirkung keiner Art zugestehen, sondern es sollen bloß ihre Fühlerchen scharf und klebricht anzufühlen seyn, wenn man sie mit dem Finger berühret. Auch soll diese Schärfe nur alsdenn fühlbar werden, wenn das Thier den Finger zu ergreifen suchet; es strecket alsdenn aus der ganzen Oberfläche des Fühlerchens eine Menge überaus kleiner Saugeröhrchen heraus, welche, indem sie sich an die kleinen Hautwarzen fest ansetzen, die Empfindung einer Schärfe hervorbringen, welche aber nichts weniger, als schmerzhaft ist. Da es nun mehrere Arten Seenesseln giebt, und

und diese unter sich den besondern Unterschied zeigen, daß einige sich feste an andere Körper ansaugen, andere aber frey herumschwimmen, und die erstern besonders Seenesseln genennet wurden, hat Herr Müller auch den Namen Seenessel bey diesen, welche das Geschlecht Actinia L. ausmachen, beybehalten, die andern frey herumschwimmenden aber, und das ganze Geschlechte Medusa, Quallen genannt. Man könnte dafür auch Seegallert wählen, woferne nicht ein ander Geschlechte, nämlich Vorticella, mit diesem Namen beleget worden. Pulmo marinus, und Vulua marina nannten die ältern Schriftsteller eine und die andere Art der Quallen. In Frankreich heißen die Quallen Chapeau cornu, oder Fleischmütze, indem solche sich zu einer weichen mützen- oder hutartigen Gestalt ganz füglich schicken.

Die Quallen erkennet man an dem rotz- oder gallertartigen, runden und gedrückten Körper, an welchem sich unten in der Mitte das Maul befindet. Zu ihren besondern Eigenschaften gehöret sowohl das Vermögen eine juckende Empfindung auf der Haut zu erregen, als auch im finstern zu leuchten. Sie schwimmen frey im Meere herum, liegen aber auf dem Meeresgrunde, oder auf den Klippen wie ein Schleimkuchen stille, sehen einer Halbkugel gleich, deren erhabener Theil nach oben zu gekehret ist, nehmen aber auch allerhand Gestalten an, nachdem sie sich mehr ausbreiten oder zusammenziehen.

Herr von Linné hat dreyzehn Arten von diesem Geschlechte angemerket. Von diesen ist die Creuzqualle bereits angeführet worden, die übrigen sind nach den Müllerischen Benennungen folgende.

1) Steinqualle. Ist ein kleiner, runder, theils gallert-, theils knorpelartiger Körper, etwas größer als eine Lupinenbohne, oben platt und mit einem sammetartigen Wesen überzogen. Man findet dergleichen in dem indianischen Meere auf dem Seegrase, Sargazzo genannt. Herr von Linné nennet diese Art Medusa porpita. Porpites nannten die Alten ein Steinchen, welches die Gestalt dieser Qualle hatte, und es ist fast zu vermuthen, daß diese Qualle das Original zu jenem Steine ist, indem es bekannt ist, daß man auch die Quallen, wie andere weiche Meergeschöpfe, versteinert findet.

2) Das Dreyeck, Medusa hyoscella L. Ist scheibenartig platt, oben erhaben rund, und mit sechzehn Strahlen versehen, wovon jede ein gleichseitiges Dreyeck ausmachet, indem sie lanzetförmig und durch braunro-

the

the Punkte zusammengesetzet sind; die untere Seite ist hohl gewölbet, und in der Mitte mit vier Fühlern besetzet, welche länger, als der Durchmesser, lanzetförmig und mit rothen gestreiften Lappen versehen sind; das gallertartige Häutchen ist mit gelben Punkten angesprenget. Man hat diese Art in dem Tagus bey Lissabon gefunden.

3) Rothzirkel, Medusa aequorea L. Im großen Weltmeere zwischen Europa und Amerika, auch in den Gewässern bey Harlem hat man eine scheibenförmige und platte Qualle gefunden, deren Rand, wegen der vielen daran befindlichen Fühlerchen, rauh anzufühlen ist. Das holländische Exemplar hatte die Größe eines Conventionsthalers, und der Rand bestand aus zween gleichweitigen schön rothen Zirkeln. Herr Professor Schwenke in Haag hat diese Qualle sechs Wochen in einem Glase mit Wasser lebendig erhalten, und Herr Müller beschreibt die verschiedenen Gestalten, welche solche annehmen kann.

4) Ohrenqualle, Medusa aurita L. Sie ist rund, wie Gallert durchsichtig, oben erhaben, unten gewölbet, mit vier Höhlungen in der Mitte, welche durch einen dunkelfärbigen bogigen Strich von mehr als zwanzig gleichweitigen Punkten bestimmet werden, und am Rande einigermaaßen haaricht sind; mitten aus der Scheibe treten inwendig vier sichelförmige, am äußern Rande gleichfalls faserichte Fortsätze hervor; man findet dergleichen die öfters eine Elle im Durchmesser halten in dem südamerikanischen Meere und in der Ostsee. Sie leuchtet bey Tage, wenn die Sonne darauf scheint, und wenn ihrer viele, wie gar oft geschieht, auf dem Meere schwimmen, sieht die Oberfläche am Tage, wie der Himmel mit den funkelnden Sternen des Nachts. Auch diese Art soll ein starkes Brennen auf der Haut erregen, welches jedoch nicht immer geschieht.

5) Haarqualle, Medusa capillata L. Der mürbe, durchsichtige, gallertartige Körper ist erhaben rund, am Rande in sechzehn Ausschnitte abgetheilet, und unten mit vielen Haaren oder Fühlerchen versehen, welche ein bis zween Faden lang sind, und sich wie die Strahlen der Sonne ausbreiten. Zuweilen scheinen diese Haare ganz zu fehlen. Der Aufenthalt ist in der Nordsee, besonders im Eismeere und um Lappland.

6) Seemütze, Medusa pilearis L. Im Ocean hat man diese Qualle wahrgenommen, deren Scheibe oben eine erhabene Spitze hat, am Rande acht Löcher führet, und untenher gewölbet und haaricht ist.

7) Meer-

7) Meertasche, Medusa marsupialis L. Diese Art ist halb eyrund; sieht einer Tasche ähnlich, und hat am Rande vier Fühler. Der Aufenthalt ist im mittelländischen Meere. Plancus nennet selbige die freye beutelartige Seenessel.

8) Halbkugel, Medusa hemisphaerica L. Der Körper gleichet einer halben Kugel, mit vier, in die Quere laufenden Ribben; der Rand ist nicht ausgeschnitten aber mit vielen Fühlerchen besetzet. Die Nordsee an den holländischen Küsten.

9) Seeschwärmer, Medusa pelagica. In den Südamerikanischen Gewässern findet man diese Halbkugelförmige, erhabene und unten gewölbte Qualle, deren Rand gekerbet, umgekrümmt und mit acht Fühlerchen besetzt ist, unter der Scheibe aber sieht man vier Lappen.

10) Armqualle, Medusa brachiata L. Im großen Weltmeere wohnet diese scheibenartige Qualle, welche neun Arme und neun Spitzen zeiget, davon die äußere mit neun Fühlerchen besetzet ist.

11) Fasernqualle, Medusa ciliata. Diese hat Herr v. Linné in den Supplementen angeführet; sie hält sich in dem mittelländischen Meere auf, ist rund, am Rande des Körpers mit unzähligen Fasern umgeben und unterwärts mit fünf ohrförmigen Oeffnungen versehen, dergleichen bey der Ohrqualle viere zugegen sind.

12) Segelqualle, Medusa vetella Linn. Unter dem Linnäischen Beynamen war diese Art längst bekannt, und der griechische Armeniastri, worunter der Italiener Carburi solche beschrieben, hat fast gleiche Bedeutung: Armeno heißt ein Seegel, und Stari bezieht sich auf das kleine Körnlein, welches in der Mitte befindlich, und härter als der übrige Theil des Körpers ist. Es hat nämlich diese Qualle eine eyförmige Gestalt und führet oberwärts ein halb zirkelrundes Seegel, welches niedergelassen und ausgespannet werden kann und durch dessen Hülfe selbige auf dem Mittelländischen oder großen Weltmeere herumschwimmt. Der Mittelpunct des Körpers steht erhaben und die Oberfläche ist durch ein Schild von Strichen, die sich um diesen Mittelpunct gleichweitig ziehen, gleichsam bedecket. Der Rand ist fäsericht und die Unterfläche platt. Das ganze Wesen besteht in einer gallertartigen himmelblauen Masse. Wenn das Segel ausgespannet wird, nimmt der Körper eine fast dreyeckichte Gestalt an. Die Fäserchen am Rande scheinen durchbohret und der Länge nach mit eingedrückten Scheibchen besetzet zu seyn, wodurch diese Qualle einige Aehnlichkeit mit

den Blackfischen zeiget. Ueberhaupt dürfte man solche lieber als ein eigenes Geschlechte betrachten, und Peter Maria Dana erinnert ganz recht, wenn man die stechende und brennende Empfindung, welche es auf der Haut hervorbringt, und die Eßbarkeit ausnimmt, welche sie mit den übrigen, zu dem Medusengeschlechte gehörigen, Meernesseln gemein hat, so ist kaum ein anderer Grund anzugeben, warum es unter dieselben zu rechnen sey; denn sie kömmt weder in Ansehung der Structur der Theile mit den übrigen Medusengattungen überein; noch ist bey dieser eine durch den ganzen Körper vertheilte knorplichte, oder dem Knorpel ähnliche Beschaffenheit anzutreffen, und endlich ist auch kein unteres, gerade in der Mitte befindliches Maul an der Velella zu bemerken. Eine umständlichere Beschreibung dieser Segelqualle hat Marc. Carburi in der Nuova raccolta d' opuscoli, To. III. gegeben, welche übersetzt zu finden in dem allgemeinen Magaz. X Th. 150 S. u. f. mit der Abzeichnung einer Schnecke, welche man vielleicht für das Wohnhaus dieser Qualle halten und glauben könnte, als ob sie dieses nur einige Zeit bewohnte, nachher aber leer zurückließe und nackend oder allein vor sich herumirrte. Eine andere Art oder Abänderung dieser Velella, auch zwo andere Medusenarten, hat Joh. Pet. Maria Dana in den Melanges de la soc. roy. de Turin, 1762. beschrieben, von welchen die Uebersetzung im neuen Hamb. Magaz. VIII Band 34 u. f. S. Der blaue Schleim, womit das ganze Thier überzogen ist, hat einen angenehmen Geschmack von einem säuerlichen Salze, nebst einem gewürzmäßigen Geruche; der Körper selbst und das Seegel sind ganz ohne Geschmack. Die Einwohner von Cephalonien schätzen solchen sonderlich zur Fastenzeit hoch. Das lebendige Thier erreget einiges Brennen auf der Zunge, das todte aber nicht. Wenn man den blauen Schleim abwäscht, erscheint das Thier alsdenn fast ganz weiß.

Quallenboot.

Diese ungenabelte Schnirkelschnecke, welche die Holländer Kwalle Bootje, und Hr. v. Linné Helix ianthina nennen, scheint die Behausung verschiedener Quallen zu seyn, welche sich in großer Menge bey einander in dem Abgrunde des Meeres aufhalten, bey heftigen Stürmen aber zum Vorscheine kommen, sich pyramidenartig aus der weiten Mündung der Schale hervorbegeben und in dieser Stellung in ihrer Schale, als in einem Boote, auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Die Schale ist rund, stumpf, niedrig gewunden, durchsichtig und

sehr zart, die Mündung hinten breit mit einer ausgerandeten Lippe, von der Größe einer Gartenschnecke. Die ächte, welche schön violetblau ist, kömmt aus Ostindien und wird auch der kleine blaue Nautilus genannt; die andere aus dem Europäischen Meere, und ist entweder gelb mit einem dunkeln Striche in der Mitte umzogen, oder rosenfärbig mit violet untermenget. Die Schale der Seegelqualle, welche Carburi abgezeichnet, scheint von dieser Art nicht verschieden zu seyn. S. Qualle, no. 12.

Qualm.

Qualm, sonst auch Seequalm, oder Meernessel, s. diesen unsern Artikel, B. V. S. 526.

Qualsterbeere.

S. Ebereschenbaum.

Quandelbeerbaum.

S. Birnbaum und Mispel.

Quaperva.

Quaperva, vielmehr Guaperva, ein Fisch in Amerika und in Indien, nach dem Richter und dem Edward, der ihn auch Ribbandfisch genannt; Chaetodon Lanceolatus, Linn. gen. 164. sp. 23. der Müllerische Lanzenfisch seiner Klippfische. s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 567.

Quappe.

Aalquappe, Aalequabbe, Meeraalquappe; Gadus Mustela, Linn. gen. 154. sp. 15. Enchelyopus, 13. des Kleins, ein Aalbastart. s. diesen unsern Artikel, B. I. S. 26. Aalequabbe ist in Norwegen gemeiniglich nicht über eine halbe Elle lang, sonst aber dem Aale ähnlich, doch sind der Kopf und der Mund merklich davon unterschieden; denn dieser ist sehr breit und einem Frosche ähnlich; er hat auch statt der Zähne zween scharfe beinerne Knochen, wie Scheeren. Um den Nabel herum hat er auf der braunen Haut einen weißen Flecken. Roggen hat er eben so wenig, als ein anderer Aal; aber, daß er lebendige Junge zeuget, daran zweifelt man gar nicht. Pontoppidan, Naturhistorie, II. 204.

Quappe. Aalraupe, Aalruppe, Mustela nobilis maculosa. Gadus Lota, Linn. gen. 154. sp. 14. Enchelyopus, 14. des Kleins, ein Aalbastart; s. diesen Artik. B. I. S. 27.

Quappenkönig.

Ein Leiter oder Führer der Quappen; eine Seequappe. Richter, S. 552. s. unsern Artikel, Könige der Fische, B. IV. S. 656.

Quapsoe.

Quapsoe wird in Dännemark das

das Weibchen, das Männchen Stenbid, genannt. Cyclopterus Rarior, Linn. gen. 139. sp. 1. c. Crayracion, 11. des Kleins, ein Kropfisch; s. diesen unsern Artik. B. IV. S. 793.

Quaquare.

Statt dieses Namens setzen andere auch Radix Sina, und beschreiben darunter eine knollichte Wurzel, welche aus China nach Japan gebracht, daselbst im großen Werthe gehalten und damit ein starker Handel getrieben werden soll. Beyde Nationen bedienen sich derselben wie des Ginsengs und Ninsi zur Arzney. Mehrere Nachricht haben wir nicht finden können.

Quart.

Quartiren, Quartatio, wird in der Probirkunst genannt, wenn man dem mit Silber vermischten Golde, so man durch das Scheidewasser scheiden will, so viel Silber zusetzet, daß die Mischung aus drey Theilen Silber und einem Theile Gold besteht, da denn das Scheidewasser das Silber auflöset und das Gold rein fallen läßt. Wenn weniger als drey oder wenigstens zween Theile Silber bey der Goldvermischung sind, so greift das Scheidewasser das Silber nicht recht an und es bleibt ein beträchtlicher Theil Silber mit dem Golde unaufgelößt liegen.

Quarz.

Quarzum, ist eine mehr und weniger durchsichtige Steinart, welche auf dem Bruche glasartig und so harte ist, daß sie gegen den Stahl Feuer schlägt. Der Quarz läßt sich wohl schleifen und nimmt eine Politur an, tauget aber wegen seiner Splitter nicht wohl zum Schleifen. Im stärksten Feuer leidet er zwar einige Veränderung und brennt sich mürbe, kömmt aber, wenn er rein ist, nicht zum Flusse; mit Pottasche hingegen vermischet kömmt er in Fluß und giebt eines der festesten Gläser. Man findet den Quarz theils ungeformt von einer unebenen und körnichten Fläche, theils crystallisirt. Beyde Arten kommen entweder weiß und ungefärbt oder gefärbt vor. Zu dem crystallisirten Quarze werden gemeiniglich der Bergcrystall, die Quarzdrüsen und die so genannten Flüsse, als der Rubin, Smaragd, Amethystfluß u. d. gerechnet. Wallerius Mineral. S. 137. zählet von dem Quarze neun Arten; als 1) Truckner Quarz, Kalzenkiesel; 2) Fetter Quarz; 3) Klarer Quarz, Krystallstein; 4) Milchaderichter Quarz; 5) Gefärbter Quarz; 6) Körnichter Quarz, Salzschlag; 7) Wurmfreßiger Quarz, Rheinischer Mühlstein; 8) Quarzdruse; 9) Granatartiger Quarz. Da aber, wie Lehmann Mineralog. S. 85.

nicht ohne Grund anmerket, die angeführten äußerlichen Gestalten keinen wesentlichen Unterschied machen, so hat man die vom Wallerius angeführten Quarze nicht für besondere Arten, sondern allenfalls als Abänderungen zu betrachten.

Cronstedt Mineral. S. 55. theilet den Quarz in reinen und unreinen Quarz: zu dem reinen zählet er 1) fetten Quarz, welcher unfühlbare Theile und eine glänzende Fläche hat, und ungefärbt, durchsichtig, oder weiß, blau und violet ist; 2) Trockenen Quarz, welcher im Bruche körnig ist; 3) spatartigen Quarz, so als die seltenste Art beschrieben wird, und nicht mit weißen Feldspat zu verwechseln ist; 4) Crystallisirten Quarz, Bergcrystall, Quarzcrystall, welcher entweder halbdurchsichtig und von Farbe weiß oder milchfarbig, roth oder carneolfarbig und schwarz ist, oder durchsichtig und von Farbe schwärzlich braun, Rauchtopas genannt, oder gelb, oder violet, als Amethyst, oder ungefärbt, als Bergcrystall und böhmischer Stein gefunden wird. Die so genannten Flüsse sind bey ihm diejenigen crystallisirten Quarzarten, welche bey der Farbe keine Durchsichtigkeit haben.

Die zwote Art, nach Cronstedts Eintheilung, ist der unreine Quarz, das ist, welcher mit fremden Substanzen vermischet ist; als mit Eisen in Form eines schwarzen Kalchs, oder mit Kupfer in rother Kalchform; ersterer ist schwarz und auf dem Bruche glänzend, und soll viel Eisen halten; letzterer aber ist roth.

Die Grunderde des Quarzes ist eine Kieselerde, das ist, eine solche Erde, welche im Feuer unverändert bleibt. Wird diese Erde durch die Wasser in die Klüfte und Ritze angesetzet, so scheint sich der ungeformte Quarz zu erzeugen. Der crystallisirte Quarz aber scheint durch die Vermischung eines salinischen Wesens zu entstehen, so wie die Farbe der Quarze wahrscheinlicher Weise ihre Entstehung von einer metallischen Substanz hat.

Quassie.

Diesen Namen hat Herr von Linné einem Baume gegeben, welcher in Surinam als ein geheimes Arzneymittel gebrauchet, im Jahre 1760. aber von einem Negersclaven, Quassi genannt, dem Herrn Dahlberg entdecket worden. Dieser hat bey seiner Rückreise aus Surinam einen Zweig nebst Blättern, Blumen und Frucht nach Schweden überbracht, und hiervon Herr v. Linné 1763. eine Beschreibung und Abbildung gegeben, welche dessen Amoenit. Acad. Vol. VI. einverleibet ist. Der Quassienbaum, welcher auch, wegen des vorzüg-

vorzüglich bittern Geſchmackes, Bitterholzbaum genennet wird, treibt wenige Aeſte, und enthält unter der aſchgrauen, ziemlich glatten Rinde ein weißes Holz. Die Blattſtiele ſtehen wechſelsweiſe, ſind ohngefähr einer Spanne lang, auf beyden Seiten mit einer flügelförmigen Haut eingefaſſet, und tragen gefiederte Blätter, welche aus drey oder vier Paar eyförmig zugeſpitzten, völlig ganzen, glatten, hellgrünen Blättchen beſtehen. Dieſe fallen gegen den Herbſt ab. An den Enden der Aeſte ſtehen die Blumenbüſchel. Jede Blume zeiget fünf eyförmige, kleine Kelch- fünf lanzetförmige Blumenblätter, fünf eyförmige, haarichte, mit den Staubfäden vereinigte Schuppen, welche das Honigbehältniß ausmachen; ferner zehn Staubfäden, und in der Mitte ein fleiſchichtes, tellerförmiges, aber erhöhetes Blumenbette, auf welchem fünf Fruchtkeime ruhen, deren jeder einen Griffel mit ſtumpfen Staubwege trägt. Die Frucht beſteht aus fünf eyförmigen, ſtumpfen, zweyklappigen Bälgen, welche auf dem beſchriebenen Blumenbette ſitzen, und jeder einen kugelförmigen Saamen enthält. Ob die Blumen wirkliche Zwitter ſind, oder ob vielmehr männliche und weibliche auf verſchiedenen Stämmen wachſen, ſcheint noch nicht völlig ausgemachet; doch hat Hr. v. Linné das letzte in den neueſten Schriften angenommen, und dem Baume ſeinen Platz in der Claſſe von ganz getrennten Geſchlechtern angewieſen. Herr Bergius in der neuerlich herausgegebenen Materia medica läßt die Quaſſia am alten Orte unter den zehnmännrigen ſtehen, erwähnet aber eine andere Art, welche in den Blüthen getrennte Geſchlechter zeiget, und die Simaroubarinde geben ſoll.

Die Wurzel dieſes Baumes iſt nunmehr auch bey uns eingeführet, und als ein kräftiges Arzneymittel empfohlen worden. Ob wir dieſes Mittel dem Quaſſi und Herr Dahlbergen zu verdanken haben, oder ob ſolches ſchon zuvor, wie Herr Fermin in der Beſchreibung von Surinam vorgiebt, auch meldet, daß der Sclave Coiſſi und nicht Quaſſi geheißen, in Europa bekannt geweſen; wollen wir nicht unterſuchen. Genug daß ſolches jetzo allenthalben in den Apotheken zu haben, und deſſen kräftige Wirkung durch vielfache Erfahrungen beſtätiget worden. Die Wurzel hat eine ungemeine Bitterkeit, und übertrifft darinnen alle andere, bisher bekannte bittere Sachen. Dieſe aber ſoll, dem Vorgeben nach, nicht unangenehm ſeyn, auch keinen Geruch von ſich geben; beydes haben wir anders gefunden. Die ſtarke Bitterkeit iſt ſchon vor

sich ekelhaft und durch den besondern dumpfigen Geruch, welchen wir bey dem wäßrigen Aufgusse empfunden, ist dieses Mittel uns und andern aufs äußerste widerwärtig gewesen. Wir pflegen daher auch das zart geraspelte Holz lieber in Pillen, als Pulver, und selten in Wasser oder Wein aufgelöset zu verordnen. Von einem Quentchen Wurzel wird eine halbe Kanne Wasser den stärksten bittern Geschmack erhalten, obgleich das Wasser fast nicht merklich gefärbet wird. Die vornehmste Kraft dieses Holzes besteht demnach in dem bittern Wesen, und man kann sicher hiervon alle diejenigen Wirkungen hoffen, welche von dem Tausendgüldenkraute, Fieberklee und andern dergleichen durch die Erfahrung erwiesen worden. Alle diese sind gute zertheilende oder auflösende, und stärkende Mittel. Ob man aber von der Quassie mehr als andern dergleichen erwarten könne, ingleichen ob diese der Chinarinde vorzuziehen sey, scheint uns sehr ungewiß. Ehe man von neuen Mitteln hinlängliche Erfahrungen erhält, wird eine längere Zeit erfodert, als die Quassie bekannt ist; daher die folgende Zeit den Ausschlag geben muß. In Surinam wird die Wurzel vorzüglich in bösartigen Wechsel- und anhaltenden Fiebern gebrauchet, und die Herrn v. Linné, v. Haller, Tissot, Schleger und andere, haben selbige bey der Hypochondrie, zurückgetretenen Podagra, geschwächter Verdauung, Säure in den ersten Wegen, nächtlichen Schweißen und Durchfalle, bey Schwindsüchtigen, wider den weißen Fluß u. s. f. empfohlen. Man erhält von den Materialisten nicht immer einerley Holz. Herr Spielmann hat aus Holland ein Holz von weit dunkler und aschgrauer Farbe und mit einer röthlichten, mit gelben Warzen besetzten Rinde überzogenes Holz, als das ächte, erhalten, dessen Geschmack von einer weit geringern Bitterkeit gewesen. S. Paarmann Diss. de Quassia Argent. 1772. Herr Murray in der medicinischen Bibl. 1. Band, 142 S. vermuthet, daß dieses Stücke von der Wurzel genommen worden, hingegen das in den Apotheken gewöhnliche, ein Theil des Stammes sey. Und doch soll in Surinam die Wurzel allein gebrauchet werden. Nach Herr Fermins Berichte gebrauchet man daselbst nur die Rinde der Wurzel. Die Stücke in hiesigen Apotheken sind von verschiedener Stärke, gemeiniglich ohne Rinde und gelblicht. Frisch sollen sie weiß seyn, an der Luft aber gelblicht werden. Es ist zähe, leicht und zeiget, der Quere nach zerschnitten, viele von dem Mittelpunkte ausgehende Stralen. Herr

Paar-

Paarmann hat mit der Quassie außer dem menschlichen Körper Versuche angestellet, um die der Fäulniß widerstehende Kraft derselben genauer zu erkennen; und dabey gefunden, wie sie zwar das Verderben von Thieren und Pflanzen verhüte, aber viel schwächer, als die Chinarinde, mithin ganz sicher geschlossen, daß die Chinarinde vor der Quassie in fäulichten Krankheiten einen Vorzug habe. Es setzet derselbe auch dieses Holz der Chinarinde bey Wechselfiebern weit nach, und berufet sich auf Erfahrungen, die in Straßburg angestellet worden. Wir könnten diese bestätigen, wollen aber gern zugeben, daß auch Fieber durch die Quassie geheilet worden, wo die Rinde nicht angeschlagen, oder aus besondern Umständen nicht statt gehabt. Dergleichen Fälle ließt man in dem 58sten Bande der Philos. Transactions, nach welchen die Patienten die China nicht vertragen können, und solche wieder von sich gebrochen, die Quassia aber bey sich behalten und dadurch curiret worden. Wenn Herr Buchotz in dem ersten Theile seiner Briefe zu erweisen suchet, daß die Quassie der Chinarinde weit vorzuziehen sey, und alle Kräfte und Tugenden der Rinde besitze, ohne die schädlichen Wirkungen derselben zu haben, wird jeder erfahrner Artzt leicht einsehen, daß alles, Schaden und Tugend, übertrieben sey. Der größte Theil dieses Briefes ist eine Uebersetzung der Linnäischen Streitschrift.

Quecken.

Quecken, auch Hundsgras, Rechgras, Pädengras, Spitzgras, Knöpfliegras genannt, ist nach der Blüthe und Frucht eine wahre Art Waitzen und heißt beym Herrn von Linne' Triticum repens, oder wegen der Wurzel, der kriechende Waitzen, und in den Apotheken schlechtweg Graman, oder radix Graminis. Die Geschlechtskennzeichen werden unter Waitzen angegeben werden, hier betrachten wir allein diese Art, indem solche nach obigen Namen überall bey uns bekannt ist. Wächst überall in Deutschland und fast in ganz Europa auf den Aeckern und andern angebauten Feldern, und wird leicht ein beschwerliches Unkraut; indem die weißlichte, dünne, kriechende Wurzel überall aus den, mit einer Scheibe umhüllten, Gelenken und Knoten Zäserchen treibt, sich weit ausbreitet, und ein jedes abgerissenes Stückchen einen neuen Stock ausmachet. Der aufgerichtete Halm, dergleichen nach der Länge der Wurzel mehrere aufschießen, wird einige Schuhe hoch, ist dünne, glatt, und hin und wieder mit dicken Knoten versehen, an welchen die Blatt-

scheide ansitzet. Die Blätter selbst sind breit, flach und gemeiniglich auf beyden, wenigstens auf der obern Fläche haaricht. Die Aehre ist einige Zoll lang, ihr Hauptstiel hin und her gebogen, und auf dessen Zähnchen stehen die Zweige der Aehre zween oder drey bey einander, auch unterwärts nur einzeln. Jedes Zweiglein der Aehre enthält zwey, drey, bis acht Blümchen. Die zwey Bälglein sind nervicht, bestäubt, stumpf, von ungleicher Länge, kürzer als die Spelzen, und endigen sich entweder nur mit einer Spitze, oder einer Granne. Die beyden Spelzen sind auch von ungleicher Länge; die mehr äußerlich gestellte ist am Rande mit feinen Stacheln besetzet, und trägt mehrentheils eine röthlichte Granne; innerhalb den Spelzen liegen drey länglichte, blättrige Honigschuppen. Der Saame ist länglicht, dünne, zusammengedrücket, und liegt ganz frey in den Spelzen. Die Länge der Blüthähre und die Anzahl der Blüthen, welche die Zweige derselben, oder die kleinen Aehrchen ausmachen, ist sehr verschieden. Eine Abänderung, welche niedriger bleibt, und deren Aehrchen nur aus vier Blümchen bestehen, pfleget man Laufquecke zu nennen; hierbey sind die Spelzen gemeiniglich stumpf und ohne Granne, und die zugespitzten Bälglein mit diesen von gleicher Länge. Eine andere heißt man Schnurquecke; diese wächst höher und stärker, und jedes Zweiglein der Aehre besteht aus fünf bis acht Blümchen.

Von diesem Gewächse kann man Schaden und Nutzen erlangen. Schädlich ist solches dem Ackersmanne, indem es leicht auf dem Acker überhand nimmt, das Land aussauget und die gute Saat erstickt. Daher man solches auszurotten, alle Mühe anwenden soll. Es ist dieses aber schwerer, als man glauben sollte. Jedes Stückchen Wurzel, welches beym Ausrotten stecken bleibt, wächst fort und erzeuget neue Wurzeln; auch ausgegrabene, und dem Anscheine nach vertrocknete leben leicht wieder auf, wenn sie nur einigermaaßen mit Erde bedecket werden. Durch das öftere Graben, Pflügen und Egen nach der Erndte und vor der Aussaat, ingleichen durch den Gebrauch des Queckenhackens, und vornehmlich des Queckenpfluges wird man diese Wurzel auf die Oberfläche der Erde bringen, davon absondern, und entweder von dem Acker abführen, oder daselbst vertrocknen und zu Asche verbrennen können. Das letztere ist bey uns gar gebräuchlich, und wir können solches auch nicht tadeln, wenn man nur wegen des Feuers, alle Vorsicht anwendet, und

und die Quecken haufenweise zu Asche verbreñt, indem die Asche dem Acker als eine Düngung zuträglich ist. Weil aber durch das Feuer die fettigen und andere düngende Theilchen aus der Erde gezogen, mithin diese vieles verliert, welches durch die Queckenasche nicht wieder ersetzet werden dürfte, so ist es dienlich, die Quecken außer dem Acker, auf den Wegen, oder andern ungebauten Oertern zu verbrennen, und die Asche hernach auf die Aecker zu streuen. Es werden dabey nicht leicht einige Stückchen Wurzel übrigbleiben, und zum neuen Auskeimen geschickt erhalten werden. Welches aber viel eher geschieht, wenn die ausgerotteten Wurzeln nur getrocknet, und nachher auf dem Acker umher gestreuet, oder auch tief untergegraben werden. Auch die getrockneten ziehen die Feuchtigkeit leicht wieder an sich, und erhalten dadurch ein neues Leben. Jedoch kennen wir Landwirthe, welche den Ackerbau recht gut verstehen, und die Quecken zwar ausrotten und trocknen, solche aber auch wieder, als eine gute Düngung, unterpflügen, und den neuen Auswuchs nicht befürchten. Noch andere fahren die Quecken nach Hause, streuen solche, statt des Strohes, dem Viehe unter, oder alsbald auf den Misthaufen, und fahren sie, wenn sie gehörig gefaulet, als Dünger, wieder auf den Acker. Man will zwar bey dieser Benutzung eher eine Vermehrung der Quecken, als des Düngers befürchten, indem sie im Stalle und Misthaufen nicht verfaulen, sondern ihre keimende Kraft noch behalten, und im andern Jahre, wenn sie von daher auf den Acker gebracht werden, wieder auswachsen sollen. Es kann dieses freylich geschehen, wird aber auch nicht erfolgen, wenn diese Wurzeln nur lange genug in dem Stalle, und auf dem Misthaufen verwahret, und durch die auflösende Kraft der Mistjauche aufgelöset und vernichtet worden. Der Schaafmist soll sich hierbey am kräftigsten beweisen, daher man auch vorzüglich die Quecken in den Schaafställen zur Unterlage einstreuen kann. Wenn aber auch die, bey Ausrottung der Quecken aufzuwendenden, Kosten auf diese Weise nicht einigermaaßen vergütet werden könnten, so kann man sich doch auf andere Art schadlos halten, und solche zu Verbesserung der Wege, und Festhaltung des Flugsandes nützlich anwenden. Es werden solche in kurzer Zeit sich in einander schlingen und verwirren, dadurch das Erdreich befestigen, und einen grünen beraseten Weg machen. Zäune und Wälle auf dergleichen Art aufgeführet, wird man in Schlesien

hin und wieder antreffen, und in dem 13ten Stücke der Schlesisch. Oeconom. Sammlung kann man davon mehrere Nachricht lesen. Auch die Ränder der Gräben könnte man schicklich damit einfassen, und dadurch vor dem öftern Einfallen verwahren; überhaupt verbindet die Quecke das Erdreich, daher sie auch im festen Boden sich nicht so häufig aufhält und bestocket, als im lockern und sandigen, und wenn man dergleichen ganz, oder in kleinere Stücke zerschnitten, frisch und bey feuchter Witterung in den Flugsand leget, wird sie daselbst fortwachsen und in kurzer Zeit den Sand mit einem Rasen überziehen. Das eigentliche Verfahren hierbey hat Herr Gleditsch weitläuftig beschrieben. Die Quecken geben auch ein gutes und gesundes Futter für das Vieh ab. Der Name Queck soll davon seinen Ursprung haben, indem solcher nach der alten deutschen Mundart ein Rind heißt. Man darf die frisch ausgegrabenen nur abwaschen, trocknen, auf der Futterbank klein schneiden, und dem Viehe unter dem Hexel vorlegen. Pferde und Kühe werden sie gerne fressen, auch die Schaafe nicht leicht liegen lassen, zumal wenn sie noch jung sind. Nur die Schweine sollen sie liegen lassen, wie Herr v. Linné vorgiebt. Es sind die Quecken dem Viehe viel gesünder, und nahrhafter als das Stroh, und die Butter würde gewiß ein ganz ander Ansehen haben, wenn im Winter die melkenden Kühe viel dergleichen Futter erhielten. Man kann auch bey Mißwachs und Theurung Brod daraus backen; indem die getrockneten und klein zerschnittenen Wurzeln sich auf der Mühle in Mehl verwandeln, und mit einigem Zusatze von andern Mehle gut backen lassen. Endlich ist auch diese Wurzel ein vortreffliches Arzneymittel. Sie besitzt ein seifenartiges Wesen, und der davon abgekochte, wässerichte und süßlicht schmeckende Trank wird bey Verstopfung der Eingeweide sowohl des Unterleibes als der Brust die kräftigsten Wirkungen äußern. Boerhaave hat bey Verhärtung der Leber und daher abstammenden Zufällen den Queckentrank allen andern eröffnenden Mitteln vorgezogen. Es werden auch dadurch die Säfte des thierischen Körpers gereiniget, versüßet, abgekühlet, und daher der Gebrauch bey vielen andern Krankheiten ersprießlich seyn, wenn nur mit dem Gebrauche einige Zeit angehalten würde.

Herr Hofr. Gleditsch, welcher die Queckenwurzel sehr hoch geschätzet, und behauptet, daß selbige mehr werth sey, als ein gemeiner Hauswirth davon versteht, lehret auch, wie der gekochte und geläu-

geläuterte honigartige Saft davon alle Eigenschaften einer aufgelößten feinen Manna habe, und bey der Engbrüstigkeit von Schwäche und Verschleimung gute Dienste leiste. Man hat auch aus den Quecken Brandwein machen wollen. Daß dieses Vorgeben aber falsch, und die Wurzel hierzu nicht geschickt sey, wird in den Auszügen der Leipz. Oekon. Gesellschaft, Ostern 1773. S. 37. bewiesen; jedoch daselbst angegeben, wie man ein leichtes Bier davon bereiten könne.

Quecksilber.

Mercurius, Argentum viuum, Hydrargyrum, ist eine weiße metallische Substanz, welche sehr schwer ist, und von allen andern metallischen Körpern sich dadurch unterscheidet und zu erkennen giebt, daß es flüßig und im Feuer gänzlich flüchtig ist. Es vereiniget sich fast mit allen Metallen und Halbmetallen, am liebsten mit Gold, Silber, Bley und Zinn, etwas schwerer mit Zink und Wißmuth und am allerschwersten mit Kupfer, Eisen und Spießglaskönig, doch aber nicht anders, als wenn diese vorher aufgelöset und in einen Kalch verwandelt worden. Mit dem Kobolt will es gar keine Vereinigung eingehen. Die Vereinigung des Quecksilbers mit einem Metall wird ein Amalgama genannt. Vom Salpetersauren läßt das Quecksilber sich leicht auflösen, vom Vitriolsauren aber nicht anders, als wenn es mit selbigem gekochet wird. Mit dem Salzsauren geschieht die Auflösung nicht eher, als bis das Quecksilber durch andere Säuren aufgelöset worden, und zwar geschicht die Vereinigung des Salzsauren mit Quecksilber am besten, wenn die Säuren sich in Dampfsgestalt befinden, wie solches bey der Vermischung des Quecksilbers mit calcinirtem Vitriole und Kochsalze geschieht, wenn selbige in einem Kolben vermittelst des Feuers in Bewegung gesetzet werden, so daß sie in einander wirken; da denn das Quecksilber mit dem Salzsauren in die Höhe steigt, und sich als ein fester salinischer Körper an die Seiten des Gefäßes anlegt, und dasjenige Product giebt, welches der giftige und ätzende Quecksilbersublimat genannt wird. Mit dem Schwefel läßt sich das Quecksilber entweder durch bloßes Reiben vereinigen, oder über einem gelinden Feuer, so daß der Schwefel in Fluß kömmt, vereinigen, und alsdenn, wenn die Masse hart geworden, durch das nachmalige Reiben in ein schwarzes Pulver verwandeln, welches mineralischer Mohr, Aethiops mineralis, genannt wird. Unterwirft man diesen der Sublimation, so erhält man einen röthlichtschwarzen Sublimat, welcher sich zu einem schönen

nen rothen Pulver reiben läßt und künstlicher Zinnober heißt.

Bey allen diesen Auflösungen und Vereinigungen läßt sich das Quecksilber, ob es schon verschiedene Gestalten angenommen hat, demohngeachtet nicht aus seiner Mischung setzen, indem es durch leichte Veränderungen von den anhängenden Substanzen befreyet und in seiner vorigen Gestalt wieder hergestellet werden kann.

Das Quecksilber wird unter der Erde entweder gediegen oder vererzet gefunden. Das gediegene kömmt entweder in den Gruben in laufender Gestalt zum Vorscheine, so daß es mit Gefäßen geschöpfet werden kann und Jungfernquecksilber genannt wird, oder es steckt in Erden und Steinen, aus welchen es durch bloßes Klopfen, oder nach einer gelinden Erwärmung herauströpfelt. Von dem vererzten Quecksilber hat man zur Zeit nur ein einziges Quecksilbererz, nämlich den Bergzinnober, Cinnabaris nativa, welcher aus Quecksilber und Schwefel besteht. Von dem Bergzinnober giebt es der Farbe nach verschiedene Arten, als hellrothen, dunkelrothen, gelbrothen und braunrothen Zinnober. Unter diesen ist der hellrothe der reinste, die übrigen Arten sind unrein, doch immer eine Art mehr als die andere. Cronstedt Mineralogie S. 202. gedenket außer dem Bergzinnober noch einer andern Art eines Erzes, welches aus Quecksilber, Schwefel und Kupfer bestehen, von Farbe schwarzgrau und im Bruche glasartig seyn soll. Außerdem geschieht es auch bisweilen, daß das Quecksilber in andern Erzarten gefunden wird, welches aber für etwas zufälliges zu halten ist.

Das Quecksilber wird aus seinen Erzen, nämlich aus dem Zinnober, durch die Destillation erhalten; hat das Quecksilbererz nichts als Quecksilber und Schwefel, so wird demselben Eisen zugesetzet; hat es aber eine kalkichte Erde bey sich, so wird es ohne Zusatz der Destillation unterworfen, welches auch geschieht, wenn das Quecksilber in Erden und Steinen stecket. Das laufende Quecksilber, da es bisweilen etwas unrein ist, wird entweder durch ein Leder gedrücket, oder vorher mit Brandwein oder einer Seifenlauge oder mit Essig gewaschen. Das von den Betrügern durch Bley und Wißmuth verfälschte Quecksilber, welches durch die Auflösung mit Scheidewasser einen weißen Bodensatz machet und sich auf diese Weise zu erkennen giebt, wird am besten durch die Destillation gereiniget, nicht aber durch das Durchdrücken durch das Leder, indem das Bley und auch Wißmuth mit durchs Leder geht.

Ein gereinigtes oder reines Quecksilber muß sehr flüßig seyn,

auf dem Papiere leicht laufen, ohne etwas unreines zurück zu lassen, und bey der Auflösung im Scheidewasser nichts fremdes zu Boden werfen. Ist es aber unrein oder verfälschet, so muß man es entweder, wie bereits angezeiget worden, durch ein Leder drücken, oder welches am sichersten ist, der Destillation unterwerfen.

Das gereinigte Quecksilber wird in der Chymie, in der Heilkunst und verschiedenen Künsten, entweder unverändert gebrauchet, oder nachdem es durch chymische Bereitung verschiedentlich verändert worden. Die vornehmsten und gebräuchlichsten Bereitungen aus dem Quecksilber sind: 1) die Vermischung des Quecksilbers mit Metallen oder Amalgama; 2) die Bereitung des mineralischen Mohrs und des aus selbigem bereiteten künstlichen Zinnobers; 3) die Bereitung des ätzenden, wie auch milden Quecksilbersublimats; 4) der rothe Präcipitat. Unserer Absicht gemäß übergehen wir hier viele andere Quecksilberbereitungen, welche vorzüglich in chymischen Schriften zu suchen; von der Vermischung des Quecksilbers mit Metallen und von dem mineralischen Mohre handeln die Artikel Amalgama und Zinnober; hier wollen wir nur allein den ätzenden und milden Quecksilbersublimat und den rothen Präcipitat betrachten.

Die gebräuchlichste Art den ätzenden Quecksilbersublimat zu bereiten, ist folgende: Man löset zwey Pfund gereinigtes Quecksilber in Scheidewasser auf, dampfet die Auflösung bis zur Trockne ab, vermischet die weiße Masse mit drey Pfund weißcalcinirtem Vitriol und eben so viel decrepitirten oder gebrannten Kochsalze, füllet hiermit den dritten Theil eines gläsernen Kolbens an, setzet selbigen in eine Sandkapelle, verstopfet die Oeffnung des Kolbens nur mit Papier, giebt anfänglich ein gelindes Feuer und vermehret selbiges nach und nach, bis sich nichts mehr sublimiret; alsdenn läßt man alles erkalten, sprengt den Kolben unter dem Sublimate ab, nimmt selbigen heraus und verwahret ihn, als eins der heftigsten Gifte, mit vieler Behutsamkeit in wohl verschlossenen Gefäßen. Es hat derselbe das Ansehen einer schneeweißen etwas dichten salinischen Masse, welche zugleich glänzend ist. Dieser Quecksilbersublimat hat wegen des sehr concentrirten Salzsauren, so sich mit dem Quecksilber genau verbunden, eine sehr beitzende und nagende Eigenschaft, und ist also in Betrachtung des thierischen Körpers eines der heftigsten Gifte; doch hat die Erfahrung gelehret, daß ein Gran von diesem Sublimate in zwo bis drey Unzen Brandwein oder auch eines destillirten Wassers,

sers, welches weder ölicht noch aromatisch ist, aufgelöset mit Nutzen von vernünftigen und geschickten Aerzten gebrauchet worden. Wer aber nicht medicinische Kenntniß genug hat, muß sich demohngeachtet des Gebrauchs dieses Mittels enthalten.

Wenn der ätzende Quecksilbersublimat mit lebendigen Quecksilber zusammengerieben wird, und zwar so lange, bis der Sublimat kein Quecksilber mehr annimmt, so erhält man ein schwärzliches Pulver, welches gehörig sublimirt eine dichte weiße und glänzende Masse giebt, so milder Quecksilbersublimat, Mercurius ducis, genannt wird. Dieser Sublimat hat keine beizende Eigenschaft mehr, und kann in dieser Betrachtung ohne Gefahr als ein auflösendes Mittel gebrauchet werden. Es wird aber demohngeachtet verlangt, daß diesen Sublimat niemand gebrauchen kann, als wer in der Heilkunst die erforderlichen Kenntnisse erlanget hat. Der mehreste Gebrauch dieses Mittels wird vorzüglich in der Lustseuche und andern venerischen Krankheiten gemachet.

Der rothe Präcipitat, Mercurius praecipitatus ruber, welcher eigentlich diesen Namen gar nicht verdient, wird auf folgende Art bereitet: man löset nämlich eine beliebige Menge Quecksilber in Scheidewasser auf, zieht die Feuchtigkeit in einer Retorte bis zur Trockne ab und giebt alsdenn einen genugsam starken Grad des Feuers, so daß die Retorte eine Zeitlang im Glühen erhalten wird. Wenn das Gefäße kalt geworden, findet man auf dem Boden der Retorte ein rothes Pulver, welches den Namen des rothen Präcipitats hat. Es ist selbiges ein Quecksilber, an welchem sich concentrirte Theile des Scheidewassers befinden, daher es eine ätzende Kraft hat, und vorzüglich in der Wundarzneykunst äußerlich als ein beizendes Mittel gebrauchet wird.

Alle diese und noch mehrere Quecksilberzubereitungen, derer hier nicht Meldung geschehen, sind von einer solchen Beschaffenheit, daß zwar das Quecksilber in Betrachtung seiner äußerlichen Gestalt eine Veränderung erlitten, bey dem allen aber doch noch eben das ist, was es vorher gewesen; das ist, es ist dasselbe in seiner Mischung nicht verändert, und keine Trennung seiner Theile verursacht worden, indem es auf eine leichte Art wieder in seine vorige flüßige Gestalt gebracht werden kann. Ob jemals eine wirkliche Trennung seiner Bestandtheile bewerkstelliget werden kann wird einzig und allein durch die Erfahrung zu bestimmen seyn.

Queckſterz.

Mit dieſem Namen beleget man die Art der weiß und ſchwarzen Bachſtelze, die ſonſt gemeiniglich Kloſterfräulein (ſ. dieſen Artik.) genannt wird. Der Vogel gehöret zu den Bruſtwenzeln, und iſt das bekannte graue Schwarzkehlchen.

Quelle.

Da der Begriff, den man mit dieſem Worte verbindet, überall hinlänglich bekannt iſt, ſo würde wohl eine Erklärung deſſelben ganz überflüßig ſeyn. Wir wollen alſo nur dieſes anmerken, daß die Wörter Quelle und Brunn zwar oft mit einander verwechſelt, gemeiniglich aber ſo von einander unterſchieden werden, daß man durch Quellen ſolche Oerter, wo das Waſſer von ſelbſt aus der Erde fließt, durch Brunnen aber künſtliche Gruben verſteht, in denen ſich das Waſſer aus den benachbarten Quellen ſammlet.

Die Quellen entſpringen gemeiniglich an Bergen und geben eine ſolche Menge Waſſer, daß daraus nicht nur die kleinern Bäche und Flüſſe, ſondern auch die größten Ströhme ihren Urſprung nehmen. Nämlich einige zuſammenfließende Quellen machen einen Bach, aus mehrern Bächen entſteht ein Fluß, und aus dem Zuſammenfluſſe etlicher kleinern Flüſſe entſtehen die größern Flüſſe oder Ströhme, die ſich zuletzt in das Meer ergießen.

Einige Quellen ſind viel kälter, andere aber viel wärmer als die Atmoſphäre. Viele enthalten auch Schwefel, Eiſen und andere mineraliſche Subſtanzen in ſich, wie bereits im erſten Theile unter dem Artikel mineraliſche Brunnen S. 999 u. f. angemerket worden iſt. Von dieſen fremden Theilchen rühren die merkwürdigen Eigenſchaften her, die man bey dem Waſſer einiger Quellen und Brunnen antrifft.

Es giebt Brunnen, worinnen die hineingelegten Sachen mit Tropfſtein oder mit Kupfer oder mit einer andern Materie überzogen werden, nachdem die fremden Theilchen beſchaffen ſind, welche in dem Waſſer ſchwimmen. Man findet Quellen, welche ſich wie der Weingeiſt entzünden, ſobald man ſich ihnen mit einem angezündeten Lichte nähert; welches gemeiniglich von der darauf ſchwimmenden Naphtha herrühret.

Bey vielen Quellen wird ein großer Abgang des Waſſers bemerket, wenn es lange Zeit nicht geregnet hat; einige Quellen aber geben faſt zu allen Jahreszeiten und bey jeder Witterung gleich viel Waſſer. Bey manchen iſt ſogar bey großer Hitze der Vorrath an Waſſer noch größer, als bey naſſer Witterung. Man findet auch Quellen, die einige Stunden nach

nach einander Wasser und hernach eben so lange wieder kein Wasser geben. Hieraus läßt sich schließen, daß nicht alle Quellen einerley Ursprung haben können. Aristoteles und verschiedene andere Naturforscher leiteten ehemals die Quellen aus der unterirdischen in Wasser verwandelten Luft her, welches sich nach ihrer Meynung mit den aus den Wolken herabfallenden Feuchtigkeiten vermischte. Allein da sich eine solche Verwandlung der Luft in Wasser gar nicht erweisen läßt, so haben die neuern Naturforscher diese Meynung mit Recht verlassen. Unterdessen ist man doch auch heut zu Tage über den Ursprung der Quellen noch nicht recht einig. Verschiedene Naturforscher stellen sich diese Sache mit dem berühmten französischen Philosophen Descartes folgendergestalt vor. Sie glauben die ganze Erde sey mit lauter Höhlen oder Kanälen versehen, in welchen das Wasser aus dem Meere bis unter die entlegensten Berge und andere Gegenden, wo Quellen nöthig sind, geleitet, alsdenn von dem unterirdischen Feuer in Dünste verwandelt, dadurch von dem beygemischten Salze und andern fremden Materien gereiniget und in die Höhe getrieben werde. Diese Dünste schwitzen, nachdem sie sich wieder abgekühlet haben, tropfenweise aus den Ritzen und Klüften der Erde heraus und kommen endlich in der Gestalt der Quellen wieder zum Vorschein.

Vielen neuern Naturforschern aber will diese Erklärung von dem Ursprunge der Quellen nicht gefallen, weil sich nicht überall das Daseyn solcher Kanäle, in denen das Seewasser unter die Berge geleitet werden soll, erweisen läßt; weil man nicht angeben kann, wo das viele, aus dem Seewasser zurückgebliebene Salz hinkomme, und weil alsdenn auch diejenigen Quellen, die bey großer Hitze vertrocknen, beständig Wasser geben müßten; da die trockene Witterung nicht bis in das Innere der Erde eindringen und den Lauf des Meerwassers in den unterirdischen Kanälen verhindern könne. Aus dieser Ursache sind viele Naturforscher der Meynung, daß alle Quellen von dem Regen, Schnee, Thau und andern aus der obern Luft herabfallenden wässerichten Dünsten ihren Ursprung haben. Von den meisten Quellen, besonders denjenigen, welche bey dürrem Wetter schwächer laufen oder wohl gar vertrocknen, bey nasser Witterung aber anschwellen, ist wohl dieses höchst wahrscheinlich. Daß aber auch einige aus dem unter der der Erde fortgeleiteten Seewasser entstehen mögen, läßt sich aus verschiedenen Erfahrungen der neuern Naturforscher schließen. So hat man z. E. gefunden, daß Großbritannien nicht mehr, als die

Hälfte

Hälfte von demjenigen Wasser, welches in seinen Bächen und Flüssen enthalten ist, durch Regen, Schnee und Thau erhält. Es giebt auf hohen Bergen solche ansehnliche Quellen und stehende Gewässer, die ihren Ursprung nicht ganz aus dem Regen und Schnee haben können. Einige von den beständigen Quellen entspringen viel tiefer unter der Erde, als der Regen oder der geschmolzene Schnee eindringen kann. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß wirklich einige Quellen aus dem, in unterirdischen Kanälen fortfließenden Seewasser ihren Ursprung nehmen. Denn ob sich gleich nicht überall das Daseyn unterirdischer Kanäle beweisen läßt, so hat man doch hinlängliche Erfahrungen, welche zeigen, daß es wirklich unter einigen Bergen große mit Wasser angefüllte Höhlen giebt. Man hat auch Beyspiele, daß Quellen vertrocknet und wieder mit Wasser angefüllet worden sind, nachdem man den unterirdischen Dünsten einen freyen Ausgang verschaffet, oder diesen Ausgang wieder verstopfet hat, wie in Lulofs Einleitung zu der mathem. und phys. Erkenntniß der Erdkugel S. 307. der deutschen Uebers. ausführlich gezeiget wird.

Quellergras.

S. Schmiele.

Quendel.

Serpillum, wird billig mit dem Thymo vereiniget, und dieses Geschlechte auch in Deutschen lieber Thymian, als nach Planers Nomenclator Quendel genennet. Es heißt sonst der Quendel auch Quenelchen, Feldkümmel, Kähnlein, Gundelkraut, Hünerkohl, wilder Thymian, und obgleich die Schriftsteller verschiedene Sorten davon angemerket, machen solche doch nur eine Art aus, und diese ist Thymus Serpillum Linn. Wir beschreiben zuerst diese Stammart und erwähnen hernach die bekanntesten Abänderungen. Es wächst der Quendel in Deutschland überall, und gemeiniglich auf magern Triften und sandigen Hügeln; hat eine zarte, aber ausdauernde, holzichte, fäserichte Wurzel; viele in Zweige abgetheilte, etwas rauche, gestreckte, an dem obern Theile aufgerichtete Stängel; einander gegenüber und platt ansitzende, eyförmige, hinterwärts am Rande mit zarten Haaren gezierte, sonst aber glatte und völlig ganze Blätter, und lockere kleine Blüthwirtel. Die Blüthzeit fällt in den Junius und Julius. Der Kelch ist in zwo Lippen getheilet, und die Röhre desselben oberwärts mit Haaren verschlossen; die obere breitere Lippe zeiget drey, und die untere

untere zween dünnere haarichte Einschnitte. Des röthlichten Blumenblattes Röhre hat mit dem Kelche gleiche Länge, theilet sich auch in zwo Lippen, die obere aber ist kurz, aufwärts gerichtet, platt, stumpf, eingekerbet, und die untere länger, in drey Einschnitte getheilet, und der mittelste davon breiter als die beyden seitwärts gestellten. Von den vier Staubfäden sind zween etwas kürzer, und zween länger, und diese erreichen kaum die Höhe der Röhre des Blumenblattes. Der Griffel trägt zween spitzige Staubwege. Wenn das Blumenblatt abgefallen, zieht sich der Kelch im mittlern Theile zusammen, und umgiebt vier kleine rundliche Saamen. Man findet mancherley Abänderungen. Die Stängel sind gemeiniglich gestrecket, und schlagen auch aus dem Blätterwinkel öfters neue Wurzelfasern, doch stehen solche zuweilen mehr aufgerichtet, sie sind auch manchmal ganz glatt, ein andermal mehr rauch. Eben so verhalten sich die Blätter, und der kleine rauche kriechende Heide- oder Bergquendel, Serpillum angustifolium hirsutum C. B. P. welcher in den dürren unfruchtbaren Kienheiden wächst, scheint eine besondere Art auszumachen, indem alles dichte mit Haaren besetzet und ganz rauch ist, auch diesen Ueberzug behält, wenn man es im Garten, es sey im freyen Lande oder Töpfen, unterhält. Die Blätter sind auch größer und breiter, oder schmäler und länger, und die Blume, ob zwar immer klein, dennoch größer und kleiner, röthlicht oder weiß. Im Garten unterhält man eine Spielart mit scheckichten, oder weiß und grünen Blättern. Die schönste Abänderung, die man auf erhabenen Feldwiesen antrift, ist der Citronquendel, welcher den stärksten Citrongeruch von sich giebt, und sich leicht dadurch unterscheidet, obgleich aller Quendel einen angenehmen Geruch hat. Herr von Haller hatte zwar in der ersten Ausgabe der Schweizerpflanzen diese alle nicht für Spielarten erkennet, sondern einige davon als wahre Arten angenommen, in der neuern Ausgabe aber schreibt derselbe: Es kommen beym Quendel fast unzählbare Abänderungen vor, welche ich aber nicht weiter unterscheiden will, da alle andere Schriftsteller selbige vereinigen; und setzet noch hinzu, wie der Hauptunterschied in den größern und kleinern Blumen zu suchen sey. Scopoli in der zwoten Ausgabe seiner Flor. Carniolicae hat eilf Abänderungen angemerket, und durch besondere Kennzeichen unterschieden. Zuweilen erscheinen die obern Theile der Zweige ganz wollicht, Serpillum

pillum capitulis tomentosis C. B. welches von einem Insekte herrühret. Die rauche und scheckichte Sorte unterhält man öfters in den Gärten; die letzte wuchert in einem lockern warmen Boden ungemein, und überzieht in wenig Jahren ganze Beete, daher man solche zuweilen umpflanzen muß. Die rauche Sorte hält man gemeiniglich in Töpfen, da denn die Zweige über diese weglaufen, und von außen den ganzen Topf bedecken. Diese Sorte scheint zärtlich zu seyn; der Frost hat uns manchmal ganze Töpfe voll getödtet. Setzet man diese den Winter über in ein mäßig warmes Glashaus, werden sie immer grünend bleiben. Das Versetzen muß ein Jahr ums andere geschehen.

Der Quendel hat einen starken, gewürzhaften, angenehmen Geruch, und besitzt wirklich diejenigen Kräfte, welche man von andern, zumal einheimischen, gewürzhaften Pflanzen erwarten kann. Man wird durch ihren rechten Gebrauch die festen Theile stärken, die Bewegung der flüßigen befördern, auch die stockenden Säfte auflösen, und daher in der Schwäche der Nerven, Lähmungen und Brustkrankheiten, welche von einem zähen Schleim abhangen, u. s. f. guten Nutzen davon erlangen können. Herr von Linné empfiehlt den wäßrigen Aufguß bey Kopfschmerzen, welche nach einem Schmauße erfolget. Und dieses ist leicht zu glauben, indem dadurch der Magen gestärket und die Blähungen ausgetrieben werden. Man kann solchen sowohl äußerlich als innerlich gebrauchen. Man bedienet sich gemeiniglich der ganzen und blühenden Pflanze als einen Thee. Seltner wird der Aufguß mit Wein veranstaltet. Zum äußerlichen Gebrauche bereitet man daraus Bäder und Umschläge, oder bedienet sich des abgezogenen Geistes, und wesentlichen Oeles; diese beyden können auch zum innerlichen Gebrauche dienen. Alle Arten des Quendels ziehen die Bienen stark nach sich, und geben vielen und guten Honig. Auch sollen, wegen des flüchtigen campherartigen Antheiles, fast alle Thiere durch den Genuß desselben munter gemachet werden, wie Hr. Gleditsch angiebt. Nach Millers Berichte aber soll kein Thier diese Pflanze fressen. Und gewiß man würde die Stöcke nicht so häufig finden, wenn das Vieh davon fräße. Das Kraut mit Bier abgerieben, dieses ausgepresset, und den Schaafen eingegeben, soll selbigen, wenn sie schwindelicht sind, sehr wohl bekommen. Ueberhaupt erinnern wir, daß der Quendel bis hieher noch nicht ge-

nugsam von den Aerzten erkannt und untersuchet worden.

Quendel, römischer, S. Thymian.

Quenelchen.
S. Quendel.

Quequadores.

Kleine Fische, damit der Hayfisch gemeiniglich umgeben ist, und die sich auch an ihn anhängen; s. unsern Artikel, Hayen, B. III, S. 699.

Queria.

Herr Löfling hat dieses Pflanzengeschlecht einem Spanier, Jos. Quer gewidmet, welcher die in Spanien wachsenden Pflanzen aufgezeichnet, solche mit nützlichen Anmerkungen erläutert, auch dabey manches wider die Linnäische Lehrart erinnert. Die Blume hat nur eine Decke, welche aus fünf länglicht zugespitzten und stehenbleibenden Blättchen besteht, und daher für den Kelch angenommen wird; dieser umgiebt drey kurze Staubfäden, uud drey gleich lange Griffel mit einfachen Staubwegen. Der rundliche Fruchtbalg öffnet sich mit drey Klappen und enthält nur einen Saamen. Es ist dieses, wie Hr. v. Linne' selbst erinnert, mit der Minuartia genau verwandt, und der Unterschied besteht nur in der Saamenzahl; indem bey dieser statt eines, mehrere in der Frucht enthalten sind. Da aber Herr von Linne' bey andern Geschlechtern diesen Unterschied zu Bestimmung der Geschlechter nicht für hinreichend gehalten, hat Herr Böhmer solches mit der Minuartia vereiniget. Herr von Linne' führet zwo Arten an.

1) Vielblümige Queria, Queria hispanica Linn. wächst in Spanien, ist ein Sommergewächse und ganz weiß. Die Blumen stehen in einem Köpfchen bey einander, welches mit borstenartigen und auswärts gekrümmten Deckblättern besetzet ist, wodurch das Köpfchen sich an die vorübergehenden anhängt und leicht abgeht.

2) Einzeln blühende Queria, Queria canadensis Linn. wächst in Canada und Virginien. Die zäserichte Wurzel ist ausdaurend; der Stängel sehr zart, zweyspaltig und ohngefähr eine Spanne hoch; die Blätter stehen einander gegenüber, sind lanzetförmig, völlig ganz, auf beyden Flächen weiß gedüpfelt und mit spitzigen Ansätzen versehen; die kleinen grünlichten Blümchen stehen einzeln in dem Theilungswinkel des Stängels.

Quermuschel.

Quermuschel nennet Herr Müller unter den Gienmuscheln die Chama cordata L. Sie ist in die Quere gestreifet, und hat zwar eine herzförmige Gestalt, läuft aber an der einen Seite, die zugleich etwas gedrücket ist, in die Quere. Die Ribben zeigen sich nur oben, und gehen nicht bis an den Rand. Die Farbe ist gelblicht, oder ziegel- oder rostfärbicht.

Querstrichmuschel, auch eine Müllerische Benennung von Mytulus discors L. welche unter die bäuchichten Mißmuscheln gehört. Die Schalen sind ohngefähr von der Größe einer Saubohne, braun, mit einem grünen Rande, eyförmig, hornartig, fast durchsichtig, vorne die Länge herab, hinten aber in die Quere gestreifet. Die Angeln sind rückwärts gebogen. Der Aufenthalt ist an den Küsten von Norwegen und Island.

Questenkraut.

S. Hauhechel.

Queyte.

Queite, wird in Norwegen auch der Helleflynder genennet. s. diesen unsern Artikel, B. III. S. 755.

Quickenbaum.

S. Ebereschenbaum.

Quickmühle.

Mola amalgamationi inserviens, wird diejenige Mühle genannt, in welcher das Gold vermittelst des Quecksilbers von unmetallischen Theilen befreyet, und mit selbigem vereiniget wird. Die Arbeit wird Verquicken genennet. Die Quickmühle ist so eingerichtet, daß sie auf der einen Seite die Steinart, welche Gold enthält, zerstampfet, auf der andern Seite aber in dem ersten Behältnisse zu einem feinen Mehle mahlet, und in drey andern Behältnissen, worinnen sich Wasser und Quecksilber befindet, das Gold mit dem Quecksilber amalgamirt oder zusammenreibt. Agricola beschreibt dergleichen Mühle in seinem Buche de Re metallica p. 234. woselbst sich auch eine Zeichnung von selbiger befindet.

Quikoußes.

Quikoußes sollen, nach dem Richter, große Fische zu Kongo in Afrika seyn; es gedenket derselben namentlich, ohne alle andere Beschreibung, Dapper in der Naturgeschichte von Kongo; S. A. R. B. V. S. 93.

Quinquina.

S. Chinarinde.

Quintwurm.

S. Fadenwurm.

Quirinuskraut.

S. Huflattig.

Quirl.

S. Fichte und Wirtel.

Quisvelbinse.

S. Wollengras.

Quitschbeeren.

S. Eberesch baum.

Quitte, wilde, oder Bergquitte.

S. Mispelbaum.

Quittenbaum.

Der Quitten= oder Küttenbaum, Cotonia oder Cydonia, machte bis auf die Zeiten des Herrn von Linné ein eigenes Geschlechte aus, wurde aber von diesem mit der Birne und dem Apfel vereiniget, und das Geschlechte Pyrus genannt. Es sind auch hierinnen fast alle neuern Schriftsteller gefolget, und der Herr von Haller, obgleich derselbe in dem Verzeichnisse der Göttingischen Gewächse nur Birnen und Aepfel vereiniget, und die Quitte, wegen der zerrissenen Kelcheinschnitte, als ein besonderes Geschlechte beybehalten, hat doch in der Schweizerischen Pflanzengeschichte dieses gleichfalls abgeschaffet, und die Vereinigung dieser drey Geschlechter angenommen. Was demnach von den Geschlechtskennzeichen bey dem Apfel im I. Band, 344 S. angemerket worden, gilt auch von der Quitte; indessen ist es doch sehr leicht, diese von Aepfel- und Birnbäumen zu unterscheiden. Herr von Linné nimmt zwar nur die völlig ganzen Blätter und einzeln Blüthen bey der Quitte zum Unterscheidungszeichen an, und nennet daher solche Pyrus foliis integerrimis, floribus solitariis, man findet aber mehrere, welche Herr von Münchhausen im III. Theile des Hausvaters S. 325. ganz richtig angegeben. 1) Die Quitten tragen einzelne Blumen, Aepfel und Birnen blühen büschelweise; 2) bey jener kommt die Blume aus der Spitze eines neu ausgewachsenen Reises, wenn der Baum schon grüne ist; diese hingegen blühen unmittelbar aus denen schon vorm Jahre gebildeten Knospen, ehe die Blätter hervortreiben; 3) die Blumenblätter bey der Quitte sind viel größer, mehr gefärbet und rund umher ausgezahnt; 4) auch die Kelcheinschnitte sind ausgezahnt und größer, bleiben auch an der Frucht unverändert, und behalten die grüne Farbe; 5) die Frucht ist mit einem wollichten Wesen dichte überzogen; 6) in jedem Saamengehäuse liegen mehr als zween Körner; 7) der Stiel der Frucht ist ganz kurz und mit dieser genau verwachsen; 8) die Blätter sind am Rande völlig ganz und auf der untern Fläche merklich wollicht.

licht. Nach diesen Umständen wird man leicht einen Quittenbaum erkennen, wir wollen jedoch solchen nach allen Theilen beschreiben, wenn wir zuvor angemerket haben, wie Herr von Linné und die meisten neuern Kräuterlehrer nur eine wilde Stammart erkennen und annehmen wollen, welche durch die Wartung verwandelt und zugleich dadurch die Gestalt der Frucht verändert worden, hingegen Herr Miller die verschiedene Gestalt der Frucht als einen wesentlichen Unterschied angenommen, und die so genannte Birnen- und Aepfelquitte als besondere Arten unterschieden, und noch eine dritte hinzugesetzet. Herr du Roi ist diesem durchgehends gefolget und wir wollen ein gleiches thun; überlassen übrigens einem jeden die Wahl, solche entweder als wahre Arten, oder nur als Spielarten anzusehen, und bemerken nur, wie die verschiedene Güte der Frucht von diesem Unterschiede abhängt.

1) Die Birnquitte, Cydonia oblonga Mill. und du Roi. Der Stamm bleibt niedrig und im Wuchse unregelmäßig. Die Rinde an den Aesten ist braunroth. Die Blätter stehen wechselsweise an den Aesten, sind länglich eyförmig, völlig ganz, auf der obern Fläche hellgrün, auf der untern, wegen des feinen dichten wollichten Wesens, weißlich. Die Blumen kommen im May hervor und haben keinen besondern Stiel. Die Kelcheinschnitte sind eyförmig zugespitzet, am Rande fein ausgezahnt, so lang als die Blumenblätter und stehen ausgebreitet. Die Blumenblätter sind ausgehöhlt und rosenroth; die Staubfäden röthlich, die Beutel gelb und die Griffel grüngelblicht, kürzer als die Staubfäden. Die Frucht wird im October reif, erreichet zween bis fünf, auch sechs Zoll Höhe, und zween bis vier Zoll Breite, ist der Gestalt nach einer Birne ähnlich, doch laufen beyde Enden stumpf zu; der Länge nach ist sie mit Erhebungen versehen und wird dadurch eckicht. Das Auge steht in einer von acht bis zehn Vorragungen eingeschlossenen Vertiefung, und in einer ähnlichen steht auch der Stiel. Die Schale ist gelb mit einer feinen Wolle bedecket, die sich aber leicht abwischen läßt und alsdenn glatt erscheint. In jeder der fünf Saamenhöhlen liegen acht bis zehn Kerne. Man findet diese Art in Gestalt eines niedrigen Strauchs in Ungarn, Mähren, Thüringen, u. s. f. Sie wächst gern in abschüßigen steinichten Bergen unten an dem Buschholze um die kleinen Wasserfälle und Bäche. Das eigentliche Vaterland aber soll Cydon, eine Stadt auf der Insel Creta, seyn, woher auch der Na-

 me

me Cydonia abzuleiten. Von da ist solche nach Italien gekommen.

2) Die Apfelquitte, Cydonia maliformia Miller. und du Roi, wächst mit kleinen Früchten an den felsichten Ufern der Donau wild, und gleicht der Birnquitte gänzlich, nur scheinen die Blätter mehr eyförmig und die Früchte sind kürzer, runder, und daher mehr einem Apfel ähnlich.

3) Die portugiesische großblättrichte Quitte. Cydonia lusitanica Miller und du Roi. Der Stamm wächst unter den Quitten am höchsten; die Blätter sind auch größer und fast mehr herz- als eyförmig, sonst aber unterwärts wollicht; die mittlere Ader ist auf der untern Fläche roth gefärbet; die Früchte sind ebenfalls größer; die Dicke nimmt gegen das Auge, welches in einer tiefen, und mit Erhebungen umgebenen Grube liegt, merklich ab, nach dem Stiele hingegen laufen solche in eine lange stumpfe Spitze aus und sind daher birnartig. Diese sind am schmackhaftesten, weniger herbe und mehr zart von Fleische, und erhalten beym Kochen eine mehr rothe Farbe. Dieser Baum aber trägt nicht so häufig, als die beyden ersten Sorten.

Diese Quittenbäume werden durch die Kerne, Wurzelschößlinge, Ableger, Schnittlinge und am gewöhnlichsten durch das Pfropfen der Zweige auf Birnstämme vermehret, so wie auch die aus Saamen erzeugten Quittenstämmchen oder Schößlinge zum Oculiren und Pfropfen der Birn- und Aepfelzweige gebrauchet werden. Dergleichen auf Quitten gepfropfte Früchte werden nach Beschaffenheit der Sorten und anderer Umstände zuweilen merklich verbessert, zuweilen aber auch verschlimmert. Der Grund für die Quittenstämme soll nicht zu leichte, sandig und trocken, sondern etwas feuchte, fett und zugleich locker seyn. Der Quittenbaum trägt häufig, wenn er nicht sehr beschnitten wird, daher solcher lieber hochstämmig, als in Hecken und Pyramiden zu erziehen.

Das Holz vom Quittenstamme ist zwar hart, aber schwer zu bearbeiten, daher sich der Nutzen allein auf die Frucht einschränket, welche sich auch schon durch den besondern und angenehmen Geruch empfiehlt. Herr von Linné hält dafür, daß durch die Poma hesperidum und goldnen Aepfel der älteren Zeiten die Quitten zu verstehen. Wir bedienen uns dieser Früchte sowohl zur Speise, als auch Arzney, und weil selbige wegen des herben Geschmacks nicht füglich roh gebrauchet, auch nicht lange Zeit gut erhalten werden können, genießt man solche gekocht,

kocht, auf verschiedene Art mit Zucker eingemachet, auch getrocknet, ingleichen die getrocknete Schale. Wollte man die Quitten in einem Zustande erhalten, welcher dem frischen fast gleich kömmt, kann man die besten Früchte aussuchen, die Kelchblättchen oben am Auge, auch den Stiel wegschneiden, die Wolle rein abwischen und sie schichtweise in einen steinernen Topf legen; hierauf andere schlechtere und schadhafte Früchte klein zerschneiden oder zerreiben, davon einen Saft kochen, und diesen, wenn er mehrentheils kalt ist, doch ehe er gerinnet, über die Quitten im Topfe gießen, daß sie damit bedecket sind. Da die Quitten unter dem Safte leicht in die Höhe steigen möchten, leget man etwas schweres darauf, damit sie unter dem Safte erhalten werden. Hierauf wird der Topf zugebunden und an einem trockenen kühlen Orte aufbewahret. Wenn man davon Gebrauch machen will, nimmt man von den Früchten, auch von dem Safte so viel als nöthig ist heraus, schälet die Früchte und schmoret sie, gleich den frischen Quitten, mit dem Safte. Man darf aber die Früchte nicht eher herausnehmen, als bis sie gekocht werden sollen, indem sie gleich schwarz werden, wenn sie an der Luft liegen. Wenn man gleich anfangs viel Wasser und etwas Wein dazusetzet, und sie langsam kochen läßt, damit sie genung Brühe behalten, werden sie schön roth. Wie die Quitten auf verschiedene Art einzumachen, Quittensaft, Quittenbrod oder Käse, auch Wein daraus zu bereiten, hat Herr von Münchhausen am angeführten Orte deutlich beschrieben. Der Quittenwein ist am leichtesten zu verfertigen. Man presset geriebene Quitten durch ein Tuch, thut den Saft in ein Glas, läßt ihn eine Nacht über darinnen stehen, daß er sich setzet, seiget ihn hierauf durch ein Haartuch, gießt das Klare in Bouteillen, oben auf ein wenig Baum- oder Mandelöl, stöpselt die Flaschen und setzet sie in den Keller. Es hält sich dieser Wein einige Jahre bey gutem Geschmacke. Das Quittenelixir, dessen Zubereitung Herr von Münchhausen beschrieben, wird sich wegen des Geschmacks und Nutzens empfehlen, daher wir solche auch hier angeben wollen. Man schneidet Quitten klein, gießt Wein darauf, und zieht diesen auf die gewöhnliche Art über die Quitten. Zu vier Quartieren von diesem abgezogenen Weine nimt man ein halb Pfund Zimt, zerbricht solchen in kleine Stückchen, legt ihn in eine Bouteille und gießt den Wein darüber; ferner schneidet man Quitten klein, presset davon etwa ein Viertel Quartier aus,

läßt solchen mit einem halben Pfunde Zucker läutern und gießt dieses, wenn es erkaltet, zu jenem, darauf läßt man es auf einem warmen Ofen acht bis vierzehn Tage stehen und verwahret hernach dieses Elixir in der Bouteille in einem kühlen Orte. Ein Löffel voll davon eingenommen, wird diejenige Wirkung leisten, welche man sonst von den Quitten erwarten kann. Die vornehmste Kraft der Quitten besteht in Stärkung der festen Theile, sonderlich der ersten Wege und werden daher bey geschwächter Verdauung, Durchfällen und dergleichen Krankheiten nützliche Dienste leisten. Der Trank von abgekochten Schalen ist ein gutes Gurgelwasser, wenn das Zäpfchen und andere Theile im Munde schlapp und durch angehäuften Schleim geschwollen sind. An der Schale der Saamen, auch wenn sie getrocknet sind, klebet viel schleimichtes Wesen, welches sich in dem aufgegossenen Wasser leicht auflöset. Es hat solches vor andern dergleichen nichts besonders, und besitzt eben die Kräfte, welche wir oben bey dem Psyllensaamen angemerket haben. Mit Rosenwasser aufgelöset wird solches vorzüglich bey entzündeten und schmerzhaften Augen empfohlen.

Herr Siefert hat mit der Rinde in Absicht auf die Färberey Versuche angestellet, woraus man sich aber nichts sonderliches versprechen kann. S. Kenntniß der Pflanzen, die Malern und Färbern nützen, S. 419.

Quittenhänfling.

Linaria pectore subluteo, eine Art Hänflinge mit gelber Kehle und gelbgraulicher Brust.

Quojas-Morrow.

Es giebt eine große Art von Pavianen, Quojas-Morrow, oder Worrow, und von den Portugiesen el Selvage, oder der Wilde, genannt. Er ist häßlich, wohl fünf Fuß lang, mit einem großen Kopfe, dickem Leibe und Aermen. Er lernet leicht auf den Hinterfüßen gehen, ein Gefäß mit Wasser auf dem Kopfe tragen, und dergleichen Arbeit verrichten. Er ist der Oran-Utang von Borneo und Java, oder der Champaniz, davon einer letzt aus Afrika nach England gebracht worden; und scheint der schon oben, auf der 264 S. beschriebene Pavian zu seyn. S. a. Reisen, B. III. S. 321. und B. V. S. 90. f. auch Müllers Natursystem, B. I. Artikel, der Nachtmensch, S. 109. und folgende; desgleichen unsere Artikel, Affe und Oran-Utang.

Folgende Artikel sind zu den angemerkten Seiten einzuschalten.

Zu S. 82 b.

Nebbe-Sild.

Nebbe-Sild wird auch Sål, ingleichen Acus Mariae, Mariä Sye-Naal, die Nähnadel Mariä, nach Pontoppidans Norwegischer Naturhistorie, Th. II. S. 261. vermuthlich wegen dessen langer und sehr schmaler Gestalt, genannt. Ich besitze einen, schreibt der Autor, der über drey Viertel einer Elle lange, und dabey am Leibe nicht dicker, als eine Schreibefeder, ist, und sein Schwanz, der fast die Hälfte des Fisches ausmachet, ist nur so dünne, wie ein Strohhalm, zuletzt aber ganz spitzig, wie ein Zwirnsfaden. Der Kopf sowohl, als das übrige, ist eckicht, und der Mund ist wie ein Schnabel, doch hat er, ganz am äußersten Ende, eine kleine Erhöhung oder Fläche, wie eine Schnauze. Es ist nicht seine Weise im Wasser selbst sich aufzuhalten und zu verwahren, sondern man findet ihn im nassen Sande am äußersten Ende des Ufers. Daselbst pfleget man ihn mit einem Spaten auszugraben, und ihn hernach als Köder an die Angelruthe zu hängen; denn zu etwas anders wird er hier nicht gebrauchet; aber wohl im Mittelmeere, wo er, nach Gesners Berichte, S. 49. gesalzen, als etwas delicates, gespeiset wird. In Nordland, wie man saget, soll er auch von einigen eingesalzen und mit Vergnügen gespeiset werden. Der Uebersetzer, J. A. Scheibe, setzet hinzu: der Beschreibung nach scheint dieser Fisch eben derselbe zu seyn, der im X. Theile der Schwedischen Abhandlungen, S. 197. Lumbricus punctis prominulis, oder Lumbricus marinus, ingleichen Pyr, oder Sandorm, Sandwurm, genannt wird. Daß dieser Pyr oder Sandwurm aber ein anderer Fisch sey, als derjenige, der im folgenden unter diesem Namen, Pür, vorkömmt, wird man gar bald sehen; obschon Herr Kalm die Gestalt seines Pyrs zu beschreiben vergessen hat. Bey dem Bellonius ist er Typhle marina; auch nach Gesnern. Nach eben dem Pontoppidan, Dän. Naturhistorie, S. 191. heißt er auch Stork, Havnaal d. i. Seenadel, und ist Syngnathus Acus, Linn. gen. 141. sp. 2. s. unsern Artikel, Nadelfische, die zwote Gattung und Havnaal, B. III. S. 694.

Zu

Zu S. 83 a.

Regenogen.

Regenogen, oder Steen - Sue, dänisch, d. i. Neunaugen, Steinsauger, wird nach Undalins Berichte in Store - Mioes, wie auch in andern frischen Wassern gefangen, insonderheit in den Ströhmen Mandal und Undal, wo er oft so dicke ist, wie ein Arm, obschon die Länge nur eine Elle beträgt. Allhier wird er nicht so, wie außerhalb Landes, für eßbar, sondern am wenigsten für einen schmackhaften Fisch gehalten. Nach dem Willughb. p. 104. ist diese, von ihm so genannte Muraena ob venenatam qualitatem non immerito suspecta; quin et mandentibus, vt recte Aldrouandus, suis aristis plurimum fastidii parit. Dieser Fisch pfleget, so wie der Lachs, gegen die Wasserfälle zu springen, um hinauf in die Flüsse zu kommen; wie auch mit seinen scharfen Zähnen sich in den Klippen fest zu beißen, daher er auch den nordischen Namen, Steen - Sue, Steinsauger, erhalten hat. Pontoppid. Norw. Naturhist. Th. II. S. 262. Nach eben demselben, Dän. Naturhist. p. 185. ist er, Petromyzon fluviatilis, Linn. gen. 129. sp. 2. Neunauge, Lamprete. s. diese Artikel, besonders unter unsern aalförmigen Fischen, B. I. S. 28. u. f. Noch merket unser dänischer Schriftsteller mit an, daß dieser Fisch von einigen für eine Art einer Seeschlange, aber ganz unrichtig, angesehen werde; denn, da er Finnen habe, sey er ein Fisch. Er habe nicht neun Augen, sondern so viele Flecke, und werde für delikat gehalten.

Zu S. 128 a.

Nesselkönig.

Nesselkönig oder Winterkönig, passer trochlodytes, wird diejenige Art der Zaunkönige genannt, die den Winter hindurch bey uns bleiben, und sich an Zäunen und Gemäuern fleißig sehen lassen. Er heißt deswegen auch Schneekönig. S. Zaunkönig.

Zu S. 404 b.

Pege Reyes.

Pege Reyes ist eine Art von Königsfischen; s. diesen unsern Artikel, B. IV. S. 654.

Zu S. 405 a.

Peixes - Mantos.

Wir sahen in dieser See bey den Hafen Puri palem, auf neun und vierzig Grad Norderbreite, Rochen, die wir Peixes mantos nenneten, von vier Faden im Umfange, und mit Schnauzen, wie ein Ochse.

Ochse. S. A. Reisen, B. X. S. 398.

Zu S. 405 a.

Peixe Viola.

Peixe Viola nennen die Portusen den Brasilianischen Fisch des Marcgravs, Puraque; s. diesen baldfolgenden Artikel.

Zu S. 405 b.

Pelikan.

Ein alter Name, welcher der Kropfgans zukömmt. s. diesen Artikel, auch Löffelgans.

Zu S. 474 a.

Pferd-Makrele.

Müller nennt zwar den Scomber Hippos. Linn. gen. 107. sp. 7. den Pferdbrachsem, der aber der Engländer Horsemakrell ist, und also eigentlicher Pferdmakrele zu nennen. s. unsern Artikel, Makrele, B. V. S. 326.

Zu S. 489 a.

Pfinnen.

Pfinnen sind, nach dem Chomel, eine Gattung gar kleiner Fischlein, welche, absonderlich in Oesterreich ob der Ens, in dem so genannten Kammer- oder Attersee, meistentheils um Michaelis, in die sechs Wochen nach einander, auch wohl zuweilen im May, jedoch alsdenn nicht so häufig, gefangen werden, und keine ordentliche Laichzeit haben. Diese Art Fischlein ist so delicat und zart, daß sie abstehen, so bald sie aus ihrem Mutterwasser kommen, und müssen daher sogleich gesotten werden.

Quid-

Quidquid in his igitur vitii malus abstulit error,
Emendaturus, si licuisset, eram.

In dem Artikel, Krampffisch, B. IV. S. 736. lin. 11. ließ nach Torpedo Linn. — doch hat er der aalförmigen Art der Torpille am Beschlusse mit erwähnet. — nach Gymnot. El. l. — nicht gemachet, mit welchem neuerlichst Hunter, — nach Torpedo Linn. l. — mit diesem und dem Gymnotus — statt derselbe, — l. und dieselben — statt Gymn. El. l. Raia, gemacht zu Livorno. — S. 739 lin. 8. ließ Torpedo Raia — statt nämlich — l. nicht — nach Gymn. El. Linn. muß (Rai. Torped. Linn.) wegfallen. — S. 740. lin. 20. ließ nach Torpedo-Raia, ist Kämpfer übergangen — nach angeführt — ließ — es haben aber beyde solches — und letzterer nicht von dem damals noch sehr unbekannten Gymn. El. behauptet. s. unsern Tractat: Historia Torpedinum repetita, c. III. Tabb. aenn. Wittenb. 1778. 4to.

Ende des sechsten Bandes.